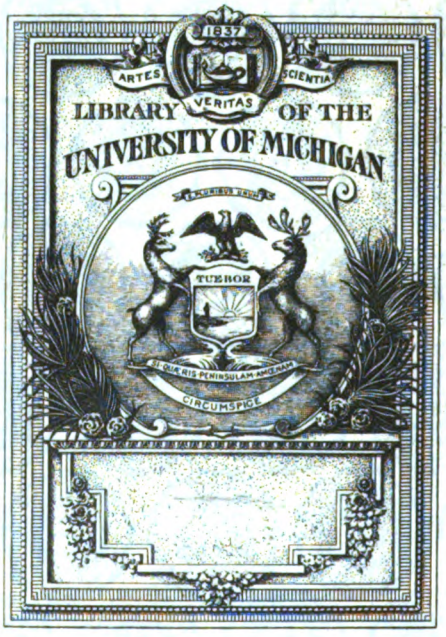
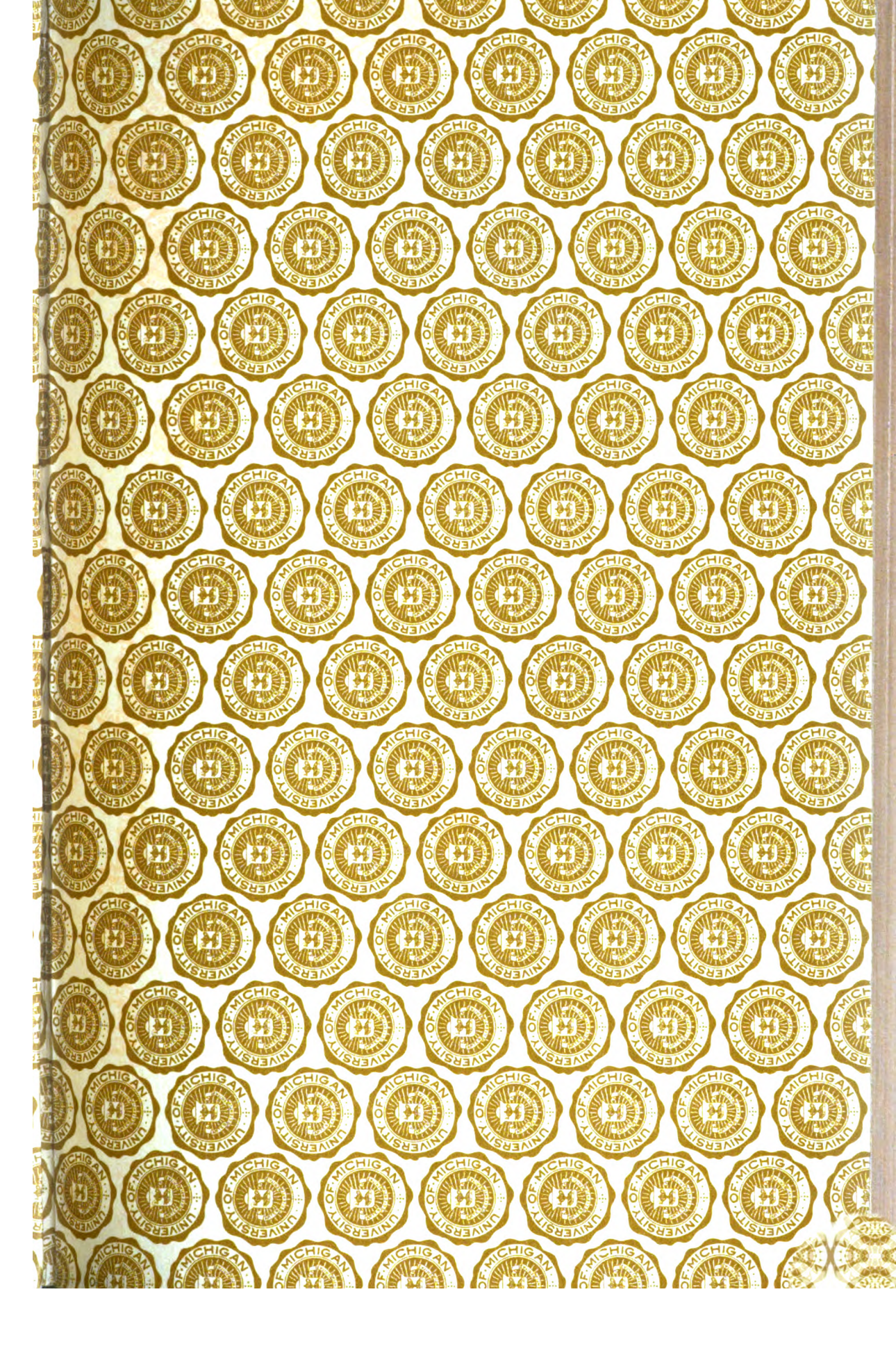
B 3 9015 00240 809 7
University of Michigan - BUHR


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE


UNIVERSITY OF MICHIGAN

GN
700
.M25

Geſellſchaft für deutſche Vorgeſchichte

Mannus

Zeitſchrift für Vorgeſchichte

begründet und herausgegeben von

Prof. Dr. Guſtaf Koſſinna

17. Band (1925)

Mit 266 Abbildungen im Text und 32 Tafeln

Leipzig • Verlag von Curt Kabitzſch
1926

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.

Druck der Universitätsdruckerei H. Stürtz A. G., Würzburg.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Abhandlungen und Mitteilungen 1, 161, 257
Aus Museen und Vereinen 122, 242
Nachrichten 156, 242, 395
Bücherbesprechungen 126, 243, 377

Adrian, Walther: Eine mesolithische Siedelung bei Bielefeld. Mit 5 Textabbildungen 279
Andree, Julius: Altsteinzeitliche Funde aus Westfalen. Mit 2 Abbildungen im Text 60
Bayer, J.: Das Ende des Kampfes um Munzingen 231
Becker, A.: Frühneolithische Funde aus der Staßfurter und Leitzkauer Gegend. Mit 37 Textabbildungen 65
Belz, R.: Vorgeschichte und Schule 230
Bethge, W.: Die Abgrabung des Mühlenberges in Osternienburg, Kr. Köthen . . 374
Burkhardt, Robert: Vineta. Mit 1 Karte im Text 112
Burkhardt, Robert: Schlußwort zur Entgegnung über Vineta von W. Petzsch. . 369
Dibbelt, Otto: Bericht über die Funde bei Neuhof (Kreis Bublitz, Reg.-Bez. Köslin, Pommern) vom 27. Sept. 1923 90
Fuhse, F.: Fundstücke des 3. und 4. nachchristl. Jahrhunderts aus nächster Nähe der Stadt Braunschweig. Mit 17 Textabbildungen 105
Günther, A.: Die große Erdfestung der jüngeren Steinzeit zwischen Urmitz und Weißenthurm. Mit 17 Textabbildungen 161
Heck, H.: Literatur zur Vor- und Frühgeschichte Hessen-Nassaus. 1900—1922. II. Kurhessen 221
Heß v. Wichdorff, Über die äußerste Westgrenze der letzten Vereisung in Norddeutschland. Mit 1 Karte im Text 218
Hörter, Peter: Zur Frage der Steinspaltung in vorgeschichtlicher Zeit. Mit 1 Textabbildung und Tafel I 72
Hörter, Peter: Ein germanisches Gräberfeld bei Mayen (Rheinland). Mit 8 Abb. auf Tafel III—VIII 196
Jahn, M.: Die erste Ausgrabung des Megalithgrabes von Wulfen in Anhalt . . 110
Jung, Erich: Irmensul und Rolandsäule. Mit 15 Abbildungen im Text 1
Kadner, Albert: Homo Kiliensis — ein nordischer Urmensch. Mit 26 Abbildungen und 1 Tabelle auf Tafel IX—XV 257
Knoke, Friedrich: Die Herkunft des Namens Germanen 336
Knoop, L.: Subfossile Knochenreste aus dem Untergrunde der Stadt Braunschweig 194
Koenen, Konstantin: Germanische Gefäße frührömischer Kaiserzeit. Mit 1 Textabbildung 206
König, M.: Hausurnenfund bei Frose in Anhalt. Mit 6 Abbildungen auf Tafel XXIII und XXIV 333
Kossinna, Gustaf: Nordische oder asiatische Urheimat der Indogermanen? . . . 237
Krebs, Albert: Zwei spätneolithische Becher aus Westfalen. Mit 3 Abbildungen auf Tafel XXI 284
Kühn, Herbert: Ursprung und Entwicklung der paläolithischen Kunst. Mit 9 Abbildungen auf Tafel XVI—XX 271
La Baume, Wolfgang: Beitrag zur Kenntnis der Vorgeschichtsforschung in Ostdeutschland 119
Moschkau, Rudolf: Nachtrag zum germanischen Haaropfer 121
Müller, Paul: Ein germanischer Bronzeschatzfund aus Hermsdorf in der Neumark. Mit 7 Abbildungen im Text 75
Petzsch, W.: Vineta. Eine Entgegnung 367
Prietze, Hermann Albert: Was man von den Bückeburgern lernen kann 370
Rademacher, E.: Entgegnung auf K. Koenens Aufsatz 208
Richter, O. und Jahn, M.: Eine neue keltische Schwertform aus Süddeutschland. Mit 4 Abbildungen im Text und Tafel II 92
Rodrian, H.: Ein Begräbnisplatz früher Eisen- und Latènezeit im Kreise Schweinitz, Prov. Sachsen. Mit 84 Textabbildungen 309
Schultz, Wolfgang: Tierköpfe mit tierverzierten Feldern in Oseberg und Wendel. Mit 27 Abbildungen im Text und auf Tafel XXV—XXXII 344

Seite

Schulz, Walther: Über Hausurnen. Mit 8 Textabbildungen 81
Schwartz, Emil: Beiträge zur Rethrafrage 210
Stampfuß, Rudolf: Das Vordringen der Germanen zum nördlichen Niederrhein und die Ausbreitung der Harpstedter Kultur. Mit 12 Abbildungen und 1 Karte im Text sowie Tafel XXII 287
Wilke, Georg: Weitere Beiträge zur Frage der Mondmythenmotive in der vorgeschichtlichen Kunst. Mit 26 Textabbildungen 35

Bücherbesprechungen.

Åberg, Nils: Franken und Westgoten in der Völkerwanderungszeit (W. Gaerte) . 139
Åberg, Nils: Goten und Langobarden in Italien (W. Gaerte) 141
Åberg, Nils: Förhistorisk nordisk Ornamentik (M. Jahn) 396
Almgren, Oscar: Studien über nordeuropäische Fibelformen. 2. Aufl. (M. Jahn) 136
Behrens, G.: Denkmäler des Wangionengebietes (M. Jahn) 135
Brockhaus, der Kleine: Handbuch des Wissens in einem Bande 155
v. Buttel-Reepen: Über Fensterurnen (Schulz-Halle) 390
Caemmerer, Erich: Die Alteburg bei Arnstadt (Schulz-Halle a. d. S.) 384
Daqué, Edgar: Urwelt, Sage und Menschheit (Schultz-Görlitz) 253
Diculescu, Const. C.: Die Gepiden I. (M. Jahn) 137
Eiszeit, Zeitschrift für allgemeine Eiszeitforschung (A. Mahr) 126
Frobenius-Obermaier: Hàdschra Màktuba (H. Kühn) 254
Geschwendt, Fr.: Wandern und Zeichnen (M. Jahn) 141
Gorsleben' Rud. John: Die Edda. 2 Bände (Otto S. Reuter) 154
Götze-Festschrift: Studien zur vorgeschichtlichen Archäologie (M. Jahn) 392
Gummel, Hans: Der Pfahlbau Moosseedorf bei Bern (H. Reinerth) 133
Gummel, Hans: Aus Pommerns Vorgeschichte (O. Kunkel) 391
Haas, E.: Burgwälle und Hünengräber der Insel Rügen in der Volkssage (F. Klinghardt) 391
Hoernes-Menghin: Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa (H. Kühn) . . . 153
Jahrbuch des Historischen Museums Bern (H. Gummel) 395
Jensen, Hans: Geschichte der Schrift (F. Bork) 386
Keller-Tarnuzzer und Reinerth: Urgeschichte des Thurgaus (H. Gummel) . . 249
Mayer, Maximilian: Molfetta und Matera (W. Gaerte) 385
Mitteilungen der Sammlung vaterländischer Altertümer Greifswald. Heft 1 (Hans Gummel) 129
Paudler, Fritz: Die hellfarbigen Rassen und ihre Sprachstämme, Kulturen und Urheimaten (K. F. Wolff) 243
Petzsch, W.: Rügens Hünengräber und die ältesten Kulturen der Insel (H. Gummel) 250
Pfahlbauten. X. Bericht. Von Viollier, Sulzberger, Scherer, Schlaginhausen, Hescheler und Neuweiler (O. F. Gandert) 135
Prähistorische Sammlung des Niederösterr. Landesmuseums. Heft 2 der Materialien usw. (M. Jahn) 138
Reinerth, Hans: Chronologie der jüngeren Steinzeit in Süddeutschland (Fr. Wagner) 381
Scheidt, Walter: Die eiszeitlichen Schädelfunde bei Nördlingen (E. Fritzweiler) 132
Scheidt, Walter: Die Rassen der jüngeren Steinzeit in Europa (K. F. Wolff) . . 377
Scheidt, Walter: Die Rassen der jüngeren Steinzeit in Europa (G. Kossinna) . . 380
Schlender, J. H.: Germanische Mythologie, Religion und Leben unserer Urväter (O. S. Reuter) 254
Schmidt, Ludwig: Geschichte der germanischen Frühzeit (M. Jahn) 255
Schneider, Hermann: Gesammelte Aufsätze (W. Schultz-Görlitz) 250
Schuchhardt, C.: Die frühgeschichtlichen Befestigungen in Niedersachsen (Knoke) 151
Schultz, Wolfgang: Zeitrechnung und Weltordnung (F. Bork) 142
Schulz, Walther: Die germanische Familie in der Vorzeit (M. Jahn) 256
Sinning, R.: Der Runenschlüssel zum Verständnis der Edda (O. S. Reuter) . . . 255
Staffe, Adolf: Über die Wild- und Hausschweine der Sudetenländer (O. F. Gandert) 145
Staehle, K. F.: Urgeschichte des Enzgebietes (R. Stampfuß) 142
Stegmann v. Pritzwald: Rassengeschichte der Wirtschaftstiere (O. F. Gandert) 146
Strzygowski, Jos.: Die Krisis der Geisteswissenschaften (H. Kühn) 151
Tackenberg, Kurt: Die Wandalen in Niederschlesien (Schulz-Halle) 247
Tschumi, Otto: Vor- und Frühgeschichte des Oberaargaues (H. Gummel) 131
Tschumi, Otto: Die archäologische Abteilung des Historischen Museums Bern (H. Gummel) 131
Witz, Hermann: Bilder aus der Vorgeschichte (Fr. Wagner) 254
Wohlrab, E. H.: Urgeschichte im vierten Schuljahr (B. Hogrebe) 396
Želizko, J. V.: Felsgravierungen der südafrikanischen Buschmänner (H. Kühn) . . 152

Abhandlungen und Mitteilungen.

Irmensul und Rolandsäule.

Ein Beitrag zur Rechtsarchäologie.

Von Erich Jung.

Mit 15 Abbildungen im Text.

Jakob Grimm hat einen Zusammenhang zwischen der Rolandsäule und der Irmensäule vermutet.

„Die ungemeine Verbreitung der Rolandsäulen in vielen Städten des nördlichen Deutschland (außerhalb Niedersachsen, Westfalen, Obersachsen und Thüringen kommen sie nicht vor; namentlich auf fränkischem Boden nicht) ist merkwürdig genug. Ihr bloßer Bezug auf den Marktbann oder die Ausübung der Gerechtigkeit reicht nicht aus. Der Sitte des sächsischen Volks, solche Säulen aufzurichten, muß ein uralter, wahrscheinlich noch in dem Heidentum wurzelnder Grund untergelegt werden. Die Benennung nach Roland ist später, schwerlich vor dem 12. oder 13. Jahrhundert, hinzugetreten. Unter einem Volksstamm, der früher an die Irminsäule gewohnt war, begreift sich das haften der Rolandsäulen ohne Mühe (vgl. Deutsche Mythologie S. 692). Es scheint, daß die älteren Götterbilder nach der Bekehrung noch eine Zeitlang als Heldenbilder mit teilweise oder gänzlich verändertem Namen geduldet wurden“[1]).

Dieser letztere, von Grimm hier nur vermutete Zusammenhang ist inzwischen in zahlreichen Fällen als wirklich vorhanden nachgewiesen worden, so die Nachfolge Wodan-St. Oswald, von Grimm vorwiegend aus sprachlichen Gründen vermutet; die Nachfolge Wodan-St. Michael. Die Lindwurmbekämpfer der Helden- und Göttersage werden ersetzt durch die christlichen Drachenkämpfer Michael und Georg.

Hierzu hat besonders die neuere Forschung über die Patrozinien der frühen Kirchengründungen bemerkenswerten Stoff geliefert (Hastlinger, Dorn u. a.). Grimm hat überhaupt jene Aufstellung nur als Vermutung gegeben und eine eingehendere Begründung nicht versucht.

[1]) Vgl. Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, 1841, Sp. 804; Jakob Grimm, Besprechung von J. M. Lappenberg, Bremische Geschichtsquellen. Vgl. ferner: Jakob Grimm, Irmenstraße und Irmensäule, Wien 1815. In dem Vortrag der Akademie der Wissenschaften in Berlin, vom 27. Juli 1843 über deutsche Grenzaltertümer, erwähnt Grimm diese früher und auch noch einige Jahre vorher ausgesprochene Meinung nicht mehr; auch da nicht, wo er von Malbäumen, Lochsteinen, Pfählen als Marksteinen spricht.

Der Rechtsgeschichtler Heinrich Zöpfl[1]) sah in den Rolandsäulen Königsbilder, und zwar vorwiegend Ottos II., „des Roten"; diese seien aber im Volke und in dessen Vorstellungen vielfach mit den vorchristlichen Kultzeichen und Sinnbildern verwachsen, die uns in der Überlieferung als Irminsul, Thiodut und ähnliche heilige Zeichen, Grenzzeichen, Bezeichnungen der Gerichtsstätte, der Versammlungsstätte begegnen.

Die oben erwähnte (mythologische)[2]) Deutung der Rolande ist durch die große Anzahl der neueren Erklärungsversuche in den Hintergrund getreten. „Weder ein germanischer oder slawischer Gott, noch ein christlicher Heiliger, weder Marktkreuz noch Friedenskreuz, nicht eine Königsstatue und nicht einmal ein Grafenbild"; so faßt Karl Heldmann (a. a. O., S. 104) die bisherigen Erklärungsversuche zusammen, fährt dann aber fort: „sondern nur eine harmlose Spielfigur, die mit dem Schwert bewaffnete Kolossalgestalt des Helden von Ronzeval, das Objekt eines von Haus aus ganz ernsten Waffenspiels der patrizischen Jugend Magdeburgs; das war das älteste Rolandsbild auf deutschem Boden." Mit dieser, wie er glaubt, abschließenden Erklärung[3]) hat nun Heldmann aber seinerseits ebenfalls keineswegs allgemeinen Beifall gefunden.

Abb. 1. Der Roland in Halle.

Die bisherige Erörterung der Frage, die zu einem großen Teil von Rechtsgeschichtlern (u. a. Heinr. Zöpfl, Siegfried Rietschel, Richard Schröder) ausging und in Archivrat Georg Sello einen Sonderbearbeiter mit entsprechender, die meisten anderen Mitbearbeiter überragender Beherrschung des weitverteilten Stoffs gefunden hat, sucht in der Hauptsache, nämlich in der Frage nach der Herkunft und ursprünglichen Bedeutung der Rolandsbilder, auf schriftliche Überlieferung aufzubauen; wenn sie auch z. T. durch die Art des Stoffes zu archäologischem Arbeiten gezwungen waren. So hat Richard Schröder seine Meinung, daß die Rolandsäule mit dem Marktrecht zusammenhänge, wesentlich auf ein bestimmtes Denkmal aufgebaut, von dem sich allerdings dann später herausstellte, daß es in wesentlichen Teilen neuzeitlich ergänzt war. So hat man aus der Gewandung der Rolandsgestalt, aus dem feierlichen Anfassen des Schwertes, aus der Barhäuptigkeit gewisser Rolande, besonders des Rolandes von Halle, der in seiner jetzigen Gestalt zwar dem 18. Jahrhundert entstammt, der aber eine getreue Nachbildung seines älteren Vorgängers zu sein scheint, gewisse Schlüsse gezogen; in Verbindung mit Vorschriften des Sachsenspiegels über das Verhalten des Richters.

Die von v. Amira so glücklich eingeleitete Rechtsarchäologie steckt noch in den Anfängen. Die Denkmälervergleichung kann, wie mir scheint, für die

---

[1]) Die Rulandsäule. Eine rechts- und kunstgeschichtliche Untersuchung; in Altertümer des Deutschen Reichs und Rechts, Bd. 3, 1861.

[2]) Vgl. dazu Karl Heldmann, Die Rolandsbilder Deutschlands 1904; S. 48ff., die Rolandsmythologen.

[3]) Vgl. Karl Heldmann, Rolandsspielfiguren, Richterbilder oder Königsbilder? 1905, S. 205.

Frage der Rolandsäulen noch wesentliche Klärung bringen. Ich verstehe dabei „unter dem wunderlichen und nur durch den Gebrauch verständlichen Namen Archäologie" (Friedr. Köpp) die fachmännische Sammlung und Vergleichung der vorhandenen Denkmäler und die sorgfältige Verfolgung ihrer bildgeschichtlichen Zusammenhänge nach rückwärts. Daß dieses besondere Verfahren dann bei jeder allgemeineren Frage der deutschen Altertumskunde stets durch Schrifttumsgeschichte und Sprachgeschichte ergänzt werden muß, versteht sich von selbst.

Die archäologischen Tatsachen, die ich in der Rolandfrage fruchtbar machen zu können hoffe, sind aber folgende; ich fasse sie hier vorweg zusammen, um den leitenden Faden der Untersuchung deutlicher zu machen. In Obermarsberg a. d. Diemel treffen, was schon Zöpfl hervorgehoben und benutzt hat, eine sichere geschichtliche Überlieferung über die Irmensul, die Nachricht von der Eroberung der Eresburg und der dabei erfolgten Zerstörung der Irmensul, und zwei noch vorhandene Denkmale zusammen; nämlich ein Rolandbild und ein zweites, ebenfalls in diesem Zusammenhang schon aufgefallenes, aber meines Erachtens noch nicht richtig gedeutetes Säulendenkmal. Die Überlieferung, daß die gestürzte Irminsul von der Eresburg später wieder aufgefunden und zur endgültigen Austreibung des ihr anhaftenden heidnischen Wesens in den Dom zu Hildesheim verbracht worden sei, wird durch ein dort noch vorhandenes Denkmal, beziehentlich durch eine mit diesem Denkmal verbundene Überlieferung gestützt, deren Alter sie für unsere Zusammenhänge wertvoll macht, ganz abgesehen von ihrem etwaigen tatsächlich-geschichtlichen Kern.

Heinrich von Herford erzählt, daß die Sachsen nach ihrem Siege über die Franken von 1115 ein Siegeszeichen, den Thiodut, errichtet hätten, das der im Jahre 531 als Denkmal ihres Sieges über die Thüringer errichteten Irmensul offenbar sehr ähnlich ist. Dieser Bericht wird unterstützt durch die archäologische Tatsache, daß heute noch an der Stelle jener Schlacht am Welfesholze ein Malstein steht, der heute noch als heilig und zauberspendend angesehen wird.

Neben den Denkmälern können die Tatsachen der Volksüberlieferung aufschlußreich werden; neben dem schon erwähnten Thiodut, jetzt Hoyerstein, von 1115, besonders das am dritten Pfingsttage bei Questenberg i. Thür. auf einem Berge gefeierte Questefest, wobei ein hoher Baumstamm (Truncus) aufgerichtet und mit Weihegaben behängt wird; in Questenberg, wo ein Rolandbild steht; wo also ebenfalls Säulenmal und Rolandsäule in unmittelbare Berührung kommen, wie in Obermarsberg. —

Die Grimms haben die von ihnen sozusagen erst geschaffene Germanistik wesentlich auf Schrifttumsgeschichte und Sprachgeschichte aufgebaut. Volkskundlichen Stoff haben sie zwar schon so viel sie konnten für die Zwecke der deutschen Altertumsforschung herangezogen. Aber eine planmäßige Sammlung und Verwertung dieses Stoffs, eine wissenschaftliche Volkskunde, ist doch erst jüngerer Geburt. Besonders einigen Nachfolgern der Grimms, den Simrock, Panzer, J. W. Wolf u. a. hat man nicht ganz ohne Grund vorgeworfen, daß bei der Verwertung jener Dinge für ihre Untersuchungen die Schärfe der Prüfung und der notwendige Zweifel etwas sehr zurückgedrängt worden seien durch den lebhaften Wunsch nach bestimmten Ergebnissen. Hier haben wir nun heute in dem riesigen Stoff, den die treue Einzelarbeit, besonders der landschaftlichen Vereine für Volkskunde, inzwischen zusammengetragen hat, eine sehr viel zuverlässigere Unterlage als sie — sehr begreiflicherweise —

diejenigen Forscher haben konnten, die überhaupt erst und bahnbrechend die Aufmerksamkeit der Forschung auf diese Dinge lenkten.

Die vorhandenen Denkmäler selbst aber sind entschieden bisher ungebührlich vernachlässigt worden von der Germanistik. Ich bringe dafür, unter vielen möglichen, hier nur ein einziges Beispiel, weil dieses für die hier gesuchten Zusammenhänge bedeutsam ist. An der Walderichskirche (nicht der Kapelle) in Murrhardt in Württemberg findet sich ein steinernes Bogenfeld aus staufischer Zeit. Von ihm kann man durch Vergleichung mit anderen Darstellungen an Kirchen mit völliger Bestimmtheit sagen, es ist darauf dargestellt, wie der christliche Priester mit dem Weihwedel den ungeschorenen, im Gegensatz zu dem Christenpriester mit langem Bart und Haar versehenen Heidenpriester und dessen Sonnensinnbild bannt. So lebendig war damals, zu so später Zeit, noch der vorchristliche „Aberglaube", daß der christliche Auftraggeber dieser Bildnerei solche Festnagelung des heidnischen Wesens für nötig hielt.

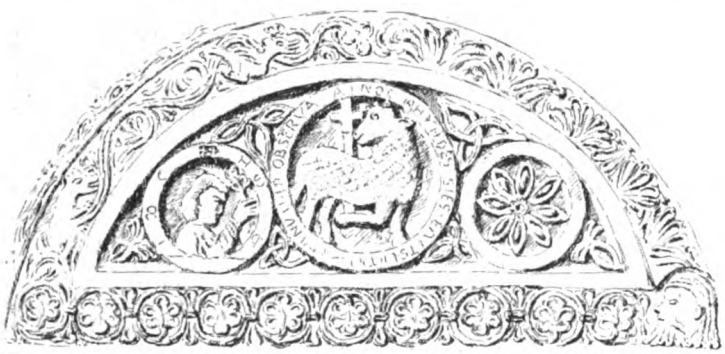


Abb. 2. Bogenfeld aus Murrhardt; das Lamm, mit der Kreuzesfahne, führt seine Herde, nach der es sich umschaut, gegen das Heidentum: Sonnensinnbild und in der rechten Ecke Heidenpriester.

Wiederherstellungen und Wiederbelebungsversuche von gelehrter Seite sind, so gut gemeint sie vielfach sein mögen, immer am gefährlichsten für die Forschung, weil sie die echte Überlieferung verwirren[1]).

Südlich von Hildesheim, an der Eisenbahnstrecke nach Kreiensen, Haltestelle Harbarnsen, liegt ein Dorf, das heute auf den Karten amtlich Irmseul genannt wird. In der Mundart, die natürlich allein maßgebend ist, heißt es Armsüll (kurz) oder Armsül (lang). Die Auskünfte der Einwohner lauteten darin verschieden. Die amtliche Benennung Irmseul beweist also an sich

[1]) Und die unbewußte Überlieferung, — wenn der freilich nicht ganz einwandfreie Ausdruck erlaubt ist — ist die beste. Im Stadtplan Friedberg in der Wetterau erkennt man, worauf Ernst Kornemann gelegentlich hingewiesen hat, noch genau die römische Straßenanlage des Lagers und Lagerdorfs, ebenso wie in der dortigen Ackerflur, nach Meitzen, bis zur Verkoppelung am Ende des 19. Jahrhunderts, die Linien der römischen Ackervermesser erhalten waren. Der Bezirk des eigentlichen Lagers aber lebte als politischer Bezirk bis zum 1. Januar 1900; bis dahin galt nämlich in dem Stadtbezirk Burg, — das heißt in der Reichsburg, dem Sitz der Burgmannen, die sich im früheren Kastrum und mit Benutzung von dessen Befestigung angesiedelt hatten — das vom Friedberger Stadtrecht und vom Solmser Landrecht der Umgegend abweichende Friedberger Burgrecht. Friedberg ist einer der Orte, wo die Kontinuität der Siedelung von der Römerzeit her nachgewiesen ist; vgl. O. Kunkel im Mannus, Bd. 16, S. 379 und die dort angeführten, Dopsch, Meitzen.

natürlich noch gar nichts. Nach einer immerhin mindestens ins 16. Jahrhundert zurückgehenden Überlieferung (vgl. unten S. 9) sollen die Sachsen dort einen vergeblichen Versuch gemacht haben, sich des ihnen entrissenen und in der Wegführung begriffenen Heiligtums wieder zu bemächtigen [1]).

Wenn man die Anfänge einer späteren Einrichtung in der Vergangenheit ermitteln will, muß man sich zunächst vor allem darüber klar werden, was man als das eigentliche Wesen dieser späteren Erscheinung ansieht; denn auch bei einer tatsächlich zusammenhängenden Entwicklung verändert sich natürlich doch die untersuchte Lebensform in vielen Einzelpunkten nach Inhalt und vielfach selbst nach Namen. So hat man die ersten Wechsel beispielsweise in Anweisungen zur Zahlung gesehen, die Friedrich II. von Hohenstaufen an seine Güterverwalter in Süditalien schickte [2]) und aus denen doch selbständig gegen den Aussteller geklagt werden konnte, was freilich auch zunächst in einem besonderen Schuldbekenntnis dieses Ausstellers ausgedrückt sein mußte. Wollte man nun — statt in der Anweisungsform — in dem schriftlichen Schuldbekenntnis, das selbständig klagbar ist, das Wesen der Sache sehen, so würde natürlich der Stammbaum des Wechsels viel weiter in die Vergangenheit zurückführen.

Die vorliegende Untersuchung ist, wie schon zu betonen war, vorwiegend archäologisch, d. h. auf die noch vorhandenen Denkmäler und deren Vergleichung aufgebaut. Als das Wesen der Denkmäler, die von einer bestimmten Zeit ab Rolandsäulen genannt werden und in Ostfalen ihren Ausbreitungsmittelpunkt haben [3]) und die regelmäßig einen aufrechtstehenden Mann mit blankem Schwert darstellen, wird nun hier angesehen der steinerne, aufgerichtete Pfahl und das Sinnbild des Schwertes. Volkskundlich, d. h. für die an dieses Denkmal sich regelmäßig anknüpfenden Sagen und Gebräuche, die mit Grund auch schon vielfach zur Erläuterung herangezogen worden sind, erscheint als das Wesentliche oder Kennzeichnende dieser Gruppe von Denkmalen, daß jener Pfahl oder Schwertträger die Versammlungsstätte bezeichnet; die Gerichts- und Malstätte, die ursprünglich regelmäßig zugleich auch Opferstätte ist. Die mit der Rolandsäule verwachsenden Vorstellungen gehören dem-

[1]) Ich fand in Dehios Handb. d. deutsch. Kunstdenkmäler über Irmseul, daß sich dortselbst eine Kirche befinde mit einer reich geschnitzten Mittelsäule. Obwohl die Kirche erst aus gotischer Zeit sein sollte, beschloß ich daraufhin, mir den Ort selbst einmal anzusehen, da ich an anderen Stellen die Erfahrung gemacht hatte, daß bestimmte Bildgedanken merkwürdig lange weitergegeben werden, und eine tragende Mittelsäule in einem Kirchenraum ja immerhin verhältnismäßig selten ist. Es konnte also hier immerhin noch ein weit zurückreichender bildgeschichtlicher Zusammenhang erkennbar sein; so gut wie der heilige Oswald auf einem Holzschnitt von 1488 (Nürnberger Heiligenbuch) den fliegenden Raben mit dem Kleinod im Schnabel genau in der gleichen Weise gestaltet zeigt als der Rabe Wodans auf einem schwedischen Helmbeschlag der Wikingerzeit (vgl. unten) oder der lanzenschwingende Reiter St. Georg über dem Lindwurm auf der Brunnensäule in Bönnigheim noch künstlerisch abhängig ist von dem Jupitergigantenreiter. Leider erwies sich die Nachricht bei Dehio als falsch. Die Kirche ist vor rund 50 Jahren vom Kirchenpatron abgerissen worden, weil er sich mit der Gemeinde über die Baulast nicht einigen konnte. Schilderungen der Mittelsäule, die ich aus dem Munde älterer Einwohner noch erhielt, ergaben nichts Greifbares.

[2]) Freund, Das Wechselrecht der Postglossatoren.

[3]) Der Roland von Ragusa stammt aus der Zeit Kaiser Sigismunds, der Markgraf von Brandenburg war, und ist wahrscheinlich durch diese Beziehung, also aus dem ostfälisch-niedersächsischen Heimatgebiet der Rolande, so weit nach Süden gekommen. Neuerdings — vgl. Karl Höde, Das Rätsel der Rolande Gotha 1911 — hat man besonders auch auf die österreichischen Rolande hingewiesen. Sie werden vermutlich, soweit sie überhaupt „echte" Rolande sind, eine ähnliche Erklärung finden. Sie bedürften noch einer näheren Untersuchung.

entsprechend teils dem Glauben oder sogenannten Aberglauben, teils dem rechtlichen und staatlichen Leben an.

Bei den Rolandsäulen ist jedenfalls nicht der Name als das Wesentlichste anzusehen. Der von Einhard erwähnte Markgraf (britannici limitis praefectus), namens Hruodland, der in den Pyrenäen fiel, ist ein Held der französischen Sage und in Deutschland als solcher nie besonders volkstümlich gewesen, wenn auch das französische Rolandlied schon im Mittelalter in das deutsche Schrifttum eingegangen ist. Es kann hier dahingestellt bleiben, ob die Ableitung Zöpfls richtig ist; danach hieß es ursprünglich nicht „Rolandsäule", sondern „Rulandsäule"; gleich Säule auf der roten Erde, d. h. auf der Blutgerichtsstätte; also gleich Gerichtssäule. Ebenso kann es dahingestellt bleiben, ob die anderen Erklärungen des Namens zutreffend sind; nämlich, daß verhältnismäßig spät noch einmal eine Übertragung des karolingischen Sagenhelden und Kämpfers gegen die Ungläubigen auf die Kämpfe des deutschen Ordens gegen die noch heidnischen Slawen stattgefunden habe (Karl Höde); ob und wie weit das Rolandspiel die Benennung für die Steinfiguren geschaffen hat (Karl Heldmann), ob überhaupt der Name „Roland" erst im Wege der volkstümlichen Sprachklitterung herangezogen wurde, um einen nicht mehr verstandenen, aber äußerlich ähnlich klingenden Namen zu erklären.

Die Schwerttanzspiele, die um die hölzernen Rolande geübt wurden, haben ihrerseits sicher alte mythologische Unterlagen; helliger Wode, nu lên mi din perd, heißt es noch im 16. Jahrhundert in einem Lübecker Schwerttanzspiel (W. Golther, Handbuch der germanischen Mythologie. S. 287).

Die Verbindung mit dem aus Hildesheim zuverlässig bezeugten Brauch des Werfens nach einem Holzklotz, der die zu stürzende Irmensul darstellt, mit dem Steinigen des „Jupiter" in Halberstadt — wo niemals die Römer waren, wo daher selbstverständlich „Jupiter" nur die späte gelehrte Bezeichnung für einen germanischen Gott ist — mit einem ähnlichen Brauch in Paderborn liegt sehr nahe (vgl. unten S. 10).

Daß nach dem ursprünglich drehbaren hölzernen Rolandbildern mit der Lanze gestochen wird (vgl. Heldmann) würde zur mythologischen Deutung an sich sehr gut passen. Die abgesetzten Götter werden von der siegenden Glaubensform sehr häufig derart behandelt. Ein bekanntes Beispiel ist der verstümmelte Venusleib in Trier, der am Kircheneingang ausgestellt war, um von den Kirchenbesuchern mit Steinen beworfen zu werden [1]).

[1]) Mindestens zu erwähnen in diesem Zusammenhang ist die neue Auffassung der Rolandsäulen, die sich in dem Buche des Gymnasialprofessors H. E. Mann in Schneidemühl: Das Rolandslied als Geschichtsquelle und die Entstehung der Rolandsäulen, Leipzig, Weicher 1912, findet und die bezüglich der Rolandsäulen sich berührt mit der eben berichteten Auffassung Karl Hödes. Ich berichte die Auffassung Manns nur und überlasse die Entscheidung dem engeren Fachmann; sie liegt im wesentlichen beim Sprachgeschichtler, da die vermuteten schrifttumsgeschichtlichen Zusammenhänge zwischen dem angenommenen deutschen Urroland und dem französischen Rolandslied wohl nie mehr unmittelbar werden bewiesen werden können. Mann behauptet: Hruodland, in gleichzeitigen Quellen nur ein einziges Mal erwähnt und dort Markgraf der bretonischen Mark genannt (die es im Jahre 778 noch nicht gegeben habe), war tatsächlich Markgraf limitis brezanici, das ist des Landes Breze, östlich der Sednitz an der Ostsee. Ein ursprüngliches deutsches Rolandslied habe die Kämpfe der karolingischen Heere gegen die Slawen (Wenden), und den Untergang Rolands mit seiner ganzen Abteilung bei Prenzlau geschildert. In Prenzlau stand ein Roland, bis zur Zeit Friedrichs des Großen; die Reste werden in Prenzlau und im Berliner märkischen Museum aufbewahrt. Auch in dem dem Schlachtfeld noch näher liegenden Dorfe Potzlow steht ein Roland von Holz. Die Tatsache dieses Rolands in Potzlow, unweit Prenzlau, ist immerhin bemerkenswert; bemerkenswert schon um deswillen, weil der Ort ganz dörflich

Das umfangreiche Schrifttum zur Rolandfrage hat bei aller Verschiedenheit der Meinungen, die noch in allerjüngster Zeit zu einer sonst schon etwas altmodisch gewordenen Tonschärfe im Meinungsstreit geführt hat (Sello, Rietschel, Heldmann), nun doch gewisse Ergebnisse gehabt. Die Rolandsäule bezeichnet in den meisten und wichtigsten Fällen die Gerichts- und Versammlungsstätte; sie hat eine öffentlich-rechtliche und dahinter, wie ja überall das weltliche Recht (ius) auf eine ältere Stufe geweihten Rechts (fas) zurückverweist, eine gewisse gottesdienstliche Bedeutung, die freilich an den ausgebildeten Denkmalen, schon aus Furcht vor der herrschenden Kirche, nur noch verkleidet und als Überlebsel (Rudiment) einer früheren Stufe auftritt.

Eine neuere Sonderschrift über die Rolande ist die schon erwähnte von Karl Höde: Das Rätsel der Rolande. Gotha 1911. Die Schrift gibt sich äußerlich sehr anspruchslos; als Fest- und Gelegenheitsschrift zum 300jährigen Jubelfest des Rolands in Belgern a. d. Elbe. Aber sie trägt sehr viel bemerkenswerten Stoff zusammen, besonders für die Bedeutung des Rolands in der Rechtspflege [1]). Die Schrift ist, bei aller offen zugegebenen Begeisterung und Vorliebe für den Gegenstand, doch in ihren tatsächlichen Angaben durchaus zuverlässig, soweit ich nachprüfen kann.

Ein Kapitel der Schrift ist überschrieben: Sankt Rolandus. Aber aus Deutschland wird dazu nur das eine schon viel behandelte Standbild gebracht, nämlich das aus Obermarsberg [2]).

Das Rolandslied ist das französisch-völkische Heldenlied, wie Friedrich Vogt in der Rede zur Reichsgründungsfeier vom 18. Januar 1922 in Marburg näher ausgeführt hat. Ein Rolandsbild in Frankreich an einem Kirchenfenster kann etwas völlig Anderes bedeuten als der steinerne Roland auf einem niedersächsischen Marktplatz. Die bekannte Darstellung am Dom in Verona, die Höde ebenfalls in diesem Zusammenhang bringt, will den Roland der Heldensage darstellen und keineswegs einen heiligen Roland. Nicht weit von der letzterwähnten Stelle, nämlich ebenfalls in Verona, an der Stirnseite von

---

ist und irgend welche Beziehung des Rolandbildes zu einer höheren Gerichtsstätte so weit man sieht daher nicht vorliegen kann (ähnlich wie in Questenberg); dies, sowie seine ganz ungefüge und unkünstlerische Form deutet darauf hin, daß hier die Erneuerung — der Potzlower Roland ist, wie gesagt, aus Holz wie wahrscheinlich ursprünglich auch alle anderen— hier wirklich aus einer noch im Volke lebenden Anhänglichkeit heraus und nicht aus gelehrtem Anteil am Altertümlichen erfolgt ist; daß wir es daher wirklich mit einer sehr alten Überlieferung zu tun haben.

Mann führt weiter aus: ein verloren gegangenes deutsches Heldengedicht, von dem Untergang Rolands im Kampf gegen die Wenden, sei der Urroland, der später im westfränkischen Reich umgearbeitet und dessen Verhältnissen angepaßt worden sei; dadurch erst sei er zu dem spanischen Schauplatz gekommen und den Sarazenen als Gegner. Als dann um die Mitte des 13. Jahrhunderts mit den Kreuzzügen nach Preußen die Kämpfe gegen den Osten wieder einsetzten, habe das alte Rolandslied, der Urroland, sich neu belebt und im weiteren Verlaufe zur Errichtung der Rolandbilder geführt; wahrscheinlich im bewußten Gegensatz zu wendischen Standbildern, Götterbildern; das Vorhandensein solcher in der alten Wendenhauptstadt Rethra wird ausdrücklich berichtet, von Thietmar von Merseburg.

Im weiteren Verlaufe unserer engeren Untersuchung wäre uns von der Mannschen Aufstellung wesentlich nur dieser zweite Teil bemerkenswert; nämlich, daß die Rolandstandbilder, die unzweifelhaft eine Beziehung zur Rechtspflege haben, auch Sinnbilder der Kriegsführung seien. Mann berührt sich darin, wie schon erwähnt, mit Karl Höde, der die Errichtung der Rolandstandbilder ebenfalls mit den Kämpfen des deutschen Ordens nach Osten in Verbindung bringt. Die Verbindung Gericht und Krieg, wenn sie zutrifft, wäre für unsere weiteren Ausführungen von Wichtigkeit.

[1]) Vgl. S. 125, 57; 45.

[2]) Die Kirchenscheibe aus Chartres, mit der Darstellung des letzten Kampfes Rolands, mit einem Heiligenschein, beweist keineswegs, daß er da als Heiliger angesehen wird.

St. Zeno, reitet Dietrich von Bern, ebenfalls inschriftlich als dieser bezeichnet; aber keineswegs als Heiliger, sondern als arianischer Ketzer, von einem Hirsch in die Hölle gelockt.

Es ist deshalb unbegründet, wenn die in Lille erscheinende Revue Germanique, Nr. 3 von 1922, sich auf Höde beruft, um darzutun, daß der Roland häufig als Heiliger auftrete; siehe die dort veröffentlichte, mit S. P. gezeichnete Besprechung des Buchs von E. Jung, Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit.

Der Roland zu Obermarsberg, früher Stadtberge genannt, an der Diemel im südlichen Westfalen, war, wie schon erwähnt, für die „mythologische" Deutung der Rolandsbilder besonders wichtig (vgl. u. a. Zöpfl). Denn dort, an der Stätte der altsächsischen Feste Eresburg, ist, wie erwähnt, die Stelle, wo eine sichere geschichtliche Nachricht von der Irmensul mit einem erhaltenen Rolandsstandbild an einem und demselben Orte zusammentrifft. Die Lorscher Annalen und andere fränkische Quellen berichten, daß Karl der Große im ersten Jahrzehnt der Sachsenkriege die sächsische Hauptfestung Eresburg erstürmt habe und dabei das Heiligtum der Irmensäule, bei dem ein großer goldener Tempelschatz gefunden worden sei, zerstört habe. Wir brauchen in diesem Zusammenhange nicht notwendig die in neuerer Zeit [1]) wieder viel erörterte und umstrittene Stelle des Rudolf von Fulda (um 850 nach Chr.) aus der Translatio St. Alexandri über die Irmensäule heranzuziehen; von „der Weltsäule, die das All trägt" (universalis columna, quasi sustinens omnia). Um deswillen brauchen wir nicht eine bestimmte Stellung zu nehmen zu diesem Ausspruch des Rudolf von Fulda, weil wir nur das davon nötig haben für unsere weiteren Aufstellungen, daß dabei ein Pfahl oder Menhir errichtet wurde, der irgendwie geweiht und heilig war. Soviel ist aber, in Verbindung mit der Stelle des Widukind v. Corvey (vgl. sofort), gewiß. Unter Ludwig dem Frommen soll die von Karl dem Großen zerstörte und vergrabene Irmensul bei Corvey wieder aufgefunden worden sein und nach Hildesheim in den Dom verbracht worden sein. Dort wird noch jetzt eine Steinsäule als die angebliche Irmensäule gezeigt. Sie ist allerdings gründlich verchristlicht; sie ist geschliffen; sie trägt oben, — also in unantiker Weise, aber wie die Jupitergigantensäulen, wie das Siegesdenkmal der Sachsen an der Unstrut (vgl. unten) und wie die Abbildung der angeblich in Corvey wieder aufgefundenen Säule, „die geweſt der Sachsen Hertoghe und Gott" in der 1492 zu Mainz gedruckten Chroneken der Sassen — ein Götterbild, nämlich die Maria. Die Chroneken der Sassen hat die Nachricht von dem in Hildesheim vorhanden gewesenen, auf der Säule stehenden „der Sachsen Herzog und Gott" nicht erdichtet; sondern sie hatte anscheinend eine ältere Überlieferung dafür. Bei G. v. Schmid: Die säkularisierten Bistümer Teutschlands, 1858 (Bd. 1, S. 205) wird die Inschrift, die an der Säule angebracht war, genauer überliefert: Saxorum olim ego Dux fui et Deus, adorat me populus Martis; quae me veneratur gens aciei cornua gubernari concedo. Der Berichterstatter G. v. Schmid fügt hinzu „gegenwärtig ist leider von dieser Inschrift keine Spur mehr vorhanden" [2]).

[1]) Karl Schuchhardt, Alt-Europa 1919, S. 167; Frdr. Hertlein, Die Jupitergigantensäulen, 1910.

[2]) An der Marienkirche in Lippstadt findet sich über dem Westeingang folgender Vorgang dargestellt. Ein Kind trägt, geleitet von zwei Jünglingen, deren einer Handwerkszeug zu tragen scheint, ein überlebensgroßes Brustbild; meiner Meinung nach die Trümmer eines zerstörten Götzenbildes; oder vielleicht eine Translatio, die Hereinbringung von Reliquien im topfförmigen Reliquienbehälter, der aber überlebensgroß gewesen sein müßte.

In einer 1590 in Hamburg gedruckten Corbeiſchen Chronika — nicht etwa eines Abdrucks des „unechten Chron. Corbeienſe" —[1]), ſondern einer zuſammenhängenden Erzählung, durch Johannem Letznerum Hardeſianum, iſt auf Blatt 32 folgendes erzählt, unter Berufung auf Albertus Crantzius [2]) als Quelle, deſſen Saxonia zuerſt 1520, deſſen ſächſiſche Kirchengeſchichte 1548 erſchien [3]).

Ob die bei der Zerſtörung der Eresburg im Jahre 772 eroberte Irmenſul ganz und unverſehrt weggeführt oder verſcharrt worden, damit ſie den Sachſen aus den Augen komme, oder ob ſolches die Sachſen ſelbſt getan haben, wiſſe man nicht gewiß. Das Bild ſei aber ſpäter bei Corbei wieder aufgefunden worden mit der Inſchrift: „Ich der Sachſenführer ſage zu gewiſſen Sieg denen ſo mich ehren [4])". Dieſes Bild ſei an dieſem Ort ganz heimlich und verborgen gehalten worden bis auf Ludwig den Frommen; der nach der Stiftung von Hildesheim und Corbei das Bild von dem Ort habe wegbringen laſſen, damit es den Leuten aus der Macht und aus den Augen komme. Als man nun in der Nacht das Bild habe aufladen wollen, ſei es nicht mehr da geweſen, nur noch die Säule, die man dann nach Hildesheim gefahren habe. „Was nun unter dem gemeinen Volk der Sachſen noch heidniſch und abgöttiſch geweſen und den morgen geſehen, daß die Säule abhanden gekommen, haben ſich dieſelbigen gantz feindlicher Weiſe zuſammen gerottiret, der Spur des Wagens gefolgt bis ins Stifft Hildesheim, an den Ort, da jetzund das Dorf Armenſeul (vgl. oben S. 4), den Junkern von Stockheim zuſtändig, ſtehet, und den Wagen gantz grimmiglich angefallen, in der Meinung, der Seul, worauf etwan ihr Gott geſtanden, wieder mächtig zu werden. Die Andern aber haben ſich tapfer gewehret.....man hat gleichwohl die Seul gen Hildesheim gebracht..... hat ſie in dem Thurm vor den hohen Chor zu einem Leuchter geſetzt, worauf zwölf Lichter ſtehen können. Gleich als nun dieſe Seul zuvor den heidniſchen Sachſen in ihrem Tempel hat dienen müſſen, alſo dienet ſie nun in dem Dom zu Hildesheim und muß in den daſelbſt gebräuchlichen Cärimonien etliche Lichter halten" (vgl. unten die Bemerkung über den erzenen Kerzenträger im Erfurter Dom).

Anſchließend daran wird dann von dem Spiel berichtet, das um Mittfaſten von den Knaben im kleinen Domhof aufgeführt wird; und zwar mit dem ausdrücklichen Vermerk, daß dieſes Spiel, bei dem nach einem auf einen eingegrabenen Pfoſten geſetzten kleineren Stückchen Holz geworfen wird und wobei derjenige König iſt, der das aufgeſetzte Holz herunterwirft, geſtiftet ſei zum Gedächtnis der Irmenſäule und ihres Sturzes.

Die Erzählung von dem Überfall der Sachſen bei der Überführung ſieht nicht nach Erfindung aus. Wäre ſie erfunden, ſo hätte ſie irgend einen Abſchluß, eine Zuſpitzung. Auch die genaue Angabe der Quelle von acht Toten beiderſeits iſt auffällig; vielleicht hat ſich viel ſpäter noch einmal ähnliches ereignet; wie die Errichtung eines offenbar heidniſchen Siegeszeichens für

[1]) W. Wattenbach, Deutſchlands Geſchichtsquellen. 3. Aufl., Bd. 1, S. 191.

[2]) Ich habe die Stelle weder in der Saxonia noch in der Kirchengeſchichte des Albert Krantz finden können. Krantz als Gewährsmann würde immerhin die Glaubwürdigkeit der Nachricht weſentlich erhöhen. Man hält ihn heute für einen zuverläſſigen Geſchichtsſchreiber, dem anſcheinend Quellen noch vorgelegen haben, die wir nicht mehr beſitzen. Über Krantz und ſeine Quellen vgl. P. Schärffenberg, Die Saxonia des Albert Krantz, 1893; Ernſt Schäfer, Zur Geſchichtsſchreibung des Albert Krantz, 1898.

[3]) Dahlmann-Waitz, Quellenkunde der deutſchen Geſchichte. 7. Aufl., unter Nr. 4671.

[4]) Dieſe Nachricht auch bei Krantz, Saxonia, Frankfurt, 1575, S. 35.

den sächsischen Sieg von 1115; vgl. unten. Vergraben war sie ursprünglich wahrscheinlich von den Sachsen; wie man in der Not die Fahnen vergräbt, um sie nicht in Feindes Hand fallen zu lassen. Die Verbergung dann durch die Kirche, da sich heidnische Bräuche daran erhielten, und die Verchristlichung als Leuchter entspricht durchaus dem vielfach in solchen Fällen üblichen und erprobten Verhalten der kirchlichen Beamten. Die Überlieferung von der Inschrift an der bei Corbei gefundenen Säule wird bestätigt durch die oben angeführte Nachricht bei G. D. Schmid, Die säkularisirten Bisthümer Deutschlands, 1858, wonach die Säule im Domchor früher eine ähnliche jetzt leider verschwundene Inschrift getragen habe.

Eine 1734 erschienene Reformationsgeschichte, von Lauenstein, berichtet nun ebenfalls von dem „zu Hildesheim jährlich am Sonnabend vor Lätare auf dem kleinen Domhof gehaltenen Schauspiel zum Andenken der abgeworfenen Irmensäule"; man setzt einen großen Klotz in die Erde, einen kleinen Kegel darauf; „dann kommen ein Haufe Jungen und Buben zusammen, werfen mit Steinen und Stöcken, daß sie den Kegel, wodurch der Heidengötze bedeutet wird, herabwerfen mögen". Diese Nachricht beweist jedenfalls, daß noch 1734, also vor dem Einsetzen der germanistischen Neigungen und deshalb ohne die Gefahr gelehrter Anregung, jene Erinnerung an die Irmensul dort lebendig war. Auch in Halberstadt hat ein Brauch bestanden nach Art des Hildesheimer, man nannte es dort im 18. Jahrhundert das Steinigen des Jupiter[1]). Die damals durch gelehrte Erfindung entstandene falsche Beziehung auf Jupiter ändert nichts an der Glaubwürdigkeit der Nachricht über den Brauch selbst. Der Mönch von Helmershausen, der im 13. Jahrhundert von der Versetzung der Irmensäule nach Hildesheim berichtet, wird sich diese Nachricht nicht ganz aus den Fingern gesogen haben. Für uns genügt ja im Grunde die damit zweifellos bewiesene Tatsache, daß Vorstellungen von zu bekämpfendem Heidentum und von einem heidnischen Sinnbild irgendwelcher Art, genannt Irmensäule, damals noch im Volke dort lebten; ganz einerlei, was an jener Verbringung der Säule nach Hildesheim tatsächlich und geschichtlich ist.

Auch aus Paderborn — also ebenfalls von niedersächsischer Erde — wird ein solcher Brauch, Herabwerfung eines Standbildes, gemeldet[2]).

Die Kirche würde auch nicht ihr schweres Geschütz auffahren, wenn sie nicht wüßte, daß hier wirklich heidnische Erinnerung im Spiel ist. Sie bekämpft heute noch, so sehr sie sonst ihre uralten Überlieferungen zu ehren weiß, die Verehrung der drei heiligen Schwestern, Embett, Warbett und Willbett, weil diese keine kirchlich-antike Vergangenheit haben, sondern eine vorchristliche, nordische; nämlich als die Matronen, als Parzen, deren Verehrung in der rheinischen Hauptheimat der Muttergöttinnen oder Matronen noch Burkhard von Worms ums Jahr 1000 bekämpft; möglicherweise hängen sie auch noch mit den Nornen zusammen. Die Jahrhunderte der Spätantike sehen hier am Mittelrhein, entsprechend der Bevölkerungsmischung, eine weitgehende Glaubensmengerei und -auswählerei; den Mithras noch gar nicht mitgerechnet. Die Kirche bekämpft heute noch die urtümliche und sicher vorchristliche Verehrung der heiligen Kümmernis (vgl. Johann Nepomuk Sepp: Die Anfeindung der Kümmernisbilder in „Die Religion der alten Deutschen und ihr

[1]) H. L. Ahrens, Über Namen und Zeit des Campus Martius der alten Franken; Jahresbericht des Lyzeums in Hannover, 1871/72.

[2]) Vgl. B. Kuhlmann, Eresburg und Irmensul. Paderborner Gymn. Progr. 1899.

Fortbestand"). Die Kirche weiß ganz genau Bescheid über das „annoch glimmende Heidenthumb" bei ihren Bekennern, und so wird auch ihre Meinung von der Echtheit jener Irmensul in Hildesheim zutreffend sein, die sie damit bekundet, daß sie noch in neuerer Zeit die an das Heidentum erinnernde Inschrift zu beseitigen für gut hielt [1]).

In der Magdalenenkirche zu Hildesheim steht mitten vor dem Altar eine mit einem kleinen Marienstandbild gekrönte geschliffene Säule; sie soll aus der Michaeliskirche stammen und entspricht durchaus der Säule im Dom. Aber sie hat eine selbständige Legende. „Die sogenannte Götzensäule im Mittelschiff der Kirche, von weißem, grau und schwarz geadertem Marmor, wird jetzt als Leuchtersäule benutzt. Sie stand den Nachrichten des Michaelisklosters zufolge ursprünglich in einem Haine bei Oldenburg und trug das Bildnis des heidnischen Gottes Prono. Kaiser Otto I. habe jenen heiligen Hain zerstört und die Säule umgestürzt, worauf sie später der Bischof Benno von Oldenburg nach Hildesheim gebracht und dem Bischof Bernward geschenkt habe" (H. Holzer, Hildesheim und seine Umgebung, 1875, S. 63). So unsicher oder selbst nachweisbar unzutreffend auch alles Tatsächliche dieser Überlieferung sein mag, so ist eben ihr Bestehen, als volkskundliche Tatsache, nicht als geschichtliche Quelle, wichtig für unsere Zusammenhänge. Auch die berühmte Bernwardsäule ist in diesem Zusammenhang zu erwähnen. Zwar ist sie künstlerisch von der Trajanssäule beeinflußt [2]). Aber die Verwendung der Säule in dieser Weise, als geweihtes Sinnbild und Träger des Heiligtums, ist eben nicht antik und sicher so zu erklären, daß man ein in diesen Gegenden alteinheimisches Sinnbild der Gottesverehrung, das sich nicht ausrotten ließ, ins Christliche wenden wollte; nach jener weisen Anweisung des Papstes Gregor des Großen an Abt Mellitus vom Jahre 601, man solle die dem Volke teuren Heiligtümer aus vorchristlicher Zeit nicht zerstören, sondern ins Christliche umweihen. Genau ebenso verhält es sich mit dem Kerzenbrennen zu gottesdienstlichen Zwecken. Dieses ist sicherlich ein uralter Sonnenzauber, der die Sonnenwärme herbeilocken soll, und ja, als die in der Verbrennung wieder umgesetzte aufgespeicherte Sonnenwärme des Brennstoffs, auch tatsächlich tut. Die christliche Kirche bekämpfte deshalb ursprünglich, mit gutem Grunde, das Kerzenbrennen. Als sie sah, daß es sich nicht ausrotten ließ, ohne wesentliche Ehrfurchtswerte (religiöse Werte) in der Volksseele zu zerstören, wurde es übernommen. So ist die auffällige gottesdienstliche Verwendung der Säulen in Hildesheim höchstwahrscheinlich eine archäologische Bestätigung des durch unsere schriftlichen Quellen vermittelten Berichts, daß in der Gegend des 815 durch Ludwig den Frommen von Aulica (Elze) nach Hildesheim verlegten Bistums zahlreiche Stätten zur Verehrung heidnischer Gottheiten sich befunden hätten. Otto Gerland, Hildesheim und Goslar, S. 5, glaubt in dem Muttergottesbilde eines erst kürzlich leider beseitigten Brunnens an der

[1]) Später wurde allerdings behauptet, der Name Irmensul für die Säule in Hildesheim rühre erst von dem 1613 verstorbenen Kanonikus Askanius von Heimborg her, der die Säule erneuern ließ. Aber diese Nachricht ist ganz vereinzelt überliefert — und sicher falsch. Das beweist allein schon, außer abweichenden schriftlichen Überlieferungen (siehe oben), das Vorhandensein der oben erzählten Volksbräuche jener Gegenden. Merkwürdig ist auch und deutet auf hohes Alter, daß die Säule aus dem Kalksinter (alabastro antico) einer römischen Wasserleitung in der Eifel hergestellt ist (vgl. R. Herzig, Der Dom zu Hildesheim. S. 35).

[2]) Die Jupitergigantensäulen mit dem galoppreitenden Gott auf der Säule sind sicher (vgl. Hertlein, Körber, Köpp, Toutain, Zangemeister, Hettner) aus nordischer Göttervorstellung entsprungen, die Mainzer Jupitersäule ebenfalls nicht aus rein antiken Vorstellungen erwachsen (vgl. unten).

Treppe zum Domhofe, der an Stelle eines Quellheiligtums der Göttermutter Fricka = Frau Holle getreten sei, eine mythologische Erbfolge erblicken zu dürfen; ja noch weiter in einer dort lebenden Volkssage: „So lebt auch die alte Göttermutter unter der Gestalt der sogenannten Hildesheimer Jungfer im Volke fort, sie führt als Mutter Gottes eine verirrte Jungfrau zur Stadt zurück, sie steht als Hildesheimer Jungfer bei Belagerungen der Stadt auf deren Wällen".

An einer Stätte, wo die vorchristlichen Überlieferungen noch so lebendig sind[1]), wo das Vorhandensein vorchristlicher Heiligtümer ausdrücklich berichtet wird, hat die auffällige Verwendung des Steinmals in christlichen Kirchen sicher eine solche Vorgeschichte.

Ich will hier nicht den Hildesheimer Rolandbrunnen erwähnen; denn es ist ein Rolandbrunnen und demnach wahrscheinlich kein „echter", das heißt die Gerichtstätte bezeichnender Roland. Aber die Bernwardsleuchter, die in der Gruft des heiligen Bernward gefunden wurden, könnten in diesen Zusammenhang gehören; auf ihnen krauchen Untiere, Drachen, auf deren Rücken Kobolde hocken, herum; hier können auch vorchristliche Erinnerungen im Spiele sein; das Mittelalter liebt es, die besiegten Unholde, das heißt die Heidengötter so darzustellen: nämlich daß sie dem Christengotte dienen müssen, hier die dem Gottesdienste dienenden Kerzen halten müssen. Ich vermute in dem mit Recht berühmten lichttragenden Erzbilde des Erfurter Doms, dem sogenannten Wolfram, aus dem 11., spätestens dem 12. Jahrhundert, die Darstellung eines bekehrten und büßenden Heidenpriesters[2]). Beschreibung bei v. Tettau, Bau- und Kunstdenkmäler der Stadt Erfurt. S. 81ff. In Haartracht und Gewandung ähnelt er durchaus den Hirsauer Männern und dem Bärtigen auf dem steinernen Flachbild aus Murrhardt (vgl. oben S. 4), von denen man nachweisen zu können glaubt (vgl. E. Jung, Germanische Götter und Helden, 1922), daß sie den Heidengott oder den Heidenpriester darstellen sollen.

Diese Deutung des Murrhardter Flachbildes — daß auf ihm der Christenpriester das heidnische Sinnbild des Sonnenkreises und dessen Priester bannt — wird durch eine volkskundliche Tatsache bestätigt, die der Verfasser jenes Buchs jetzt erst erfahren hat, lange nachdem er allein aus dem Denkmälerbefunde, also rein archäologisch, auf jene Deutung gekommen war. Das Heidentum lebt nämlich heute noch an dieser Stelle und ebenso seine kirchliche Bekämpfung. An der Walderichskirche ist ein alter, wahrscheinlich mithräischer, Stein eingemauert, zu dem bis unlängst in diesen evangelischen, früher hohen-

[1]) „Noch zieht Wotan als wilder Jäger in den Zwölfnächten durch den „Wohl" unserer Stadt und deutlich erinnert an den Göttervater auch ein nun leider verklungener Flurname im Süden von Hildesheim bei Dickfalzen, das Wodansloch. Donar aber lebte noch im 18. Jahrhundert (bis 1745) in dem Spiele der Domschüler am Sonnabend vor Lätare, das man als „Steinigen des Jupiter" bezeichnete, unter welchem Namen sich der alte Donnerer in christlicher Zeit vielfach verbergen mußte" (J. Gebauer, Geschichte der Stadt Hildesheim, 1922, S. 8).

[2]) Die zum Kirchendienst verwendeten Kerzenhalter zeigen vielfach Darstellungen, die auf das überwundene Heidentum hindeuten sollen. Das Kerzenbrennen zu gottesdienstlichen Zwecken ist, wie schon erwähnt, wahrscheinlich ein mit urältesten Vorstellungen zusammenhängender Feuer- und Sonnenzauber und wurde tatsächlich lange von der christlichen Kirche als heidnisch bekämpft. So konnte man wohl an dieser Stelle, ganz richtig, ein besonderes Bedürfnis empfinden, den Sieg über die vorchristlichen Unholde zu betonen. Der berühmte erzene Leuchterfuß aus der Mailänder Kriegsbeute Friedrich Rotbarts, im Dom zu Prag, zeigt solche Darstellungen, von denen man (Arthur Martin, Melanges d'archeologie) eine als Tyr und den Fenriswolf gedeutet hat, — was mir, soweit man nach der Abbildung urteilen kann, durch den Befund nicht bewiesen scheint.

lohischen Gebieten noch gewallfahrtet wurde. Heute vollzieht sich diese Verehrung in Heimlichkeit und daher unter dem schützenden Mantel der Nacht. Ein Pfarrer der Gegend hatte davon gehört und verbarg sich nachts in der Nähe, so daß er die Stelle des eingemauerten Steins beobachten konnte. Es kamen zwölf Menschen in einer Nacht und verrichteten ihre Andacht vor dem Stein [1]). Die Tatsache ist ein weiterer Beleg gegen die Richtigkeit des allgemeinen Einwands, den man — u. A. Franz Xaver Kraus, neuerdings Andreas Heusler der jüngere (bei einer Besprechung des obengenannten Buches) — gegen solche Deutungen erhoben haben; es sei doch unwahrscheinlich, daß sich die vorchristliche Überlieferung so lange erhalten habe. Diese hat sich tatsächlich selbst in der schriftlichen Überlieferung, — also ganz abgesehen von den volksmäßigen Vorstellungen und Gebräuchen, in denen sie noch heute sehr vielfach lebt, — sehr viel länger erhalten als man im allgemeinen weiß; was zum Teil gerade auch an der kirchlichen Bekämpfung erkennbar wird. In einer Handschrift, die im Kloster Trinita della Cava im Fürstentum Salerno aufbewahrt wird, findet sich folgendes

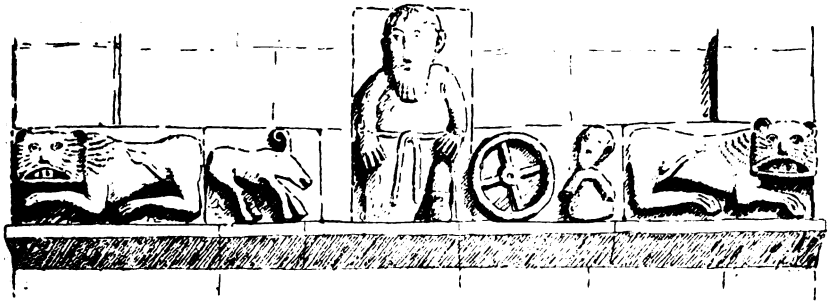


Abb. 3. Vom Peter-Paulsturm zu Hirsau. Der Heidenpriester oder Heidengott, gebannt im Bilde an der Außenseite der Kirche, mit dem Sonnenrad und unreinen Tieren. (Aus E. Jung, Germ. Götter und Helden.)

Bild. „Zu Beginn der origo gentis Langobardorum ist eine Zeichnung angebracht, die von der allergrößten Bedeutung für die germanische Mythologie ist: zuoberst das höchste Götterpaar, Freia, ihren Arm um den Hals des auf niedrigem Lager ruhenden Godan schlingend, zur rechten unten die Vvinniles, mit eisernen Helmhauben und Speeren, zur Linken Gott Ibor und sein Bruder, neben ihnen sitzend Gambara [2])".

Die der Darstellung im Codex Cavensis zugrunde liegende Stelle in der Erzählung von der Herkunft der Langobarden, von dem waltenden und siegverleihenden Götterpaar im Himmel und von der List der Göttermutter gegen ihren Gatten, durch die sie den Winnilern den Sieg verschafft, ist ja nun sicher schon von unnordischen, hellenistisch-mittelmeerländischen Vorstellungen beeinflußt und entsprechendes wird auch von der erwähnten künstlerischen Darstellung wohl gelten müssen. Aber jedenfalls beweist das Vorhandensein

[1]) Ich habe die Mitteilung mündlich vom Professor der Theologie Rudolf Günther in Marburg. Der Bericht des Beobachters stehe im kirchlichen Anzeiger für Württemberg; ich habe ihn bisher noch nicht einsehen können. Wichtig wäre es auch, den Kalendertag dieser heimlichen Wallfahrt zu wissen, um daraus auf den eigentlichen alten Titelheiligen und daraus weiter zurück auf dessen heidnische Vergangenheit schließen zu können.

[2]) P. Clement, Die Porträtdarstellungen Karls des Großen, in der Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins, Bd. 11, 1889.

des Bildes doch das, daß dem Schreiber der Handschrift, „nach Merkel 1023 unter Abt Theobald geschrieben in Montecassino, weil in diesem Jahre ein Edictum regum im Katalog des Klosters erwähnt wird", die vorchristlichen Überlieferungen seiner langobardischen Ahnen aus deren norddeutschen Sitzen her noch lebendig waren.

In dem Indiculus superstitionum et paganiarum aus dem 8. Jahrh. nach Chr. und ganz entsprechend in dem Bußbuch des Burkhard von Worms ums Jahr 1000 wird strenge verboten und unter Kirchenbuße gestellt, daß man Zauberknoten (phylacteria und ligaturae) anfertige zu abergläubischen Zwecken; insbesondere, um das Vieh vor Seuchen zu schützen (ut animalia... liberent a peste et a clade). Im Jahre 1920 fragte auf einem Landgute bei Rosenheim, als Viehseuchen im Lande waren, die Viehmagd bei der Gutsherrin an, ob sie einen Knoten aus einem Strohseil, der in ganz bestimmter Weise geknüpft werden muß, am Stalle aufhängen dürfe; das halte die Seuche vom Stalle fern.

Bei Burkhard von Worms[1]) wird ausdrücklich mit einjähriger Kirchenbuße bedroht, wer den drei Muttergöttinnen, den Matronen der Rheinlande, die auch in den lateinischen Widmungen stets ihre einheimischen, nach v. d. Leyen vorwiegend germanischen Beinamen führen, die sich später in die drei heiligen Schwestern Embett, Warbett und Wilbett verwandeln und hier von Burkhard von Worms antikisierend Parzen genannt werden, in gewissen Nächten einen Tisch in seinem Hause decke. In der Umgegend von Berchtesgaden, besonders in der „Gern", einem zur Almbachklamm ziehenden Tälchen, wird heute noch in den drei Freinächten (24. und 31. 12.; 6. 1.) in einem Nebenzimmer ein Tisch gedeckt mit einem Tischtuch, das nur zu diesem Zweck verwendet wird; darauf kommt eine Kerze, Teller, Messer, Gabel, Brot; das Zimmer wird bis zum nächsten Morgen nicht mehr betreten.

Das sind einige Beispiele unter unbegrenzt vielen möglichen, wie zäh und beharrlich die Volksseele ihre alten und liebgewordenen Glaubensbestände festhält. Aber diese Treue der Überlieferung begegnet nicht nur auf diesem Gebiet, im volkstümlichen Brauch, sondern sie kennzeichnet vielfach selbst die mündliche Überlieferung von geschichtlichen Tatsachen. Die mündliche Überlieferung des Volks ist zuweilen, so auffällig das klingt, an Wahrhaftigkeit und Zuverlässigkeit der gelehrten Geschichtsüberlieferung überlegen.

Ausgrabungen an der Via Appia (Seemannsche Kunstchronik Nr. 52, 1920) haben ergeben, daß eine uralte Überlieferung über die Gräber der Apostel wahrscheinlich richtig war; „vor allem darf man wieder einmal feststellen, daß man die alten Überlieferungen nicht so leicht vernachlässigen soll".

Eine alte Sage in Hessen berichtete, das Dorf Metze sei vor uralten Zeiten eine volkreiche Stadt gewesen. Neuerliche Forschung hat nun sehr wahrscheinlich gemacht, daß Metze wirklich die Stelle von Mattium, der alten Opfermalstätte der Chatten, bezeichnet, wo sie, wie Tacitus berichtet, im Jahre 15 nach Chr. von Germanicus überfallen wurden.

Eine alte Überlieferung bezeichnet den Hülfensberg bei Eschwege, an dessen Fuße ein Dorf namens Geismar liegt, als den Ort, wo Bonifazius die

[1]) Abdruck von Burchards Corrector et medicus, zuerst veröffentlicht von Grimm, Deutsche Mythologie, bei E. Friedberg, Aus deutschen Bußbüchern; fecisti ut quaedam mulieres in quibusdam temporibus anni facere solent: ut in domo tua mensam praeparares, et tuos cibos, et potum, cum tribus cultellis, supra mensam poneres, ut, si venissent tres illae sorores, quas antiqua posteritas et antiqua stultitia parcas nominavit, ibi reficerentur.

Donareiche gefällt habe; auf dem Hülfensberg wurde die heilige Kümmernis verehrt, die sicher eine vorchristliche Vergangenheit hat. Die meisten Forscher gaben aber in der letzten Zeit dem Orte Geismar bei Fritzlar den Vorzug. Ganz neuerlich, im Oktober 1923, machen an der Kirche auf dem Hülfensberge vorgenommene Arbeiten, die Untersuchung des im frühgotischen Gewölbe eingemauerten Eichenstrunks, die Auffindung einer Bauinschrift über die Ausmalung von 1610 und die Aufdeckung älterer aus dem Ende des 15. Jahrhunderts stammender Wandmalerei, nun sehr wahrscheinlich, daß die alte Überlieferung zutreffend berichtet hat; jedenfalls, das haben die ganz neuen Freskenaufdeckungen des Pater Digilantius erwiesen, ist die örtliche Überlieferung verhältnismäßig alt; nicht etwa, wie man auch hier in übertriebener Zweifelsucht geglaubt hat, eine junge Gelehrtenerfindung.

Solche Übertreibungen der Zweifelsucht sind ja geradezu kennzeichnend für eine gewisse Stufe der wissenschaftlichen Nachprüfung, des eben erwachten und sich fühlenden „kritischen Bestrebens"; wie der „große Zweifler Agrippa von Nettesheim", nachdem er die Unechtheit des sogenannten Berosus richtig erkannt hatte, nun der Einfachheit halber auch den Jordanes, Widukind, Gregor von Tours, Paulus Diakonus und Tacitus für Fälschungen späterer Jahrhunderte erklärte (vgl. Theob. Bieder, Geschichte der Germanenforschung).

Widukind von Corvey gibt eine weitere Nachricht von einer Irmensul, die diese mit bestimmten geschichtlichen Ereignissen verbindet [1]).

Nach der Besiegung der Thüringer in ihrem Lager an der Unstrut, 531 nach Chr., hätten die Sachsen eine Irmensul als Siegeszeichen errichtet [2]). H. Größler (Mansfelder Blätter, Jahrg. XVII, 1903) glaubt, daß das Dörfchen Siegerstädt bei dem „in der karolingischen Zeit auf dem Schlachtfeld des Jahres 531 errichteten Siegesdenkmal gegründet sei" und danach heiße. Neuerdings wird ja die Teilnahme der Sachsen an dem Kriege der Franken gegen die Thüringer überhaupt bezweifelt [3]). Für uns ist aber die wesentliche Tatsache erstens die, daß dem Widukind von Corvey die Vorstellung von der Irmensul noch so lebendig war; nicht, ob sie zu der berichteten Zeit, also rund 400 Jahre vor ihm, wirklich errichtet wurde. Zweitens kommt es uns darauf an, daß von der Irmensul hier als einem Siegeszeichen berichtet wird; denn das gibt die Verbindung mit dem von den siegreichen Sachsen nach der Schlacht am Welfesholze i. J. 1115 errichteten Thiodute, wovon gleich unten zu reden sein wird.

Für unsere Zwecke ist eine Überlieferung ja sogar um so wertvoller, je jünger sie noch bezeugt ist; vorausgesetzt freilich, daß sie noch vor der Zeit gelehrter Wiederherstellungen und bewußter Altertümelei liegt; d. h., daß es eine echte und alte Überlieferung ist. Der Roland von Obermarsberg ist in dieser Gestalt sehr jung, nämlich von 1737; aber es haftet eine Überlieferung an ihm, die diesen Roland in unserem Zusammenhang besonders wertvoll macht; erstens daß er als „St. Rolandus" bezeichnet wird, und zweitens daß er folgendes Verschen trägt:

---

[1]) Im übrigen kehrt der Ausdruck gelegentlich, wenn auch nicht allzuhäufig, in den älteren Quellen wieder. Vgl. den Aufsatz „Irmensul", verfaßt von Hertlein und Haupt in Hoops, Reallexikon des germanischen Altertums.

[2]) Nomine Martem, effigie columnarum imitantes Herculem, loco Solem, quem Graeci appellant Apollinem. Saxones originem duxisse de Graecis, quia Hirmin vel Hermis Graece Mars dicitur; quo vocabulo ad laudem vel ad vituperationem usque hodie etiam ignorantes utimur. —

[3]) Vgl. Gebhardts Handb. d. deutschen Geschichte, herausg. von Aloys Meister 1922, S. 145.

O Mars, Du vermeinter Gott,
Hier steh ich dir zum Hohn und Spott,
Vor Zeiten riefen dich die Heiden an,
Jetzt rufen wir im wahren Glauben Christum an.

Beides zusammen beweist klärlich, daß die Erinnerung an eine mythologische Bedeutung dieses Bildes damals noch lebendig war. Daß der angebliche St. Rolandus in Gegensatz gestellt wird zu seinem vorchristlichen Vorgänger, den er tatsächlich fortsetzt, entspricht dabei nur einem feststehenden Gesetze der Sagenbildung. Der Nachfolger muß sich der Art dessen anpassen, den er verdrängen soll. Die heilige Walburg ist eine geschichtlich sehr gut beglaubigte Heilige; aber es verwächst aller mögliche vorchristliche Zauber und Spuk mit ihr, weil der 1. Mai ihr Kalendertag ist, und weil dessen Zauber zu tief in der Volksseele festsitzt, um sich einfach verdrängen zu lassen. Darum zieht man vor, ihm nur einen christlichen Patron zu geben; so weiht der Priester am St. Leonhardstage die Rösser, an derselben Stelle, wo, vielleicht auch in ganz ähnlicher Form, früher der Epona oder dem Wodan die Rosse vorgeführt wurden; so duldet der christliche Priester die Weihegaben „der wächsernen Füß und Händ", obwohl diese Weihegaben seit über tausend Jahren in der christlichen Kirche als heidnisch verboten sind. So übernimmt die christliche Kirche schließlich den heidnischen Brauch des Kerzenbrennens, den sie in den ersten Jahrhunderten als heidnisch bekämpft hat (siehe oben).

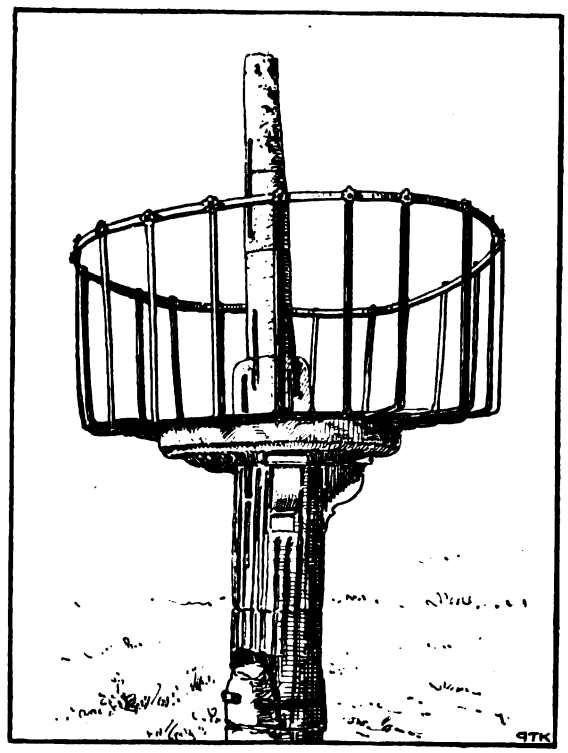


Abb. 4. Steinsäule in Obermarsberg.

In Obermarsberg findet sich noch ein weiteres eigentümliches Denkmal, das auch schon in diesen Zusammenhang gebracht wurde, aber meines Erachtens noch nicht richtig gedeutet wurde. In den deutschen Geschichtsblättern, herausgegeben von Arnim Tille, Bd. 2, 1901, gibt G. Sello bei einer gründlichen Übersicht über das Schrifttum der Rolandsäulen ältere Berichte aus Obermarsberg, von 1684 und 1718; diese Berichte erzählten von einer zweiten Säule außer dem Rolandbild; anscheinend einer Prangersäule; auch in der Stadt Brakel sei die Staup-Säule für eine Roland-Säule gehalten worden. Diese zweite Obermarsberger Säule steht nun ebenfalls noch, was Sello anscheinend nicht wußte. Man wird sie auf den ersten Blick als einen Pranger oder

Kal ansprechen, wenn sie auch in ihrer Art ganz vereinzelt ist: „in dieser Form nirgends in Westfalen" sagt Dr. Kleebusch, Sauerland, S. 203. Auf einer breiteren Säule, die nach ihrer Zierweise etwa dem Anfang des 17. Jahrhunderts entstammt, erhebt sich eine wesentlich schlankere, steinerne Rundsäule, ohne Kopfstück, mit eisernen Bändern und Riegeln, vielfach geflickt. Zwischen beiden Säulen liegt ein schmiedeeiserner Rost mit Geländer. Einen Zugang hat dieser Rost nicht, dessen sehr weite Bändermaschen auch den Füßen eines Daraufstehenden kaum einen Halt geben würden. Einrichtungen zum Fesseln von Händen und Hals, wie andere Pranger, hat diese Obermarsberger Säule nicht. Ich behaupte nun, diese Säule ist kein Pranger, sondern nur absichtlich als solcher zurechtgemacht, um sie zu erhalten[1]). Wäre es ein Pranger, so hätte man vor allem auch ganz sicher bei der Herstellung der Untersäule die obere, nun so vielfach geflickte, erneuert. Als Kostenpunkt wäre das, gegenüber der verhältnismäßigen Aufwändigkeit des Untersatzes und des eisernen Gitters, gar nicht in Frage gekommen. Es liegt vielmehr sicher so, daß die uralte Steinsäule irgendwie durch Überlieferungen geheiligt war. Deshalb wurde sie durch viele Jahrhunderte sorgfältig geflickt. Wahrscheinlich glaubte man auch, sie gegen die Verfolgungen, die der ihr anhaftende Geruch des Heidentums ihr zuziehen konnte, dadurch am wirksamsten zu schützen, daß man sie äußerlich als Pranger zurechtstutzte. So wie die uralten Frühlings- oder Heldenspiele des Georgiritts zu Traunstein, des Drachenstichs zu Furth im Wald die kirchliche Genehmigung, wie Johann Nepomuk Sepp berichtet, erhalten und deshalb noch Ende des 19. Jahrhunderts gefeiert werden können, wenn nur der Drachenkämpfer St. Georg genannt wird und die zu befreiende Jungfrau hl. Margareta.

Die Krypta der in der Nähe gelegenen Obermarsberger Kirche heißt im Volksmund der Heidenkeller. Das ist sehr auffällig; es beweist, daß eine Überlieferung von heidnischem Wesen am Ort bestand.

Die zäh am Alten hängenden Westfalen — die Niedersachsen sind bekanntlich am spätesten von den deutschen Stämmen zum Christentum gekommen — brauchten sich dabei natürlich nicht bewußt zu sein, daß die Ehrfurcht vor der alten Säule eine vorchristliche Unterlage hatte; auch wenn der Kölner Erzbischof noch 1270 klagt, daß die Güter des Soester Patroklusstiftes inmitten eines so bösen, heidnischen und unchristlichen Volkes gelegen seien. Der bayerische Bauer, der in der Leonhardskapelle und anderwärts wächserne Glieder und Tiere bei Krankheit und Viehseuche opfert, weiß ja ebenfalls nicht, daß das heidnisch ist, und schon vor über 1000 Jahren (Indiculus superstitionum et Paganiarum von 740 oder 772) streng verboten worden ist. Die Sachsen hatten 1114 nach ihrem Sieg über die verhaßten Franken, die ihnen seinerzeit mit so viel Grausamkeit das christliche Kirchenwesen gebracht hatten, offenbar einen heftigen Rückfall in das Heidentum[2]). Heinrich von Herford schildert die Errichtung jener Thiodutsäule folgendermaßen: „Zum Gedächtnis jenes Siegs errichteten die Sachsen an seiner Stelle eine kleine Kapelle. In dieser

[1]) Daß ganz vereinzelte Fälle von Benutzung der Säule als Pranger berichtet werden, daß in einem benachbarten Gasthaus ein angeblich früher an der Säule angebrachtes Halseisen gezeigt wird (vgl. Dr. Kleebusch, Sauerland, S. 203), beweist nichts dagegen; eher dafür, insofern es nach Absicht aussieht.

[2]) Diese geschichtliche Tatsache schlägt sich dann in einer Sage nieder; eine Sage, über die sich Pastor Johann Kraus im Mansfeldischen noch 1555 entrüstet: „die weit und breit gehende Sage, daß in der Schlacht am Welfesholze Heiden und Christen miteinander gestritten hätten". Das ist vielleicht wahrer als man weiß.

ſtellten ſie das Bild auf eines gewaffneten und behelmten Mannes [1]). Dieſen nennen die unwiſſenden Landleute der Gegend den Heiligen Thejodute, weil das ſächſiſche Volk damals durch Thejodute den Sieg über König Heinrich erlangt habe." Eine andere Form der Erzählung berichtet: dieſer „Jodute" ſei ein Weidenſtock geweſen; er habe in der Schlacht den Ruf zu den Waffen „Waffen-Jo" „Mord-Jo" erhoben. Kaiſer Rudolf von Habsburg habe dann wegen der damit getriebenen Abgötterei den Strunk wegnehmen und in eine dazu erbaute Kapelle ſetzen laſſen.

Aber noch im Todesjahr Luthers iſt dieſe Abgötterei ſo lebendig, daß in der am 20. Februar 1546 gehaltenen Leichenrede des Michael Coelius aus Luthers Zeit geſagt wird, „daß man Holz und Steine und, wie man in unſerem Mansfeldiſchen Lande erfahren, den Weidenſtock, welchen ſie Gedut genannt, angerufen und bei ihnen Troſt und Hilfe geſucht habe [2])".

Peterſen [3]) erklärt Tiodute als das Mal (Strunk, Säule) des Thio. In der hochdeutſchen Form Zioter, Zeter, ſei für den Namen des Gottes die Lautverſchiebung eingetreten: Ziu ſtatt Tiu; und an Stelle des Wortes Tüte (mundartlich mitteldeutſch Dutt) für das zugeſpitzte Mal oder den Strunk ſei das Wort Ter, das alte Wort für Baum getreten (vgl. Wachhol-der, Affol-ter, engliſch tree). Das Thiodute ſei ſpäter zu Jodute geworden [4]). Dieſer Ruf bedeutet den Ruf zu den Waffen, das Gerüfte der mittelalterlichen Quellen; das Gerüfte über Mord, Notzucht und gewaltſamen Frevel überhaupt, das die handhafte Tat feſtſtellen und Zeugen herbeirufen ſoll zum Beweiſe deſſen, daß die vom Rufer angewendete Waffengewalt nun von ſeiner Seite kein Friedensbruch iſt, ſondern durch die Gewalttat des Angreifers gerechtfertigt.

So heißt es im Richtſteig Landrechts des 14. Jahrhunderts (Ausgabe von Homeyer) „ſo rufe Toyodute über deinen und des Landes verfeſteten Mann, dann müſſen dir das Gericht und die Dingpflichtigen folgen und Hilfe leiſten". In einem niederſächſiſchen von Grimm berichteten Weisthum heißt es auf die Frage: wie ſoll man über einen dreimal geladenen und nicht erſchienenen Geſchrei machen? „dreimal jo dütte".

Die ſprachliche Ableitung des Wortes Thiodut, die Peterſen gibt, iſt zweifelhaft. H. L. Ahrens, a. a. O., leitet das Wort Thiodut von Thiod, Volk ab; alſo Thiod ut ſoviel wie Volk heraus; in der Bedeutung, wie das Burſchen heraus gerufen wurde, um die Genoſſen zu Hilfe zu rufen. Das würde ja genau der ſpäteren Bedeutung des Gerüftes entſprechen; alſo der Bedeutung des Joduterufs, die er geſchichtlich zweifellos zu gewiſſen Zeiten hatte und die zuverläſſig berichtet wird im Gegenſatz zu jenem ſagenhaften Bericht vom Götzen Jodut und dem Weidenſtock. Aber es kommt in unſerem Zuſammenhang auf die ſprachliche Herleitung des Wortes nicht entſcheidend an; wenn auch zuzugeben iſt, daß die nach dem derzeitigen Stande der Wiſſenſchaft wohl unwahrſcheinlichere, die ältere Peterſenſche Ableitung für meine Schlußbehauptungen eine gewiſſe Beſtätigung von einer anderen Seite her böte. Die ſüddeutſche Form, Zetergeſchrei, Zetermordio, vermag Peterſen zu erklären; Ahrens nicht. Das Wort, das übrigens im Gegenſatz zum

[1]) In qua statuam quasi virum armatum armis patriae locaverunt cum pilleo ferreo. Heinrich von Herford, Cap. 87; zu 1114.

[2]) Vgl. H. Größler, Bau- und Kunſtdenkmäler des Mansfelder Seekreiſes, S. 302.

[3]) Chr. Peterſen, Zioter (Zeter) oder Tiodute (Jodute), der Gott des Krieges und des Rechts bei den Deutſchen. Eine rechtsgeſchichtliche und mythologiſche Unterſuchung, Forſchungen zur deutſchen Geſchichte. Bd. 6, Göttingen 1866.

[4]) In Braunſchweig gibt es eine Jodutenſtraße. Ich konnte nichts Bemerkenswertes über ſie erfahren; auch der Augenſchein ergab nichts.

niederdeutſchen Thiodut noch heute in der Sprache lebendig iſt, iſt anſcheinend gleichbedeutend mit jenem.

Zu jener ſchriftlichen Überlieferung des Thiodut von 1115 kann aber die Denkmälerkunde und die Volkskunde eine merkwürdige Beſtätigung bringen. Man kann ſagen, dieſer Thiodut von 1115 ſteht heute noch und hat heute noch für das Landvolk ſeine Zauberbedeutung. Es iſt der ſog. Hoyerſtein ſüdweſtlich Gerbſtedt in der Nähe des Welfesholzes. „Er hat zahlreiche Vertiefungen; ſeine ganze Oberfläche iſt voll Nägel geſchlagen. Der Stein hatte ein Loch, das für den Eindruck der Hand des Grafen Hoyer von Mansfeld gehalten wurde[1])".

Ob dieſes Stück Kohlenſandſtein wirklich bis zum Jahre 1115 zurückgeht, oder ein ſpäterer Erſatz iſt, iſt unweſentlich; denn auch wenn der Stein erneuert

Abb. 5. Der Malſtein bei Maden. Aus C. Heßler, Heſſ. Landes- und Volkskunde. Elvertſcher Verlag.

iſt, iſt eben doch die Überlieferung lebendig geblieben, wie der Name des Steines und vor allem die Sagen (u. a. aus dem Jahre 1723 berichtet) beweiſen.

Nach der Abbildung bei Größler entſpricht der Thiodut vom Welfesholze nach Größe und Geſtalt ziemlich genau dem Malſtein auf der Mader Heide; der alten Gerichts- und Verſammlungsſtätte der Chatten (vgl. die obenſtehende Abbildung). Von Gudensberg aus, das nach Wodan heißt und wo ſein heiliges Zeichen, das Hufeiſen, noch heute an bedeutſamer Stelle zu ſehen iſt und in der Volksſage lebt, überſieht man, von der Anhöhe, auf der der Thinggraf ſtand, dieſe Verſammlungsſtätte der alten

[1]) Vgl. A. Götze, P. Höfer, P. Zſchieſche, Die Vor- und frühgeſchichtlichen Altertümer Thüringens 1909, S. 27; ferner H. Größler, Altheilige Steine in der Provinz Sachſen 1896, S. 15, 40.

Chatten mit dem Malstein in der Tiefe rechts, dem gewaltigen Maderstein im Hintergrund, und der heiligen Quelle, in uralter Steinfassung, zur Linken in der Tiefe.

Es gibt, wie schon oben angedeutet, noch einen anderen Platz außer Obermarsberg, wo Irmensul und Rolandbild zusammenzutreffen scheinen; die Irmensul freilich nicht mit einer so sicheren geschichtlichen Nachricht wie bei der Eresburg, aber doch noch erkennbar [1]).

Im Dorfe Questenberg in der Grafschaft Stolberg-Roßla wird das Questefest zur Erinnerung, angeblich an die glückliche Errettung eines Kindes, gefeiert: „Man hängt am sogenannten dritten Pfingstfeiertage Kränze und Sträuße feierlich auf an einem geschälten Eichenstamm, der zuvor auf dem steilen, felsigen Questenberg mühsam aufgerichtet ist....man ist in der Tat berechtigt, bei dem aufgerichteten Baume an die Irminsäulen zu denken, zumal auch ein Arminsberg in der Nähe liegt, und das Dorf Questenberg eine Rolandsäule, das Zeichen höchster Gerichtsbarkeit, besitzt" (Otto Richter, Bilder aus dem westlichen Mitteldeutschland, S. 435 [2])).

Professor Hans Hahne (Halle) berichtete bei der 7. Tagung der Gesellschaft für Vorgeschichte in Berlin, 1922, über das Questefest: „Noch heute begeht in Questenberg das Volk alljährlich seine Pfingsten mit allen wohl seit Jahrtausenden hier heimischen Gebräuchen, wobei ein 6 m hohes Sonnenrad herumgetragen wird; und erst am Schluß, nach den Tagen, geht man in die Kirche. Dann predigt der Pfarrer am Altar, in dessen Decke seit alters ein leuchtendes Sonnenradkreuz eingestickt ist, über „Christus als Sonne". — Ziu, dessen Göttername dasselbe Wort ist wie das griechische Zeus, ist der alte Himmels- und Sonnengott der Germanen, nachdem die Elementarkraft einmal vermenschlicht war; und er ist erst später durch den jüngeren Gott Wodan aus dieser Stellung des obersten Lichtgottes verdrängt worden.

Der Questenberger Roland (abgebildet bei R. Beringuier, Die Rolande Deutschlands) ist sichtlich jung, vielleicht aus dem Ende des 17. Jahrhunderts, von Holz. Es wird von ihm berichtet: „Er habe früher unter einer Gerichtslinde gestanden, neben dem Kunkelstein, der auf die Göttin Hulda deute, und sei hier früher das Gericht über das Amt Questenberg gehalten worden". Inwieweit diese Nachricht zutrifft oder neuzeitliche Gelehrtenvermutung ist, kann ich nicht nachprüfen. Aber die Neuheit des Rolandes von Questenberg, sowie, daß er an einem so kleinen Orte steht, ist gerade auffällig und würde ihn gerade beweiskräftiger machen für die Beziehung Irmensul und Rolandsäule; weil dann die Wahrscheinlichkeit größer würde, daß der Roland hier gerade durch die dort noch lebendige Erinnerung an die Irmensul veranlaßt wäre. Ich gebe aber zu, daß das nur Vermutung ist. Daß die Rolandbilder später — also zunächst hier abgesehen von ihrer ursprünglichen Bedeutung — in den meisten Fällen die Gerichtsstätte bezeichnen, ist, wie schon erwähnt, sicher [3]).

[1]) Vgl. Karl Meyer, Die Burg Questenberg und das Questenfest. Leipzig 1897.

[2]) In Schweina, nordöstlich von Salzungen, feiert die Jugend in der Nacht vom 24. bis 25. Dezember auf dem Antoniusberge, bei einer auf der Spitze des Berges jedes Jahr neu errichteten Steinpyramide ein Fest, bei dem große, aus alten Besen, Spänen usw. zusammengesetzte Fackeln mit einbrechender Dunkelheit angezündet werden (vgl. Carl Julius Böttticher, Germania sacra, S. 725). Das ist ja auch offenbar ein uraltes und vorchristliches Fest; die aufgerichtete Weihesäule, der Feuerzauber, um die Sonne wieder zurück zu rufen, und die Besen.

[3]) Vgl. Karl Heldmann, Die Rolandbilder Deutschlands, in dreihundertjähriger Forschung und nach den Quellen, 1904; „namentlich die märkischen Rolande sind durchgehends Gerichtswahrzeichen".

In diesem Zusammenhang ist nun eine sprachliche Tatsache bemerkenswert und geeignet, die ursprüngliche Beziehung der Rolandsäule zu gewissen mythologischen Vorstellungen wahrscheinlicher zu machen.

„In gewissen Harzgegenden heißt die Gerichtstätte an der Linde der Thie[1])".

„Die Burggerichte in den alten Bauerschaften werden noch durch die häufige Ortsbezeichnung „auf dem Thie" und den Hofnamen Tiemann erwiesen" berichtet Professor Jellinghaus im westfälischen Denkmälerwerk, Kreis Herford.

„Unter Ti, Ty, Tye versteht man im Braunschweigischen, z. B. in Blankenburg am Harz, in Niedersachsen und Westfalen freie große Gemeindeplätze. Der Name kommt von dem uralten germanischen Gotte Zio, Tio, dem Gotte des Rechts... Die Tie waren ursprünglich Plätze, wo Gericht gehalten wurde," schreibt Heino Pfannenschmid, Germanische Erntefeste im heidnischen und christlichen Kultus, 1878, 370.

„In der Grafschaft Wernigerode können wir bei jedem Dorfe seinen Thie oder Linde (Arbor) nachweisen." „Das althochdeutsche Zieh, niederdeutsch tie oder tigge, bezeichnet den Gerichtsort" (Hugo Brunner, Geschichte der Stadt Gudensberg, 1922, S. 6. Gudensberg in Hessen heißt nach Wodan und die Wolf von Gudensberg führen noch seinen Wolf im Wappen).

„In Niederdeutschland ist nämlich ein Ausdruck Tî (oder sonst mannigfaltig geschrieben) als Bezeichnung eines Versammlungs- oder Gerichtsplatzes sehr verbreitet" [2]).

Ahrens leitet das Wort von dem germanischen Götternamen Tiu (Ziu) ab, der der Gott des Gerichts war. „Aber am meisten wird der Tie aus Ostfalen östlich der Leine erwähnt... er erstreckt sich aber weiter nach Osten bis in die wendischen Marken". Das ist zugleich, was Ahrens nicht besonders auffällt, das Hauptverbreitungsgebiet der Rolandbilder, die die Gerichtsstätte, also den Ti, bezeichnen.

Daß Ziu ins Lateinische übersetzt wird als Mars, folgert man vor allem aus der Entsprechung dies Martis, martedi, mardi, mit Dienstag gleich Tys-day (friesisch); Ziestag (alemannisch, nach der Lautverschiebung).

Den Mars Thingsus, dem niederdeutsche Reiter im römischen Sold am Hadrianswall in England einen Altar geweiht haben, wollen die Sprachler neuerdings nicht mehr auf Ziu und Thing, gleich Gerichtshegung, beziehen. Ich erlaube mir über rein sprachliche Fragen kein selbständiges Urteil. H. L. Ahrens führt in dem mehrerwähnten Aufsatz über die Volksversammlung, campus Martius der Franken, aus, diese heiße nicht etwa nach dem Monat März so; sie habe immer im Mai stattgefunden und sei nicht erst von Pippin in diesen Monat verlegt worden und Maifeld genannt. Diese Erzählung sei vielmehr nur kirchliche Legende, um den vorchristlich-heidnischen Ursprung zu verhüllen; die Versammlung hieß vielmehr nach Ziu und also in lateinischer Sprache campus Martius. Schon Hinkmar von Reims (gestorben 882) vertrete diese Ansicht; sic enim conventum illum vocabant a Marte, quem Pagani Deum belli credebant.

Es gibt noch eine weitere Verbindungslinie zwischen der die Gerichtsstätte bezeichnenden Rolandsäule und dem Gotte des Gerichts Ziu, der

[1]) Vgl. Ed. Jacobs, Der Rosengarten im deutschen Lied, Land und Brauch, Neujahrsblätter d. hist. Komm. d. Prov. Sachsen 1897.

[2]) Vgl. H. L. Ahrens, Tigislege, Jahresbericht des Lyceums zu Hannover, für 1870/71; dort zahlreiche Belege.

zugleich der Gott des Schwertes und des Krieges ist. „Meist waren die Haupttempel bei den Dingstätten errichtet, weil Recht und Religion miteinander unzertrennlich verknüpft waren" (W. Golther, Handbuch d. germ. Mythol.). „Die Dingbäume waren nur eine Fortsetzung der alten, dem schwertführenden Lichtgott geheiligten Irmensäulen, der von Tacitus erwähnten Herculessäulen der Germanen, da die Römer den deutschen Donar als Hercules zu bezeichnen pflegten. In christlicher Zeit erwuchsen aus ihnen alsdann die bekannten Rolandsäulen ... an den Stätten ... wo man das höchste Gericht des Landes oder der Stadt zu hegen pflegte. Das Aufhängen eines Schwertes an einem Pfahl galt aber auch noch viel später als Bezeichnung der hohen Gerichtsbarkeit. Ein solcher, natürlich erneuerter Pfahl, mit einem daran hängenden Schwerte, steht bis heute zu Sandbach im Odenwald, ... als Sinnbild des Blutbanns" (vgl. Wilh. Kolbe, Die Hunburg in der Ginselau an der Ohm, S. 19).

Kolbe stellt zunächst ja nur Behauptungen auf; aber er nennt an letzter Stelle dabei den Gesichtspunkt, der mir ferner als wesentlich erscheint für den gesuchten Zusammenhang zwischen dem ragenden Rolandsstandbild und den alten heiligen Malen, mögen diese nun den Reitergott mit der Lanze auf eine hohe Säule stellen, mögen sie in einer früheren Form dem Irmin (= Er = Tiu) einen Baumstamm, truncus ligni, aufstellen und ihm das Schwert gesellen; das blanke Schwert als Sinnbild des Blutbanns.

Vom Aschersleber Tie ist das Vorhandensein eines Steinmals an der Stätte unmittelbar bezeugt. Die Art, wie er beseitigt wurde, beweist, daß man die besondere Weihebedeutung des Steinmals noch kannte oder wenigstens ahnte. Vgl. A. Brinkmann, Bau- und Kunstdenkmäler der Stadt Aschersleben, S. 126: „Ein dem sogenannten Speckstein, einem Quarzfindling an der Straße Aschersleben—Groß-Schierstedt ähnlicher Stein stand am Rathause in Aschersleben, am Tie, wo er an Ort und Stelle in die Erde versenkt wurde." Also genau in derselben Weise versuchte man die Zauberkräfte zu bannen, die man den vorchristlichen Sinnbildern innewohnend glaubte, wie es von der Irmensul erzählt wird, die Karl der Große angeblich nach der Zerstörung der Eresburg vergraben ließ, Ludwig der Fromme bei Corvey wieder auffand und nach Hildesheim bringen ließ (vgl. oben).

Diese Art, die an einem Gegenstande haftenden dämonischen Mächte zu bannen, durch Vergraben, wird, wie schon erwähnt, vielfach überliefert. In Dunningen, Oberamt Rottweil, geht eine Sage, daß dort einst uralte, weit in die Heidenzeit zurückreichende Steinbilder gefunden worden seien; sie hätten wunderbarerweise das Bild des Gekreuzigten gezeigt. Der Pfarrer des Ortes habe sie wegbringen lassen wollen an einen geweihteren Ort; zweimal seien sie in der Nacht von selbst wieder an die Fundstelle zurückgewandert. Da habe man ihrem damit kundgegebenen Willen gehorcht, sie an Ort und Stelle wieder vergraben und eine Kapelle — die heute noch steht — darüber errichtet. Die Sage hat wahrscheinlich einen tatsächlichen Hintergrund; nur daß es die steinernen Bilder heidnischer Götter waren, die man dort gefunden hat und die man dann auf diese durchaus gewohnte und vielfach nachweisbare Weise unschädlich machen wollte. Es hat sich am Ort, außen eingemauert an der Kirche — was auch kennzeichnend ist für die Behandlung als heidnisch empfundener Reste: „Draußen sind die Hunde und die Zauberer und die Abgöttischen" (Offenb. Joh. 22, 15) — ein ganz frühes Steinbild einer auf einem Throne sitzenden Gestalt zwischen zwei wolfsähnlichen Untieren erhalten, das mit ziemlicher Sicherheit als vorchristlich und doch nicht antik

angesprochen werden kann (Abbildung bei Jan Zastenau, Romanische Steinplastik in Schwaben, und bei Erich Jung, Germanische Götter und Helden). Die kleine Kapelle, die über den wieder vergrabenen Steinbildern errichtet wurde, wird — was sicher ebenfalls noch eine Erbschaft aus der vorchristlichen Vergangenheit dieser Kultstätte ist —, vom Volke der Umgegend heute noch besonders in Schweineanliegen — Schweinehandel, Schweinezucht — angegangen und mit entsprechenden Opfergaben bedacht; wie das kleine Quellenheiligtum des heiligen Leonhard in Leonhardspfungen am Inn; dessen besondere Wirksamkeit für „schwere Pferdeangelegenheiten" (Gelübdetafel von 1890) sicher ebenfalls noch aus vorchristlicher Zeit stammt.

Der Speckstein trägt wie der Hoyerstein zahlreiche eiserne Nägel, die heute noch vom dortigen Landvolk eingeschlagen werden[1]). „Der Stein war 1720 umgefallen und wurde sorgfältig wieder aufgerichtet. Er ist jedenfalls ein uraltes Denkmal, das, in sehr früher Zeit errichtet, große Verehrung genoß. Der Umstand, daß er von anderswoher mit schwerer Mühe an seinen Platz gebracht worden ist, beweist sein hohes Alter und seine Bedeutung für die Menschen seiner Umgebung" (A. Brinkmann).

In Hoops Reallexikon des germanischen Altertums sind der Abschnitt über die Jupitergigantensäulen[2]) und der über die Irmensäulen von Friedr. Hertlein verfaßt. Hertlein bringt diese beiden Denkmäler bekanntlich in Zusammenhang. Es kommt aber für uns nicht einmal darauf an, daß man sich Hertleins Meinungen schlechthin anschließt; für uns hier ist nur folgendes wesentlich, und diese Meinung ist jetzt so ziemlich durchgedrungen (vgl. Hettner, A. Riese, Dragendorff, Zangemeister, Friedr. Köpp, J. Totain); daß nämlich dieser reitende Gott, wenn auch von dem römischen Steinmetzen in jupiterähnlicher Form dargestellt, eine nordische Göttervorstellung wiedergibt. Daß der Gott auf eine hohe Säule gestellt wird, daß er Galopp reitet, ist beides unantik. „Der reitende Jupiter ist etwas unrömisches, er findet sich auch nie auf Münzen" (Hertlein, a. a. O., S.48). „Aber wo wurde Jupiter jemals reitend und noch dazu in römischer Feldherrntracht, wie es hier meist der Fall ist, dargestellt?" (Karl Körber, in der Mainzer Zeitschr. Jahrg. 6, 1911). In der Antike reiten nur mindere Götter, wie die Dioskuren oder die Pferdeheilige Epona, und auch diese niemals in so scharfer Gangart wie dieser sogenannte Jupiter, der schärfsten Galopp und ganz vorwiegend „Linksgalopp" reitet. Die Antike stellte wohl gelegentlich ein Kaiserbild, aber nicht ihre Götterbilder auf hohe Säulen. Auch die bekannte Mainzer Jupitersäule wird schon nordischen Vorstellungen ihre Gestalt verdanken; sicher aber der galoppreitende Lanzenschwinger auf der Gigantensäule. Die Verehrung der hohen Säule, des Pfahls, ist wahrscheinlich in mythologischen Vorstellungen des Nordens tief begründet; vielleicht in der Art, wie Karl Schuchhardt (Alteuropa) näher ausgeführt

[1]) Das alte Handwerksburschenwahrzeichen der Stadt Wien, ein Baumstrunk, der Stock im Eisen genannt, ist völlig bedeckt mit Nägelköpfen. Das Einschlagen von Nägeln ist, wozu Größler an der oben angeführten Stelle weitere Belege bringt, eine alte Zauberform des Bannes, Verfestigens, Gelobens. — Die ersten der Nagelungsdenkmale, die im Weltkriege in so vielen deutschen Städten errichtet wurden, sollen auch tatsächlich in Deutsch-Österreich gestanden haben. Man war sich bei uns nicht bewußt, welche uralte Überlieferung darin steckte. — Die englischen Zeitungen verkündeten übrigens prompt, zur Errichtung des eisernen Hindenburg in Berlin, die Deutschen hätten einen Rückfall ins Heidentum.

[2]) Vgl. Fr. Hertleins Schrift über diese Denkmäler von 1910, dem mehrfache Ergänzungen und Erweiterungen von seiner Seite, aber auch mannigfacher Widerspruch, von Quilling, Haug u. a., gefolgt sind.

hat; der hohe Pfahl gilt als Sitz der Götter und vor allem des obersten Gottes, der Sonne, die die Bergesspitzen zuerst besucht und abends zuletzt verläßt.

In der Chroneken der Sassen, 1492 in Mainz gedruckt, bringt ein Holzschnitt das Bild, das auf der zu Corvey wieder aufgefundenen Säule gestanden habe, die „gewest der Sachsen hertoge und Gott". Dieses Bild ist sicher nicht Abbildung eines etwa damals noch vorhandenen Denkmals, sondern in allem wesentlichen freie Schöpfung des Künstlers. Aber die bildgeschichtlichen Zusammenhänge sind sehr zäh, etwas anders ausgedrückt: die Menschen arbeiten, auch in der Kunstgeschichte, nicht nur in der Rechtsgeschichte und Glaubensgeschichte, solange als irgend möglich mit überliefertem Gut; deshalb kann dieser Holzschnitt aus dem Ende des 15. Jahrhunderts sehr wohl Erinnerung an Formen enthalten, die sehr viel älter sind. Alle dort abgebildeten „Afgötter" stehen auf Säulen; einer trägt sogar ein Rad in der Hand, das uralte Abzeichen der Sonne und ihrer Gottheiten. (Auch zweie von den reitenden Jupitern über dem Giganten tragen dieses Abzeichen der nordischen Sonnengottheit.) Wo deutsche Künstler, auch noch in verhältnismäßig später Zeit, einen Heidengott darzustellen haben, stellen sie ihn häufig auf Säulen. So stellt z. B. Bartholomäus Zeitblom auf einer Tafel der Augsburger Gemäldesammlung mit der Legende des hl. Valentin den Heidengott dar, vor dem der hl. Valentin seinen Christenglauben abschwören soll; so stürzt am Westtor der Martinskirche in Landshut in Niederbayern neben der zusammenbrechenden Synagoge eine Venusstatue von ihrer Säule. Da tatsächlich, wie schon erwähnt, die Antike keineswegs ihre Götterbilder auf Säulen stellte, ist dieser Umstand in unserem Zusammenhang bemerkenswert. „So erinnern wir uns, daß wir im Kult der Germanen des frühen Mittelalters Säulen finden, vor allem die Irmensäule" (S. Hertlein, in Hoops Reallexikon, bei Jupitergigantensäulen). In der Vorstellung des deutschen Künstlers von einem nichtchristlichen Götterbild wirkt, obwohl er sicher kein unmittelbares geschichtliches Vorbild mehr vor sich hat, uralte Überlieferung seiner eigenen heidnischen Vorzeit nach [1]).

„Der Jupiter auf der Säule", sagt Hertlein, kann in diesen rheinisch-germanischen Gegenden für diese Zeit nur Ziu sein, dem auch die Irmensäulen geweiht gewesen zu sein scheinen." Andere Gelehrte, wie Hettner und Zangemeister, sehen in dem Reiter den Wodan; Totain den Tor. Sydr. Köpp weist mit Recht darauf hin, daß die Angleichungen des römisch zurechtgemachten Gottes an die einheimische Gottesvorstellung schon der damaligen Zeit schwankend gewesen sein werden [2]). Die Sachsen, Bayern und Alemannen hielten länger an ihrem alten Schwertgott, Saxnot, Erch, Ziu, fest, während die neuzeitlicher, mit der Lanze, bewaffneten Franken dem lanzenführenden Wotan anhingen; mit den äußeren Erfolgen der Franken drang naturgemäß auch ihre Gottheit vor. „Der Sieg Odins über

[1]) Vgl. Karl Schuchhardt, Alteuropa. S. 166; „Die Sonnenverehrung hat den Menhirgedanken, den Höhen-, Pfeiler- und Säulenkultus gezeitigt. Die Bergkuppe, die am Morgen den ersten und am Abend den letzten Sonnenstrahl empfängt, erscheint als die Wohnung der Gottheit auf Erden..... Die Irminsul der Sachsen schließlich ist die universalis columna quasi sustinens omnia (Rudolf von Fulda, um 850)... Die Weltsäule die das All trägt." Der Bildhauer Rodin bringt in seinen freilich mehr nur künstlerisch erfühlten aber eben mit dem höchst ausgebildeten Fühlen eines höchststehenden Künstlers erfühlten Betrachtungen über die Gotik den gotischen Turmbau in Verbindung mit dem vorgeschichtlichen Steinmal.

[2]) So auch A. Riese, Zur Geschichte des Götterkultus im rheinischen Germanien. Westdeutsche Zeitschr. Bd. 17, 1898.

Tyr wird durch den Sieg der Lanze über das Schwert entschieden" (vgl. Richard M. Meyer, Altgermanische Mythologie, S. 183). Denn die Menschen suchen den stärksten Beschützer. Das kommt kennzeichnend und durch die Sage vielleicht noch stärker zugespitzt in den Berichten über die Bekehrungen Konstantins und Chlodwigs zum Ausdruck, die beide in der Schlacht erfolgt sein sollen als Bekehrung zu dem stärkeren Gotte, der den Sieg zu gewähren schien.

Mindestens in späterer Zeit haben die Germanen, entgegen der Nachricht der römischen Schriftsteller aus den ersten Jahrhunderten nach Chr., sich Bilder von ihren Göttern gemacht und dabei spielt der Reiter eine hervortretende Rolle. Den Reiter, mit Knebelspeer und Schild, zeigt der berühmte Reiterstein von Hornhausen[1]), im Museum für Vorgeschichte zu Halle. Er ist zwar vorläufig noch ganz einzigartig in unserem Denkmälerbestande[2]); aber seine Beweiskraft wird dadurch meines Erachtens nicht gemindert. Die festgestellten Fundumstände ergeben, daß er noch ungefähr am Orte seiner ursprünglichen Aufstellung sich befand. Er zeigt eine ausgesprochene künstlerische Art (deren für die frühe Zeit verhältnismäßige Höhe Hans Hahne so erklärt, daß er das Steinbild dem, wie die Quellen berichten, aus Italien in die norddeutsche Heimat zurückgewanderten Germanenstamme zuschreibt), die das Bestehen einer festen Überlieferung beweist. Die Verzierung unter dem Reiter erinnert sofort an nordische Zierformen; besonders an die Zierweise, die man bisher als Eigentümlichkeit der irischen Buchmalerei ansah. Man wird wohl sicher nun auch weitere Entsprechungen aus Deutschland finden, wie immer in solchen Fällen, wenn erst einmal die Aufmerksamkeit rege gemacht ist. Bildgeschichtlich lassen sich Zusammenhänge für dieses an sich vorläufig noch einzigartige Denkmal auch schon jetzt nachweisen. Alemannische und fränkische Zierscheiben in den Sammlungen von Karlsruhe, Worms, Zürich, Mainz zeigen einen Reiter, der die Lanze ganz entsprechend gesenkt hält und dessen Pferd ebenfalls ganz unbeigezäumt die Nüstern wie witternd ausstreckt. Man hat von diesen Zierscheiben neuerdings wahrscheinlich gemacht, daß sie beim Gottesdienst verwendet wurden und einen Gott darstellen.

Die zweite archäologische Tatsache — außer der oben betrachteten des Säulenmals —, die für unsere gesuchte Verbindung bemerkenswert ist, ist folgende:

Sinnbilder, dem Auge sich einprägende Zeichen, haben eine ungeheuere Lebenskraft. „Speer, Hammer, Schwert werden Symbole, d. i. die göttlichen Überwesen vertretende Zeichen, in denen die ganze Wunderkraft derselben enthalten war; wer sie im Abbild besaß, verehrte und richtig gebrauchte, hatte teil an der Wundermacht jener." Die hl. Lanze gehörte zu den Reichsinsignien. Das Zeichen der Lanze hat in der Rechtsgeschichte eine große Bedeutung, für feierlichen Rechtserwerb, auch im öffentlichen Recht[3]). So fromme Christen wie die Sachsenkaiser beten vor der hl. Lanze

[1]) Vgl. über diesen Stein Hans Hahne, im Katalog des Museums für Vorgeschichte in Halle, und im Mannus; derselbe in der Festgabe für Kossinna (1918).

[2]) Im Garten des Gasthofs zum Schwan zu Karlshafen an der Weser wird ein bearbeiteter Stein aufbewahrt; er zeigt ein Gitterwerk in Flachrelief; er ist gefunden am Abschlußwall der Sieburg, der diese altsächsische Volksburg zwischen Diemel und Weser an der einzigen Landseite abschloß. Dieser Stein scheint zeitlich und nach der Art der Behandlung dem Hornhausener Stein nahe zu stehen.

[3]) Vgl. Ad. Hoffmeister, Die hl. Lanze ein Abzeichen des alten Reichs, Besprechung von Ad. Pischek in der Zeitschr. d. Savignystiftung f. Rechtsgesch. Germanistische Abt. Bd. 30, S. 334.

um Sieg in der Schlacht; dabei ist dieses Sinnbild zweifellos vorchristlich[1]). Das wird vor allem dadurch bewiesen, daß die legendenhafte Verchristlichung der hl. Lanze in dreifach verschieden lautender und daher sich widersprechender Form überliefert ist: es soll die Lanze des hl. Mauritius sein; es soll die Lanze sein, mit der Longinus den Heiland am Kreuz in die Seite gestoßen hat; und schließlich, sie sei deshalb heilig, weil ein Nagel vom Kreuze Christi daran angebracht sei.

Die geweihte Lanze, die den Sieg bringt, geht sicher auf den Lanzenschwinger, Lindwurmtöter und Seelenführer Wodan zurück. Dessen Beerbung durch den Lanzenschwinger, Drachentöter und Seelenführer Michael ist in vielen Fällen gesichert; so in Godenhusen bei Kloster Michaelstein im Niedersächsischen; in Gudensberg südwestlich Cassel; in Godesberg bei Bonn; bei Michaelskirche und -kloster in Hildesheim. Auf dem Michelsberg bei

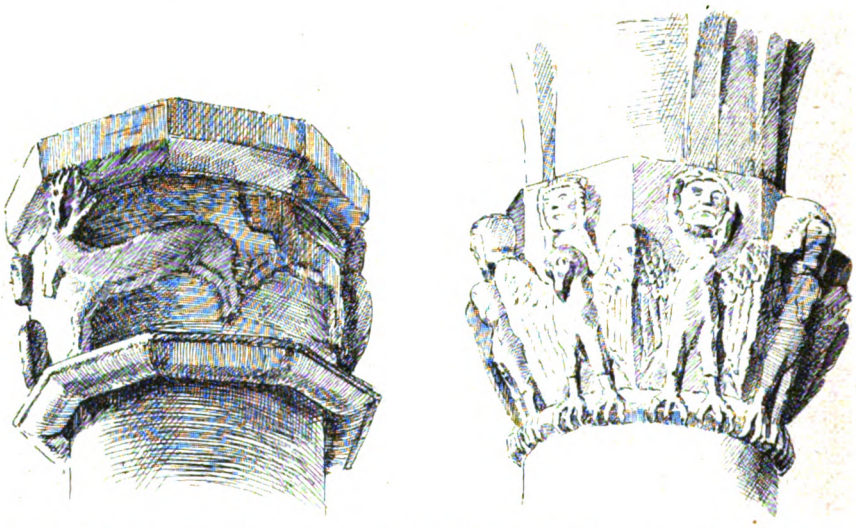


Abb. 6 und 7. Von der Kirche auf dem Michelsberge bei Kleebronn. Links die wilde Jagd, rechts Seelenvögel. (Aus E. Jung, Germ. Götter und Helden.)

Kleebronn im Zabergäu sind an zwei Säulenköpfen nebeneinander und gegensätzlich dargestellt die Seelen der Gläubigen als Vögel mit menschlichen Köpfen darüber[2]); auf dem anderen Säulenkopf die wilde Jagd; d. h. wie die Seelen derer, die bei dem Abgotte bleiben, von diesem ruhelos durch die Nächte geführt werden.

Cäsarius von Heisterbach erzählt über Godesberg: „Zu jener Zeit kehrte ein Klostergeistlicher von Köln zurück. Als er sich dem Gudensberg genannten

[1]) Vgl. Heino Pfannenschmid, Germanische Erntefeste im heidnischen und christlichen Kultus; 1878, S. 30; „dem Himmelsgott Zio das Schwert, dem Gewittergott Donar der Hammer und dem alten Wetter- und Sturmgott Wodan der Speer".

[2]) Ein höchst merkwürdiges, sicher vorgotisches Steinbild in Borthal (Abbildung im badischen Denkmälerwerk, Amtsbezirk Wertheim), zwei Vögel auf Stangen sitzend, gehört vielleicht in diesen Zusammenhang. Paulus Diaconus erzählt, daß man zur Erinnerung an auswärts gefallene Langobardenkrieger auf dem Kirchhof aufrechte Stangen errichtet habe, auf deren Spitze eine hölzerne Taube befestigt war.

Berge näherte, ſah er den Erzengel Michael von dort in der bekannten Geſtalt mit ausgebreiteten Flügeln hinüberfliegen auf den benachbarten Berg, der Stromberg genannt wird, auf dem ſich eine Verehrungsſtätte des Apoſtelfürſten befindet. Es hatte nämlich und hat noch der heilige Erzengel eine ihm geweihte Kirche auf dem Gudinsberg, den andere Wudinsberg nennen."

Das Schwert, und zwar ganz ſichtlich hervorgehoben und betont, iſt das Kennzeichen aller echten Rolande. Das Schwert iſt das Sinnbild des Schwertgottes Ziu, Saxnot, Erch. Saxnot iſt der Volksgott der Sachſen.

Tacitus berichtet (Germ. Kap. 6), die Germanen hätten ſelten Schwerter, ſondern kämpften mit dem zu Wurf und Nahkampf geeigneten Spieß (Framea). Doch hat ſich, ſchreibt K. Schumacher, Germanendar-

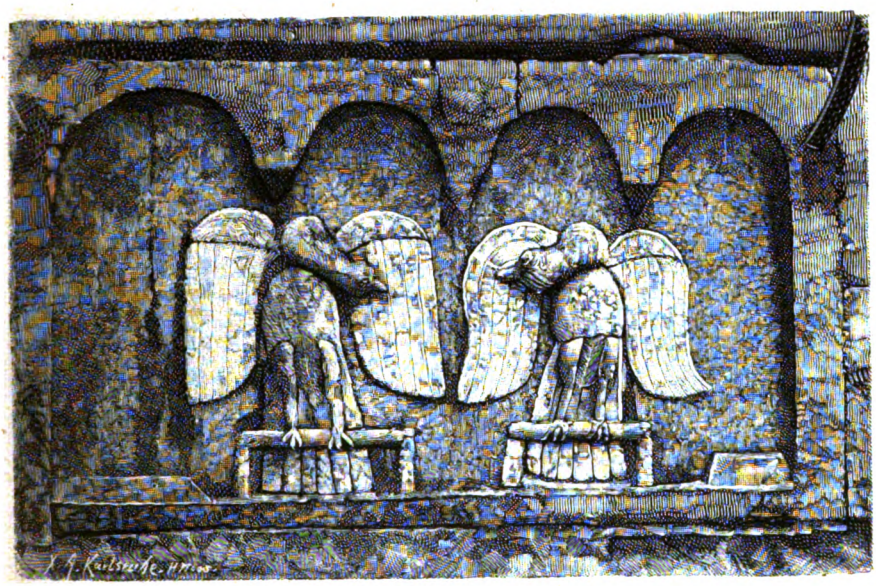


Abb. 8. Von der Kirche in Borthal. Seelenvögel.

ſtellungen, gezeigt, „daß Schwerter in den Gräbern des 1. Jahrhunderts bei den Elbgermanen viel häufiger ſind, als am Rheine." Wenn der Name der Cherusker richtig als Schwertmänner gedeutet wäre, und der der Sachſen vom Sax, dem Kurzſchwert, kommt, ſo würde das, wie K. Schumacher mit Recht ſagt, darauf hindeuten, daß deren weſtlichen Nachbarn dieſe Bewaffnungsart auffiel; wie umgekehrt durch den Gegenſatz zu den Lanzenträgern und Verehrern des lanzenführenden Wodan bei deren Gegnern, den mit dem Schwerte kämpfenden Verehrern des Schwertgottes, das Zeichen des Schwertes erſt recht zum geweihten Sinnbild werden mußte. Die Rolande, von denen die älteſten das Schwert offenbar wie ein Heiligtum vor ſich halten, nicht zum Kampfe zücken und nicht an der Seite tragen, gehören den Elbegegenden an. Das Verbreitungsgebiet der Rolande iſt Niederſachſen; und zwar der öſtliche Teil Niederſachſens, wo vermutlich, ferner vom fränkiſchen Beherrſcher und von ſeinem Kirchenweſen, der Heidenglaube länger ein heimliches Leben geführt hat. Das Gebiet, das 531 die Sachſen im gemein-

[1]) Bekanntlich iſt der Name „Cherusker" aus germ. herut = „Hirſch„ abgeleitet. G. K.

ſamen Kriege mit den Franken den Thüringern abgenommen haben ſollen, und das dann, ſpärlich von beiden erobernden Stämmen aus beſiedelt, von unſicherer Stammes- und Staatszugehörigkeit war, ſcheint eine beſondere Fundgrube vorchriſtlicher Denkmäler zu ſein[1]).

Die Beziehung zur Rechtspflege iſt das einzige ganz Sichere von der Bedeutung des Rolandbildes, das, wie dem Richter vorgeſchrieben iſt, das Schwert feierlich vor ſich hält. Der Schwertgott, Ziu, Saxnot, der Gott des Krieges iſt aber zugleich der Gott des Gerichts. Die Verbindung wird gebildet durch die Führung des Schwerts. „Die Beziehung auf Tiu, der ja auch der Schutzgott der Gerichte iſt, wird hier durch das Schwert, ſein vorzüglichſtes Symbol, noch deutlicher.... Aus dieſem Schwertpfahle ſind dann, indem ihm mehr und mehr menſchliche Geſtalt gegeben wurde, die Rolandſäulen hervorgegangen, wie Zöpfl ſchön nachgewieſen hat“ (H. L. Ahrends, a. a. O.). Ich möchte nicht gerade ſagen, Zöpfl hat das nachgewieſen; aber es iſt mindeſtens ſehr wahrſcheinlich. Die Gebundenheit der Rolandgeſtalt[2]) an den Pfahl, den truncus, in einer Zeit, die ſchon freie und bewegte Geſtalten zu bilden wußte, iſt ſehr auffällig und nur durch eine den Künſtler bindende Überlieferung zu erklären. Dieſe Bindung iſt am letzten Ende wohl irgendwie ſakral. „Der Kriegsgott Tius war zugleich der Gott des Gerichts“ (Heinr. Brunner, Deutſche Rechtsgeſch., Bd. 2, S. 416).

Abb. 9. Der Bremer Roland.

„Da der Krieg als der nur durch Gottesurteil zu entſcheidende Prozeß gedacht wurde, ſo ſcheint in Zius Schutz nachmals auch das öffentliche Recht geſtellt geweſen zu ſein, da auf ſeinen Wochentag die Gerichtstage anberaumt waren“ (E. L. Rochholz, Deutſcher Glaube und Brauch im Spiegel der heidniſchen Vorzeit, Bd. 2, S. 200).

„Das Schwert gilt als uraltes Sinnbild der Gerechtigkeit..... Deutſche Rechtsauffaſſung ſah in dem Schwert Karls des Großen das vom Himmel ſtammende Wahrzeichen weltlicher Macht.... Die auf Säulen oder an einem Arm aufgeſteckten Schwerter, wie in Münſter und Hall, ſind wahrſcheinlich Reſte des in Deutſchland einſt weitverbreiteten Schwertpfahls, eines Merkmals der echten Dingſtatt“ (vgl. Karl Höde, Das Rätſel der Rolande, 1911).

Man könnte noch auf die Lehre von den zwei Schwertern, dem weltlichen und dem geiſtlichen, hinweiſen, die in der Staatslehre und dem öffentlichen Recht des Mittelalters eine ſo große Bedeutung gehabt hat; die im Sachſenſpiegel und in der Staatsauffaſſung Dantes noch durchaus die herrſchende iſt, als die Verkörperung jenes an ſich ſo großartigen Gedankens

[1]) Vgl. Hermann Größler, Kunſtdenkmäler der Provinz Sachſen und „Altheilige Steine in der Provinz Sachſen“.

[2]) „Wie ſich das Bild in den Begriff des Baumes verliert, geht der Baum in den des Bildes über; in der weſtfäliſchen Irmenſäule liegt die Vorſtellung von der heſſiſchen Donareiche ſicher ganz nahe“; Grimm, Deutſche Mythologie. 2. Aufl., S. 106.

einer Geſamtordnung der Chriſtenheit unter dem deutſchen König und dem römiſchen Pabſt. Dabei iſt ſogar die geiſtliche oberſte Gewalt ebenfalls durch das Schwert verſinnbildlicht.

Meiſt trägt der Roland auch das Schild. „Das Schild ſtellt ein Symbol des Gerichtsfriedens dar" (Hans Vordemfelde, Die germaniſche Religion in den Volksrechten, S. 44. Das Schild). „Nach richtigerer Auffaſſung iſt das Schild Zeichen der regelrecht berufenen und eröffneten, d. h. gehegten Verſammlung und ſomit Symbol des Gerichtsfriedens" (vgl. H. Geffken, Lex salica, Erläuterungen zu dem scutum habere debet des tit. 44 de reipus).

Die Quaden ſchworen, als ſie im Jahre 358 Frieden machten mit Conſtantius, bei ihren Schwertern. Ammianus Marcellinus berichtet (XXXI, 2) einen germaniſchen Brauch, daß man vor dem aufrecht in den Boden geſteckten Schwert dem Kriegsgott Verehrung bezeugt habe. Das aufrecht gehaltene Schwert kennzeichnet die älteſten Rolande. „Der gerüſtete Rieſe mit dem Richtſchwert galt als Symbol der hohen ſtädtiſchen Gerichtsbarkeit"[1]), ſchreibt der Rechtsgeſchichtler Hans Fehr; wenn er hinzufügt: „oder als Symbol der ſtädtiſchen Freiheit und Selbſtändigkeit überhaupt", ſo iſt das zutreffend; aber dieſe Bedeutung iſt eben das Abgeleitete und Spätere; die eigene Gerichtsbarkeit war die Grundlage der machtlichen Selbſtändigkeit.

Abb. 10. Gollenſtein bei Blieskaſtel.

Ich faſſe die erhofften Ergebniſſe dieſer Schrift noch einmal kurz zuſammen. Jacob Grimm hat geſchrieben (Deutſche Mythologie, 2. Aufl., S. 106): „Ich vermute näheren Zuſammenhang zwiſchen den Irmenſäulen und den im ſpäteren Mittelalter, zumal im nördlichen Deutſchland, aufgerichteten Rolandſäulen."

Creuzer-Mone, Symbolik und Mythologie der alten Völker, S. 51, ſagt: „Glaublicher ſind die Rolandſäulen Surrogate der Irmenſäulen, oder anderer Götterbilder geweſen; man darf ſich nur an die nordiſchen Hochſitzpfeiler erinnern; das Standbild Karls des Großen (?) auf dem Marktplatz zu Bremen iſt ſelbſt nichts anderes als eine chriſtliche, geſchichtliche Umwandlung der alten geſchnitzten Götterpfähle oder Baumgötter".

Dazu wurde hier folgendes gebracht. Das aufrechtſtehende Pfahl- oder das Säulendenkmal, ſpäter mit einem Standbild darauf, iſt eine allgemeinere Form der nordiſchen Götterverehrung. Es gehören in den Kreis der Irmenſäule auch die aufgerichteten Pfähle, Menhirs, die vielleicht mit der Sonnenverehrung in Verbindung zu bringen ſind; ferner die ſogenannten Jupiter-

[1]) Das Recht im Bilde, 1923, S. 120.

gigantensäulen; möglicherweise hängt noch die späte Sitte der Marien- und Pestsäulen damit zusammen und der in Deutschland so besonders beliebten, dem Wesen des wagerechten Wasserspiegels im gefaßten Brunnenbecken geradezu künstlerisch widerstrebenden Brunnensäulen mit einem Heiligen oder Helden darauf; oder auch mit der ihre Fischschwänze in die Höhe haltenden Wasserfrau (vgl. den Fräuleinbrunnen in Bietigheim), die sicher irgendwelche besondere, das heißt Glaubens- oder Zauberbedeutung hat. Beim Winckelmannsfeste 1919 sprach Adolf Dyroff (Bonner Jahrbücher, Heft 126, S. 125) über die Bonner Marktsäule, mit dem Ergebnis, daß sonach „die Freisäule etwas mit Gott, Jenseits, Unsterblichkeit zu tun hat." Mit dieser besonderen Geweihtheit des aufrechtstehenden Pfahls hat nun die Rolandsäule sicher Verbindung; sie bezeichnet die Stätte des Gerichts, das stets eine besondere religiöse Weihung hat.

In dem religiösen Leben der Germanen ist solche Weihung die Aufgabe des Tiu, Ziu, der der Gott des Gerichts ist. In der Bezeichnung Ti für die Gerichtsstätte, deren Verbreitung sich räumlich ungefähr mit der der Rolandsäulen deckt, steckt ziemlich sicher, in der Bezeichnung des Tags, an dem mit Vorliebe die Gerichtsverhandlungen abgehalten wurden, Dienstag, Ziestag, steckt sicher der Name des Gottes; möglicherweise auch in der Bezeichnung Thiodote, Tioter (Zeter) für das Gerüfte, mit dem bei handhafter Verbrechenstat die Zeugen herbeigerufen werden sollen. Der Alarmplatz für dieses Gerüfte wird durch ein Mal oder Strunk bezeichnet; ganz entsprechend wie die Rolandsäule die Gerichtsstätte bezeichnet.

Auf allen geistigen Gebieten gilt das, was Rudolf von Ihering einmal für das Rechtsleben das Gesetz der logischen Sparsamkeit genannt hat; daß man nämlich solange wie möglich und auch gegenüber geänderten Verhältnissen, wo die alte Form schon teilweise oder sogar vorwiegend rudimentär, das heißt Überlebsel geworden ist, sich mit den alten Formen behilft und den neu andrängenden Inhalt, wenn man ihn denn nicht ganz verleugnen kann, doch möglichst in den alten Denk- und Sinnbildern einzufangen und zu fesseln sucht[1]). Dieses starre Haften am Alten und die entsprechende Abneigung gegen Umdenken und Verändern ist ja vielleicht am stärksten in der Glaubensgeschichte und Rechtsgeschichte. Aber mehr oder minder tritt es auf allen Gebieten des menschlichen Kulturlebens auf. Ganz besonders aber bei Sinnbildern, die irgendwie eine augenfällige, sich den Sinnen einprägende Form haben. Die Waffen sind solche besonders heilige und besonders einprägsame Sinnbilder. Die Lanze, der Stab, das Schwert spielen in der Rechtsgeschichte eine bedeutsame Rolle. Das blanke, aufrecht getragene und offenbar auch in dieser Darstellung schon mit Ehrfurcht angefaßte, nicht als Waffe geschwungene Schwert bildet das allgemeinste Kennzeichen der Rolandstandbilder; von hier führt höchstwahrscheinlich eine Verbindung zu dem Schwertgott Ziu, wie in der Lanze des Erzengels Michael nachweislich eine Verbindung zu dem Lanzengott Wodan liegt; zu dem alten Schwertgott der Germanen, der zugleich der Gott des Gerichts ist und mit dem Schwert den Gerichtsfrieden hegt; in dem andern Namen des Gottes — Er, Erch (Erchtag in Bayern für Dienstag) — klingt der Name der Irminsäule an.

[1]) „Nach einem auf verschiedenen Gebieten waltenden Kulturgesetz war früher sinnvoll, was später leeres, äußerliches, gar mißverstandenes Ornament oder gehaltlose, abgegriffene Form wurde." Adolf Dyroff beim Winckelmannsfeste 1919 über die Bonner Marktsäule.

In der vielfach geflickten kleinen Säule zu Obermarsberg (früher auch Stadtberge genannt) an der Diemel in Weſtfalen, hat ſich meiner Meinung nach (vgl. oben) eine geweihte Säule unmittelbar erhalten, wie ſich in dem

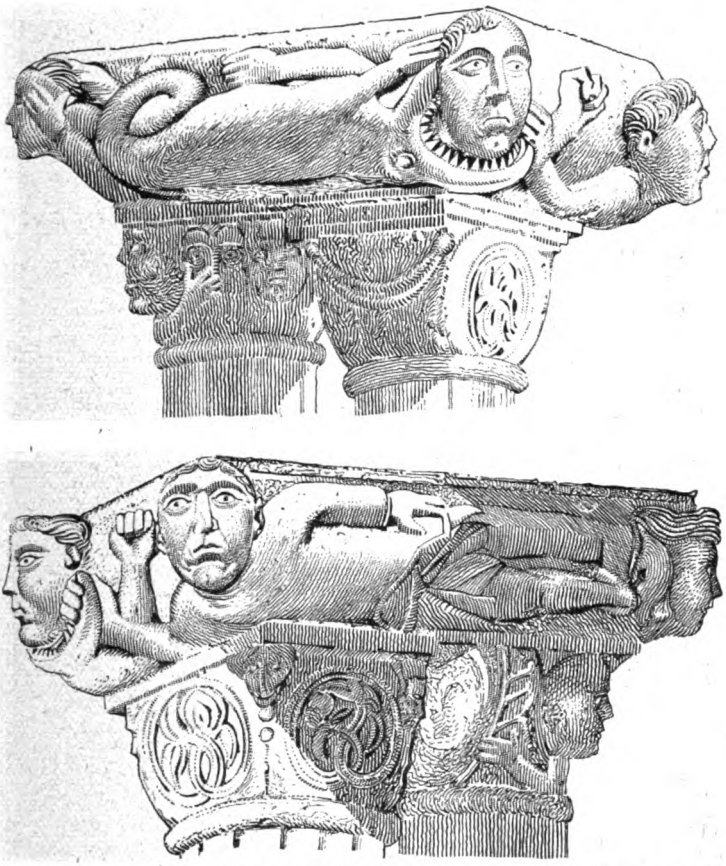


Abb. 11 und 12. Aus dem Kreuzgang in Berchtesgaden. Darſtellung aus der Edda. Widar faßt in den Unterkiefer des Ungetüms, das Odin verſchlungen hat (?)[1].

hoyerſtein auf dem Schlachtfeld am Welfesholze von 1114 und ähnlichen Steinen jener Gegend mindeſtens die Überlieferung des damals errichteten

[1]) Der auffällige Griff in den Rachen iſt jedenfalls hier, und ebenſo auf der Freiſinger Säule, weſentlich deutlicher zum Ausdruck gebracht, als auf dem Kreuze von Gosforth in Cumberland, das man ſo gedeutet hat. Siehe Abb. 49 im Bilderatlas zur germaniſchen Religionsgeſchichte, 1924: Die altgermaniſche Religion von E. Mogk. — Die Auswahl der Bilder dieſes Atlas iſt übrigens ſehr einſeitig, unter faſt gänzlicher Vermeidung von Denkmälern aus Deutſchland; ſelbſt für Schalenſteine, die wir in Menge in Deutſchland haben, iſt ein Beiſpiel aus Skandinavien gebracht. Bei Marburg liegt einer, in deſſen Vertiefungen die beerenſammelnden Kinder noch heute Beeren hineinlegen, offenbar als Nachklang des Opfers. — Das eingemauerte Bogenfeld an der Kirche zu Oberröblingen am See, wo das Lamm mit der Kreuzesfahne ſeine Herde gegen das Hakenkreuz führt, beweiſt deſſen dämoniſche Bedeutung ſehr viel zwingender als das im Bilderatlas gebrachte Gefäß von Tſchanſch, wo die Triskel ſchließlich auch bloße Zierde ſein könnte; was ich freilich auch nicht annehme.

Thiodot, wenn nicht dieſer ſelbſt, erhalten hat. Die Obermarsberger Säule findet ſich an demſelben Ort, wo auch eine Rolandſäule ſteht und wo wir die ſicherſte geſchichtliche Nachricht von einer Irmenſäule haben; in dem Bericht von der Zerſtörung der Eresburg, die auf dem Berge über Obermarsberg lag.

Ich glaube alſo behaupten zu dürfen, daß die Grimmſche Vermutung

Abb. 13 und 14. Aus dem Kreuzgang der Stiftskirche in Berchtesgaden. Der Schwertgott, der ſich nach dem Stummel des abgebiſſenen Arms faßt; der mit der Zauberfeſſel gefeſſelte Fenriswolf, der Spielmann. [Aus der Edda (?)]. Aus E. Jung, Germ. Götter und Helden.

einer glaubensgeſchichtlichen Unterlage der Rolandſäulen jetzt durch eine ganze Reihe neuer Gründe geſtärkt werden kann. Allgemein läßt ſich dazu nun noch nachtragen, daß inzwiſchen, ſeit der Zeit der Grimms, die ſüdgermaniſche Heimat ſehr vieler nur in nordgermaniſchem Schrifttum uns erhaltener Sagenbeſtände klar geworden iſt. Von den Heldenſagen der Edda ſind drei Viertel durch Schauplatz und Namen, zum Teil, wie bei der Thidrekſage, durch unmittelbare Angabe der Gewährsmänner (Männer

von Soest), als ursprünglich südgermanisch, deutsch, erwiesen; nur konnte in Deutschland die früher dahin gedrungene römische Kirche gründlicher die schriftliche Überlieferung vertilgen. Infolge davon sind wir mehr auf die Denkmäler angewiesen. Zu den schon in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts von Wilhelm Wackernagel aus der Dietrichsage erklärten Bildhauereien am Dom zu Basel ist neuerlich bemerkenswerter neuer Stoff hinzugekommen. Bezirksbaumeister Stuhlfauth hat von dem Drachenkampf in Altenstadt bei Schongau sehr wahrscheinlich gemacht, Georg Weise von den Steinbildern am Kircheneingang in Andlau im Elsaß erwiesen, daß sie Vorgänge der Dietrichsage darstellen. Von der Götterſage der nordischen Überlieferung ist der entsprechende Beweis noch nicht im gleichen Maße zu erbringen. Aber wenn nun neben das im Gebetbuch Ludwigs des Deutschen erhaltene Muspilli Zeugnisse treten, wie das Flachbild von Berchtesgaden, die drei Abgötter am Turm in Hirsau, die Bannung des Heidenpriesters auf dem Murrhardter Steinbild, der das Himmelslicht verfolgende Wurm am Regensburger Schottenportal, die Freisinger Säule — wird die Wahrscheinlichkeit immer größer, daß auch die schriftlich ebenfalls nur in der späten nordischen Überlieferung erhaltene germanische Götterſage doch im deutschen Mutter- und Hauptlande ihre Heimat hat. Und dazu kommt nun noch der ungeheure Stoff, den inzwischen die Volkskunde zusammengetragen hat und der das Fortleben so vieler uralter, vielfach vorchristlicher Dinge in unserem Volksleben erwiesen hat. Ich erwähne hier nur ein Beispiel — weil es wohl ziemlich unbekannt geblieben ist, obwohl es schon lange veröffentlicht ist — für die fast wörtliche Übereinstimmung eines deutschen Märchens mit der nordischen Wölsungasage [1]).

Ein Junge erbt nur ein Schwert. Ein einäugiger Alter warnt ihn, nicht in den Wald zu gehen. Der Junge tut es doch, erschlägt nacheinander einen dreiköpfigen, sechsköpfigen, zwölfköpfigen Drachen. Ein Zwerg erscheint, der in Gestalt einer Kröte große Schätze bewacht hat. Der einäugige Alte schenkt dem Jungen ein achtfüßiges Roß aus seinem Stall. — Hier sind die Anklänge an Wodan und an sein achtfüßiges Roß unverkennbar. Das achtfüßige Roß Wodans ist uns sonst meines Wissens nur durch nordische Überlieferung bekannt; dort auch durch ein Denkmal, auf dem berühmten Runenstein von Tjängvide [2]).

Karl Heßler, Hessische Landes- und Volkskunde, Bd. 2, S. 607, bringt folgende Aufzeichnung, die in diesem Zusammenhang sehr bemerkenswert wäre. „Noch eines freilich sehr seltenen Brauchs mag hier Erwähnung geschehen, der einen tief mythologischen Hintergrund hat. Die Fingernägel des Kindes werden anfänglich von der Mutter abgebissen und sofort verbrannt; denn nach dem Mythus vom Weltuntergang wird kurz vor dem Eintritt dieses Ereignisses das aus den Nägeln Verstorbener angefertigte Totenschiff — Naglfar — flott. „Um nun die Vollendung dieses Schiffes, also den Weltuntergang, möglichst lange hinauszuschieben, beschneidet man nicht nur die Nägel der Toten, sondern vernichtet auch die Nägel der Neugeborenen, die bei dem Bau des Schiffes mitverwandt wurden."

Das Schwert, das zuverlässigste Kennzeichen des Rolandbildes, bezeichnet die Rechtspflege und die Kriegsführung. Beide weisen auf den

[1]) Vgl. Wilhelm Schuster, Wodan, ein Beitrag zur deutschen Mythologie. Programm des Untergymnasiums zu Mühlbach. Hermannstadt 1856.

[2]) Das vermutliche Wodansroß auf dem Stein von Hornhausen ist etwas überlebensgroß im Verhältnis zum Reiter und deutlich als Hengst gekennzeichnet, doch nur mit vier Beinen ausgestattet.

Gott hin, der das Schwert führt. Ein aufgerichteter Pfahl ist im Norden ein Sinnbild des Göttlichen; es wird mit der weitergehenden Vermenschlichung und Herabmenschelung der ursprünglich als Elementarkräfte gedachten übernatürlichen Gewalten in menschenähnliche Form gebracht. Vgl. E. Mogk unter Irmensul in Hoops Reallexikon: „Zwischen Mensch und Pfahl bestand bei den Germanen das innigste Verhältnis."

In der Mitte des 13. Jahrhunderts kommt die Errichtung der Rolandbilder auf. Es war die Zeit, als das alte machtvolle Kaisertum mit den Hohenstaufen endgültig unterging, aber gleichzeitig das deutsche Volk seine große Siedelungsbewegung nach Nordosten durchführte, die mindestens für das äußere Leben unseres Volks die größte Tat seines Mittelalters war und die wichtigste räumliche Ausdehnung seit der im Beginn des 5. Jahrhunderts nach Christus erfolgten endgültigen Eindeutschung des linken Rheinufers und rechten Donauufers.

Der von Höde und Mann behauptete Zusammenhang der Rolandsäulen mit dem Vordringen nach Osten, das die deutsche Nation naturgemäß lebhaft beschäftigte — so daß in Flandern Lieder auf die Fahrt nach Osten, nach dem fetten Preußenland, gesungen wurden — hat eine gewisse Wahrscheinlichkeit. Dabei konnte der Gedanke der Gerichtshoheit im Bilde des Schwerts zusammenfließen mit dem des Kampfs; deutsche Siedelungsformen, deutsches Recht drangen gleichzeitig mit den deutschen Waffen nach Osten vor.

Das Schwert, die Waffe des Kriegs, ist zugleich das Sinnbild der Rechtspflege und des Gerichts. Das Gemeinsame ist dabei seine Aufgabe der Friedensbewahrung. „Wo das Schwert nicht wäre und Frieden hielte, müßte alles, was in der Welt ist, durch Unfriede verderben", sagt Luther einmal. Die deutsche Staatsgewalt entwickelt sich merkwürdigerweise tatsächlich und geschichtlich derart, daß das eigentliche und ursprüngliche Wesen der öffentlichen Gewalt, wenigstens nach der germanischen Auffassung des Staats, geradezu in begrifflicher Reinheit heraustritt. Der Germane räumt der Gesamtheit nur widerstrebend Gewaltbefugnisse über sich und nur soweit ein, als für die Durchführung der öffentlichen Aufgaben unbedingt notwendig sind. Deshalb tritt die öffentliche Gewalt in Deutschland zunächst nur als Heerbann und Gerichtsbann auf; erst mit der Weiterspannung der Staatsaufgaben auf bloße Wohlfahrts- und Gesittungszwecke und unter dem Einfluß des römisch-helleniſtischen Staatsgedankens werden der deutschen Staatsgewalt, letztlich eigentlich erst, nachdem sie vom Reiche auf die Länderstaaten übergegangen ist, weitergehende Befugnisse eingeräumt.

Daß die Rolandbilder aber als Sinnbilder der städtischen Gerechtsame, das heißt der städtischen Selbständigkeit galten — was sie ursprünglich nicht waren — ist vielleicht so zu erklären, daß eben dem Germanen Kriegshoheit und Gerichtshoheit, deren Sinnbilder die Rolandbilder allerdings bis zu einem gewissen Grade waren, als das Wesen der öffentlichen Gewalt überhaupt erschienen [1]).

[1]) Mindestens die deutschen Städte, die nachweislich einen Roland hatten — es ist eine ganze Anzahl — sollten dieses Sinnbild in irgend einer Form wiederherstellen. Das wäre nicht bloße Altertümelei; ein Bild wie der Hamburger Bismarckroland — wenn man ihn auch lieber im Stadtbild als in den Anlagen sähe — ist geradezu eine Weiterbildung der Überlieferung und hat deshalb auch ein eigenes, neues Leben als Sinnbild. — In Prenzlau sind die Reste des erst unter Friedrich dem Großen durch ein Unwetter zerstörten Roland noch vorhanden; der sollte wieder aufgestellt werden in der behäbigen Hauptstadt der fruchtbaren Uckermark, mit ihrer wundervollen Marienkirche, dem schönen, denkmälergeschmückten Marktplatz und den kräftigen Tortürmen.

Weitere Beiträge zur Frage der Mondmythenmotive in der vorgeschichtlichen Kunst.

Von Georg Wilke.

Mit 26 Textabbildungen.

In meiner Arbeit „Der Mondkultus bei den indogermanischen Völkern in Sage und Kunst" (Wissenschaftl. Mitt. a. Bosnien u. d. Herzegowina, Bd. VIII, S. 1ff.) und dann weiter in meinem Buche „Die Religion der Indogermanen in archäologischer Betrachtung" (Mannus-Bibl. Nr. 32) habe ich für eine größere Reihe archäologischer Erscheinungen, die bisher teilweise noch gar nicht, teilweise nur sehr wenig befriedigend erklärt worden waren, einen lunaren Ursprung darzutun und damit zugleich auch zu zeigen versucht, wie stark gerade der Mond mit seinen so wundersam anmutenden mannigfachen Erscheinungsformen die Phantasie unserer vorgeschichtlichen Vorfahren beschäftigt hat. Die nachstehenden Ausführungen sollen nun noch einige weitere vorgeschichtliche Mythenmotive behandeln, die gleichfalls aus der Beobachtung der Mondes hervorgegangen sind und durch die meine früheren Darlegungen nicht nur eine neue Bestätigung, sondern auch eine wesentliche Erweiterung und Ergänzung erhalten.

Da über den Begriff des Mythos zum Teil noch recht unklare Vorstellungen herrschen, so mögen zum besseren Verständnis der nachfolgenden Ausführungen zunächst einige allgemeine Bemerkungen über das Wesen des Mythos, wörtlich „Rede" oder „Erzählung," vorausgeschickt werden. Unsere heutige Generation hat es in mancher Hinsicht sehr gut. Für sie gibt es in der Natur so gut wie keine Geheimnisse mehr. Wenigstens bilden sich das recht viele ein, namentlich solche, die nur oberflächlich ein bischen an den Naturwissenschaften herumgerochen haben und sich daher für ganz besonders gescheit halten. Für sie ist der gesamte Kosmos mit seiner Vielheit von Erscheinungen im Grunde weiter nichts als ein großes Uhrwerk, ein zwar etwas komplizierter, andererseits aber auch sehr einfacher Mechanismus, der nach bestimmten Regeln ganz von allein abschnurrt und über dessen Zweck und Herkunft nachzugrübeln heute in weiten Kreisen für müßig oder gar unwissenschaftlich gilt.

Nicht so glücklich wie wir heutigen Zivilisationsmenschen, die wir schon in der Volksschule in trefflich ausgestatteten Laboratorien an der Hand aller

möglichen physikalischen und chemischen Experimente in die Grundlehren der Chemie und Physik und der sonstigen Zweige der Naturwissenschaften eingeführt werden, ist der Primitive daran. Ihm wird in der Schule noch nichts von Einsteinscher Relativitätstheorie und Keplerschen Gesetzen, von Kathodenstrahlen und Radioaktivität, von Biologie, Physiologie und Psychologie, von Kant-Laplacescher Weltbildungstheorie und Darwin-Häckelscher Deszendenztheorie u. dergl. mehr erzählt. Er steht daher der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen in der Umwelt und namentlich den wunderbaren kosmischen Vorgängen gegenüber völlig hilf- und ratlos da. Einigermaßen verständlich werden sie ihm nur, wenn er sie mit irgendwelchen Vorgängen aus dem Reiche seines persönlichen Erlebens vergleicht.

So sagt er z. B.: Der Donner kommt mir gerade so vor, als ob ein Mensch oder Tier (Stier oder Löwe) am Himmel recht laut brüllte (vgl. den indischen Gott Rudra von √ ru „brüllen"; Hlorriði „der brüllende Wetterer", Beiname des germanischen Donar; slavisch Perun von √ per „schlagen"). Oder: Der Wind macht den Eindruck, als ob jemand stark aus dem Munde blase oder ein unsichtbares Wesen in der Luft herumsause. Oder: Der zunehmende Mond ist gerade wie ein Mensch, der immer fetter wird, und der abnehmende wie ein Mensch, der immer magerer wird, bis er schließlich stirbt. Aber während wir Zivilisationsmenschen, wenn wir mal einen solchen Vergleich machen, wie z. B. in dem bekannten Liede „Mond, was für ein schief' Gesicht machst denn du?" usw. — während wir Zivilisationsmenschen uns bei einem solchen Vergleich immer wohl bewußt bleiben, daß es sich dabei eben nur um ein Bild handelt, gehen beim Primitiven Vergleichsbild und Vergleichsgegenstand schon bald völlig ineinander über, und wenn er einmal sagt, der Mond sieht aus wie ein Mensch, der fett oder mager wird, so ist er für ihn oder die, die von dem Vergleiche hören, auch ein solcher Mensch.

Dabei verschlägt es ihm auch nichts, daß vielfach für eine und dieselbe Erscheinung ganz verschiedene Vergleichsbilder gewählt werden. So wird der Phasenwechsel des Mondes, der ja auf die Phantasie des Primitiven einen ganz besonders starken Eindruck macht, auch noch mit einem Gewebe verglichen, das immer wieder, wenn es fertig ist, aufgetrennt wird (Wilke, Rel. d. Indog. S. 148 ff.) oder mit einer Schnecke, die bald aus ihrem dunkeln Gehäuse, dem Schwarzmond hervorkriecht, bald wieder zurückschlüpft (a. a. O. S. 149) und noch mit mancherlei anderen Dingen, auf die ich hier nicht einzugehen brauche. Die Widersprüche, die sich aus dieser Vielheit von Vergleichsbildern ergeben, empfindet der Primitive nicht, und er macht sich keinerlei Gedanken darüber, daß der Mond doch nicht gleichzeitig eine spinnende Frau, ein Vogel, ein Rind, ein Boot, eine Trinkschale usw. sein kann. Umgekehrt aber kann auch ein und dasselbe Vergleichsbild zur Veranschaulichung ganz verschiedener Erscheinungen dienen. So wird beispielsweise mit dem Verschlingen eines Menschen durch irgendein Ungeheuer, einen Wolf, einen Fisch usw. ebensowohl das Verschwinden der Abendsonne, wie das Verschwinden des Mondes zur Zeit der Konjunktion, wie die Verdunklung der beiden großen Himmelskörper bei Sonnen- und Mondfinsternissen verglichen. Und mit Zwillingsbrüdern, die sich unter Umständen bekämpfen, kann man alle möglichen polaren Erscheinungen, wie den Wechsel von Tag und Nacht, von Sommer und Winter, von Wärme und Kälte, den Morgen- und Abendstern, das wechselnde Verhältnis des beleuchteten Teils des Mondes und des Aschenlichtes usw. vergleichen, und diese auf den verschiedensten himmlischen wie irdischen Vor-

kommnissen beruhenden Vergleichsbilder können dann recht wohl zu einer Einheit wie den Dioskuren und ihren Verwandten zusammenfließen[1]).

Ein solches zur Wirklichkeit verdichtetes Vergleichsbild, mit dem sich der Primitive irgendwelche irdische oder kosmische, nicht ohne weiteres verständliche Erscheinungen oder Vorgänge klar und begreiflich zu machen sucht, ist nun das, was man als Mythos, besser aber als einzelnes Mythenmotiv bezeichnet.

Aber der Primitive bleibt nicht bei dem einfachen Vergleichsbild stehen. Er will auch wissen, warum tritt diese oder jene Erscheinung ein, also, um bei unserem Beispiele zu bleiben, warum wird der Mondmensch so schnell so fett, und warum magert er so schnell so stark ab? Nun, die Antwort lautet: Er wird dick, weil er so viel gegessen und getrunken hat. Aber warum hat er denn so viel gegessen und getrunken? Nun, weil er mit einem andern ein großes Wettessen und Wettrinken veranstaltet hat, wie es beispielsweise vom griechischen Herakles und dem nordischen Thor erzählt wird, und wie wir es auch in vielen Mythen der Naturvölker der Gegenwart sehen. Und magerer wird er, weil er ein recht unsolider Geselle ist (Sage der Südseeinsulaner), der die ganze Nacht über bis in den späten Morgen hinein am Himmel herumbummelt und dort allerhand galante Abenteuer mit der Frau Sonne und der lieblichen Frau Venus, dem holden Morgen- und Abendsterne hat (Vgl. Wilke, a. a. O., S. 155ff.).

So entsteht also eine ganze große Geschichte („Mythengefüge"), und in dem diese Geschichte dann von Mund zu Mund weiter erzählt wird, erfährt sie im Laufe der Zeiten immer mehr Abänderungen und Zusätze, bis schließlich ihr ursprünglicher Sinn, wie beispielsweise in unserem Rotkäppchenmärchen, kaum mehr erkennbar ist. Nur die eigentlichen Mythenmotive, also in unserem Falle das Dickwerden nach einem Wettgelage und das Abmagern infolge unsoliden Lebenswandels bleiben auch in der umgewandelten Erzählung weiter bestehen[2]).

Ein solches Mythenmotiv oder nach der obigen Begriffsbestimmung zur Wirklichkeit verdichtetes Vergleichsbild haben wir nun zunächst — um zu unserem eigentlichen Thema zurückzukehren — in der herausgestreckten Zunge vor uns, deren lunare Bedeutung ich zwar schon in meinen früheren Arbeiten klar genug dargetan habe (a. a. O. 18; 161), ohne jedoch auf die

[1]) Wolfgang Schultz hat daher bis zu einem gewissen Grade recht, wenn er Mannus XVI, S. 216 sagt: „Nach Wilkes Meinung mag es vielleicht ein Vorzug sein, mehrere Eisen im Feuer zu haben". Nur erblicke ich darin keinen Vorwurf, sondern eine Anerkennung. Denn ich frage eben nicht bloß mit der einseitigen und vorgefaßten Meinung der Mondmythologen: Wie läßt sich der oder jener Mythos durch die Erscheinungsformen des Mondes erklären?, sondern füge dem hinzu: können nicht auch noch sonstige irdische oder kosmische Vorgänge dazu geführt haben? „Und zur Ausdeutung dieses Stoffes müssen" dann in der Tat, um mich der Worte C. Mötefindts (Wien. Präh. Zeitschr. XI, S. 85) zu bedienen, alle möglichen Naturvölker „herhalten", weil eben bei ihnen der Mythos vielfach noch völlig unverhüllt vorliegt, während wir Kulturmenschen ihn meist in einer schon stark verblaßten Form überkommen haben, die den dahinter liegenden Kern nur noch schwer erkennen läßt.

[2]) In dieser wesentlich weiteren Fassung des Begriffs Mythos liegt der fundamentale Unterschied zwischen meinen eigenen Anschauungen und denen der Mondmythologen, wie sie namentlich Wolfgang Schultz in seinen zahlreichen Schriften, zuletzt in seiner Abhandlung „Grundsätzliches über Religion und Mythos der Arier" (Mannus XVI, S. 193ff.) und in seinem inhaltreichen und anregenden, in mancher Hinsicht freilich auch recht anfechtbaren Buche „Zeitrechnung und Weltordnung in ihren übereinstimmenden Grundzügen bei den Indern, Iraniern, Hellenen, Italikern, Germanen, Kelten, Litauern, Slawen" vertritt.

Entstehung dieses Motivs näher einzugehen. Sie bedeutet eben nichts anderes, als die neue Mondsichel, die drei Tage nach der Konjunktion wieder sichtbar wird, d. h. aus dem die dunkle Mundhöhle versinnbildlichenden Schwarzmond hervortritt, und umgekehrt auch die letzte Mondsichel, die sich in diesen zurückzieht. Im Altn. wird daher, worauf schon Böklen hingewiesen hat[1]), der Mond geradezu als himintûngl (ahd. himilzunga) bezeichnet, wie er auch in den Veden jihwā dewānām „Götterzunge" heißt (Rigv. IV 58,1). Ebenso findet sich bei verschiedenen indischen Gottheiten, die sich von einer alten Mondwesenheit abgezweigt haben, der Beiname „schön"- oder „goldenzungig", und Brihaspatis, dessen Mondcharakter schon Hillebrandt (Ved. Myth. I 404) nachgewiesen hat, führt das Beiwort „von lieblicher Zunge". Bei den Griechen Homers wurde am Schlusse der Abendmahlzeit die Zunge des Opfertieres dem Hermes zu Ehren am Herde vermauert, und auch sonst noch spielt die Zunge im Opferkulte des Hermes, einer ganz ausgeprägten Mondgottheit, eine sehr wichtige Rolle[2]). Endlich begegnen wir dem Motiv der herausgestreckten Zunge auch noch bei der mitteldeutschen Frau Holle, deren ursprünglich lunarer Charakter für mich trotz des späten Auftretens ihres Namens und trotz der von Germanisten erhobenen Bedenken in Anbetracht der vielen sonstigen mit ihr verknüpften Mythen, Symbole und Attribute (Fahrt in einem Bocksgespann; auf einem Bock oder einer Sau reitend; Spinnerin und Weberin; Totengottheit; wie die griechische Artemis und Hekate Führerin der wilden Jagd; Beilattribut usw.) außer Zweifel steht[3]). So in einer Sage in der Leipziger Gegend, nach der sie einst bei ihrem eigenen Totenschmaus zusah und die Zunge „herausbläkte"[4]).

Außer in den genannten Mythen, bei denen die Zunge ganz unmittelbar mit bestimmten Mondgottheiten verknüpft ist, erscheint das Motiv auch noch in einer anderen weit verbreiteten Mythengruppe, nach der das Verschwinden der letzten Mondsichel mit dem Ausschneiden einer Zunge verglichen wird. Besonders häufig findet es sich in den mannigfaltigen Drachensagen, in denen der Held dem von ihm getöteten Ungeheuer, d. h. dem Schwarzmonde, die Zunge ausschneidet, um sich dann später mit ihr gegenüber dem Nebenbuhler, der sich den Ruhm des Sieges zu Unrecht anmaßt, als der wahre Sieger auszuweisen[5]). Ebenso erscheint es in der römischen Sage von der Nymphe Lara oder Lala (auch der Name der etruskischen Mondgottheit; Roscher, Alt. Lex. s. v. Lala), der Jupiter die Zunge ausriß, weil sie der Juno seine Nachstellungen der Juturna verraten hatte, in der Sage von Philomele und Tereus, der jener die Zunge ausreißt, damit sie nicht die an ihr begangene Schändung erzählen könne u. a. m.

---

[1]) E. Böklen, Die Entstehung der Sprache im Lichte des Mythos. Berlin, Stuttgart, Leipzig 1922. S. 42.

[2]) Höfer, Organotherapie. S. 42 u. ö.

[3]) Wilke, Religion der Indogermanen. S. 100, 133, 148, 160, 161 u. ö.

[4]) Bernhardt, Jahrbuch d. Städt. Mus. f. Völkerk. IV, S. 20.

[5]) Im deutschen Märchen „Die zwei Brüder" schneidet der Held dem siebenköpfigen Drachen die sieben Zungen aus und zeigt sie später als Wahrzeichen des Sieges vor (K. H. M. Nr. 40). Der megarische Alkathoos („Glanzläufer"), der Sohn des Pelops, besiegt einen Löwen, durch dessen ausgeschnittene Zunge er sich als wahren Sieger ausweist. Im englischen Märchen the little bull-calf reißt der Knabe, der die im Walde mit ihren Haaren an einen Pfahl gebundene Königstochter befreit, dem von ihm getöteten Drachen die Zunge heraus, die ihm dann später gleichfalls als Beweis für seinen Sieg dient (Joseph Jacobs, More English Fairy Tales Nr. 79). Und ebenso wird in dem russischen Märchen „Iwan der Kuhsohn" der Drachenmutter die Zunge herausgerissen. (Afanassiew Nr. 27).

Dieser Herleitung des Zungenmotivs entspricht nun auch sein Vorkommen in der vorgeschichtlichen wie altmexikanischen Kunst, die ja, wie ich in meinem oben angeführten Buche dargetan habe, außerordentlich viele Züge mit der alteuropäischen gemein hat. Hier findet es sich bei dem Gott auf dem sogenannten Kalenderstein des Museo Nacional in Mexiko (Zeitschr. f. Ethnol. 1911, S. 298, Abb. 3c), wo nicht nur der auf die Erde herabgesenkte Lichthimmel ...., sondern auch die ringsum daranstoßende und aus der Unterwelt heraufquellende Nacht in Gestalt zweier Federschlangen" dargestellt, der Gott also deutlich genug als Mondgottheit gekennzeichnet ist. In der altweltlichen Kunst begegnen wir dem Motiv vor allem beim ägyptischen Bes, beim indischen Mahakala und den Totengottheiten des kretisch-mykenischen Kulturkreises, deren lunaren Ursprung ich in meinem Buche (S. 146f. u. ö.) hinreichend begründet zu haben glaube. Als eine solche Totengottheit sind daher wahrscheinlich auch die im nordischen Formenkreise mehrfach vorkommenden Gesichtsurnen aufzufassen, die den Toten in sich aufnehmen. Allerdings bleibt auch die von mir früher vertretene Annahme möglich, daß es sich bei ihnen nur wie bei den mykenischen, südrussischen, etruskischen usw. Totenmasken um ein Abbild des Toten handelte, das seiner Seele als Sitz dienen sollte, und daß die herausgestreckte Zunge dann nur die Bedeutung eines apotropäischen Gestus hat, mit dem man den Toten vor feindlichen Dämonen zu schützen suchte. Doch halte ich die hier versuchte Deutung für wahrscheinlicher. Ganz besonders klar aber tritt uns die lunare Bedeutung des Motivs bei einer von mir gleichfalls schon mehrfach behandelten Bronzestatuette von Cagliari in Sardinien entgegen, die nicht nur, wie die Diana von Ephesus, durch die Vielbrüstigkeit, sondern auch durch die über dem Haupte und an der Basis angebrachten Mondsicheln eindeutig als Mondgottheit gekennzeichnet wird (Rel. der Indogerm. S. 146, Abb. 160).

Wenn das Motiv dann auch noch zu einem apotropäischen Gestus geworden ist, so erklärt sich dies sehr einfach dadurch, daß nach allgemeinen emanistischen Anschauungen die einem belebten oder unbelebten Dinge zugeschriebenen Fähigkeiten oder Kräfte auch in seinen Abbildern oder Symbolen wirksam sind. Wie also ein Medaillon mit dem Bilde eines Heiligen den gleichen Schutz gewährt wie dieser selbst, so geht auch von der die Mondsichel versinnbildlichenden Zunge die gleiche Kraft aus wie von der Mondsichel selbst. Noch später ist dann der Gestus zu einer bloßen Gebärde der Verachtung herabgesunken. Auch das erklärt sich sehr einfach. Denn die Unholde und Hexen, gegen die der Gestus zunächst nur zu rein apotropäischen Zwecken angewendet wurde, fürchtete man nicht nur, sondern man verabscheute sie auch.

Ein weiteres, ziemlich naheliegendes Vergleichsbild ist das des für gewöhnlich unsichtbaren oder höchstens für sehr gute Augen noch als fahles Aschenlicht erkennbaren[1]) Schwarzmondes mit einem ruhenden oder schlafenden Menschen. Dieses Motiv liegt besonders in vielen griechischen Sagen vor. Die im äußersten Westen hausende Gorgo, die gewöhnlich als schwarz geschildert wird und in bildlichen Darstellungen meist mit herausgestreckter Zunge erscheint, wird von Perseus im Schlafe überrascht und getötet. Ebenso tötet Argos Panoptes die Echidna, Herakles den Alkyoneus im Schlafe,

[1]) Daß der „vollkommene" Schwarzmond von guten, gegen die Sonne wenig empfindlichen Augen wirklich erkannt werden kann, lehrt ein von Callaway, The Relig. Syst. of the Amazulu. S. 399ff. (The Folk Lore Society XV 1884) mitgeteiltes Gespräch zweier Zulukaffern. Damit werden die von Wolfgang Schultz, a. a. O. S. 17 an die angebliche Unsichtbarkeit der Konjunktion geknüpften Folgerungen hinfällig.

und auch Jason vernichtet den das goldene Vließ bewachenden Drachen, nachdem dieser zuvor durch Medea eingeschläfert worden ist. Das Gegenstück hierzu auf germanischem Gebiete bildet die Erzählung von Sigurd und Regin, der von jenem getötet wird, nachdem er sich, um zu schlafen, hingestreckt hat. Ebenso liegt das Motiv in der Sage von Brynhild vor, die durch Odhins Schlafdorn in einen Zauberschlaf versetzt wird, wie das Dornröschen des deutschen Märchens durch den Stich der Spindel. Doch begegnen wir der Vorstellung auch bei den alten Babyloniern, so Obv. Z. 6 „Drei Tage ruht er (der Mond) im Himmel" und Rev. Z. 6f.: „Ruht er etwa vier Tage im Himmel? Nimmermehr ruht er noch einen vierten Tag". (Nach Jeremias, a. a. O., S. 76).

Einen sehr wertvollen archäologischen Beleg für diesen Mythus bilden meines Erachtens die bisher noch nicht genügend erklärten schlafenden Figuren aus dem Hypogäum auf Malta. Daß dieses und die sonstigen gleichartigen Megalithbauten Maltas nicht, wie Schuchhardt (Alteuropa, S. 154) annimmt, Palastbauten sind, in denen gelegentlich auch bestattet und ein Ahnenkult geübt wurde, hat zuletzt A. Mayr (Anthropol. Korrespondenzbl. 1920, S. 1ff.) überzeugend dargetan. Es können vielmehr nur Heiligtümer sein, in denen der Kult „bestimmter göttlicher Wesen" geübt wurde. Als Darstellungen solcher „göttlicher Wesen" und nicht, wie Schuchhardt meint, als Verstorbene oder Ahnen haben wir daher zweifellos die zahlreichen in diesen Heiligtümern aufgefundenen „Ton- und Steinfiguren zu betrachten, die wohl alle oder größtenteils wie die große Masse der neolithischen oder frühmetallzeitlichen Statuetten des südöstlichen Europas als weiblich aufzufassen sind." Und wenn nun unter diesen weiblichen Gottheiten auch solche im Zustande des Schlafes erscheinen, dieser Zustand aber im Mythos nur bei ausgeprägten Mondgottheiten vorkommt und nur bei ihnen aus bestimmten realen Naturerscheinungen heraus verständlich wird, so können diese ruhenden Frauenfiguren eben nur eine Mondgöttin bedeuten. (Vgl. Wilke, Mannus 16, S. 69f., Abb. 2).

In etwas anderer Form bemerken wir das Mythenmotiv auch noch auf der öfter behandelten Ringplatte von Mykenä. Hier hält die thronende Gottheit, die durch den Fruchtbaum, die Kinder, die Kinderschädel, das Doppelbeil und den Halbmond klar genug als Mondgottheit gekennzeichnet ist, in der linken Hand drei (Schlaf erzeugende) Mohnköpfe, wie auch Selene in der späteren Kunst mehrfach mit Mohnköpfen dargestellt ist (a. a. O., Abb. 3).

In diesem Mythos wurzelt schließlich auch noch die schon für das Altertum bezeugte häufige Verwendung des Mohnes im Opferkult, besonders im Totenkult und im Kult der Toten- und Heilgottheiten[1]), die ja, wie schon öfter gezeigt, Mondgottheiten sind. Noch heute werden bei den Chewsuren im Kaukasus bei Sterbefällen hornförmige Mohngebäcke, die die Mondsichel nachahmen, hergestellt. Und derartige Mohnhörnchen haben sich, ebenso wie die gleichfalls mit Mohn bestreuten, ein altes Haaropfer ersetzendes Zopfgebäcke, auch bei uns vielfach erhalten, wenn auch hier die Erinnerung an den ursprünglichen Sinn dieser Gebäcke vollständig verschwunden ist. Solchen kultischen Zwecken mag daher auch zum Teil der schon für die neolithische Zeit

[1]) Mit Mohn wurde der Opferkuchen bestreut, den die griechischen Frauen im Asklepiaion auf Kos dem Heilgotte darbrachten (Arch. f. Rel.-Wiss. X, 205). Weißer Mohn bildete mit Gerste, Räucherwerk und ungewaschener Schafwolle ein Opfer an die Demeter (M. Nilsson, Griech. Feste v. relig. Bedeut. m. Ausschl. d. attischen. Leipzig 1906, 344f.), und Mohnbrötchen waren auch die sogenannten Enthalamia, die man in Griechenland in den Totenkammern niederlegte.

nachgewiesene Anbau von Mohn gedient haben, der insbesondere in den Pfahlbauten von Steckborn im Bodensee, Niederwyl im Thurgau, Robenhausen am Pfäffikonsee, Wauwil im Baldeggersee, Oberkirch im Sempacher See, Burgäschi in Solothurn, Moosseedorf im Berner Mittellande, St. Blaise im Neuenburger See und Lagozza in Oberitalien in ziemlich großen Mengen erscheint, dort also zweifellos gezüchtet wurde[1]). Ja in Robenhausen fand sich sogar ein Mohnkuchen, wie wir ihn oben als Opfergebäck kennen gelernt haben.

Ein besonders anmutiges und poesievolles Mythenmotiv läßt das junge Mondkind, an dessen Stelle in den jüngeren Mythen auch die junge Sonne tritt, aus einer Blüte hervorgehen. Nach einer Erzählung in Kambodja wird ein Mädchen, ohne ihre Jungfräulichkeit zu verlieren, von den Strahlen der Sonne geschwängert. (Konjunktionsmotiv.) Verschämt zieht sie sich in den Wald zurück und gebiert dort das schönste Kind der Welt. Da sie keine Milch zur Ernährung hat, will sie sich ertränken, aber die Natur sorgt für das Gotteskind. Als es die Mutter auf die Blütenknospe einer Blume setzt, blüht diese gleich von selbst auf, um das Kind entgegenzunehmen und es wie in einer Wiege zu umschließen. Das Mädchen verschwindet (Verschwinden des alten Mondes), ein Einsiedler jedoch, der nach der Prophezeiung eines Engels das Kommen des Herrn (die neue Mondsichel) schauen soll, nimmt das Kind aus der auf dem See schwimmenden Lotosblume heraus und erzieht es mit Milch und Honig (Aufgehen und Wachsen der jungen Mondsichel). So erwächst der König der Könige. Ähnliche Mythen kehren auch sonst noch öfter wieder. Aus einer Blütenknospe wird in Assam das erste Menschenpaar geboren, das nach einer weit verbreiteten und auch bei indogermanischen Völkern herrschenden Vorstellung vom Monde abstammt. Auf Sumatra läßt sich das Urmädchen auf einer Blütenknospe nieder und in Madagaskar wird aus ihr das Ideal der weiblichen Schönheit geboren. Auch Brahma steigt aus einer Blütenknospe, und ein ähnlicher Mythos heftet sich an Indra, Krśna und Višnu, die als Bienen aus ihr hervorgehen. Endlich sei noch auf eine Erzählung Plutarchs hingewiesen, nach der die Sonne jeden Morgen aus einer Blütenknospe aus dem Wasser emporsteigt[2]).

Nur eine geringe Umbildung dieses Mythos liegt vor, wenn in nordamerikanischen und polynesischen Sagen an Stelle der Blüte ein Seegrasmäntel, in Mikronesien ein Rohrstengel und in Afrika und anderen Gebieten schließlich ein hohler Baum tritt. So kommt nach einer wahrscheinlich aus Indien stammenden Sage der griechisch-thrakische Dionysos aus einem hohlen Baum hervor. Und das gleiche Motiv finden wir auch mit dem ägyptischen Horus und Osiris verknüpft, der bei seiner Nachtfahrt in einem Baume eingeschlossen ist, aus dem ihn Isis herausschält.

Noch rein realistisch dargestellt findet sich dieses „Blüten-" oder „Baumursprungsmotiv" u. a. auf einer Gemme von Curium. Hier geht die Mondsichel selbst aus einer einem stilisierten Baum entsprießenden Blüte hervor; neben dem Baum sitzen heraldisch gepaart zwei phantastische Flügelwesen, die die aufgehende Mondsichel andachtsvoll mit der erhobenen Pfote begrüßen

[1]) W. Hoops, Real.-Lex. s. v.

[2]) Frobenius, a. a. O., S. 252 und 271 ff. Auch in manchen Volkssagen der Gegenwart lebt das Motiv noch fort. So wird nach einer wendischen Erzählung in der Gegend von Bautzen die reizende Tochter Czornebohs in ein Veilchen verwandelt, aus dem die Jungfrau alle 100 Jahre in der Walpurgisnacht zum Leben erwacht. (Meiche, Sagenbuch des Königreichs Sachsen. S. 1075, Nr. 1267).

(Abb. 1). Noch reizvoller und anmutiger sind einige etruskische Darstellungen, bei denen wie in den meisten mythischen Erzählungen das Mondwesen in menschlicher Gestalt aus der Blütenknospe emporwächst (Abb. 2 u. 3). Die beiderseits neben dem Kopfe erhobenen Arme, die die junge Mondsichel versinnbildlichen, während der Kopf dem Aschenlichte des Mondes entspricht, lassen meines Erachtens an der lunaren Bedeutung dieser Komposition keinen Zweifel aufkommen. Zwar nicht mehr das eigentliche Blütenursprungsmotiv, wohl aber ein Nachklingen dieses Mythos scheint bei den in Abb. 4 und namentlich Abb. 5 wiedergegebenen Darstellungen vorzuliegen, von denen die erste den Gott mit der Lotosblume (vgl.

Abb. 1. Gemme aus dem Schatz von Curium. Nach Cesnola-Stern, Cypern. Taf. LXXX, 13.

Abb. 3. Blütenursprungsmotiv. Skelettgrab d. Etrusk. Per. von Falerii.

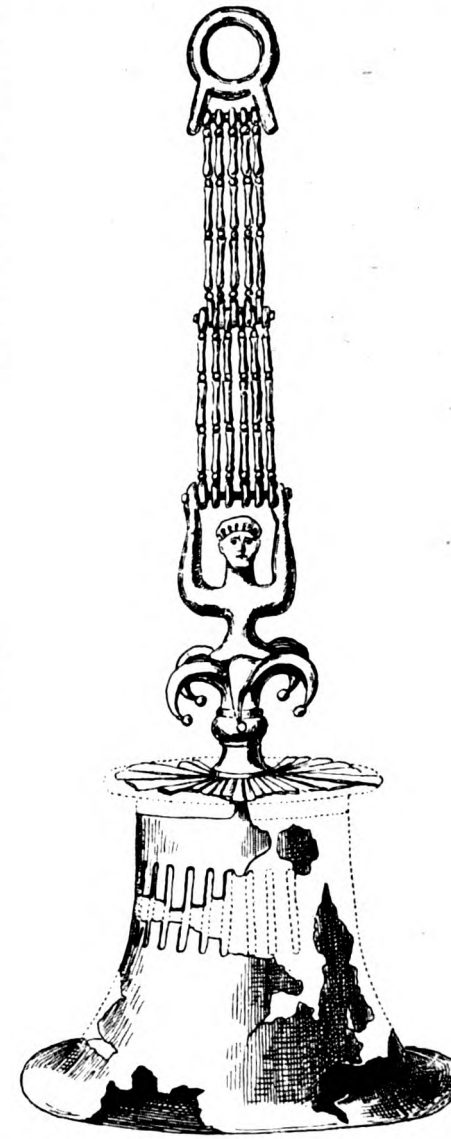


Abb. 2. Blütenursprungsmotiv. Skelettgrab d. Etrusk. Per. von Falerii.

oben den Eremiten in der Sage von Kambodja), die zweite die mütterliche Gottheit mit dem jungen Mondkinde und der heraldischen Lilie, der Entsprechung der Lotosblume, vorführt.

Noch ein anderes, sehr wichtiges und fast über die ganze Erde verbreitetes Vergleichsbild, das ich Rel.d. Indog. S.149ff. ziemlich eingehend behandelt habe, vergleicht den Phasenwechsel des Mondes mit einem Gespinnst oder Gewebe, das immer neu gesponnen und allmonatlich immer wieder aufgetrennt wird. Überall erscheint daher die Mondgottheit als eine spinnende oder webende Gottheit. Auf dieses Mythenmotiv geht nun, wie ich meine, ganz offenbar die symbolische Bedeutung des Schachbrettmusters zurück, dessen sakralen Charakter schon Macchioro an der Hand eines sehr reichen Abbildungsmaterials einwandfrei nachgewiesen hat, ohne aber dabei der Frage nach dem Ursprung dieses Motivs näherzutreten (Mannus IV, S. 351ff.). Eine Lösung dieser Frage hat erst Gärte, hauptsächlich unter Berufung auf altmexikanische Darstellungen, versucht, und zwar glaubt er aus Gründen, auf die ich gleich kurz eingehen werde, das Schachbrettmuster als ein Symbol

Abb. 4. Gott mit Lotosblume. Relief von Nimrud.

Abb. 5. Altbabylonische Darstellung. Mütterliche Gottheit mit Kind und heraldischer Lilie.

der mütterlichen Erde auffassen zu können. Das Motiv sei, wie er meint, ursprünglich der bildliche Ausdruck für den „Begriff eines Landbezirkes", eines „Erdstückes" gewesen, wie im Chinesischen das Wortbild für Feld ein vierfach geteiltes Quadrat ⊞ darstellt und bei den alten Ägyptern ebenfalls ein Quadratmuster ⊞⊞⊞⊞ zur Wiedergabe des Begriffs „Gau" diente. Das Wesentliche des Motivs erblickt also Gärte nicht in der verschiedenfarbigen Teilung der Felder, sondern in „der rechteckigen Linienkreuzung" (Mannus VI 349ff.).

Ich muß gestehen, daß mich diese Herleitung des Motivs nie recht befriedigt hat. Denn einmal findet sich das echte Schachbrettmuster als zweifellos religiöses Symbol schon in der Ankylusperiode (Wilke, Mannus VI, S. 43, Abb. 43), also zu einer Zeit, wo gewiß noch nicht von irgendwelcher Zerlegung eines Erdstückes in Gaue, Felder oder sonst irgendwelche Teilstücke die Rede sein kann. Und zum anderen ist und bleibt doch beim Schachbrettmuster der Wechsel zwischen hellen und dunklen Quadraten, Rhomben und dergl. das Wesentliche. Ja der Eindruck von abwechselnd dunkeln und hellen

Feldern wird — was ich der Auffassung Macchioros, a. a. O., S. 354 entgegenhalten muß — sogar schon durch ungefärbte, sich kreuzende Geflechtsstreifen hervorgerufen, denn die von den gefaserten Geflechtsstreifen in das Auge des Beschauers zurückgeworfene Lichtmenge hängt eben, besonders bei schräg auffallendem Lichte, ganz und gar von der Richtung der Faserstreifen ab. Man kann sich davon leicht überzeugen, wenn man die nebenstehende Figur etwas abwärts neigt. Dann rücken bei den horizontalen Geflechtsstreifen die die Faserung andeutenden dunkeln Linien auf Kosten der hellen Zwischenräume näher aneinander, während bei den vertikalen Geflechtsstreifen diese Verschmälerung der Zwischenräume nicht erfolgt. Die Folge ist, daß uns die ersten dunkler, die letzten heller erscheinen. Das umgekehrte tritt natürlich ein, wenn man die Abbildung nach rechts oder links dreht. Und noch viel deutlicher nimmt man diese Erscheinung bei wirklichen Geflechtsstreifen (Bastkörbchen, karriertes einfarbiges Leinengewebe) wahr, weil hier infolge der leicht vorspringenden Fasern der einzelnen Geflechtsstreifen die Mengenverhältnisse der ins Auge zurückgeworfenen Strahlen erst recht vom Einfallswinkel des Lichtes beeinflußt werden. Das Schachbrettmuster ist somit ein echtes Geflecht- und Gewebemuster.

Von dieser Tatsache wird man also auszugehen haben, wenn man der Frage nach dem Ursprunge der sakralen oder symbolischen Bedeutung des Musters beikommen will. Die einzige Gottheit, die zu den textilen Künsten in enger Beziehung steht und bei der allein diese Beziehungen durch die hinter ihr sich verbergenden Naturerscheinungen verständlich sind, ist nun, wie oben kurz angedeutet und in meinem Buche ausführlich dargelegt ist, die Mondgottheit, und wir werden daher schon allein aus diesem Grunde im symbolischen Schachbrettmuster als einem ausgeprägten textilen Motiv ein lunares Symbol erblicken dürfen. Dazu kommt auch noch, daß das Schachbrettornament mit seinem ständigen Wechsel von hell und dunkel ein ganz unmittelbares getreues Abbild des ständigen Wechsels von Weiß- und Schwarzmond darstellt. Und dieses Bild kommt schließlich auch im Mythos sehr deutlich zum Ausdruck, wenn es beispielsweise im Gesange eines Bramahnenschülers heißt: „Hier in der Unterwelt (d. h. dem Reiche der Mondgottheit) sind zwei jugendliche Mädchen, Tuch webend jeglicher Art, die da hervorbringen schwarzes und weißes Tuch, immer wieder zum Dasein führend die Welten, und was sie bewohnt "(a. a. O. 148). Oder wenn von Istar berichtet wird, daß sie schwarze und weiße Fäden spinnt (C. R. Thomson, Semitic Magie, S. 165)[1]).

Diese Beziehungen von hell und dunkel zur Mondwesenheit treten uns nun in der Tat gerade im mexikanischen Formenkreise, den Gärte mit vollem Rechte heranzieht, besonders deutlich entgegen, da hier die Mondgottheit, von der die Erdgottheit sich vielleicht erst später abgezweigt hat,

[1]) An Stelle der Weberin erscheint in Polynesien, wo die Weberei unbekannt ist, die Rindenstoffklopferin und in Nordamerika die Korbflechterin, und Frobenius (Dokumente zur Kulturphysiognomik 1923, S. 127) schließt daraus, daß diese Völkerstämme ursprünglich das Weben gekannt, später aber verloren und damit zugleich das Mythenmotiv auf den neuen Stoff übertragen hätten. Ich halte diesen Schluß nicht für zutreffend, glaube vielmehr, daß das Motiv ursprünglich ein reines Flechtmotiv und erst später auf die Weberei übertragen worden ist. Dafür spricht im besonderen, daß das Schachbrettmuster in Verbindung mit einer Kröte (einem ausgesprochenen Mondtier) bereits auf der genannten ankyluszeitlichen Harpune von Travenort erscheint, also in einer Zeit, wo die Kunst des Spinnens und Webens sicherlich noch nicht bekannt war.

oder von der sie doch zum mindesten stark beeinflußt worden ist[1]), fast immer durch eine helle und dunkle Farbe gekennzeichnet wird[2]). Ein sehr charakteristisches Beispiel dafür bildet die Geburtsgöttin Teteoinnan (Mannus VI 352, Abb. 16), die wie alle Geburtsgöttinnen (Eileithyia, Isis usw.) eine echte Mondgottheit ist und als solche noch ausdrücklich durch die an ihr angebrachten Mondbilder gekennzeichnet wird. Ebenso erweisen sich die übrigen von Gärte angeführten Beispiele und noch zahlreiche weitere von Seler u. a. veröffentlichte analoge Darstellungen als deutliche Mondwesen (vgl. Seler, a. a. O.).

Aber auch bei den altweltlichen Darstellungen können wir diese Beziehungen des symbolischen Schachbrettmusters zum Mondkult sehr deutlich erkennen. Es lassen sich hier bezüglich seines Auftretens folgende Gruppen unterscheiden.

---

[1]) Vgl. hierzu den von Böklen in seinem Buche „Die Entstehung der Sprache im Lichte des Mythos", S. 42[15] gegen meine Auffassung von der Priorität der Erdgottheit erhobenen Einwand. Ich halte die dort ausgesprochenen Bedenken gewiß für sehr beachtlich, indessen nicht für so zwingend, daß dadurch die Möglichkeit von einer selbständigen Entstehung der Erdgottheit ausgeschaltet würde. Denn die gesamte animalische und vegetabilische Fruchtbarkeit konnte man recht wohl als Wirkung von in oder auf der Erde hausenden Vegetationsdämonen auffassen, die sich schließlich zu einer besonderen Gottheit, eben der fruchtbringenden Mutter Erde verdichteten. Und ebenso führten die Beobachtungen an Leichen und die wechselnden Totenbräuche zur Entstehung bestimmter auf und unter der Erde hausender Todesdämonen, die anfangs, solange man eine Bestattung noch nicht kannte, rein tierischer Art waren und den leichenfressenden Tieren (Wölfen, Aasgeiern, Raben, Fischen usw.) entsprechen, später aber nach Einführung der Erdbestattung menschliche Gestalt annahmen und sich schließlich gleichfalls zu einer einheitlichen Gottheit, eben der Erd-Todesgottheit, verdichteten. Beide Wesenheiten, die aus den Vegetationsdämonen hervorgegangene Erd-Fruchtbarkeitsgottheit und die aus den Todesdämonen entstandene Erd-Totengottheit flossen dann in eine Einheit zusammen. Mag nun diese Auffassung von der Entstehung der Erdgottheit zutreffen, oder mag sie tatsächlich — wie auch Seler a. a. O. annimmt — lediglich eine Abzweigung einer älteren Mondgottheit bilden, so steht doch so viel fest, daß beide Gottheiten in ihren Funktionen sich aufs engste berühren, und wir verstehen dann auch, wie sich an beide die gleichen Mythen, Symbole und Attribute, so auch das Schachbrettsymbol, heften konnten, das zunächst nur als lunares Motiv zu erklären ist. In ähnlicher Weise wie die Mutter Erde kann man sich auch den Himmel Gott recht wohl selbständig entstanden denken. Dafür sprechen vor allem die gerade bei den primitivsten Völkern besonders reich ausgestalteten Rechtsinstitutionen, die das Vorhandensein irgendeiner übersinnlichen, aber personifiziert gedachten ethischen Macht notwendig voraussetzen (Wilke, Rel. d. Indogerm. S. 198ff.). Wo aber konnte man sich diese ethische Macht besser vorstellen als im Himmel, von wo sie am leichtesten und bequemsten in alle Winkel der Erde und auf Alles, was darauf lebt und webt, herabschauen konnte. Daß dann später nach Ausbildung astraler Göttergestalten diese primäre himmlische Macht sehr leicht mit diesen verschmelzen konnte und daher viele Mythen, die uns nur aus den wechselnden Erscheinungsformen der beiden großen kosmischen Körper verständlich werden, auch auf den Himmelsgott übergingen, ist doch ohne weiteres begreiflich. So beispielsweise die dem Vater Zeus und anderen Himmelsgottheiten zugeschriebenen Liebesgeschichten, die an sich natürlich nur auf die Bewegung von Sonne und Mond bezogen werden können.

[2]) Seler, Zeitschr. f. Ethnol. 1907. S. 1ff. Eine ähnliche Doppelfärbung kennen auch die indogermanischen Mondmythen. So wird der Bauch Rudras als blau, sein Rücken als rot beschrieben (Max Müller, Beitr. [Lüders] II, 268). Nach einer allerdings erst sehr späten Nachricht war des Mondgottes Hermes Hut halb weiß, halb schwarz (Albericus, de deor. imag. c. O.). Der Apisstier war schwarz mit weißen Mondzeichen (Herodot 3, 28. Plinius h. n. VIII, 184). Und ein weißhaariges Roß mit schwarzer Mähne findet sich mehrfach in den Volksmärchen. Auch bei den Naturvölkern kehrt die Zweifarbigkeit bestimmter Gottheiten wieder. So bei den Masai (Arch. f. Anthropol. 1917, 241). Ebenso tritt sie in vielen Volkssagen auf. So zeigte sich früher auf einem Berge bei Hennickendorf den weidenden Hirten eine Frau, halb weiß, halb schwarz (Ldb. d. Prov. Brandenburg III 193), und ähnliche Sagen trifft man auch noch anderwärts.

1. Götterfiguren und Idole. Das älteste, hierzu gehörige Stück bildet neben einem Fragment vom „gelben Berge" bei Golubac in Serbien (Abb. 6) und einem doppelköpfigen Brettidol von Zypern (Abb. 7) die weibliche Figur von Kličevac, deren lunare Bedeutung einmal durch die symbolischen Mondzahlen 12 und 13 der Bruststerne (Wilke, Kossinnafestschrift S. 138, Abb. 30) und zum anderen durch die auch bei vielen anderen weiblichen Idolen wiederkehrende Haltung der Arme gekennzeichnet wird, mit der noch heute die Nossairierfrauen Westsyriens die neue Mondsichel begrüßen (vgl. u. S. 51f.). Als Idole sind sicher auch, wie Gärte mit Recht vermutet, die eigentümlichen Schieferplatten der iberischen Halbinsel anzusprechen, die meist mit Dreieckmustern, teilweise aber auch mit echtem Schachbrettmuster verziert sind (Gärte, Abb. 23 und 24) und die, falls sie wirklich Idole sind, nach einigen Funden eine weibliche Gottheit (a. a. O. Abb. 25) darstellen. Da es sich bei diesen Schieferplatten in Anbetracht ihres häufigen Vorkommens in

Abb. 6. Bruchstück eines Tonidols vom Žudo brdo bei Golubac in Serbien. Nach Vassits.

Abb. 7. Doppelköpfiges Brettidol mit Schachbrettmuster von Zypern. Der zweite Kopf ist abgebrochen. Die Doppelköpfigkeit, die ursprünglich in realen Beobachtungen wurzelt, wird in jüngeren Perioden gern zur Versinnbildlichung der Zweigestaltigkeit des Mondes (ab- und zunehmender Mond) gebraucht.

Megalithgräbern nur um eine Todesgottheit handeln kann, so müssen sie auch hier auf die Mondgottheit bezogen werden, deren Charakter als Totengottheit ich an anderer Stelle erwiesen habe. Das Gleiche gilt auch noch von den aus Tierphalangen hergestellten Idolen von Los Millares, die ebenfalls bisweilen das Schachbrettmuster zeigen (Wilke, Südwesteurop. Megalithkult. pp. S. 44, Abb. 33).

Mit Schachbrettmuster ist auch das Gewand der spinnenden Frauen auf der Oedenburger Urne (Mannus IV 377, Abb. 33) verziert, in denen wir gleichfalls Mondwesen zu erblicken haben. Ebenso findet es sich sehr häufig bei den auf griechischen Vasen in großer Zahl dargestellten Parisgestalten (a. a. O. 391f. u. Abb. 54), deren lunaren Charakter schon E. Siecke und andere darzutun versucht haben. Auch bei den meisten anderen, von Macchioro a. a. O. herangezogenen Gestalten dürfte eine lunare Bedeutung vorliegen. So bei einer panathenäischen Athena (a. a. O. S. 383, Abb. 43a), bei einer Athena einer Berliner Amphora (S. 385), einer Athena der Exekiasamphora

zu Berlin (S. 385), bei der Artemis auf der Amphore von Melos (S. 370, Abb. 23) uſw.

2. Gegenſtände des Totenkultes, von deſſen lunaren Beziehungen ſchon oben die Rede war. Hier erſcheint es als Symbol ſehr deutlich an einer auf einem ägyptiſchen Sarkophage aufgemalten Grabtüre (S. 363, Abb. 17), wo der lunare Charakter ebenfalls, wie ſo oft, durch die beigefügten Halb-

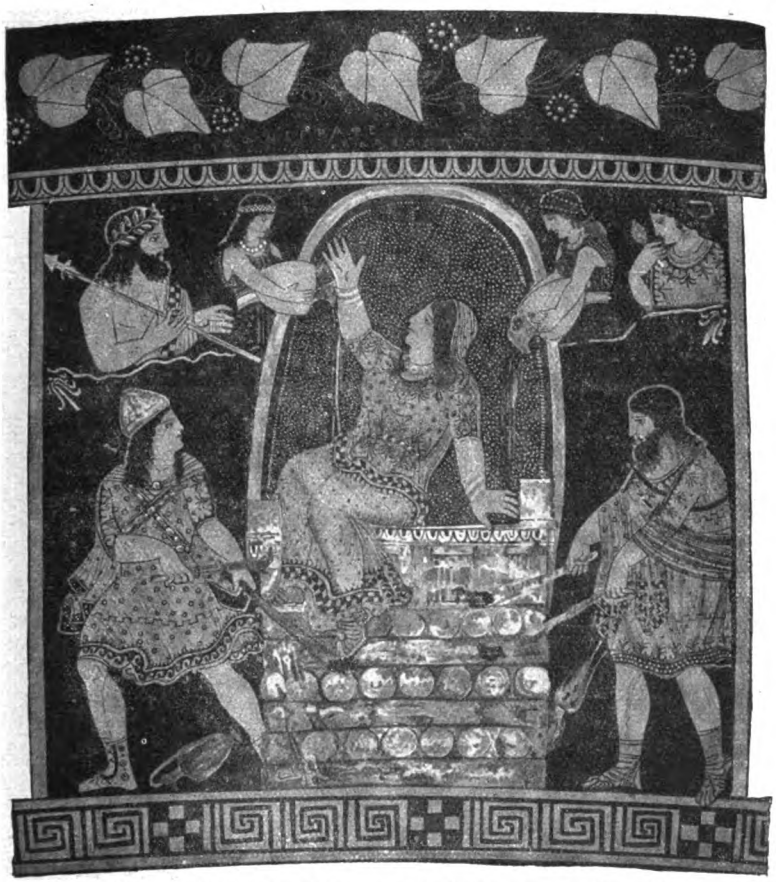


Abb. 8. Vaſenbild unteritaliſchen Stils aus dem 4. Jahrh. vor Chr. Alkmene (γ arc + μήνη „Glanzmond"; E. Siecke, Drachenkämpfe 64) auf dem Scheiterhaufen, über dem ſich ein Regenbogen wölbt. R. o. Eos, l. o. Zeus, auf deſſen Befehl zwei Hyaden das Feuer löſchen. Nach H. Lamer, Griechiſche Kultur im Bilde, Taf. 91, Abb. 138.

monde noch ausdrücklich hervorgehoben wird. Doch findet es ſich auch ſonſt noch an Sarkophagen ſehr häufig, die dann gleichfalls oft noch andere ausgeprägte lunare Symbole, wie Widderköpfe, Tauben, Schlangen, Halbmonde uſw. zeigen. (Mannus IV S. 364, Abb. 20; Mannus VI 359, Abb. 19).

Auch an den ägyptiſchen Grabſchiffen iſt das Schachbrettmuſter — wie auch an malaiiſchen — öfter dargeſtellt (Mannus IV 363f., Abb. 18 u. 19) und ebenſo an der Grabſtele auf dem Sarkophage von Hagia Triada (397, Abb. 21), die oben in ein Doppelbeil, ein ausgeprägtes Mondſymbol,

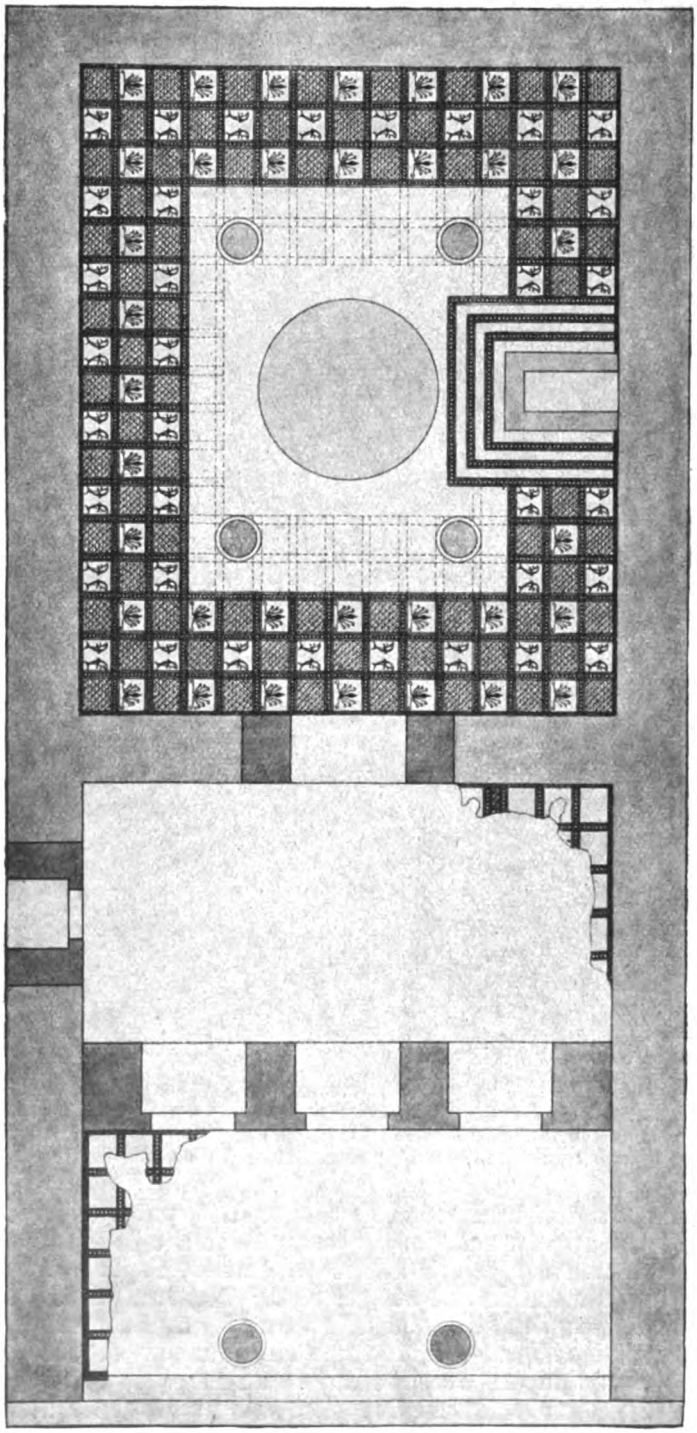


Abb. 9. Megaron in Tiryns. Aus Zimmern, Die kretiſch-mykeniſche Kultur. Verlag und Druck B. G. Teubner, Leipzig und Berlin.

endet. Wir treffen es ferner bei einem Streitwagen auf einem thebaniſchen Gemälde (IV 361, Abb. 12), der augenſcheinlich als Reiſewagen nach dem Jenſeits gedacht iſt (vgl. Ebert, Präh. Zeitſchr. 11/12, S. 179f.). Ein Kleid mit Schachbrettmuſter tragen weiter die Klagefrauen auf den Dipylonvaſen (Mannus IV 372, Abb. 28), wie auch das Kleid der wegen Ehebruchs zum Flammentod verurteilten Alkemene und das Gewand ihres Bettgenoſſen (Konjunktionsmotiv) und Erretters Zeus damit verziert iſt (Abb. 8), und auch das Gewebe, das die Leichenbahre deckt, zeigt Schachbrettmuſter (a. a. O., Abb. 29).

Wiederholt findet ſich das Muſter auch in etruskiſchen Grabmalen mit einer Darſtellung des Totenmahles. Mehrere der dabei dargeſtellten Betten zeigen das Schachbrettmotiv, das bisweilen noch, wie z. B. im Tomba del orco (S. 372, Abb. 26) mit mäandriſchen Haken kombiniert iſt, z. T. auch in der verkümmerten Form eines rautenförmigen Netzwerkes nach Art der Fikellura-muſter erſcheint (a. a. O. Abb. 27).

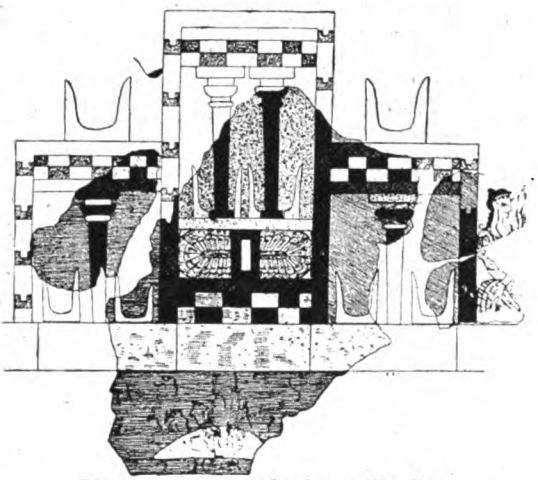


Abb. 10. Wandmalerei von Knoſſos.
Nach R. v. Lichtenberg, Die Ägäiſche Kultur.

3. Gebäude und Brunnen, deren Beziehungen zur Mondgottheit ich in Rel. d. Indog. S. 152ff. näher begründet habe. So am Kallirrhoebrunnen auf einer Hydria im Louvre (Mannus IV, S. 388, Abb. 49), an einem Brunnen auf einer Hydria von Neapel (S. 387) und an einem Brunnen auf einer Vaſe im Louvre, an dem Kadmos die (den Schwarzmond verſinnbildlichende) Schlange tötet. (Vgl. Wilke, Relig. d. Indogerm., S. 127). Beſonders bemerkenswert iſt auch das aufgemalte Schachbrettmuſter im Megaron des Männerhauſes von Tiryns. Hier ſind die hellen Felder mit je zwei halbmondförmig gekrümmten Fiſchen verziert, die mit dem Rücken einander zugewendet ſind und die einigermaßen an die Zwillingsdarſtellung einer Felſenzeichnung von Foſſum (Abb. 23) erinnern. (Simmen, Die kret.-myken. Kultur, S. 47, Abb. 36 = Abb. 9).

Die lunare Bedeutung des Motivs an Gebäuden zeigt beſonders deutlich das bekannte Wandbild von Knoſſos, das uns einen von typiſchen, nach unten verjüngten Säulen[1]) getragenen Kultbau zeigt, deſſen Mauern mit aufgemaltem Schachbrettmuſter verziert ſind. Durch die am Fuße der Säulen und auf den Seitenmauern angebrachten Mondhörner wird der Bau eindeutig als dem Mondkult dienend gekennzeichnet (Abb. 10).

4. Götterthrone. Hier erſcheint es wiederum vorwiegend an ſolchen, die einer Mondgottheit angehören. So an dem des ägyptiſchen Anubis und der Hathor, an dem der Thetis auf der Theſeusſchale der Euphronios, am

[1]) Vgl. hierzu Wilke, Südweſteurop. Megalithkultur und ihre Beziehungen zum Orient. S. 115f.

Throne des Triptolemos und Keleos an der Frankfurter Schale des Brigos, ferner an einem Sessel an einer Santangelovase mit dem Mythos der Andromeda usw. (Mannus IV 395).

5. Waffen und Geräte. In erster Linie wieder an der Ägis der Athena (Kadmoshydria im Eremitage in Petersburg; chiusinischer Erittonios-Krater; Karlsruher Parishydria; Berliner Kadmoshydria u. v. a.), ferner bei zahlreichen Panzern von Heroen (a. a. O. 400 f.), deren lunarer Ursprung zum mindesten sehr wahrscheinlich ist, am Wagen Plutos auf einem Stamnos im vatikanischen Museum, auf dem Koras Entführung (d. h. das Verschwinden des Mondes zur Zeit der Konjunktion) dargestellt ist (Mannus IV, 401) u. a. m.

Diese Beispiele, die sich noch beträchtlich vermehren ließen, zeigen uns also, daß das symbolische Schachbrettmuster, namentlich in den ältesten Perioden fast durchweg in Verbindung mit Götterfiguren oder Geräten erscheint, deren lunare Bedeutung kaum zu bezweifeln ist. In den jüngeren Perioden, in denen der lunare Ursprung der einzelnen in Betracht kommenden Gottheiten und Heroen und im Zusammenhange damit auch der zu ihrem Kulte gehörigen symbolischen Geräte mehr und mehr in Vergessenheit geriet, erhielt natürlich auch das ursprünglich ihnen allein eigene symbolische Schachbrettmuster eine allgemeinere Bedeutung und es wurde nun auch auf solche Gegenstände übertragen, die mit dem alten Mondkulte überhaupt nichts mehr zu tun hatten. Doch ist selbst in diesen Spätperioden der ursprüngliche Sinn noch oft genug deutlich erkennbar.

Abb. 11. Gemme aus der Idäischen Grotte auf Kreta. (Nach Schuchhardt, Alteuropa, Abb. 45.)

Ich benutze die sich bietende Gelegenheit, um hier auch noch einmal auf ein anderes, von mir gleichfalls schon (Religion der Indogermanen S. 149ff.) eingehend behandeltes Vergleichsbild zu sprechen zu kommen, nämlich das des Phasenwechsels mit dem Aus- und Einschlüpfen einer Schnecke in ihr Gehäuse. Der Schwarzmond wird dabei mit dem dunkeln Gehäuse, der ab- und zunehmende Mond mit dem ein- und ausschlüpfenden Tiere verglichen. Außer den bereits a. a. O. behandelten Darstellungen liegt dieses Mythenmotiv auch noch einer Gemme aus der Idäischen Grotte auf Kreta zugrunde (Abb. 11). Wir bemerken hier auf einem altarartigen Untersatze ein mondförmiges Gebilde, aus dem ähnlich, wie auf der a. a. O. S. 169, Abb. 193 wiedergegebenen Daphiogemme ein dreifaches Bäumchen hervorwächst, davor aber eine Frau mit einer Muschel in der Linken. Auch hier kann, wie das Mondbild mit dem dreigestaltigen Bäumchen deutlich zeigt, nur eine lunare Kulthandlung vorliegen, auf die daher auch die Muschel bezogen werden muß. Zum Überfluß wird die kosmische Bedeutung der Szene auch noch durch den neben dem Altar befindlichen Stern veranschaulicht, der wohl kaum etwa anderes als die Venus bedeuten kann, mit der ja der Mond vielfach verbunden erscheint. (Vgl. a. a. O. S. 155ff.).

Zum Schluß möchte ich noch kurz auf eine Reihe auffallender Gesten bei vorgeschichtlichen Darstellungen eingehen, die meines Erachtens gleichfalls nur vom Standpunkte des Mondmythos aus, also nach der obigen Begriffsbestimmung als Vergleichsbilder mit den Erscheinungsformen des Mondes verständlich werden. An sich können ja die mannigfachen Gesten, die im gewöhnlichen Leben, wie im religiösen Kulte Verwendung finden, sehr verschiedenen Ursprungs sein. Sie können rein expressionistischer Art sein, wie sie sich schon in der Tierwelt finden. Der Hund gibt seiner Stimmung durch rhythmisches Schwanzwedeln, der Vogel durch rhythmische Bewegungen des Kopfes Ausdruck, und auch das Hüpfen und Springen, das sich zu rhythmischen Tanzbewegungen steigert, bildet letzten Endes nichts weiter als die Äußerung eines Affektes. Sie können ferner reflektorischer Art sein. Das Pferd spitzt die Ohren, wenn es eine Gefahr wittert. Ein Hund mit schlechtem Gewissen zieht, wenn er seinen Herrn erblickt, den Schwanz ein und kuscht sich zusammen, um dadurch gewissermaßen die Körperoberfläche gegen etwaige Schläge zu verringern. Ebenso bildet das Vorwärtsstrecken von Arm und Hand ursprünglich eine rein reflektorische Handlung, durch die man ein drohendes Unheil irgendwelcher Art abzuwehren sucht. Noch andere Gesten beruhen lediglich auf einem Mitteilungsbedürfnis, so das Nicken und Schütteln mit dem Kopfe, mit dem wir eine Bejahung oder Verneinung ausdrücken, während beim Japaner diese Gesten gerade das Umgekehrte bedeuten. Der bei weitem größte Teil der Gesten aber, darunter auch viele der soeben erwähnten Mitteilungsgesten (Geste des Prügelns, des Geldzählens, der Begattung, die sogenannte Feige u. a. m.) dürfte mimischer Art sein, also auf der Nachahmung irgendwelcher Gegenstände oder Bewegungsvorgänge beruhen. Unter diesen mimischen Gesten spielen nun diejenigen, die die mannigfachen Erscheinungsformen des Mondes und insbesondere der Mondsichel nachahmen, im religiösen Leben und dem damit zusammenhängenden Zauberglauben eine besonders wichtige Rolle.

Einen hierher gehörigen Gestus, die herausgestreckte Zunge, die die erste und letzte Mondsichel nachahmt, hatten wir schon oben kennen gelernt. Auf sie brauchen wir daher hier nicht nochmals einzugehen.

Ein anderer sehr häufig vorkommender apotropäischer Gestus ist die sogenannte Mano cornuta oder lunata, die, wie ja auch schon der Name besagt, die beiden Spitzen der Mondsichel nachbildet. Seine Verbreitung und apotropäische Bedeutung in voll-, früh- und vorgeschichtlicher Zeit habe ich eingehend in Mannus VI, 15ff. behandelt, so daß ich hier gleichfalls nicht weiter darauf einzugehen brauche.

In sehr großer Zahl erscheinen ferner weibliche Figuren, die die Hände auf die Brust oder den Leib gelegt haben. S. Reinach hat in diesem wie in einigen verwandten, noch zu besprechenden Gesten lediglich „eines jener Hilfsmittel einer ungeschickten und bäuerlichen Kunst, die Probleme der Arme zu lösen", erblicken wollen. (l'Anthr. VI, 309). Indessen ist dieser Auffassung schon Hörnes mit guten Gründen entgegengetreten. „Gewiß war die Anbringung und Stellung der Arme eine Verlegenheit für die primitive Kunst. Aber sie konnte dieselben ja steif am Körper herabhängen lassen, wenn sie schon einmal überhaupt da sein mußten. Allein fürs erste braucht ein echt prähistorisches Bildwerk aus der Zeit der ältesten Idole gar keine Arme, wenn es nichts damit zu verrichten hat, und tatsächlich finden sich ja genug menschliche und tierische Figuren, deren Extremitäten nur durch Stummel oder überhaupt nicht angedeutet sind. Wo aber Arme angebracht sind,

welche nicht steif herabhängen, sondern symmetrisch erhoben, auf den Leib gelegt oder in irgendeiner anderen Weise gestellt sind, da möchten wir überall annehmen, daß dies einen ganz bestimmten Sinn hat". — Welches dieser Sinn war, hat Hörnes freilich nicht verraten und selbst nicht vermutungsweise anzudeuten gewagt, und so müssen wir denn daher selbst eine Antwort auf diese Frage zu finden suchen.

Abb. 12. Steinaxt von Druſenheim im Elſaß. Nach einer mir vom Vorgeſch. u. Gallo-Röm. Muſeum in Straßburg gütigſt über mittelten Nachbildung. Die (wohl weibliche) Figur iſt anſcheinend ſitzend und hält die Arme über die Bruſt. L. 32,5 Br. 5 cm [1]).

Wir erhalten ſie, wie ſo oft, bei den Natur- oder Halbkulturvölkern der Gegenwart, bei denen ſich die Erinnerung an ältere religiöſe Vorſtellungen und damit zuſammenhängende kultiſche Bräuche noch mehr oder weniger lebendig erhalten hat. Nun finden wir denſelben Geſtus, wie ſchon R. Duſſaud (Histoire et réligion des Nosairîs 1900, S. 98; 172) feſtgeſtellt hat, bei den Noſſairiern in Nordweſtſyrien wieder, wo die Frauen noch heute mit ihm das erſtmalige Wiedererſcheinen der neuen Mondſichel nach der Konjunktion begrüßen, während die Männer zu dieſem Zwecke den Daumen ausſtrecken. Der Geſtus hat alſo zweifellos eine lunare Bedeutung und wir dürfen daher Böklen jedenfalls beiſtimmen, wenn er in ihm eine Nachahmung der Mondſichel erblickt (a. a. O. S. 69f). Daß man in der Tat die Mondſichel gern mit ein paar leuchtenden Armen verglich, zeigt u. a. deutlich ein Vers der Edda, wo (der Sonnengott) Freyr von (der Mondgöttin) Gerd rühmt:

Vom Glanze ihrer Arme erglühte der Himmel
Und all das ewige Meer

und bei den Griechen Homers führen Hera und Selena wiederholt den Beinamen *λευκώλενος*, die „weißarmige".

Dieſer Auffaſſung entſpricht nun auch ſehr gut die Art des Auftretens dieſes Geſtus. Beſonders häufig finden wir ihn bei der ägyptiſchen Hathor und der babyloniſchen Iſtar und den mit ihr identiſchen ſonſtigen Göttergeſtalten, wie der Eſchghanna u. a. m. In der chethitiſchen Kunſt ſehen wir ihn u. a. bei einer weiblichen Bronzeſtatuette vom Beginn des 2. Jahrtauſend. In Troja findet er ſich außer bei zahlreichen rohen Tonfiguren bei einer weiblichen Bleifigur mit Hakenkreuzvulva, deren lunare Bedeutung ich in meinem Buche (Rel. d. Indog. S. 183, Abb. 237) dargetan zu haben glaube.

[1]) Die Fundumſtände ſind durchaus geſichert, doch hält Schaeffer (Les haches de pierre néolith. du Mus. de Haguenau 1924. S. 24ff.) die einheimiſche Herkunft für zweifelhaft. Der Axttypus, der zwar auch in franzöſiſchen Sammlungen nicht ſelten vertreten iſt, hier aber durchweg ohne authentiſche Fundortsangabe (Mortillet Mus. préh. 581) ähnelt

Im donauländiſchen Formenkreiſe erſcheint er bei zahlreichen Ton- und Marmorfiguren, darunter auch bei den thronenden Göttinnen, die durchaus den thronenden Mondgottheiten Vorderaſiens und Maltas ähneln und als ſolche bisweilen auch noch durch die Spiralvulva gekennzeichnet werden. Ebenſo findet ſich der Geſtus bei der gleichfalls thronenden Frauenfigur auf dem Steinbeile von Druſenheim im Elſaß, alſo einem Geräte, deſſen enge Beziehungen zur Mond-Ergottheit ich ſchon mehrfach dargetan habe (Abb. 12). Ganz gleichartige Idole wiederholen ſich dann auch im kretiſch-mykeniſchen Formenkreiſe, wo der lunare Charakter der Gottheit bisweilen auch noch durch Tauben und ſonſtige Mondattribute betont wird (Rel. d. Indog. S. 148, Abb. 61). Aus etwas jüngerer Zeit endlich führe ich als Beiſpiel eine italiſche Darſtellung einer Geburtsgöttin an, denn auch die Geburtsgottheiten, wie die griechiſche Eileithyia, die ägyptiſche Iſis-Hathor, die vorhin genannte, durch Halbmonde gekennzeichnete altmexikaniſche Teteoinnan und zahlreiche andere entpuppen ſich überall als echte Mondnumina. Endlich findet ſich der Geſtus auch ſehr häufig bei gewiſſen Geſichtsgefäßen, ſo namentlich auch denen im Mondheiligtum der Huaca de la Luna bei Moche in Peru, deren lunare Bedeutung wohl von keiner Seite beſtritten wird (a. a. O. S. 171, Abb. 203).

Abb. 13. Babyloniſche Zylinder. Nach Jeremias, Abb. 179.

Abb. 14. Babyloniſche Kultſzene. Über dem Altar Mondſichel mit Venus. Daneben Frauen mit auf die Bruſt gelegten Armen. Nach Jeremias, Abb. 138.

Aber nicht nur bei ausgeprägten Mondgottheiten begegnen wir dem Geſtus, ſondern auch bei menſchlichen Figuren in Darſtellungen, die den Mondkult behandeln. So auf einem Zylinder von Suſa (Abb. 20), der (l. u.) die auf einem Tiere knieende Mondgottheit mit dieſem Geſtus und davor eine knieende Adorantin mit der gleichen Gebärde zeigt. (Jeremias, Handb. d. alt. Geiſteskultur S. 259, Abb. 164). Ebenſo auf einem babyloniſchen Zylinder, der den durch einen Halbmond gekennzeichneten thronenden Mondgott Sin und davor wiederum eine Adorantin mit der fraglichen Armhaltung zeigt (a. a. O. 280, Abb. 179) und auf einem andern Zylinder, auf dem zwei Frauen mit dieſem Geſtus vor einem Altar ſtehen, deſſen lunare Bedeutung durch die darüber befindliche Mondſichel klar genug veranſchaulicht wird (Abb. 14). Und auch im kretiſch-mykeniſchen Formenkreiſe ſind gleichartige kultiſche Szenen, die ſich nur auf eine Mondgottheit beziehen können, häufig genug dargeſtellt.

---

am meiſten gewiſſen Pfahlbautypen, unterſcheidet ſich aber von ihnen durch die außergewöhnliche Größe (Schaeffer, a. a. O.). Weiter oſtwärts erſcheinen ähnliche Formen in Butmir. Mit dem Balkangebiet verbindet die Figur auch noch eine gewiſſe Stilverwandtſchaft, doch erſcheinen dort derartige Darſtellungen immer nur als Vollfiguren. (Hörnes, Urgeſch. d. Kunſt ². S. 317 und 319). Außerdem finden ſich ähnliche Sitzfiguren auch in Hagiar Kim und anderen Stationen auf Malta (Schuchhardt, Alteuropa, Taf. XXII).

Noch klarer erkennbar iſt der mimiſche Charakter bei einem anderen religiöſen Geſtus, nämlich den emporgehobenen und im Ellbogen leicht gebeugten Armen, die ganz unmittelbar an die Mondſichel gemahnen, während das Aſchenlicht dem Kopfe entſpricht (Abb. 15). Die Arme ſind dabei urſprünglich offenbar ſeitlich ausgeſtreckt, wie bei Abb. 16, und erſt ſpäter hält man ſie mehr nach vorn (Abb. 17). Dieſe Adorantenſtellung, wie man den Geſtus gewöhnlich ſchlechthinbezeichnet, findet ſich gerade bei ſolchen Darſtellungen ungemein häufig, die die Verehrung des Mondes, namentlich der neu erſcheinenden Mondſichel veranſchaulichen. So auf altbabyloniſchen und altperſiſchen Siegeln, die die Gottheit im Aſchenlichte des Mondes zeigen und ebenſo ungemein häufig auf kretiſch-mykeniſchen Gemmen, hier meiſt in Verbindung mit einer weiblichen Gottheit, die durch den neben ihr ſtehenden Hörneraltar und den meiſt dreiteiligen Baum deutlich genug als Mondgottheit gekennzeichnet wird. In einer ägyptiſchen Felſenzeichnung zeigt den Geſtus eine Perſon vor einem Wagen, der wohl nur als Mondwagen gedeutet werden kann, und in einer nordiſchen Felſenzeichnung ſehen wir den Geſtus in Verbindung mit einem Wagen mit darauf befindlicher Radfigur, den man zwar gewöhnlich ohne weiteres für den Sonnenwagen hält, der aber ebenſogut als Mondwagen aufgefaßt werden kann (Rel. d. Indogerm. S. 124, Abb. 133). Die älteſten Darſtellungen dieſer Armhaltung gehen bis

Abb. 15. Mondſichel mit dem noch als Aſchenlicht erkennbaren beſchatteten Teil des Mondes.

Abb. 16. Siegelzylinder, den „Mann im Monde“ (im Aſchenlicht bei Neumond) darſtellend. Daneben zwei phantaſtiſche Weſen in Adorantenſtellung. Nach Jeremias, a. a. O. Abb. 52.

Abb. 17. Adorantin vor einem „Gegenfüßler“. Zylinder von Curium. Nach Cesnola-Stern, Zypern, Taf. LXXV, 4). Hinſichtlich der Bedeutung der Gegenfüßler vgl. Wolfg. Schultz, Zeitrechnung u. Weltordnung. S. 236.

ins weſteuropäiſche Paläolithikum zurück, wo wir ihr mehrfach bei Tänzern in Tiermasken begegnen.

Weniger durchſichtig hinſichtlich ſeiner Entſtehung iſt das Knien und Knixen, das bei der Begrüßung des Mondes gleichfalls eine ſehr wichtige Rolle ſpielt. Noch in dem Traktat des Thomas Ebendörfer von Heſſelbach (1387—1464) de decem praeceptis heißt es zum erſten Gebote: „Gegen dieſes Gebot verſündigen ſich diejenigen, die beim Erſcheinen des Mondes nach dem Neumond (d. h. dem Schwarzmonde) die Knie beugen“, und ähnlich klagt der brave Magiſter Nikolai in ſeiner aus der gleichen Zeit ſtammenden Schrift über den Aberglauben: „Außerdem finden ſich heutzutag Leute, ſowohl Laien wie Kleriker, Gelehrte wie Ungelehrte, und was noch mehr zu beklagen

ist, sehr hochstehende (valde magni), die, wenn sie zuerst den Neumond sehen, ihn mit gebeugten Knien anbeten." Nach ungarischem Volksglauben sitzt im Monde ein alter kniefällig betender Mann (Zeitschr. f. Ethnol. 1887, S. 26), und auch bei den Naturvölkern tritt uns die gleiche Verknüpfung entgegen. So bedeutet der Name Tsui Koab des hottentottischen Mondgottes nach Réville (Les Religions des peuples non-civilisés 1883 I 169ff.) „Ver-

Abb. 18. Altbabylonische Siegeszylinder aus Telloh (Gudea-Zeit). Göttin unter den Zweigen eines heiligen Baumes knieend. Rechts davon Opferszene mit Rauchaltar.

Abb. 19. Gemme von Curium. Kniende gefäßtragende Figur. Nach Cesnola-Stern, Zypern, Taf. LXXIV, 6. Hinsichtlich der lunaren Bedeutung der gefäßtragenden Figur s. Wilke, Relig. d. Indogerm. S. 127.

wundung am Knie", und die Kongoneger pflegen beim Erscheinen der neuen Mondsichel auf die Knie zu fallen mit dem Rufe: „So möge ich mein Leben erneuern, wie Du erneuert bist" (Tylor, Anf. d. Kult. I 349).

Diesen volkskundlichen und ethnologischen Tatsachen entsprechen nun auch zahlreiche archäologische Zeugnisse (Abb. 18). Kniende Configuren treffen

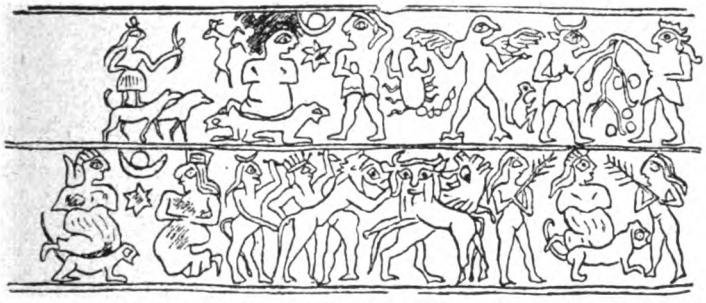


Abb. 20. Siegeszylinder aus Susa. Nach Jeremias, Handb. d. alror. Geisteskultur. Abb. 164.

wir in Ägypten und in indischen Cairns (Wilke, Kulturbeziehungen zwischen Indien, Orient und Europa, S. 54, Abb. 81). Kniend dargestellt ist eine gefäßtragende Figur auf einer Gemme von Curium (Abb. 19). Auf einem Löwen kniend erscheint auf dem bereits erwähnten altelamitischen Siegelzylinder die Mondgöttin Esch-Ghanna (Abb. 20), zwischen zwei Löwen oder phantastischen Tieren knieend mehrfach die Mondgottheit Gilgameš auf chethitischen Reliefs von Sendschirli und Karkemisch (O. Weber, Die Kunst der Hethiter; Orbis pictus Bd. 1, Taf. 22 und 23) und ebenso ist die Toten-

gottheit auf dem bekannten Labarturelief, das die Fahrt über den Totenfluß veranſchaulicht, knieend dargeſtellt. Im kretiſch-mykeniſchen Kulturkreiſe erſcheint auf einer kretiſchen Münze Minotauros, eine meines Erachtens zweifelloſe Mondgottheit, knieend (Rel. d. Indog. S. 186, Abb. 245; vgl. auch unten S. 59). Noch häufiger aber finden wir den Geſtus bei kultiſchen Darſtellungen, die ſich auf die Begrüßung der neuen Mondſichel oder der durch den Hörneraltar mit dem dreiteiligen Baum als Mondnumen gekennzeichneten Gottheit beziehen (Abb. 21). So beſonders wieder auf altbabyloniſchen Zylindern und Gemmen des kretiſch-mykeniſchen Kulturkreiſes.

Daß alſo das Knien und Knixen mit den Vorſtellungen vom Monde und dem Mondkult urſprünglich aufs engſte verknüpft iſt, und daß es irgendwie aus den am Mond ſelbſt wahrnehmbaren Erſcheinungen heraus entſtanden ſein muß, kann in Anbetracht dieſer zahlreichen Tatſachen kaum beſtritten werden. Unhaltbar erſcheint mir nur die von Böklen, a. a. O. S. 70 verſuchte Erklärung, daß man „die Mondſichel als ein Knie angeſehen habe", denn dieſer Vergleich iſt doch, wie ich meine, etwas ſehr fern liegend. Wir

Abb. 21. Siegel aus Coll. de Clercq II pl. VII 30 bis. Die Gottheit im Monde (Aſchenlicht bei Neumond). Darunter knieender Mann mit erhobenen Armen. Nach Jeremias, Abb. 50.

Abb. 22. Goldring von Mykenä. Links: Altar mit Mondſichel darunter; davor ſich verneigende Frau. Rechts: Altar mit Bäumchen; davor knixender Mann. Langrange, La Crète ancienne.

werden uns alſo vorläufig wohl mit der Feſtſtellung der Tatſache zu begnügen haben, die Erklärung dafür aber der Zukunft überlaſſen müſſen.

Weit verſtändlicher erſcheint das Verneigen oder Verbeugen, von dem das einfache Kopfnicken nur eine abgeſchwächte Form bildet. Denn dieſer Geſtus gleicht in der Tat ſehr gut der Mondſichel, kann alſo urſprünglich ſehr wohl eine Nachahmung von ihr bedeuten. Und daß auch dieſer Geſtus tatſächlich mit dem Mondkulte aufs engſte verknüpft iſt, bezeugen uns zahlreiche, z. T. noch heute fortlebende und auch für das Altertum ſchriftlich belegte Volksbräuche. Noch heute findet ſich vielfach die Sitte, ſich beim Erſcheinen der neuen Mondſichel dreimal zu verbeugen und dabei auf die Taſche zu klopfen, weil man dann immer Geld im Portemonnai hat. Und in den Cevennen und im Departement Gard herrſcht der Bauernglaube, daß, wer ſich beim erſten Erblicken der neuen Mondſichel nicht bückt, ſich auf großes Unheil gefaßt machen muß. Ebenſo wurden nach Platon (*περὶ νόμων* 887 E) bei Hellenen und Barbaren Sonne und Mond durch *προσκυλέσεις* und *προσκυνήσεις* bei ihrem Unter- und Aufgange verehrt.

Auch dieſer Geſtus iſt archäologiſch, namentlich für den kretiſch-mykeniſchen Formenkreis, vielfach belegt, und zwar findet er ſich hier durchweg nur in Verbindung mit Hörneraltaren u. dgl., über deren lunare Bedeutung

kein Zweifel obwalten kann (Abb. 22). In noch früherer Zeit erscheint er mehrfach bei den spätneolithischen Configuren des siebenbürgisch-donauländischen Formenkreises, die dann in ganz gleicher Weise in den kupferzeitlichen Siedlungen Thessaliens wiederkehren.

Wenn der Gestus in jüngerer Zeit auch bei der Sonnenverehrung geübt wurde, so dürfte wohl nur, wie wir es auch sonst so oft beobachten, eine einfache Übertragung einer ursprünglich nur dem Monde zukommenden Handlung vorliegen. Noch später mag dann der Gestus zu einer allgemeinen Anbetungsform geworden sein, bis er dann schließlich zu einer bloßen profanen Huldigungs- und Begrüßungsform gegenüber höherstehenden Personen wurde.

Mit diesem hängt augenscheinlich noch ein anderer höchst eigentümlicher, von mir bereits im Mannus VI, S. 26 ff. besprochener Gestus zusammen, nämlich das Entgegenhalten des entblößten Gefäßes, das, wie ich a. a. O. ausführlich dargetan habe, zu einer ausgeprägten apotropäischen Handlung geworden ist. In der Regel wird ja bei der (ursprünglich die Mondsichel nachahmenden) Begrüßungsverneigung oder -verbeugung dem Begrüßten das Gesicht zugewendet. Bei manchen Völkern aber erfolgt diese Hochachtungsbezeugung mit umgekehrter Front, und die Verbeugung ist dann bisweilen, wie beispielsweise bei den Fulbefrauen, eine so tiefe, daß der Begrüßte nur noch das Gefäß zu schauen bekommt.

Abb. 23. Ausschnitt aus den Felsenzeichnungen v. Fossum.

Daß auch hierbei bestimmte Mondmythen mit im Spiele gewesen sind, zeigt sehr deutlich eine lettische Sage: „In den alten Zeiten war der Mond ebenso glänzend wie die Sonne. Aber einmal gingen zwei junge Mädchen zum Brunnen, um Wasser zu holen. Die eine von ihnen sagte: O wie glänzend der ist! Die zweite entgegnete: Mein hinterer ist viel glänzender als er und zeigte den bloßen Hintern. Sogleich nahm der Mond die Spötterin weg, und noch heute sieht man sie mit ihrem Tragbrett dort, wo sich der schwarze Fleck im Monde befindet. Seit der Zeit hat der Mond seinen schönen Glanz verloren“[1]). Hier wird also der Vollmond ganz unmittelbar mit dem glänzenden Gefäß verglichen. Doch liegt offenbar ein analoger Vergleich mit dem Schwarzmond vor, wenn Herakles in der Erzählung von den beiden feindlichen Brüdern Olos und Eurybatos den Beinamen *Μελαμπυγος* „Schwarzarsch“ führt). Die letzten Spuren dieses Mythenbildes liegen jedenfalls in der früher im Volke vielfach kreisenden Erzählung vor, daß die Sprossen aus altadligem Geschlechte sich anderen Sterblichen gegenüber durch die schwarze Farbe dieses Körperteils auszeichneten, und ich entsinne mich noch sehr gut, wie enttäuscht wir Jungen waren, als wir einst beim Baden in der Mulde feststellen mußten, daß ein adliger Altersgenosse sich von uns durchaus nicht in dieser Beziehung unterschied.

Als archäologisches Zeugnis für diese Vorstellung kann man wohl die schon vorhin erwähnte Zwillingsdarstellung in dem Felsenbilde von Fossum (Abb. 23) betrachten, wo die beiden Zwillinge einander das Gefäß zuwenden und auf dieses durch die darauf gelegte Hand noch besonders die Aufmerksamkeit des Beschauers hingelenkt wird. Ebenso bedeuten vielleicht die soeben ange-

[1]) Henri Zinciem, Wissendorf: Comment la lune perdit sa lueur, Legendes mythолog. lataviennes in der Rev. des trad. pop. vol. 7, 1892, S. 553. Vgl. auch Böklen, a. a. O. 47.

führten donauländiſchen Figuren mehr als einen einfachen Verbeugungsgeſtus, da auch hier das Gefäß beſonders ſtark betont erſcheint. Und noch deutlicher liegt meines Erachtens der Geſtus bei einer paläolithiſchen Figur von Combarelles vor Augen, bei der die Abſicht des Künſtlers kaum zu verkennen iſt (Religion d. Indogerm. S. 19, Abb. 30).

Endlich noch ein höchſt merkwürdiger, in der vorgeſchichtlichen Kunſt ungemein häufiger, in Ägypten ſchon in vordynaſtiſcher Zeit nachweisbarer und auch in Kreta bis ins Early Minoan zurückreichender Geſtus, den ich bereits in meinem Buche „Kulturbeziehungen zwiſchen Indien, Orient und Europa", S. 55 ff. beſprochen habe, ohne mich aber dort auf den bereits damals von mir vermuteten Urſprung davon einzulaſſen. Es ſind dies Figuren, die die eine Hand auf den Kopf, die andere an die Schamteile oder auf den Unterleib legen. Dieſer Geſtus, den man auch noch bei manchen der eiſernen Votivfiguren in den Heiligenkapellen der Oſtalpenländer

Abb. 24. Darſtellung am Peter-Paulsturm in Hirſau. Nach Jung, Germaniſche Götter und Helden in chriſtlicher Zeit. J. F. Lehmanns Verlag, München.

(Muſ. f. Öſterr. Volkskunde in Wien. J.-Nr. 7876) und bei einer männlichen ſitzenden Figur am Peter-Paulsturm in Hirſau (Abb. 24) wahrnimmt, findet ſich heute vor allem bei den kultiſchen Tänzen gewiſſer Naturvölker, die dieſe beſonders zur Begrüßung des Neumondes aufführen. Im klaſſiſchen Altertum bemerken wir ihn vielfach bei Gottheiten, die, wenn ſie vielleicht auch nicht geradezu lunaren Urſprungs ſind, doch jedenfalls allerhand lunare Züge aufgenommen haben, wie beim Apollo Lykeios des Praxiteles, bei einer Apollofigur aus Bulgarien (Kalinka, Antike Denkmäler aus Bulgarien. S. 151, Abb. 45), bei einer Apollodarſtellung von Székelyföldvár in Siebenbürgen (Abb. 25) und namentlich bei Darſtellungen des Dionyſos (Abb. 26), deſſen lunaren Charakter ich in meinem Buche, Religion der Indogermanen. S. 160 f. genugſam dargetan zu haben glaube. Und daß dieſer Geſtus auch ſchon in vorgeſchichtlicher Zeit mit dem Mondkulte zuſammenhing, lehren nicht nur einige hallſtattzeitliche Darſtellungen, bei denen er in Verbindung mit Booten, mit Vogelprotomen, mit gehörnten Vögeln, und ſelbſt bei Figuren mit heraus-

geſtreckter Zunge (vgl. oben S. 37ff.) erſcheint, ſondern das zeigt vor allem auch der ſchon oben erwähnte altelamitiſche Siegelzylinder von Suſa, auf dem vor der löwenbändigenden knieenden Gottheit ein Adorant dieſe Gebärde macht (Abb. 20, obere Reihe). Ebenſo begegnen wir ihm bei dem oben erwähnten knieenden ſtierköpfigen Minotauros auf der Münze von Knoſſos, die auf der Rückſeite auch noch eine 卐-förmige Labyrinthfigur, alſo ein gleichfalls ſehr ausgeprägtes lunares Symbol zeigt. Ich halte es daher für zweifellos, daß wir es auch hierbei mit einem urſprünglich rein lunaren Geſtus zu tun haben, der anfänglich nichts anderes bedeutete, als die erſte und letzte Mondſichel.

Abb. 25. Darſtellung eines Apollo von Székelyföldvár in Siebenbürgen. Nach Dolgozatok pp. 1916. S. 80, Fig. 21.

Abb. 26. Dionyſos. Reliefdarſtellung aus Tranſylvanien. Nach Dolgozatok pp. 1916. S. 82, Fig. 22.

Wenn ich in meinem Buche über die Religion der Indogermanen S. 149 zu der Auffaſſung gelangt bin, daß aus den älteren vorgeſchichtlichen Abſchnitten für keine Gottheit ſoviel archäologiſches Material vorliegt, wie für die Mondgottheit, ſo hat dieſe Auffaſſung durch die vorſtehenden Unterſuchungen, wie ich meine, eine weitere kräftige Stütze erhalten, und man wird daher gut tun, künftighin bei Deutungsverſuchen rätſelhafter vorgeſchichtlicher Darſtellungen ſtatt, wie meiſt bisher, die Sonnenmythen, die Mondmythen in erſter Linie ins Auge zu faſſen. Den Anfang dazu hat ja ſchon J. Bing bei ſeiner Deutung der nordiſchen Felſenzeichnungen gemacht.

Altsteinzeitliche Funde aus Westfalen.

Von Privatdozent Dr. Julius Andree, Münster i. W.

Mit 2 Textabbildungen.

I.

Die „Sporker Mulde" bei Grevenbrück i. W.

Mit zwei Abbildungen im Text.

Den altsteinzeitlichen Funden Westfalens ist bisher nicht rechte Aufmerksamkeit geschenkt worden. Etwa in den 60er und 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts hatte eine rege Untersuchung der westfälischen Höhlen eingesetzt. Sie ging in der Hauptsache wohl aus von dem bekannten Oberberghauptmann v. Dechen in Bonn, der in seinen Bemühungen unterstützt wurde von Fuhlroth, dem Entdecker des Neandertalers, und von dem Bonner Anatomen und Anthropologen Schaafhausen. Die Ergebnisse der Untersuchungen wurden meist in den „Verhandlungen des Naturhistorischen Vereins für Rheinland und Westfalen" niedergelegt; die Funde wanderten in Museen des Rheinlandes. Westfalen hatte damals keine Universität; kein Mensch interessierte sich für diese für die Vorgeschichte Westfalens so wichtigen Ausgrabungen. Und so geriet manches in Vergessenheit.

Die einzigen neuzeitlichen Veröffentlichungen, die auch altsteinzeitliche Funde in Westfalen behandeln, sind R. R. Schmidt „Die diluviale Vorzeit Deutschlands", 1912, und F. Wiegers „Diluvialprähistorie als geologische Wissenschaft", 1920. In diesen beiden umfassenden Arbeiten werden jedoch nur Artefakte aus der Martinshöhle bei Letmathe, der Feldhofshöhle und einige wenige aus der Balver Höhle im Hönnetal erwähnt.

Es dürfte daher notwendig sein, endlich einmal auf Grund aller alten Berichte und der noch vorhandenen Funde festzustellen, in welchem Umfange die ältere Steinzeit im Höhlendiluvium Westfalens vertreten ist.

Über die Balver Höhle habe ich letzthin anderwärts ausführlich berichtet[1]).

Nun haben in den kürzlich erschienenen Erläuterungen zu Bl. Altenhundem der geologischen Spezialkarte (Berlin, 1922) W. Henke und W. E. Schmidt auf das Vorkommen diluvialer Ablagerungen in Spalten des Massenkalkes der Grevenbrücker Gegend und vor allem auch auf das Vorkommen menschlicher Überreste darin erneut hingewiesen.

---

[1]) Die altsteinzeitlichen Funde aus der Balver Höhle. Zeitschr. f. vaterl. Gesch. u. Altertumskunde. Bd. 82. Münster i. W. 1924.

Uns interessiert hier zunächst ein Fundpunkt bei Grevenbrück, die sog. „Sporker Mulde" bei Hespecke, in der sich paläolithische Artefakte gefunden haben.

Bei dem Dorfe Hespecke unweit Sporke (nördlich von Grevenbrück) befanden sich früher zwei „Höhlen" oder vielleicht besser gesagt, zwei größere Spaltenausfüllungen im mitteldevonischen Massenkalk. Von der einen der „Höhlen", der „Sporker Mulde" in der „Sporker Schlade" liegen zwei Berichte vor, erstens von Fuhlroth (Verh. d. Naturhist. Ver. f. Rheinl. u. Westf. 26. 1869, Korr.-Bl. S. 122) und zweitens von Dechen (Verh. d. Naturhist. Ver. f. Rheinl. u. Westf. 28, 1871, Korr.-Bl. S. 85 u. 108; ferner Erläuterungen zur geol. Karte v. Rheinl. u. Westf. II, 1884, S. 793). Fuhlroth sowohl wie v. Dechen haben die „Sporker Mulde" teils selbst untersucht, teils stützen sie sich in ihren Ausführungen auf Mitteilungen eines W. Hüttenheim aus Grevenbrück.

Fuhlroth schildert die „Sporker Mulde" als eine „kluftartige Senkung von ovaler Form, 50 Fuß [15,5 m] lang, 25 Fuß [7,75 m] breit und nach dem Profil 20 Fuß [6,20 m] tief." Die Höhlenausfüllung war durch den Steinbruchsbetrieb aufgeschlossen. Es ließen sich nach Fuhlroth sechs Schichten unterscheiden:

I. (unterste) Schicht: 3 Fuß (0,93 m) mächtig, aus scharfkantigen Steintrümmern, die schwach durch Kalksinter verkittet waren.

II. Schicht: 6 Fuß (1,86 m) mächtig, von weißlichem Aussehen. Kalkiger Lehm mit vielen (⅔ der ganzen Masse) geglätteten oder abgerundeten, groben Kalkgeröllen. Tierische Überreste sehr häufig.

III. Schicht: 2½ Fuß (0,77 m) mächtig. Wie I.

IV. Schicht: 5 Fuß (1,55 m) mächtig. Dunkelgelber bis schwarzbrauner Lehm; die Hälfte der Masse bilden „Rollsteine" aus Kalkstein. Überall in der Schicht kleine Körner von Brauneisen. Knochenreste zahlreich. In der Schicht ließen sich vier Abteilungen unterscheiden. Zu unterst:

IVa. ca. ½ Fuß (0,16 m). Locker, gelblich, ziemlich glatt gerollte Geschiebe. Viele Knochen.

IVb. 2 Fuß (0,62 m). Bräunlich, streifenweise dunkelbraun. Zahlreiche abgerundete Geschiebe. Viele Knochen.

IVc. 1½ Fuß (0,46 m). Von hellerer, gelblicher Farbe, dicht. Wenige, kaum merklich abgeschliffene Gesteine. Fast knochenleer.

IVd. 1 Fuß (0,31 m). In Farbe und Zusammensetzung wie IVb, aber fast knochenleer.

V. Schicht: 1 Fuß (0,31 m) mächtig. Wie I und III.

VI. Schicht: 2½ Fuß (0,77 m). Lehm mit scharfkantigen Steintrümmern. Vielleicht alluvial. Keine Knochen.

v. Dechen lernte die „Sporker Mulde" offenbar später kennen als Fuhlroth. Die Breite im Aufschluß an der Tagesoberfläche betrug 3,76 m bei einer Tiefe von 7,22 m. Aus diesen Angaben geht hervor, daß infolge des fortschreitenden Steinbruchbetriebes auch die Höhlenausfüllung weggeräumt war und daß das Profil v. Dechens etwa 6 m von dem nun nicht mehr vorhandenen Profil Fuhlroths entfernt gewesen sein muß. Nach v. Dechen ließen sich folgende vier Schichten feststellen (von oben nach unten):

1. Schicht: „Dammerde und Lehm", 0,63—0,94 m mächtig, nach unten hin mehr und mehr mit scharfkantigen Bruchstücken von Kalkstein und Dolomit.

2. Schicht: 1,88 m mächtig. Lehm mit abgerundeten, mäßig großen Geröllen von Quarz, Quarzit und quarzitischem Sandstein, gelbem und bräun-

lichem Tonschiefer, mit Brauneisenstein und mit vielen fossilen Knochen. Die Schicht war dunkelbräunlich, stellenweise bläulichschwarz mit helleren gelben Streifen, die jedoch nicht durchhielten. Zwei verschiedene Komplexe konnten unterschieden werden, unten

2b) Fester Lehm mit Nestern lockerer Massen, im ganzen etwas dunklerer als die obere Partie. Überwiegend Knochen und Zähne vom Bär.

2a) Lockerer, wenig zusammenhaltender Lehm, etwas heller als die untere Lage. Mit Knochen von Bär, Pferd und Rhinozeros.

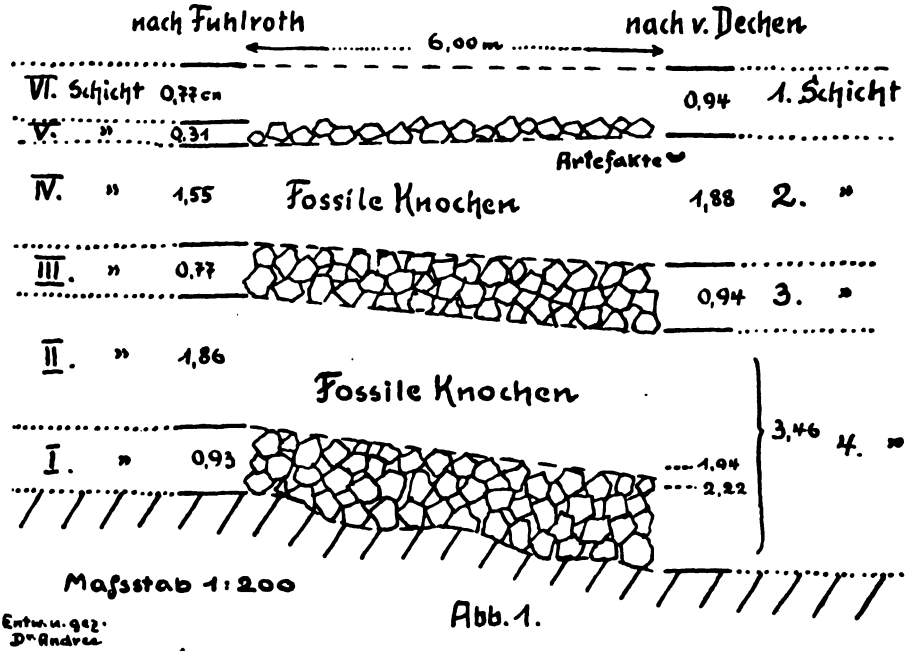


Abb. 1.

Schematisches Längsprofil durch die Höhlenablagerungen der „Sporker Mulde."

3. Schicht: 0,94 m mächtig. Scharfkantige Bruchstücke von Kalkstein und Dolomit, regellos durcheinander liegend und durch geringe Mengen Kalksinter miteinander verbunden. Zwischen den Bruchstücken offene, leere Zwischenräume. Nur in die obersten 16 bis 20 cm war von oben etwas Lehm eingedrungen.

4. Schicht: ungefähr 3,46—3,77 m mächtig. Bei 1,94 bzw. 2,22 m wurde infolge der Anhäufung großer Kalksteinstücke und Blöcke nicht weitergegraben. Der obere Teil der 4. Schicht aus einer weißlichen, kalkigen Masse mit faustgroßen, rund und glatt abgeriebenen Kalksteinen. Der untere Teil der Schicht ist ebenfalls eine hellgefärbte Masse mit nicht abgerollten Kalksteinen, abgebrochenen Stalaktiten und Knochen. Letztere sind nicht so häufig

wie in der 2. Schicht. Es fanden ſich: Ursus spelaeus, Cervus elaphus, Cervus capreolus, Bos und Equus.

Die Foſſilliſte von W. Henke und W. E. Schmidt in den oben erwähnten Erläuterungen zu Bl. Altenhundem verzeichnet, leider ohne Angabe der Schicht: Ursus spelaeus, Cervus elaphus, Cervus capreolus, Cervus euryceros, Elephas sp., Rhinoceros sp., Hyaena sp., Felis spelaea Goldf., Canis lupus L., ? Meles sp., Gulo sp.

Eine Paralleliſierung der von Fuhlroth und von Dechen feſtgeſtellten Schichten läßt ſich leicht durchführen (Abb. 1).

Fuhlroth gibt Schicht V und I als beſondere Schichten an, während v. Dechen bei der 1. Schicht nur bemerkt, daß „nach unten zu mehr und mehr

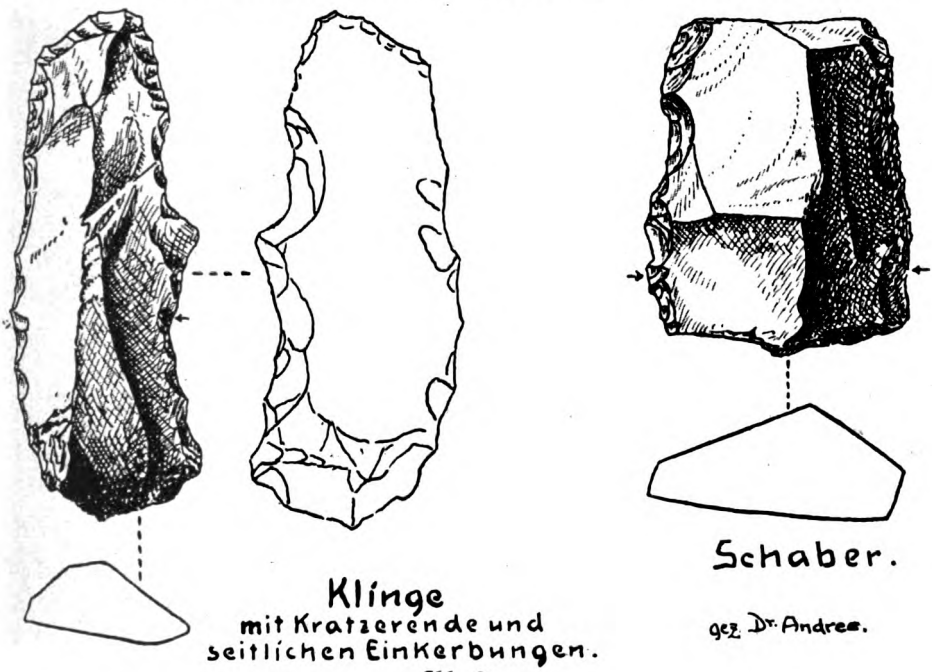


Abb. 2.

ſcharfkantige Bruchſtücke von Kalkſtein und Dolomit" auftreten und daß bei der 4. Schicht die Grabungen in 1,94 bis 2,22 m Tiefe eingeſtellt wurden, weil „größere Kalkſteinſtücke und Blöcke ein weiteres Eindringen verhinderten." VI und V ſind alſo 1 gleichzuſetzen, ebenſo II und I der 4. Schicht. Gute Übereinſtimmung zeigen III und 3, ferner II und der obere Teil von 4. Bemerkenswert iſt, daß nur IV und 2, ſowie II und die obere Partie von 4 Überreſte von foſſilen Säugetieren geliefert haben. Auch Schicht IV und 2 können trotz kleiner Unterſchiede ohne Bedenken miteinander paralleliſiert werden.

Nach W. Hüttenheim (im Bericht v. Dechens) iſt das Vorhandenſein großer Blöcke und abgebrochener Stalaktiten in Schicht 4 der Beweis für einen Einſturz der Höhlendecke. Sicher iſt dem zuzuſtimmen. Doch dürften Teile der Decke nicht nur einmal zuſammengebrochen ſein und ſich eine nach oben offene, trichterförmige Vertiefung gebildet haben, wie Hüttenheim an-

nimmt, sondern ich bin vielmehr der Ansicht, daß dreimal eine Art Einsturz erfolgt ist. Die Auswirkung hiervon sehen wir in der Schicht I (zusammen mit dem unteren Teil von II) und der unteren Hälfte etwa von 4, in den Schichten III und 3, schließlich in Schicht V und der unteren Partie von 1. Nur so ist das Vorhandensein dreier „Blocklagen" zu erklären. Die erste Höhle, die zusammenstürzte, war eine Tropfsteinhöhle. Der letzte Einsturz hat zur Bildung jener „Mulde" an der Tagesoberfläche Veranlassung gegeben, nach der der ganze Fundpunkt die Bezeichnung „Sporker Mulde" bekam.

Fuhlroth erwähnt nichts von einem Vorkommen von Artefakten. v. Dechen dagegen berichtet, daß sich in der oberen Abteilung von Schicht 2 „nach oben hin" „wenige, aber unzweifelhaft vom Menschen bearbeitete Kieselschieferstücke" (zusammen mit Resten vom Bär, Pferd und Rhinozeros) fanden. Auch das beweist, daß nicht schon mit der Schicht I/II (bzw. 4) die ganze Höhle eingestürzt sein kann, da sie ja später noch dem Menschen als Wohnstätte gedient hat.

Die durch v. Dechen gefundenen Artefakte, die sich im Museum des Naturhistorischen Vereins für Rheinland und Westfalen zu Bonn befinden, wurden mir von Herrn Prof. Dr. Voigt-Bonn in zuvorkommendster Weise zur Verfügung gestellt. Es handelt sich um einen Nukleus und zwei bearbeitete Stücke (Abb. 2), die offenbar dem Aurignacien zuzurechnen sind. Das eine der beiden Stücke ist ein einfacher Schaber mit schöner Steilretusche an der einen Seite, während die andere Seite durch kleine Abschläge etwas abgestumpft ist.

Das zweite Stück ist eine Art breiterer Klinge mit Kratzerende (auch hier Steilretusche). Die Klingenränder sind ebenfalls bearbeitet; der rechte Rand weist zwei Einbuchtungen auf. Derartige Klingen oder Klingenkratzer kennen wir, um nur einiges anzuführen, aus der Kleinen Ofnet[1]), vom Sirgenstein[2]), vom Hohlen Fels bei Happurg[3]) und aus der Istállóskö er Höhle in Ungarn[4]). Doch zeigt sich auch an den Sporker Stücken wieder, daß Kieselschiefer im allgemeinen nicht eine so feine Bearbeitung zuläßt wie Feuerstein.

Leider sind wohl genauere, schichtenweise Knochenaufsammlungen weder durch Fuhlroth noch durch v. Dechen vorgenommen worden, so daß irgendwelche weiteren Schlüsse über die Natur der einzelnen Höhlenablagerungen nicht gezogen werden können.

Von großer Bedeutung ist jedoch, daß in der „Sporker Mulde" ein zweites Vorkommen von Aurignacien in Westfalen neben dem der Balver Höhle[5]) vorliegt.

[1]) R. R. Schmidt, Diluviale Vorzeit Deutschlands. 1912. Taf. XV, Abb. 2 u. 12.
[2]) R. R. Schmidt, ebenda, Taf. VI, Abb. 11.
[3]) Birkner, Beitr. z. Anthr. u. Urgesch. Bayerns. Bd. 19. 1915. Taf. 27, Abb. 7.
[4]) Hillebrand, Wiener prähist. Zeitschr. VI. 1919.
[5]) S. oben, Anm. 1 S. 60.

Frühneolithische Funde aus der Staßfurter und Leitzkauer Gegend.

Von A. Becker, Staßfurt.

Mit 37 Textabbildungen.

Angeregt durch meinen Kollegen Schirwitz, der mir in liebenswürdigster Weise im Beisein des Studienrats Stoye die vorgeschichtlichen Orte seiner Heimat Quedlinburg zeigte, ging ich daran, in der Umgegend von Staßfurt

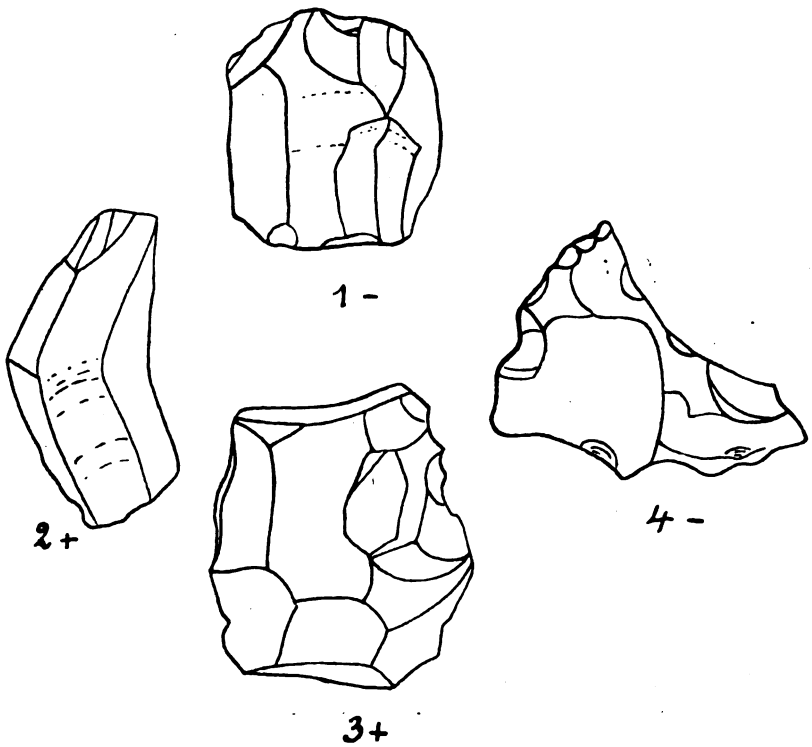


Abb. 1. Hecklingen, Thieberg.

und Leitzkau — beide liegen in einem Sumpfgebiet — nach bearbeiteten Feuersteinen zu suchen. Solche fand ich auch in großer Zahl; sie beweisen, daß die Umgegend der genannten Orte schon zur Zeit des Frühneolithikums von Menschen besiedelt gewesen ist.

Zwischen Hecklingen und Neundorf erstreckt sich ein Buntsandsteinrücken, mit Moräne (gering) und Löß (stark) bedeckt und an der Ostseite von sumpfigen Wiesen begleitet. Süd- und Nordende heißen beide Ochsenberg (d. i. Asenberg) Der Hecklinger Ochsenberg (41 m hoch) hat schon Gefäße der Vorstufe der Schnurkeramik aus der Zeit 3200—2800 v. Chr. geliefert. Auch stammt von seinem Westhang ein Faustkeil (N 1), den dort ein Bursche beim leichten

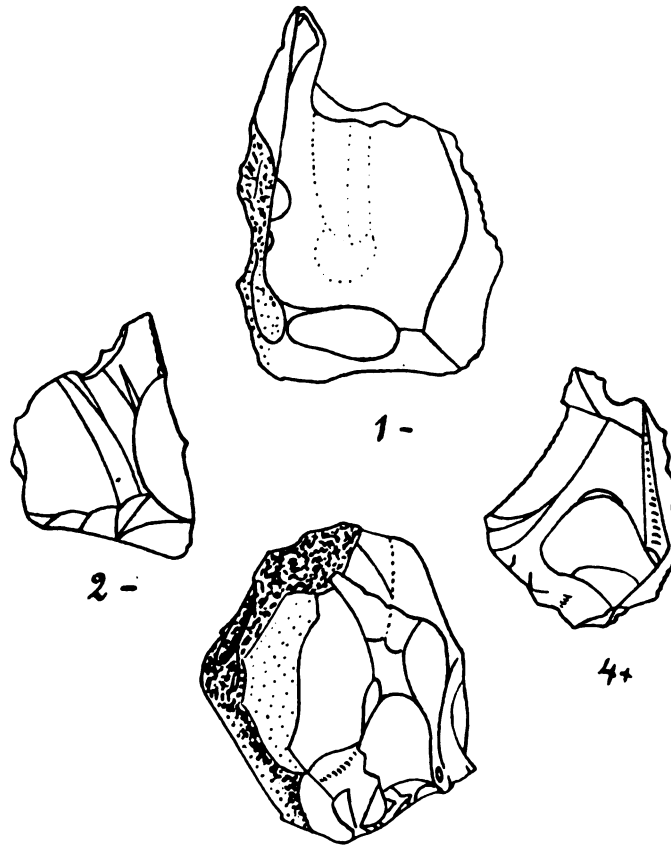


Abb. 2. Leitzkau, Scharfenberg.

Umbrechen des Ackerbodens (Parzelle 5) entdeckte. Dieser ist etwas breiter und nicht so retouchiert wie der des Acheuléens. Auf der Kuppe des Berges fand ich noch mehrere kleine Artefakte und einen Nukleusschaber (N 2).

N 1, + graubraun; — flacher, aber auch facettiert.

N 2, — bläulichweiß; + teilweise noch mit gelbbrauner Rinde.

Über Hecklingen liegt der Thieberg. Dort fand der Sextaner Böttge, der auf meine Anregung hin suchte, eine Anzahl Artefakte, von denen ich 4 vorführe.

[1]) + Oberseite, — Unterseite, alle Stücke in Originalgröße.

N 1, — ſchwarzbraun, + größtenteils braune Rinde.
N 2, + gelbbraun, — flach gewölbt.
N 3, + gelbbraun, — flach gewölbt.
N 4, — ſchwarzbraun, + mit bogigem Riſt.

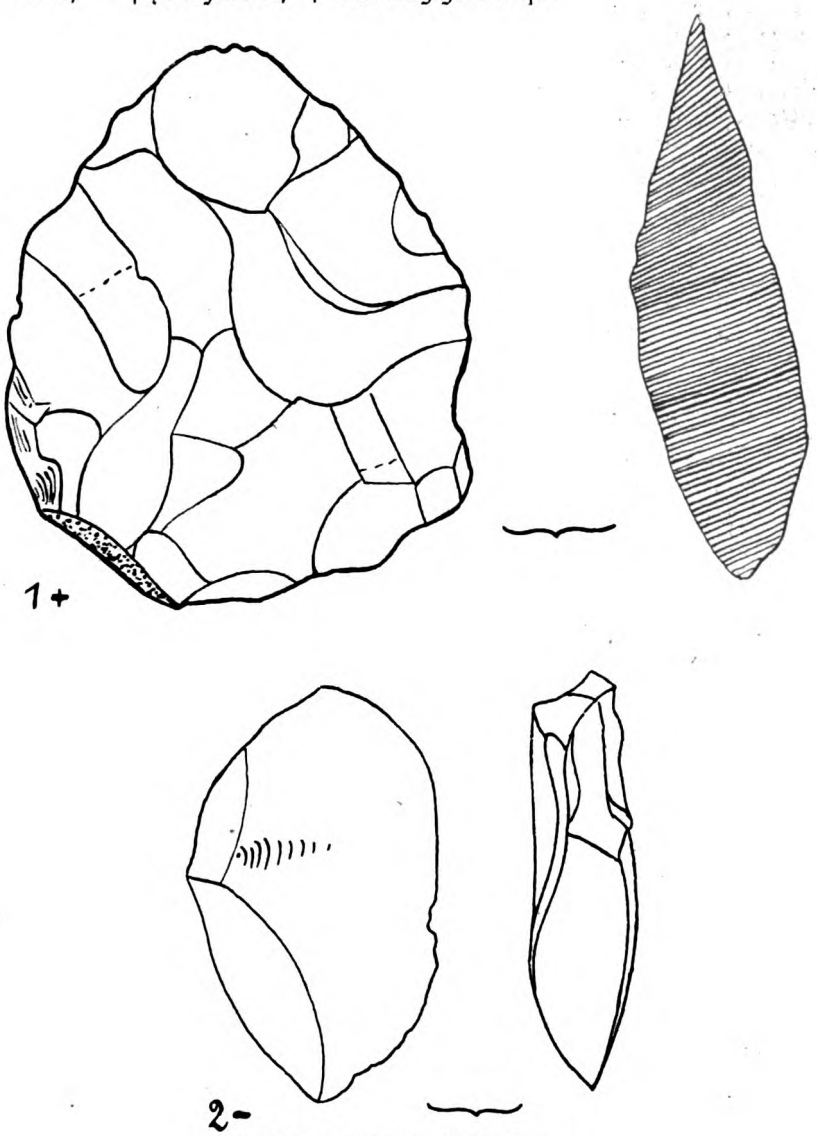


Abb. 3. Hecklingen, Ochſenberg.

Auf dem Südhang des Neundorfer Ochſenberges ſammelte ich nebſt dem Primaner Weiſe mehrere Artefakte, von denen 5 dargeſtellt ſind.

N 1, + bräunlich, — flach gewölbt.
N 2, + gelbbraun, — flach gewölbt.

N 3, + rötlichweiß, — flach, rippig.
N 4, + schwarzbraun, — flach gewölbt.
N 5, + gelblichbraun, — flach.

N 2 paßt genau auf den oberen Teil des Hohlschabers N 80 des Aurignaciens aus dem Buche Hausers: „Der Mensch vor 100000 Jahren".

Bei Rathmannsdorf zieht sich längs eines Grabens, der in die Liethe (Leite), eine Bifurkation zwischen Wipper und Bode, mündet, ein mit Löß bedeckter Moränenrücken hin. Auf dessem Südhang, der neben bandkeramischen auch eisenzeitliche Scherben geliefert hat, las ich — einen Tag in Gemeinschaft

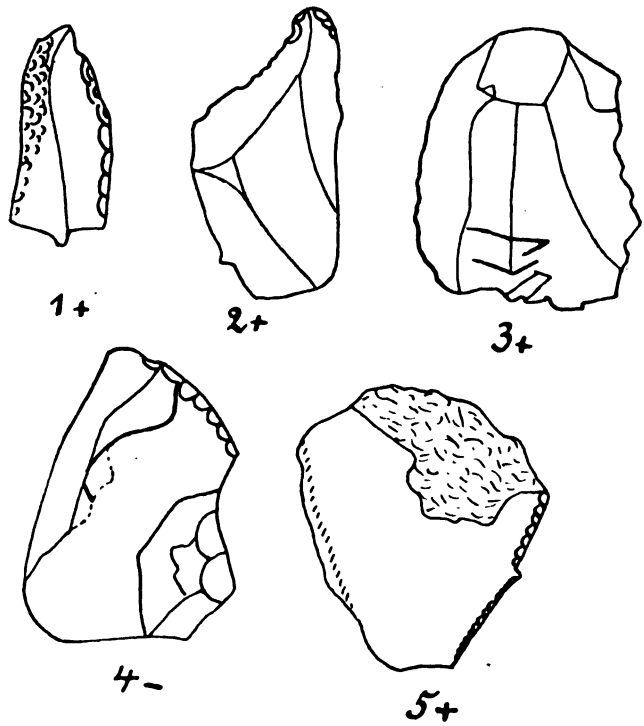


Abb. 4. Neundorf, Ochsenberg.

mit dem Oberpostsekretär Wieland und dem Studienassessor Christian — vom Acker viele Artefakte auf, von denen 12 abgebildet sind.

N 1, + achatartig gebändert, graugelb; — desgleichen.
N 2, + braun, links weißfleckig, rechts Rinde; — mit Bulbus.
N 3, + bräunlich, rechts Rinde teilweise weißlich; — mit Bulbus.
N 4, + braungrau; — mehrfach abgesplißt, gewölbt.
N 5, — braun; + mit Rinde.
N 6, — bräunlicher Span mit Weißfleck; + facettiert.
N 7, — weißlich mit negativem Bulbus; + bräunlich.
N 8, + teils grau, teils braun; — braun, Mitte grau, Rinde braun.
N 9, + weißlich; — mit Bulbus.
N 10, + grau; — mit Bulbus von Mondform.

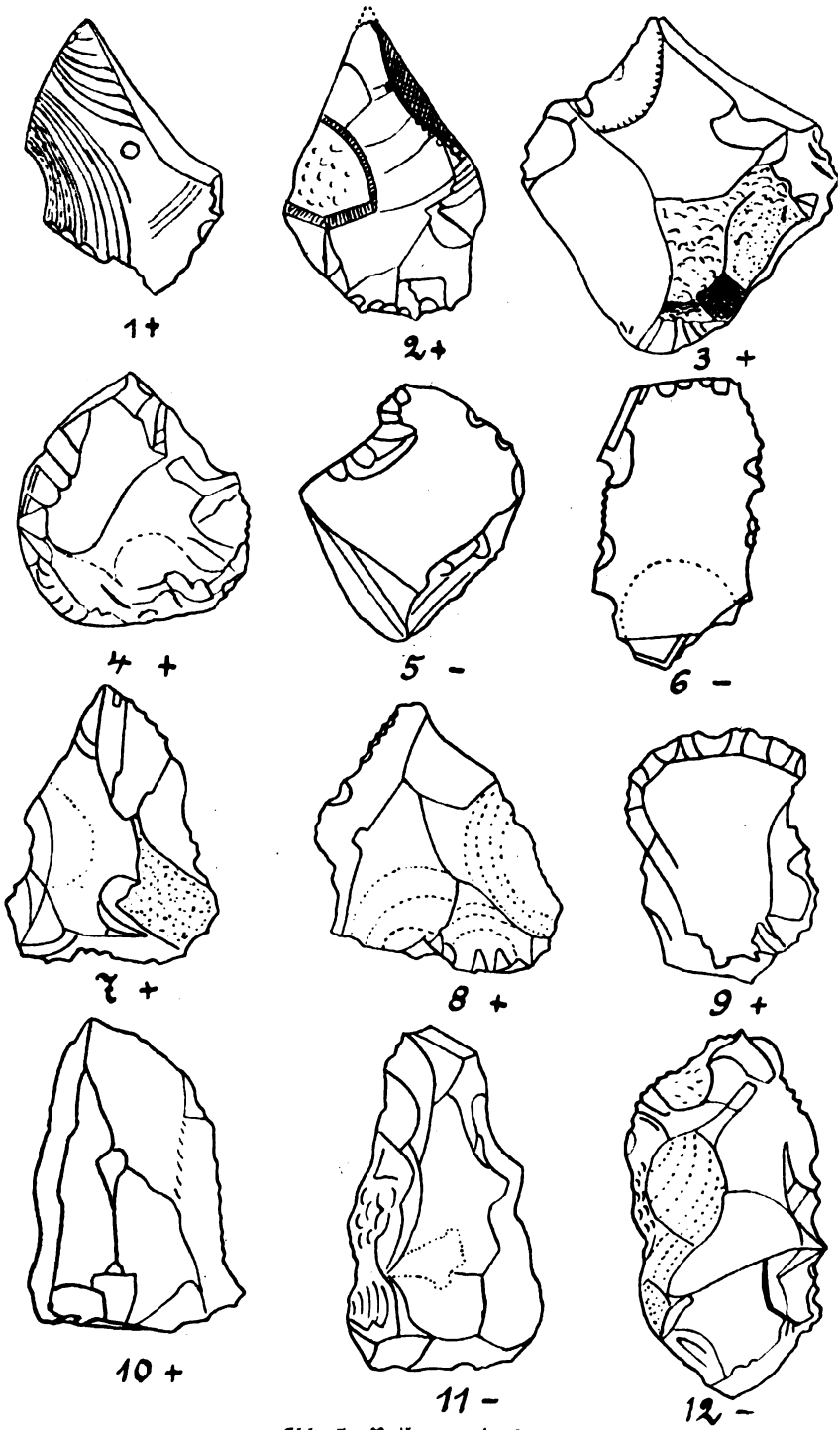


Abb. 5. Rathmannsdorf.

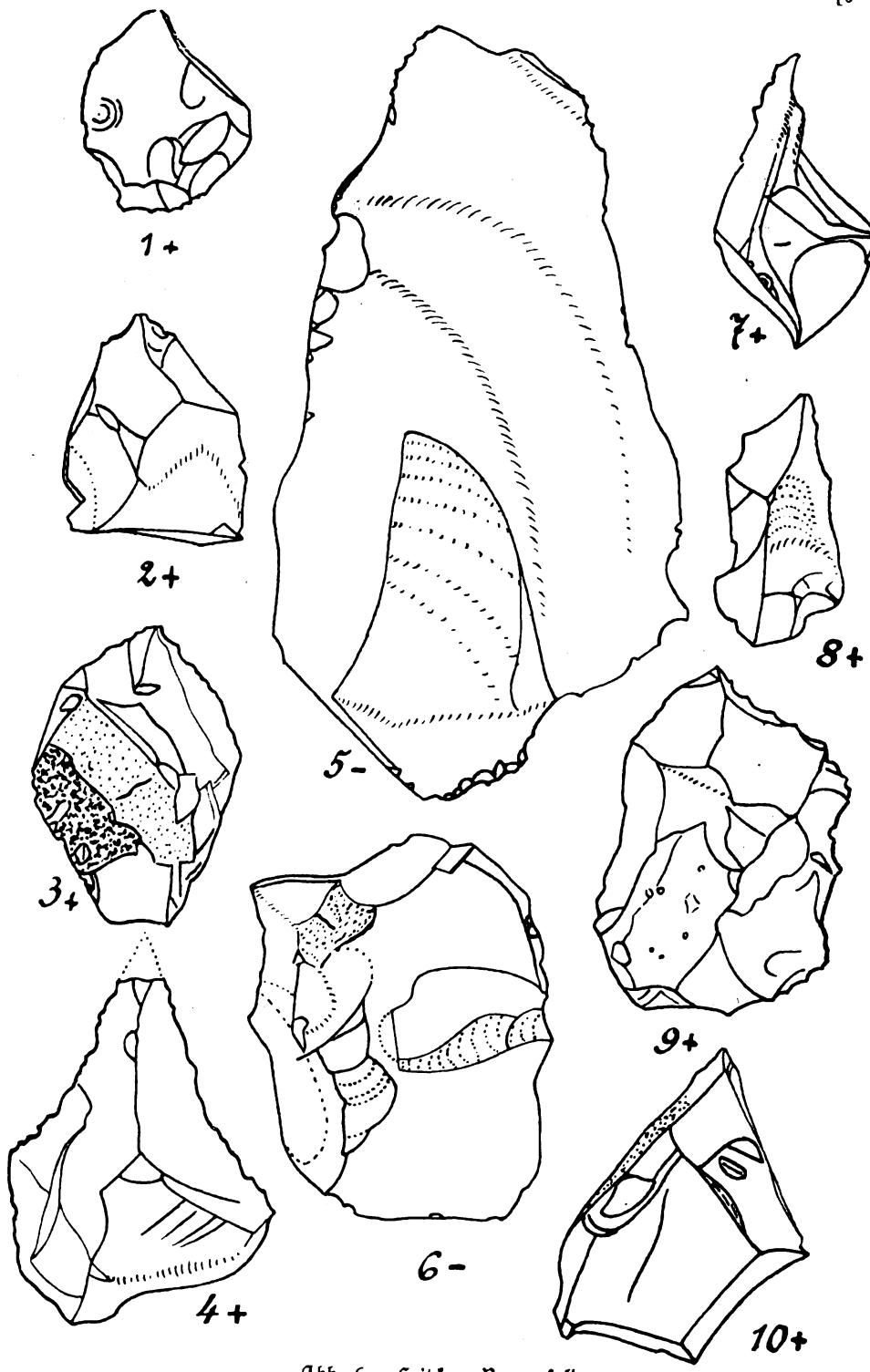


Abb. 6. Leitzkau, Bauernfeld.

N 11, — grau, + facettiert.
N 12, + links braun, rechts weiß; — mit Mittelriſt.

Ein nicht abgebildeter weißlicher Span weiſt an einer Kante einen Glanz auf, der nur durch den Gebrauch entſtanden ſein kann.

Bei Leitzkau (im Fläming) befinden ſich mehrere Kiesmoränenrücken, die durch Sumpfboden getrennt ſind. Auf einem derſelben liegt das Bauernfeld (im Gegenſatz zum Gutsfeld). Dort ſammelte ich von dem ſandigen Acker mit meinem Kollegen Schmidt, deſſen Einladung ich gefolgt war, folgende Artefakte:

N 1, + blaugrau, — mit Bulbus.
N 2, + rotbraun, — desgleichen.
N 3, + braun, teilweiſe noch mit Rinde; — ſchwarzbraun, flach.
N 4, + bräunlich gefleckt, mit abgebrochener Spitze; — teils kantig, teils gewölbt.
N 5, — bläulichweiß; + Rand mit weißer Rinde, der übrige Teil mit Facetten.
N 6, — bräunlich; + natürlich konkav.
N 7, + bräunlich und bläulich.
N 8, + mit Riſt, bräunlich und bläulich; — konkav.
N 9, + rötlichweiß, Spitze und rechte Ecke rotbraun; — konvex mit konzentriſchen Bögen.
N 10, + ſchwarzbraun, linksſeitige Rinde gelbbraun; — konvex mit konzentriſchen Bögen.

Ferner ſtammen von dort ein ſchwarzer und ein brauner Kernſtein, ſowie gelbe Späne mit Bulbus.

Im Weſten von Leitzkau, 1 km vor einer Septarientongrube, liegt der Scharfenberg, ein Kiesmoränenrücken. Der ſandige Acker daſelbſt lieferte die Artefakte:

N 1, — bläulichgrau; — flach.
N 2, + blaugrau; konkav mit konzentriſchen Bögen.
N 3, + blaugrau, Rinde gelbbraun; — flach gewölbt.
N 4, + bläulichweiß; konkav mit Bulbus.

Zur Frage der Steinspaltung in vorgeschichtlicher Zeit.

Von Peter Hörter, Mayen (Rheinland).

Mit 1 Textabbildung und Tafel I.

In Band 13 und 14, Jahrg. 1921—22 der „Prähistorischen Zeitschrift" behandelt Baudirektor Dr. E. Ehrhardt die schon mehrfach aufgeworfene Frage: wie sind die großen Granitsteine der Hünengräber gespaltet worden? — Da ich nun hier in einem großen Steinbruchgebiet wohne, dessen Betrieb ich bis in die neolithische Zeit hinein im Mannus VI (1914) und VIII (1916) nachgewiesen habe, und es sich hier um fast gleich hartes Gestein, Hartbasalt und Basaltlava, handelt, wie das Material, aus welchem die Steingräber der norddeutschen Ebene aufgebaut worden sind, so halte ich es für angebracht, meine Beobachtungen betreffend Steinspaltung in vorgeschichtlicher Zeit hier mitzuteilen. Wenn auch diese in Arbeitsstellen der Hallstatt- und Latènezeit gemacht sind, die Hünengräber dagegen der Steinzeit angehören, so lassen sich doch Rückschlüsse von früheren auf vorhergehende Perioden ziehen, zumal da die Werkzeuge, wie in Mannus nachgewiesen worden ist, noch in der Latènezeit aus Stein bestanden. Gerade in den letzten Jahren, nachdem ich die beiden Aufsätze in Mannus veröffentlicht hatte, bot sich mir an einigen Stellen Gelegenheit, die Arbeitsmethode genannter Zeit kennen zu lernen. — Auf einer im Jahre 1919 neu angelegten Steingrube zwischen Mayen und Kottenheim, im Distrikt „in den Hübeln" (der Name kommt von den alten Schutthalden her), stieß man 6 m tief auf einen alten Steinbruch, so wie er vor etwa 2½ Tausend Jahren verlassen wurde. Hier lagen lose Blöcke von zum Teil 150 cm Länge, welche von dem noch anstehenden Gestein abgetrennt waren, mit Spaltrillen an den Rändern. An dem noch feststehenden Gestein waren ebenfalls in verschiedenen Richtungen Rillen eingeschlagen. Spuren, daß Setzkeile zum Abtrennen gebraucht wurden, ließen sich nicht erkennen. (Tafel I.)

Ganz in der Nähe fand sich eine Anzahl halbfertiger Reibsteine (sogenannte Napoleonshüte), schwere Rillenhämmer aus Hartbasalt, Scherben der Hallstatt- und frühen Latènezeit und eine bronzene Tierfibel. Einer der Hämmer wiegt, obschon etwa $^1/_3$ fehlte, noch 13 Pfund. An einer anderen Stelle wurden später noch mehrere Hämmer gefunden, darunter einer von sogar 25½ Pfund (Abb. 1). Letzterer diente offenbar als Spalthammer. Verschiedene Steinhauermeister und Arbeiter, welche an der Fundstelle und

später im Museum, wohin ein Probestück gebracht wurde, die Steine besichtigten, erklärten einstimmig, daß die Rillen nicht mit einem Eisenhammer, sondern nur mit den dabei gefundenen Steinhämmern eingeschlagen worden seien. Wie ich mich selbst überzeugte, sind die mit Eisenhämmern heute eingeschlagenen Spaltrillen tiefer und spitzwinkliger (¯V¯) als die mit den Steinwerkzeugen eingeschlagenen, welche breiter und mehr rundlich aussehen (¯∪¯). Wenn der heutige Steinarbeiter einen nicht zu großen Stein spalten will, zieht er in der Spaltrichtung eine Rille und schlägt solange mit einem Spitzhammer in die Rille ein, bis daß der Stein auseinanderfällt. Bei großen Steinen nimmt er eiserne Setzkeile zu Hilfe.

Auf meine Frage, ob es auch möglich sei, einen großen Stein ohne Setzkeile zu spalten, wurde mir dies bejaht; allerdings dauert dies länger, und ein Arbeiter, der auch in Granit gearbeitet hatte, erklärte dies auch bei diesem Gestein für möglich. In dem auch von Dr. Ehrhardt zu seiner Arbeit herangezogenen Werke von L. Pfeiffer, Die Werkzeuge des Steinzeitmenschen, schreibt dieser S. 142: In einem der Siebenhäuser bei Hermannsburg in der Lüneburger Heide hatten die Decksteine eine ähnliche Bearbeitung erlitten als bereits aus dem Vezèretal beschrieben wurde. Die große Findlingskugel war in beiden Fällen in je zwei Halbkugeln getrennt worden, in der Weise, daß zunächst eine fingerdicke Rinne ausgepickt und in derselben mit Setzkeilen? rund herum die Trennebene gelockert worden war. Die Rinne war an verschiedenen Stellen noch zu sehen, an kleinen Fehlsprüngen in der Kreislinie der Klopfrinne. Das Material war in beiden Fällen ein großer Findling aus grobschiefrigem Gneis. Eine Hälfte ist als Deckplatte, die andere als Seitenwand benutzt worden. Weitere zwei ausgebrochene Rinnenstücke von Hünengräbern hat das Wiener Hofmuseum bei dem Ausstellungsmaterial der Gudenus- und der Slouper-Höhlen". Ferner: „In den Steinhäusern der Lüneburger Heide sind die gespaltenen großen Findlinge in der Weise aneinandergefügt, daß der Kammerraum der Grabkammer aus den ebenen Spaltflächen gebildet wird."

Abb. 1. Spalthammer aus Hartbasalt. (1:10).

Wir sehen also hier in allen Fällen Spaltung mittels eingeschlagenen Rillen. Ob dabei Setzkeile zu Hilfe genommen wurden, ist sehr zu bezweifeln, da die mittels Steinschlägel eingeschlagenen Rillen zu rundlich sind und dadurch dem Setzkeil keinen Halt bieten, entgegen der mit einem spitzen Eisenhammer hergestellten Rille. — Das Einsägen einer Rille zu Spaltzwecken mittels Brettchen, Wasser und Sand, wie nach Forrer an den Quadern der Mauer von St. Ottilien, wird wohl nur bei weichen Gesteinsarten, nicht aber bei hartem Stoff möglich gewesen sein.

Herrn Dr. Ehrhardt befriedigen nun, wie er schreibt, die oben angegebenen Spaltmethoden nicht und er sucht nach einer anderen Möglichkeit, und kommt auf die Spaltung durch Feuer, wie die Findlinge bei Wallhöfen bei Bremen und anderen Orten heute noch gespalten würden. Daß man Stein- und Felsblöcke durch starkes Erhitzen und rasches Abkühlen sprengen kann, ist bekannt. Ob man aber große Blöcke in einer gewünschten Richtung und in eine ebene Spaltfläche zerlegen kann, ist doch noch sehr fraglich.

Verschiedene Steinarbeiter, mit denen ich die Sache besprach, halten es wenigstens für Basalt und für Basaltlava geradezu für unmöglich. Ob dies bei Granitsteinen fertig zu bringen sei, konnten sie nicht sagen. Ein Arbeiter,

der auch in diesem Gestein gearbeitet hatte, bezweifelt dies sehr. Wenn nun auch die Spaltung mittels Steinhammer durch Einschlagung einer Rille viel mühevoller und langwieriger ist, so bietet es doch den großen Vorteil, daß man dem abzutrennenden Stück gleich schon die gewollte Form geben konnte, wie dies auch in dem hier aufgedeckten alten Steinbruch geschehen ist. Dann hatten ja auch die Alten mehr Geduld und Zeit als das heutige Geschlecht, wie dies uns genügend die aus dem härtesten Gestein hergestellten Waffen und Werkzeuge lehren. Wurde dagegen ein Steinblock durch Feuer gesprengt, zerfiel dieser meist in viele Stücke, welche sich wohl zu kleinen Bausteinen, aber nicht gut zu anderen Zwecken verwenden ließen. — In demselben Hefte der „Prähistorischen Zeitschrift" zieht zu der Arbeit Dr. Ehrhardts Prof. Schuchhardt eine Stelle des Livius 21, 37 heran, wo es heißt, daß Hannibal bei seinem Übergang über die Alpen die im Wege stehenden Felsen durch Feuer gespalten und beseitigt habe. Aber hier handelt es sich nur um Sprengung und Beseitigung der Felsen, nicht aber um Steinspaltungen zur Schaffung von zu irgendeinem Zwecke verwendbaren Steinen und dies ist doch ein großer Unterschied. In römischer Zeit wurden hier die Steine gespalten durch Einschlagen von Löchern in der Spaltrichtung, in welche dann Eisenkeile eingetrieben wurden und heute wieder bei kleinen Steinen durch Einschlagen einer Rille wie in alter Zeit und bei großen durch Eintreiben von Eisenkeilen in die vorgeschlagene Rille.

Ein germanischer Bronzeschatzfund aus Hermsdorf in der Neumark.

Von Paul Müller.

Mit 7 Abbildungen.

Fundbericht.

Im März 1923 fand ein Schulknabe in der Gutsheide von Hermsdorf im Kreise Friedeberg beim Einsetzen junger Kiefern einen Bronzeschatz. Die Fundstelle, 3 km nordwestlich des Dorfes, ist eine tief im Walde verborgene Mulde von 4—5 m Tiefe und 100 m Länge, 250 m südöstlich der sogen. Trommelbrücke am Großen Jägerfenn, 100 m westlich des Weges Hermsdorf-Wugartener Mühle. Unten im Grunde dieser Mulde stieß der Knabe einen Spatenstich tief auf den Fund und zeigte ihn den Arbeitern. Der helle, kiesige Sand war nach Aussage des Jungen an der Fundstelle dunkler gefärbt, wir dürfen an ein vergangenes Behältnis, etwa ein Holzkästchen denken. Auf Wunsch des Vaters holte er die meisten Stücke tags darauf nach Hause, zwei Sachen, eine gewölbte Plattenfibel und ein Armband, schenkte er einem Freunde, dessen Mutter aber beide wegwarf. Alle Nachfrage und alles Suchen nach ihnen blieb anfangs ergebnislos, später ist im Kehricht des Bauernhofes wenigstens noch ein Bruchstück des Armbandes entdeckt worden. Eine Anzahl kleinerer Stücke sammelte der junge Finder auf einem Baumstumpf neben der Stelle, wo ich sie zwei Monate später noch vorfand. Eine sorgfältige Besichtigung aller benachbarten Pflanzrinnen der frischen Schonung, die noch frei von Gras waren, ergab keinerlei Spuren einer Siedlung, keine dunklere Färbung des doch überall tief aufgegrabenen Bodens; insbesondere hatte auch der Knabe keine Topfreste bemerkt. Die Stelle ist später in Gegenwart des Försters und treuer Helfer von mir noch einmal aufgegraben, der Sand durchsiebt worden, ohne daß jedoch noch etwas entdeckt wurde. Daß der Fund fast völlig geborgen ist, ließ sich bei der Zusammensetzung der leider vielfältig frisch zerbrochenen Stücke feststellen. Der Vater des Finders, in dem Wahn, es könne sich um Gold handeln, hat nämlich nachträglich noch weiter die Ringe arg zerschlagen. Ein Goldschmied in Friedeberg, dem Altertümer durch das Heimatmuseum bekannt waren, klärte ihn auf und zeigte den Fund an, so daß er für das Museum erworben werden konnte.

Der Schatz.

Bemerkenswert ist zunächst, daß der Schatz keinerlei Waffen, sondern ausschließlich Geschmeide umfaßt: 1 Halsring, 2 Ringhalskragen, 2 Platten-fibeln — eine davon verschollen —, 9 Armbänder, 1 Armring, 1 Fingerring,

4 Spiralbänder, 4—5 Drahtspiralen, 1 Anhänger und 1 offenbar zum Einschmelzen bestimmtes Stück. Wie schon das letztere vermuten läßt, handelt es sich nicht um einen neuen Schmuck, der eben aus der Werkstatt des Erzgießers kam, sondern um einen, der bereits getragen war, als er vergraben wurde. Das sieht man an zwei Ringen, deren alte Bruchstellen geflickt sind, und an Abnutzungsspuren; abgenutzt ist z. B. deutlich an der Gewandhafte die Stelle, an der die Nadel auf der Platte zu liegen pflegte. So, wie wir den Schatz jetzt vor uns haben, sind die Stücke außer dem Fingerring, einem Spiralband und der Fibel sämtlich zerbrochen. Betrachten wir nun die einzelnen Teile des Geschmeides!

1. Halsschmuck.

1. Dünner Wendelhalsring, gegossen, 3 mm dick, im Querschnitt kreisrund. Die schwache Riefelung zeigt dreimaligen Drehungswechsel. Das Ende

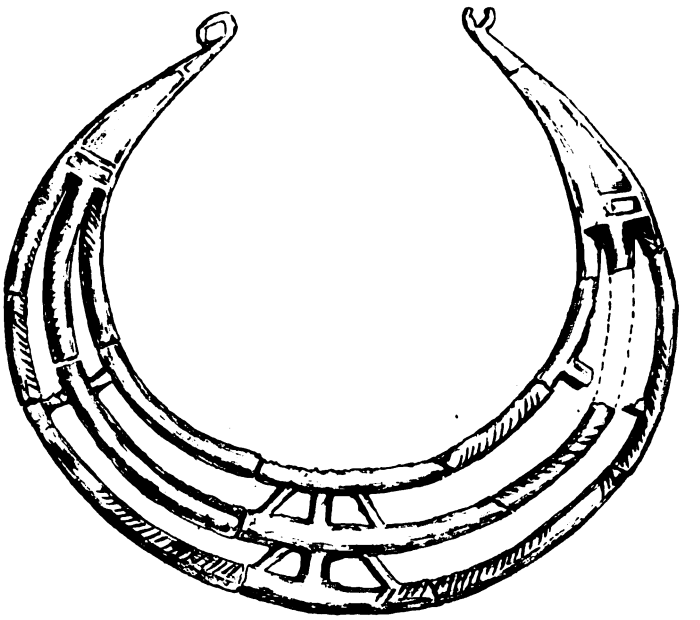


Abb. 1.

ist kurz, platt gehämmert, vierkantig, zu einer Öse zurückgeschlagen. Eine Bruchstelle ist in der Vorzeit geheilt durch einen herumgelegten Bronzeblechstreifen mit fünfmaliger Windung. Erhalten sind 3 Stücke, zusammen 30 cm lang, ein Ende fehlt. Er gleicht dem, welchen Kossinna[1]) von Stegers, Kreis Schlochau, veröffentlicht hat, und gehört mit seinem dreimaligen Drehungswechsel zu der beliebtesten Art der Wendelringe in Norddeutschland und Skandinavien.

2. Ringhalskragen (Abb. 1)[2]), in einem Stück gegossen, bestehend aus drei 7—8 mm breiten, dünnen Ringen, die unten platt, oben leicht gewölbt

[1]) Mannus VIII: Die goldenen Eidringe und die jüngere Bronzezeit, S. 29ff., Abb. 28.

[2]) Die Abb. Nr. 3—6 verdanke ich Herrn Baurat W. Kranz, Nr. 1, 2 und 7 Herrn Zeichenlehrer Eugen Kriesel in Friedeberg.

sind. Ihre vereinigten Enden laufen in Ösen aus. Verbunden sind sie in der Mitte durch je drei Querstege — zwei davon schräg nach innen laufend — seitlich durch je einen. Die Verzierung besteht in Gruppen von ganz seichten, schrägen Riefelungen, auf dem 1. und 3. Ringe durchweg nach rechts oben, auf dem 2. nach links oben verlaufend. Die Enden bis zu den Ösen hin sind mit schwachen Rand- und je zwei Querleisten geschmückt. Lichter Durchmesser 11,5 cm, Gesamtdurchmesser 17 cm. Der Guß des Ringkragens ist nicht gerade vorzüglich, zahlreiche kleine Löcher rühren von Luftbläschen her. Wenn die Schrägkerbung der einzelnen Bänder auch unterbrochen ist, so dürfen wir

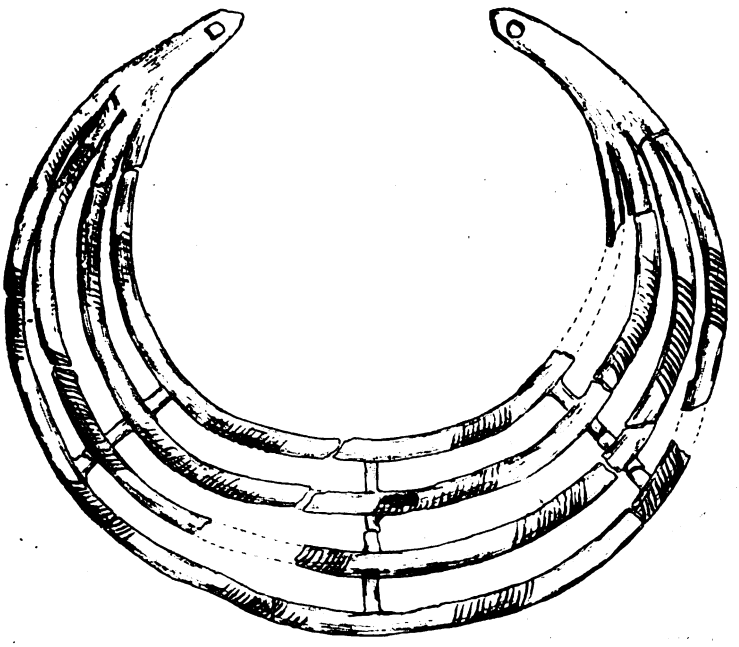


Abb. 2.

unser Stück doch zu jener Gruppe rechnen, die Kossinna[1]) als Abart A der Odergruppe bezeichnet.

3. Ringhalskragen (Abb. 2), ebenfalls in einem Stück gegossen — Unterseite jedoch offen und hohl — bestehend aus 4 Ringen von 7 mm Durchmesser, die durch drei gleichmäßig angeordnete Querstege miteinander verbunden sind. Die Verzierung besteht auch hier in Gruppen von Riefelungen, die aber auf allen vier Bändern von links unten nach rechts oben laufen, übrigens schärfer ausgeprägt sind als bei dem ersten Ringkragen. Die stumpfen Enden sind unverziert, ihre Zungen durchlocht. Durchmesser im Lichten 12,5 cm, Gesamtdurchmesser 19,5 cm. Auch dieser Ringkragen gehört in die Abart A der Odergruppe.

[1]) Ebenda S. 84, 85. Er erwähnt S. 88 eine ähnliche Verzierung (durch Gruppen von Schrägstrichen nach einer Richtung) bei einem Halskragen von Schwachenwalde. Unser Fund macht es, da das Geschmeide bereits im Gebrauch war, doch wohl sicher, daß diese Art der Verzierung nicht als halbfertige anzusehen ist, sondern so gewollt war.

2. Bruſtſchmuck.

Gewölbte Plattenfibel (Abb. 3), ohne Nadel 115 g ſchwer, 16,1 cm lang. Die Platten ſind eirund (5,2:7 cm), ihre Ränder von drei Leiſten umrahmt. In der Mitte tragen die Platten Aufſatzſchälchen von 1,7 cm Höhe und ebenſo großem Durchmeſſer. Der Bügel iſt auf der Unterſeite flach, auf der oberen gewölbt, mit ſchwachem Grat. An den Enden mißt er 0,6, in der Mitte 1,6 cm. Die Verzierung beſteht aus kräftigen Kerben: je zwei gleichlaufende bilden ein ſchräggeſtelltes Kreuz, in der Mitte durch drei von oben nach unten geſchieden, rechts und links durch je zwei Kerben da, wo ſich der Bügel verjüngt, begrenzt. Ein Zapfen am Rande der einen Platte dicht am Bügel diente als Widerlager für die Nadel. Dieſe, leider beſchädigt, iſt frei, gebogen und läuft in einen offenen Ringkopf aus. Während die Oberſeite der offenbar für eine Frau beſtimmten Gewandhafte mit hellgrünem Edelroſt überzogen iſt, hat die untere, auf dem Gewand liegende, ihren gelben Metallſchimmer bewahrt. Der oben genannte Forſcher gibt uns ein Verzeichnis der bisher gefundenen Plattenfibeln mit Aufſatzſchälchen: ſie rühren aus Schleswig-

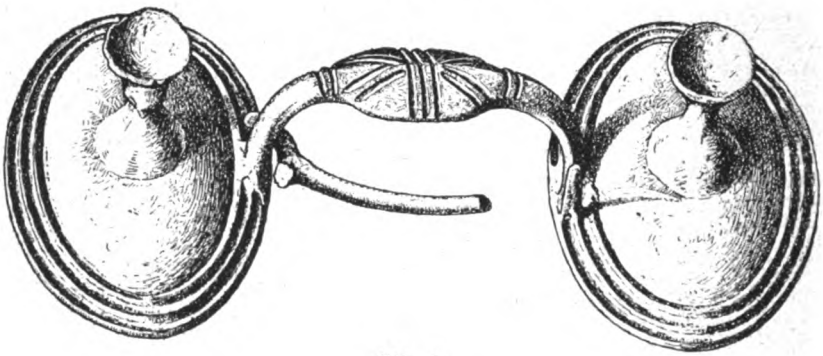


Abb. 3.

Holſtein, Mecklenburg, dem nördlichen Brandenburg her, vornehmlich aber aus dem Gebiet der mittleren Elbe und Saale.

Die beiden im Muſeum zu Halle unterſcheiden ſich von unſerer neumärkiſchen nur durch ihre Kreisform. Unſer ſehr ſchön erhaltenes Stück iſt das erſte dieſer beſonderen Art Plattenfibeln, das öſtlich der Oder gefunden worden iſt.

3. Armſchmuck.

Armbänder ſind 9 erhalten: zwei ſchmale, an den Enden durchbohrte, ſechs breitere, undurchbohrte, im Querſchnitt C-förmige, ſämtlich offen, oval.

1. Schmales Armband (Abb. 4), im Lichten 9,5 cm Durchmeſſer, in der Mitte 1 cm breit, dann ſich verjüngend, nach den Enden hin wieder zunehmend; dieſe ſelbſt ſchneiden glatt ab und ſind rechts und links der Löcher mit im ganzen je drei Gruppen ſenkrechter Riefen verziert. An der Mitte des Bandes iſt innen und außen noch die Gußnaht zu erkennen.

2. Ähnlich, in der Mitte 0,8, im übrigen 0,6 cm breit, im Gegenſatz zu den übrigen von ſchmalovalem Querſchnitt, unvollſtändig.

3. Kräftiges, breiteres Armband (bis 1,7 cm), in der Mitte und an den Enden ſich verbreiternd. Senkrechte Riefelung an den Enden noch ſchwach erkennbar.

4. Ähnlich, dünner, bis 2 cm breit, Enden abgenutzt, mit Senkrechten gestrichelt.

5. Ähnlich, 1,6 cm breit (Abb. 5). Auf beiden Enden drei Gruppen von je vier senkrechten Riefen, die auf der Innenseite noch ein wenig heraustreten. Ränder etwas nach innen umgeschlagen; die Enden, nicht ganz glatt abschneidend, tragen auf der Innenseite den Rest des Gußzapfens.

6. Ähnlich, 1,7 cm breit, Gußzapfen etwas über das Ende vorspringend, unvollständig.

7. Hälfte eines ebensolchen Armbandes.

8. Die Enden eines ähnlichen, jedoch im Gegensatz zu den übrigen ist hier zwischen den Gruppen senkrechter Striche eine Verzierung in Form eines X eingeschnitten. Gußzapfen ebenfalls am Ende.

9. 6,4 cm langes Bruchstück eines Armbandes von D-förmigem Querschnitt, 0,7 cm breit, unverziert. Kurz vor dem Ende verbreitert sich das Band auf 1 cm, wird dünner und endet stumpf. Auf der Innenseite ist hier an der breitesten Stelle eine Rille gezogen.

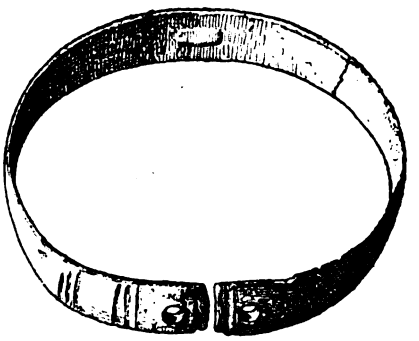


Abb. 4.

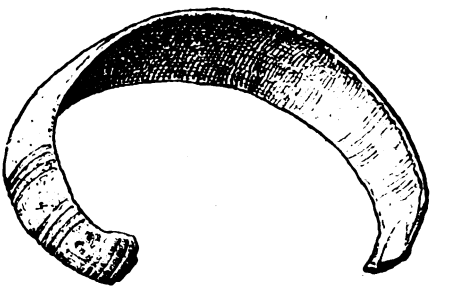


Abb. 5.

10. Geschlossener Armring, kreisrund, 8,5 cm Durchmesser im Lichten, 4 mm dick, im Querschnitt kreisförmig, unverziert.

4. Fingerring.

Innere Weite 2,1 cm; innen glatt, außen schwach gratartig, also fast dreikantig.

5. Spiralringe.

Die Weite der Spiralringe ist so klein, daß sie ohne Dehnung nicht einmal auf einen Kinderarm passen; sie beträgt bloß 2,5—4,5 cm. Denkbar wäre, daß sie zusammengedrückt sind, um sie in den Behälter hineinzupassen, für wahrscheinlich halte ich es nicht. Teils bestehen sie aus schmalen Bändern, teils aus Draht. Von ersteren sind vier vorhanden: zwei schmale (2,5 mm) und zwei breitere (5 mm), bis 35 cm lang, unverziert, zungenförmig endend. Das unversehrte Stück (Abb. 6) hat 2½ maligen Umlauf.

Die unvollständigen Spiraldrahtringe lassen folgendes erkennen:

1. einen offenen, spitz endigenden Spiralring von 3,5 cm Weite. Der Draht ist wie ein echter Spiralring gewunden. 2 Umläufe, unvollständig.

2. Offener Drahtring mit Rückbiegung, unvollständig.

3. Spiralring aus sehr dünnem Drahte, Weite 2,7 cm, 3 Umläufe. Ein Stück ist mit anderem Draht in achtmaliger sorgfältiger spiraliger Umwickelung an alter Bruchstelle ausgebessert.

4. Ende eines Drahtringes, auf der Schauseite durch 7 schräge Riefelungen verziert.

5—7. Weitere Reste mit Längen bis 42 cm.

6. Hängeschmuck.

Ein 4,7 cm langer Anhänger mit Öse (Abb. 7) aus kräftigem Blech ist völlig platt, unverziert, ziemlich grob. Auf dem längeren Ende des sichelmondartigen Bogens, das beschädigt ist, scheint er noch etwas weiter gereicht zu haben. Es fällt auch auf, daß dieser Schmuck allein von allen die Gleichmäßigkeit vermissen läßt. Obgleich ihm die Finder höchstwahrscheinlich mit Hammerschlägen zugesetzt haben, ist dadurch die Unregelmäßigkeit doch nicht zu erklären. —

Zu erwähnen ist schließlich noch ein 1,5 cm breites, 6 cm langes gebogenes Bronzeband mit altem Bruch, platt geschlagen; einige senkrechte Riefen sind

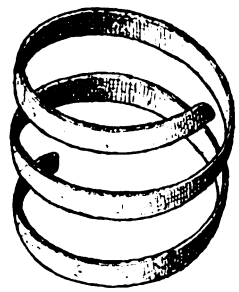


Abb. 6.

Abb. 7.

noch erkennbar. Es scheint der Rest eines zerbrochenen Armbandes zu sein, das zum Einschmelzen bestimmt war; es ist nachträglich völlig zerstückelt.

Zeitstellung.

Die Plattenfibel, die Ringhalskragen und der dünne Wendelring machen es gewiß, daß unser Schatzfund dem 5. Abschnitt der Bronzezeit angehört, also in das 10. bis 9. Jahrhundert v. Chr. zu setzen ist. Ein Vergleich mit ähnlichen Funden ergibt, daß es sich um eine germanische Arbeit handelt. Kossinna hat darüber in seiner oben genannten Abhandlung sich ausführlich ausgesprochen. Der Hermsdorfer Schatzfund hat insbesondere durch die beiden Ringhalskragen die nächsten Beziehungen zu den gleichzeitigen von Mandelkow und Schwachenwalde. Er ist ihnen auch räumlich am nächsten, liegt doch die Fundstelle nur 22, bzw. 12 km von diesen Orten südostwärts. Damit wird das Verbreitungsgebiet jenes altgermanischen Stammes, dem diese besondere Art weiblichen Schmuckes eigen war, noch sicherer gekennzeichnet, seine Grenze zugleich weiter nach Süden geschoben.

Über Hausurnen.

Im Anschluß an Fr. Behn: „Hausurnen", Band I, Heft 1 der Vorgeschichtlichen Forschungen, herausgegeben von M. Ebert, Berlin 1924, Verlag Walter de Gruyter u. Co., VIII und 120 S., 39 Tafeln.

Von Walther Schulz, Halle a. S.

Mit 8 Textabbildungen.

---

1. Steinzeitliches Hausmodell von Suškowka, Gouv. Kijew und das Alter des Ofenraumes.
2. Neue Hausurnenfunde.
3. Bemalte Hausurnen.
4. Bedeutung der Hausurnen. Speicher und Herd als Aufenthalt der Ahnen.

Zum ersten Male ist in dem genannten Buche das Material über hausurnen und verwandte Gefäße in Europa und den angrenzenden Landesteilen zusammengestellt. Man wird gerade auch für die Heranziehung von tönernen Hausdarstellungen, z. T. wohl sakraler Bedeutung, dankbar sein, wenn sie auch nicht zu den Urnen im Sinne von Leichenbrandbehältern gehören, ja nicht einmal alle aus Gräbern stammen.

1. Ein tönernes Hausmodell sei nachgetragen, das an einer Ploščadke[1]) der Tripoljekultur[2]) von Suškowka, Kr. Uman, Gouv. Kijew gefunden ist. Vielleicht hatte es sakrale Bedeutung, ist aber auch als Spielzeug gedeutet worden. Die besondere Bedeutung dieses Modells für die Hausforschung liegt darin, daß es die innere Einrichtung eines Hauses erkennen läßt. Die Abbildung, die hier als Abb. 1 wiederholt wird, ist mir aus Finska Fornminnesföreningens Tidskrift, Bd. 29, 1922, S. 93 (Bericht von Ailio) bekannt. Dieselbe Fundstelle lieferte noch die Hälfte eines zweiten Modells, ein weiteres soll früher im Kreise Uman gefunden sein. Das aus Ton geformte Haus, das auf 4 Füßchen steht, mißt 20 × 27 cm. Es ist oben offen; nur ein 6 cm hoher Teil der Wand ist dargestellt, die an der einen Längsseite unterbrochen ist. Die Füßchen möchte ich als Beiwerk des Modelles auffassen. Deutlich

[1]) Die Ploščadken sind nach der einen Ansicht Bestattungsplätze, nach der anderen Wohnplätze, besonders Sommerwohnungen, Töpfereien. Außerdem sind aus derselben Kultur die sogenannten Zemljanken, in die Erde eingeschnittene Hütten, bekannt.

[2]) Steinzeitliche Kultur, die zu dem größeren Kreise der Kulturen mit bemalter Keramik gehört. Aus diesem Kreise sind schon verschiedene Hausmodelle bekannt geworden (vgl. Behn, Abschnitt V—VIII, Tschecho-Slowakei, Siebenbürgen, Syrmien, Bulgarien).

hat das Haus einen Vorplatz, vielleicht eine offene Vorhalle. Eine große überdeckte Feuerstelle — Ofen — befindet sich in der Ecke des Hauptraumes rechts neben dem Eingange. Sie ist innen schwarz gebrannt. Gegenüber in der Ecke liegt ein Mahlstein, über den sich eine Menschenfigur bückt, es folgen der Wand entlang mehrere Gefäße (auf einer Wandbank?). Im hinteren Teil ist eine Erhöhung angedeutet; da der Fußboden hier schwarz gebrannt ist, mag man diese Stelle für einen offenen Herd ansehen. Ein Loch darüber an der Giebelwand scheint den Rauchabzug oder eine Licht-

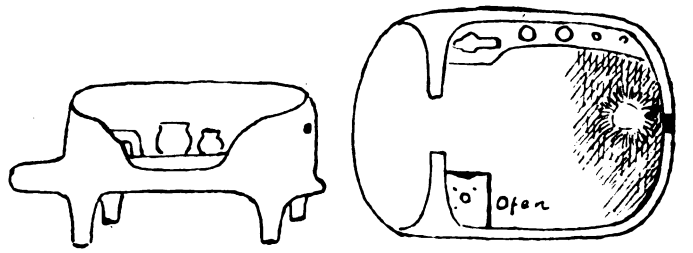


Abb. 1. Hausmodell der jüngeren Steinzeit von Suškowka, Goud. Kijew. 1/6. Nach Finska Fornminnesföreningens Tidskrift 29, S. 93, Abb. 27.

öffnung zu zeichnen. Weder die Zemljanken noch die Ploščadken der Tripoljekultur scheinen dem Modell in den Einzelheiten geglichen zu haben. Danach wäre also durch das Modell eine weitere Hausform festgestellt, die aus den Siedelungsresten noch nicht zu erkennen ist.

Hiermit ist die osteuropäische Wohnhausform mit Vorraum und Ofenstube (Abb. 2) bereits in der jüngeren Steinzeit belegt. Der Ofen hat schon damals in der Ecke neben der Tür gestanden. Die zwei getrennten Feuerstätten, Herd und Ofen, sind dann später als „Herdofen" vereint. Ebenso ist auch noch der zweite heutige Haustypus, für den der Ofenraum charakteristisch ist, das oberdeutsche „Küchenstubenhaus" (Küche mit Herd, Stube mit Ofen) anscheinend schon in den Häusern des steinzeitlichen Dorfes von Schussenried, Schwaben, bezeugt [1]). Allerdings steht hier der Ofen, in der Veröffentlichung als Backofen bezeichnet, in dem kleineren vorderen Raum, dem Wirtschaftsraum, während der größere hintere Raum, der Schlafraum, den offenen Herd enthält. Einmal ist aber auch hier der osteuropäische Haustypus mit Vorraum und Hauptraum, mit Ofen in der Ecke neben dem Eingang und Herd in der diagonal gelegenen Ecke der Hinterwand, vertreten (nach einem von Herrn Dr. Reinerth angefertigten Modell, Mus. Halle).

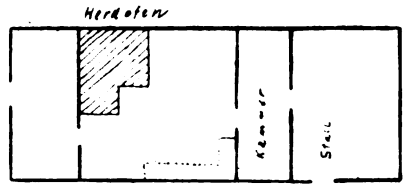


Abb. 2. Hinterpommern. Nach Henning, „Das deutsche Haus", Fig. 48. Die Inneneinrichtung ist fortgelassen mit Ausnahme der typischen Wandbank.

Mehr und mehr offenbaren neuere Funde, daß die heutigen volkstümlichen Wohnhausformen in ihrem Kerne in die Vorzeit weit zurückreichen, wie Hausforscher schon längst vermutet hatten. Wenn wir aber Behn glauben wollten, hätten die Germanen an der Ausbildung heutiger Bauernhaustypen wohl keinen Anteil, da sie noch zu Beginn des letzten Jahrtausends

[1]) Vgl. H. Reinerth „Pfahlbauten am Bodensee". 1924. S. 25ff.

großenteils in „Erdkuppelhütten", „Zelthütten", „Rundjurten" hausten (Behn, S. 46, dazu die Rekonstruktionen besonders Taf. I, Fig. e!), in der Köhlerhütte der Wälder ist heute noch diese germanische Wohnweise erhalten (Taf. 3h), im übrigen sind Negerhütten die geeignetsten Vergleichsformen (Taf. 10a, b, Taf. 11d). Und ausgerechnet das Haus, das unserer Anschauung von einem Wohnhause noch am nächsten steht, die Hausurne von Königsaue, soll der Wohnbau einer ungermanischen Unterschicht sein (S. 46, 47). Daß aber die Hausurnen gar nicht zu diesen Schlüssen zwingen, darüber in Abschnitt 4.

2. Bei Behn sind die bis zum Jahre 1923 etwa bekannt gewordenen deutschen Hausurnen behandelt; wie bei allen Zusammenstellungen vorgeschichtlicher Funde ist damit zu rechnen, daß die Liste bald einer Ergänzung bedarf. So sind auch hier schon nach Beendigung der Materialsammlung neue Hausurnenfunde dazugekommen [1]).

Auf einem Gräberfelde bei Wulfen, Kr. Cöthen, Anhalt wurden von Herrn Götze, dem rührigen Konservator des Kreises Cöthen, 3 Hausurnen ausgegraben (Mus. Cöthen, bisher bekannt gegeben: „Askania", Wochenblatt für vaterländ. Geschichte, Beil. z. Cöthener Zeitung. 1923, Nr. 1; 1924, Nr. 12/13. — Schultze: Mitteilungen des Vereins für Anhaltische Geschichte und Altertumskunde 14, Heft 2, 1923/24 (1924), S. 99ff. Die Urnen werden vom Museum Cöthen veröffentlicht).

Die erste Urne, bereits in den Berichten abgebildet, wurde mit einem zweiten Tongefäß in einer Steinkiste gefunden. „Auf die Deckplatte war ein großer Stein gelegt, und an diesem waren schräg nach abwärts geneigte Sand- und Rogensteinplatten angelegt, und zwar auf der Nord- und Westseite je 1, auf der Südseite 3, auf der Ostseite stützte eine aufrechte Steinplatte den Wandstein, so daß hierdurch dachartige Schrägen hergestellt waren". Die Urne ist nach meiner Einteilung [2]) Gruppe IIa, „Hausurnen mit Rundbach und Wand", Behns „Rundjurten" zuzuweisen.

Auch die zweite Urne wurde in einer Steinkiste, die mit Steinpflasterung bedeckt war, zusammen mit einem Beigefäß gefunden. Im Leichenbrand der Urne lag der Rest einer Bronzenadel. Die Urne gehört zu den kegelförmigen Rundhütten ohne Wand mit Schutzkappe (Schulz: Gruppe IIb, S. 70; Behn: Zelthütte, Rundzelt).

Die dritte Hausurne stand ungeschützt im Boden. Um den Oberteil fanden sich die Reste einer Henkelschüssel. Der untere Teil ist topfförmig gestaltet, ähnlich wie bei der Urne von Polleben; der obere, von der oberen Türhälfte ab, fehlt. Da eine Deckschüssel vorhanden war, schließt Schultze mit Recht, daß die Urne oben eine Öffnung besaß.

Ferner befindet sich im Museum Cöthen ein Stück Türrahmen von dem Gräberfelde von Wulfen (Schultze: a. a. O., S. 100).

[1]) Inzwischen sind die Wulfener Hausurnen auch in Mannus, Ergänzungsband IV, 1925, S. 45, 46 genannt, dazu Abb. 8 (3 Hausurnen), Abb. 9 (die Steinkiste der Hausurne I).

Die Rietzmecker Bruchstücke sind dort S. 175 (dazu Abb. 5) veröffentlicht.

S. 51 gibt Kossinna eine Übersicht über neue und unbekannte Hausurnenfunde.

Es ist demnach die obige Zusammenstellung zu ergänzen: Gatersleben, Kr. Quedlinburg, 2 Türen (Mus. Quedlinburg), Bychow, Kr. Lauenburg. Pommern, Fuß einer Pfahlhausurne. Schließlich sind neuerdings bei Kleckewitz, Kr. Dessau, Anhalt vom Museum Zerbst 2 Hausurnen (Typus Behn: Grubenhüttenurnen) geborgen.

[2]) W. Schulz, Das germanische Haus in der vorgeschichtlichen Zeit. Mannusbibl. Nr. 11. 2. Aufl. 1923.

Reste einer Hausgesichtsurne (Nase, Ohr, Tür) stammen von Rietzmeck, Kr. Zerbst (Mus. Zerbst; erwähnt Kossinna, Mannus 16, S. 173, Anm.; Schultze, a. a. O., S. 100).

Durch diese neuen Funde wird die Hausurnengruppe nördlich und südlich von der Mittelelbe zwischen Einfluß der Saale und der Mulde nach Westen abgerundet.

Herr Oberstabsarzt Dr. Stimming-Gr. Wusterwitz machte mich auf eine Hausurnentür seiner Sammlung von Zabakuk im Kreise Jerichow II aufmerksam. Durch den Fund ist eine Etappe zwischen dem Hausurnengebiet des Nordharzlandes und dem in der Prignitz und Mecklenburg, die z. T. älter sind, hergestellt.

3. Bei einer Untersuchung der einen Hausurne von Hoym (die vierte nach meiner Bezeichnung, B nach Behn) durch Herrn Studienrat Dr. Hinze im Museum Zerbst hat sich herausgestellt, daß das Dach mit schwarzen Streifen, die offenbar Sparren andeuten sollen, bemalt war[1]). Sparren oder Dachbedeckung sind auch bei den meisten anderen Hausurnen mit Firstdach durch Furchen oder Rippen wiedergegeben. Man wird nun fragen, ob nicht auch das glatte Dach der zweiten Firstdachhausurne von Hoym (Behn:Hoym A) mit Bemalung versehen war.

In der Prähistorischen Zeitschrift X, 1918 hat nun Behn unter „Hausurnenmärchen" bezweifelt, daß die Hausurne von Dessau-Kienheide (in meinem Buche trägt sie noch die ältere, wie Behn festgestellt hat unrichtige Bezeichnung Aken) ursprünglich bemalt war (vgl. auch Behn, Hausurnen, S. 25). Er bezieht sich dabei auf das Urteil von Seelmann und auf eine Bemerkung von Becker, der die Hausurne in der Zeitschrift des Harzvereins XXVI, 1893 veröffentlicht hat.

Da diese Frage nicht unwichtig ist, denn die Bemalung würde über die Holzkonstruktion der Tür Aufschluß geben (vgl. mein Buch S. 65), so seien Beckers Worte hier wiedergegeben (S. 387 seiner Veröffentlichung):

„Bei der Korrektur, also ziemlich lange nach der Abfassung des vorliegenden Aufsatzes, füge ich folgendes zu. Ich habe Zweifel vernommen, ob die weiße Bemalung nicht vielleicht ganz nachträgliche Hervorhebung sei und auf bloßer Andeutung von Spuren beruhe, die auch etwas anders aufgefaßt werden könnten. Demgegenüber muß allerdings zugestanden werden, daß, soweit die weiße Färbung die Türplatte angeht, mir Herr Professor Büttner selbst von nachträglichem Hervortreten geschrieben hat, welches durch das vollständige Austrocknen erfolgt sei, sowie daß behufs photographischer Aufnahme „die Bemalung markiert" werden solle. Indes habe ich bei meiner ersten Besichtigung Anfang Januar d. J. die breiten Streifen unterhalb des Simses nur als echt und in leidlich gutem Zustande erhalten ansehen können."

Danach spricht Beckers Zeugnis nicht unbedingt gegen die Ursprünglichkeit der Bemalung. Dazu kommt weiter, daß Behns anderer Zeuge Seelmann das Original nicht gesehen hat! (vgl. Behn: Prähistorische Zeitschrift X, S. 79). Wenn Behn Wert darauf legt, daß die Zeichnung, die bei der Auffindung des Gefäßes in natürlicher Größe hergestellt wurde, keine Benalung zeigt, so genügt es, auf den Fall der Hoymer Hausurne hinzuweisen. Dazu ist weiße Bemalung an der Hausurne von Tollestrup in Jütland, weiße und dunkle an der von Stora Hammar in Schweden festgestellt. Also nach allem dürfte die Bemalung der Dessauer Urne doch echt sein.

[1]) Vgl. jetzt Mannus. Ergänzungsband IV, 1925, S. 176, Abb. 9.

4. Kritik ist an Behns Auswertung der deutschen Hausurnen zu üben. Er geht davon aus, daß die Hausurnen die besten Vorstellungen des gleichzeitigen Wohnbaues der Lebenden vermitteln, nur Modelle von Wohnbauten seien im Grabgebrauche denkbar. Ich habe mich bereits in der 2. Auflage meines Buches, S. 127ff. dagegen gewandt und will hier nur noch einmal hervorheben, daß schon allein die Türurnen Behns Auffassung scheitern lassen; daß diese Türurnen nicht nur als Nachklänge des Hausurnengedankens aufzufassen sind, zeigt die Türurne von Klein-Gottschow, die zu den älteren hausurnen (im weiteren Sinne) zählt. Behn setzt allerdings noch hölzerne Hausnachbildungen (im Anschluß an Schumacher) voraus, von denen nichts auf uns gekommen sei. Daß eine Türurne nicht die Hausurne (im engeren Sinne) zur Voraussetzung haben muß, gibt übrigens Behn bei Behandlung römischer Urnen aus Krain selbst zu (S. 61). Ich will nun für das germanische Hausurnengebiet nicht unbedingt annehmen, daß Türurnen den Hausurnen vorangegangen sind, trotzdem gewiß die Beobachtung von Konservator Götze in Cöthen, der auf der Tagung der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte, 1924, im Museum Cöthen auf bronzezeitliche Urnen mit türartigem Ausschnitt unter dem Rande hinwies, sehr beachtenswert ist [1]). Auch Behn erwähnt S. 118 die verwandten „Seelenlöcher" an Urnen. Hausurnen und Türurnen sind nach unseren jetzigen Kenntnissen nebeneinander hergegangen.

Über Haus und Gehöft müssen und werden schließlich glückliche Bodenfunde entscheiden. Gerade in der Provinz Brandenburg liegen nun schöne häuser aus der Stein- und Bronzezeit vor, die ganz anders aussehen als Erdkuppelhütten, Zelthütten, Rundjurten. Allerdings spielen hier noch völkische Fragen eine Rolle; zu wünschen wären einwandfreie Hausfunde im germanischen Kerngebiete, z. B. in der Prignitz und in Mecklenburg.

Wenn also eine Anzahl der Hausurnen nicht Nachbildungen der damals üblichen Wohnhäuser gewesen sein werden, so sei die Frage aufgeworfen, ob sich hier im Grabkult ältere Hausformen erhalten haben. Ich kann mich mit dieser Annahme, die auch Behn ablehnt, nicht befreunden. Allerdings glaube ich nicht, daß das Erstarren von Gegenständen des Kultus erst in späteren Zeiten kultureller Hochblüte eintritt (Behn, S. 6). Um die Hausurnen als „Häuser der Ahnen" erklären zu können, muß man annehmen, daß seit unbestimmter Zeit Nachbildungen von Behausungen im Grabkulte üblich waren, die uns als zusammenhängende Reihe verloren gegangen sind [2]): also etwa Leichenbrandbehälter und vorher Grabkammern in Hausform aus Holz, woran schon in anderem Zusammenhange Schumacher und Behn gedacht haben, oder über dem Grabe errichtete Bauten, Bestattung in Hütten u. dergl., wofür die Völkerkunde genug Beispiele bietet. Auch aus vorgeschichtlicher Zeit lassen sich derartige Bestattungssitten nachweisen, so Grabkammern in hausform aus Holz, Bestattung in Hütten, aber nur unsicher im eigentlichen germanischen Gebiete (vgl. mein Buch, Aufl. 2, S. 123). Die Deutung der hausurnen als Ahnenhäuser ist um so unwahrscheinlicher, wenn eine bessere vorliegt, die meiner Ansicht nach gegeben werden kann.

Ich habe in der zweiten Auflage meines Buches bereits gegen Behn hervorgehoben (S. 129), daß in der Hausurne gar nicht unbedingt das Abbild des Wohnhauses gesucht zu werden braucht. (Volksglaube: Das Gespenst

[1]) Vgl. jetzt Mannus, Ergänzungsband IV, 1925, S. 45.

[2]) Die Hausurnen treten bisher im germanischen Kreise unvermittelt auf. Man hat an einem Zusammenhang mit den älteren italischen Hausurnen gedacht.

muß ein Dach haben, hat es keins, so sucht es sich eins.) Ich gebe aber zu, daß ich eine Erklärung dafür schuldig geblieben bin, warum man gerade bestimmte Bauten, an die manche Hausurnen auffallend erinnern, als Vorbilder benutzte.

Ein Erklärungsversuch sei hier vorgelegt, den besonders Sprachforscher, Religionsforscher und Völkerforscher nachprüfen mögen.

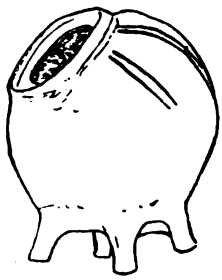


Abb. 3. Hausurne. Mus. Magdeburg. 1/8.

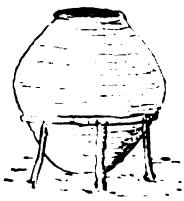


Abb. 4. Getreidespeicher. Ovambo, Deutsch-Südwestafrika. Umgezeichnet nach Fr. Krause: Wirtschaftsleben der Völker, S. 171, Abb. 7.

Speicher und Kochhütte scheinen die Vorlagen für manche Hausurne gewesen zu sein. Besonders die auf Füßchen gestellten Hausurnen möchte

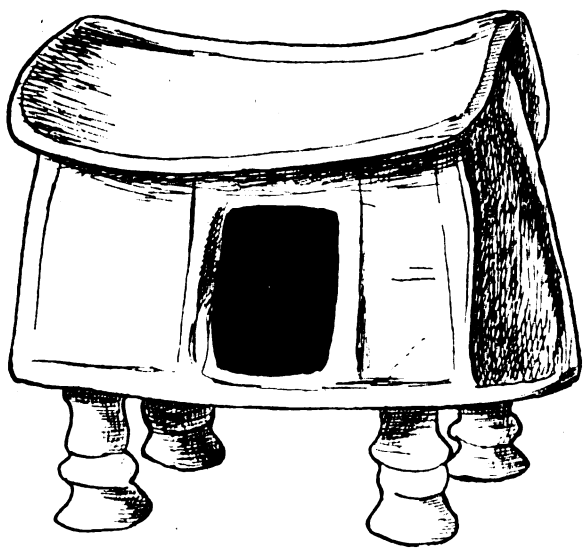


Abb. 5. Hausurne von Obliwitz, Pommern. Mannusbibl. Nr. 11.

ich als Speicher ansprechen. Man kann beobachten, daß überall auf der Erde Speichern gerne ein derartiger Unterbau gegeben wird, um die Vorräte zu schützen. Da aber auch bekanntlich Wohnhäuser auf Pfählen errichtet werden, so kann selbstverständlich dieses Merkmal allein nicht genügen.

Die Hausurne unbekannten Fundorts im Museum Magdeburg (Abb. 3) ist ein fast kugeliger Bau auf Pfählen. Selbst Behn trägt einige Be-

denken, wenigstens Prähist. Zeitschr. X, 1918, S. 66, sie den Hausurnen zuzuzählen; die Bedenken sind erklärlich, da er die Hausurnen durchweg für Wohnhäuser hält. Der Vergleich mit afrikanischen Hütten wirkt nun nicht sehr überzeugend. Will man schon Vergleichsmaterial aus Afrika heranziehen, so liegt es viel näher, auf die rundlichen, geflochtenen Getreidespeicher hinzuweisen wie Abb. 4.

Noch eindeutiger aber sind für unsere Frage die Hausurne von Obliwitz (Abb. 5) und die beiden von Woedtke aus Pommern, die auf Pfählen errichtete viereckige Bauten wiedergeben. Denn für diese haben wir noch heute die Parallelen im mittleren und nördlichen Europa, und zwar in Speicherbauten Skandinaviens und des Alpengebietes. Auf die Verwandtschaft ist schon häufig genug hingewiesen worden. Von besonderer Bedeutung ist dabei, daß die Profilierung der Tonfüßchen sämtlicher Urnen dieser Gruppe offenbar eine Steinzwischenplatte andeutet, die gerade Speicher besitzen, um noch wirksamer den Eintritt der Mäuse zu hindern. Hierauf hat bereits Friedel Brandenburgia 1909/10, 18, S. 169 aufmerksam gemacht, auch Behn hat die Profilierung so erklärt. Auf der Insel Gotland hat in größeren Gehöften der frühgeschichtlichen Zeit ein Speicher gestanden (vgl. mein Buch, besonders Gehöft von Rings Haus C, Abb. 4 und Erläuterungen im Text S. 17 u. 20), der in seinem Oberbau gewiß den pommerschen Urnen ähnelte, während die Ständer durch eine geschlossene Steinmauer ersetzt sind[1]).

Aus Tacitus „Germania" erfahren wir, daß die Vorratsspeicher der Germanen auch als überdachte Gruben angelegt waren, so könnte man noch manche andere Hausurnen, vor allem Behns Modelle von „Erdkuppelhütten", als Speicher deuten.

Wie erklärt sich aber nun das Speichermodell als Leichenbrandbehälter? Die Bezeichnung der di penates, der göttlich verehrten Vorfahren der römischen Familie, ist abzuleiten von lat. penus = Vorratskammer. Man dachte sich also ursprünglich die Penaten in der Vorratskammer hausend. Der Hintergrund dieser Vorstellung wird, zunächst wenigstens, weniger der gewesen sein, daß die Ahnen der Familie die Vorräte segneten und hüteten, sondern sie wird in der Beobachtung begründet sein, daß sich Tiere, die als Seelen Verstorbener galten, besonders Mäuse, in der Vorratskammer aufhielten.

Wenn nun auch im altitalischen Volksglauben der Vorratsraum als Aufenthalt der Seelen Verstorbener galt, ist im germanischen Gebiete diese Vorstellung nicht mit Sicherheit nachzuweisen. Hingewiesen aber sei darauf, daß ags. cofgodas mit penates glossiert wird, ferner daß unser Kobold (aus Kofwalt) den im Kofen waltenden bedeutet. Der Kobold ist mit den penates

[1]) Der Befund des Gehöftes von Rings auf Gotland ergab, daß der Speicher einen leichten Holzoberbau mit Lehmverkleidung trug, während auf dem breiten wallartigen Steinunterbau der Wohnhäuser, anscheinend ohne Vermittlung einer Holzwand, das Dach gesetzt war. Auf diese Beobachtung gründet sich meine Ausführung S. 84, die Behn S. 47 und 48 angreift. Ich weiß selbstverständlich, wie auch aus verschiedenen Stellen meines Buches hervorgeht, daß gerade Nebengebäude ältere Bauformen erhalten haben, während das Wohnhaus schneller und im ausgedehnteren Maße Neuerungen unterworfen ist; und trotzdem halte ich daran fest, daß sich an Nebenbauten besondere Bauteile entwickeln können und sich auch entwickelt haben — hier leichte Holzwand, Unterbau aus Pfählen oder Steinen (also Beginn des Stockwerks) —, die am Wohnhause fehlen; maßgebend ist das Bedürfnis. Meine Ansicht ist bei Behn, S. 47 und nochmals S. 48 verallgemeinert und dadurch entstellt.

zu vergleichen. Auch die germanischen Hausgeister, Kobolde und wie sie sonst genannt werden, waren die Seelen der Ahnen[1]). „Kofen", eine urgermanische Benennung eines untergeordneten Baues (Zimmerchen, Hütte, Verschlag, Stall), gehört zu kub gewölbt sein, bezeichnet also ursprünglich eine kleine gewölbte Hütte, wie viele Hausurnen sie wiedergeben, vielleicht aus Flechtwerk; es fehlt meiner Kenntnis nach die Überlieferung in der Bedeutung „Vorratsraum", die man vielleicht, aber nur unsicher, aus der Beziehung der „im Kofen waltenden" zu den „Geistern der Vorratskammer", den penates, erschließen könnte. (Indes scheinen sich die nordischen Kobolde, die Nisse, besonders viel in Ställen aufzuhalten, so daß der Kobold auch besonders der im Stalle sein Wesen treibende sein könnte. Vermutlich hat

Abb. 6. Hausurne von Tollestrug, Jütland. Mannusbibl. Nr. 11.

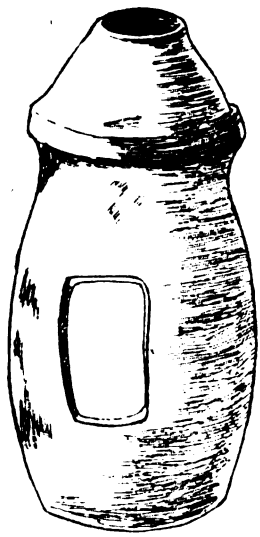


Abb. 7. Hausurne von Gullev, Jütland. Mannusbibl. Nr. 11.

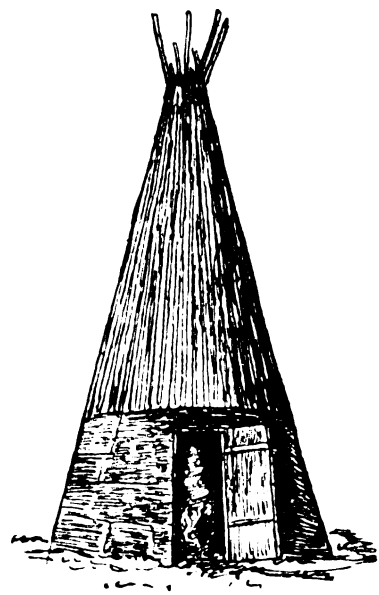


Abb. 8. Kochhütte einer nordschwedischen Sennerei. Mannusbibl. Nr. 11.

hier ebenfalls das Auftreten von kleinerem Getier in Ställen und Kammern zu dem Glauben geführt, daß die Kobolde hier heimisch seien.) War Speicher und Kofen Aufenthalt der Seelen, so ist das Speichermodell als Leichenbrandbehälter verständlich, aber auch die „Grubenhüttenurne", selbst wenn sie keinen Speicher nachbildete. Der Wunsch mochte mitspielen, die Toten in die Nachbildung des Baues zu bannen.

Bemerkt sei auch, daß sich Bestattung im Speicher in der Völkerkunde nachweisen läßt, man könnte allerdings die Benutzung des auf Pfählen gestellten Speichers als Totenhaus mit der verbreiteten Bestattung über dem

[1]) Vgl. O. Schrader: Sprachvergleichung und Urgeschichte[3]. 1916. S. 428. — E. Mogk, „Hausgeister" in Hoops Reallexikon, Bd. 2, S. 456. — Die nordischen „Nisse": Heilberg, „Der Kobold in nordischer Überlieferung". Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde. 8. 1898. S. 276, 277.

Erdboden in Verbindung bringen, die den Toten vor Tierfraß schützen soll, mitunter auch als vorläufige Beisetzung gilt.

Andere Hausurnen, Modelle hoher runder Hütten, kegelförmig oder mit Spitzdach und Wand, die in der Dachspitze ein offenes oder überdecktes Rauchloch haben, erinnern an skandinavische Herdhütten heutiger Zeit. Ich wiederhole hier drei Abbildungen meines Buches, die die Übereinstimmungen erkennen lassen. (Abb. 6, 7, 8).

Warum man gerade in Nachbildungen dieser Hütten die Toten beerdigte, soll wiederum aus den Anschauungen der Zeit zu erklären versucht werden. Wir wissen, daß die Herdstelle bei verschiedenen indogermanischen Völkern als Sitz der verehrten Ahnen und noch heute im deutschen Volksglauben als Sitz des Hausgeistes gilt. Diese Vorstellung ist vielleicht wiederum nicht ursprünglich darin begründet, daß der Herd der geheiligte Mittelpunkt des Hauses war — denn, wie ich in meinem Buche gezeigt habe, war dieses gar nicht von jeher der Fall; vielfach wurde die Feuerstätte außerhalb des Hauses angelegt, auch mit einer besonderen Überdachung versehen, woraus die Herdhütte entstand — sondern die angenehme Wärme zog den Hausgeist an, wurde er wohl gar an der Herdstelle in irgendeinem Tiere gesehen oder als Heimchen gehört. So wird, wie der Speicher, auch die Feuerstelle der Herdhütte zum Aufenthalt der Verstorbenen. Die Bestattung in der Nachbildung dieses Hauses würde damit gleichfalls ihre Erklärung finden.

Bericht über die Funde bei Neuhof (Kreis Bublitz, Reg.-Bez. Köslin, Pommern) vom 27. Sept. 1923.

Von Dr. Otto Dibbelt, Kolberg.

Dort, wo in der hinterpommerschen Schweiz der Gillersee einst mit dem östlich gelegenen Papenziensee in Verbindung stand, ist durch die allmähliche Verlandung die Gillerwiese erwachsen, die noch heute einige gefährliche Tiefen aufweist. Aber die Natur hat hier nicht allein gewirkt, Menschenhände sind mit im Spiel gewesen und haben durch eine Straße, die von Norden nach Süden geht, den Ostrand des Gillersees abgedämmt, so daß sein Wasserspiegel mit einer imposanten Höhe von 178 m immer einige Meter über dem des Papenziensees liegt. Südlich von der obengenannten Wiese steigt das Gelände schnell zu einem gedehnten Hügelrücken an, der das einst von Groß-Carzenburg gelöste Vorwerk Neuhof trägt. Als Herr Gutsbesitzer Westphal zu Anfang des Jahres den bisher als Acker benutzten nördlichen Teil des Hügels zu einem Garten umwandeln ließ, stieß der Gärtner bei der Anlage der Wege auf mehrere Gräber, deren Inhalt durch die Ungunst der Witterung zum größten Teil verloren gegangen ist. Am 27. September durchprüfte ich das Gelände, durchstieß mit einer spitzen, oben krückstockartig umgebogenen Eisenstange die Humusdecke und suchte mit dem Gärtner 1½ Tag vergeblich. — Zur Bestimmung wählte ich darum das zuletzt geöffnete, doch noch gut erhaltene Grab. Die sieben vorher aufgedeckten Gräber bestanden alle aus vier Seitenplatten von ungefähr je ½ qm und einer nur etwas größeren Deckplatte. Kopf und Fußplatte waren kaum durch besondere Länge von den Seitenplatten unterschieden. Die Platten waren durchschnittlich 4—5 cm dick und durch kleine Feldsteine (Granit und Gneis) gestützt. Der Boden der Grabkammer war mit faustgroßen Steinen belegt und mit lehmigem Sand abgedeckt. Auf ihm fanden sich meist zwei oder mehrere Urnen mit Beigefäßen. Unter den gefundenen Urnen lassen sich zwei Typen unterscheiden. Der eine Typus ist vertreten durch eine Urne mit folgenden Maßen: Bodenfläche D = 10 cm, Höhe 22 cm, Bauch D = 20 cm, D der Öffnung 15 cm, Höhe des leichtabgesetzten Halses 5 cm. Der dunkelbraune bis schwarze Ton ist wenig gebrannt und mit vielen kleinen Quarzkörnern durchsetzt. Der obere Teil der Urne ist wie mit Graphit abgerieben und darum fast glänzend schwarz, der untere Teil zeigt eine durch Tonbewurf aberaubte Fläche (Mannus, Bd. III, S. 11, mittlere Figur). Der andere Typus geht mehr in die Breite, Bodenfläche D = 10 cm, Bauch D = 28 cm, Höhe — 20 cm (Mannus, Bd. III, Tafel II, untere Reihe Nr. 3). Von dem Urnen-

reſt löſt ſich der Lehm in Fladen ab, iſt goldbraun und zeigt einen ſchwachen Brand; auch der obere Teil iſt leicht geſchwärzt. Ein pfannkuchendicker einfacher Deckel iſt gefunden worden. Die Urnen waren mit Knochenreſten gefüllt. Leer waren die Beigefäße, von denen ein erhalten iſt in der Größe einer kleinen dicken Taſſe. Auffällig iſt, daß alle Steinplatten aus einem roten Sandſtein der Vorkohlenzeit ſtammen. Am Gillerſee ſind vor Jahren ähnliche Platten gefunden worden.

Wenn auch Metallbeigaben irgend welcher Art fehlen, darf man doch auf Grund ſpäterer benachbarter Funde die Steinkiſtengräber der frühen Eiſenzeit zurechnen.

Eine neue keltische Schwertform aus Süddeutschland.

Von O. Richter und M. Jahn.

Mit 4 Abbildungen im Text und Tafel II.

Herrn Major a. D. Richter in Stuttgart ist es gelungen, drei Beispiele einer eigenartigen, neuen Waffenform aus Süddeutschland nachzuweisen. Unermüdlich war er für die Bekanntgabe und richtige Beurteilung dieser Schwertart tätig. Auf dem Tübinger Anthropologenkongreß 1923 machte er mich auf die drei Schwerter aufmerksam, von denen ich das in Ulm befindliche im Urstück besichtigen konnte. Durch diese Anregungen kam folgende Arbeit zustande, zu der Herr Richter vor allem die Behandlung der süddeutschen Schwerter beisteuerte, während ich versuchte, die anderweitigen Gegenstücke zusammen zu tragen, soweit sie nicht schon Schwietering bekannt gegeben hatte, und die Zeitstellung der Schwertform zu erörtern. Für die Herstellung und Überlassung der Abbildungen der drei süddeutschen Schwerter und die bereitwillige Unterstützung unserer Arbeit sind wir Herrn Professor Goeßler in Stuttgart zu großem Danke verpflichtet, ebenso Herrn Direktor Dreger in Berlin für die Anfertigung und Überlassung einer Abbildung des Schwertes aus seiner Sammlung. Martin Jahn, Breslau.

In Süddeutschland sind drei gleichartige, schmalklingige Eisenschwerter mit Knollenknäufen gefunden worden, deren Form so völlig von den sonst üblichen abweicht, daß ihre zeitliche Einordnung nicht leicht ist. Gerade deshalb halten wir es für geboten, alles, was wir über diese Waffen ermitteln konnten, der Allgemeinheit vorzulegen, in der Hoffnung, dadurch ihre endgültige Bestimmung am besten fördern zu können.

1. Eislingen a. d. Fils, Oberamt Göppingen in Württemberg. In das Museum Vaterländischer Altertümer in Stuttgart gelangte im Jahre 1912 durch Kauf ein Schwert (Inv.-Nr. 13791), über dessen Fundumstände nichts mehr bekannt ist (Taf. II, 2—3). Es hat, obwohl die Spitze fehlt, die beträchtliche Gesamtlänge von 105 cm, wovon auf den Griff 11,5 cm kommen. Die Klinge ist auffallend schmal — im Mittel 1,5 cm, am Griffabschluß etwa 1,7 cm breit — und mit sehr hoher, scharfer Mittelrippe versehen. Die Klingendicke von im Mittel 0,8 cm ist also im Verhältnis zur Klingenbreite äußerst groß. Die Klinge steckt in einer 2 cm breiten, enganschließenden Scheide, die aus zwei dünnen Eisenblechstreifen besteht. Der breitere, auf den Abbildungen sichtbare Blechstreifen greift mit seinen umgebogenen Rändern über den anderen Streifen hinweg. Die Verbindung beider Scheidenhälften ist nur durch das Zusammenschmieden dieser Ränder bewerkstelligt. Etwa in der Mitte der Scheidenlänge fehlt ein Teil des breiteren Scheidenblattes. Es schneidet plötzlich wagerecht ab und wird dicht oberhalb von zwei Nietlöchern

durchbrochen, deren eines noch den Reſt der Niete enthält. Dieſe, auf der Abbildung oben liegende Scheidenhälfte war alſo aus zwei Stücken zuſammengenietet, während die hintere, ſchmälere Hälfte aus einem Stück beſteht. Vielleicht iſt dieſe Nietung nicht urſprünglich, ſondern erſt nach einer Verletzung der Scheide als Reparatur angebracht worden. Müſſen doch ſolche langen, ſchmalen, aus dünnem Eiſenblech hergeſtellten Scheiden, wenn das Schwert herausgezogen war, leicht Beſchädigungen, wie Knickungen und Brüche erlitten haben[1]). Die Scheide läßt auf dem breiteren Blatt an wenigen Stellen eine Verzierung von zwei Längsfurchen erkennen, die die Scheidenränder begleiten. An der einen Seite der Scheide dicht unterhalb des Scheidenmundes ſitzt ein länglicher Eiſenſtab mit verdicktem, kegelförmigem Kopf, der vielleicht bei der Befeſtigung des Schwertes am Tragriemen eine Rolle geſpielt hat. Er ſcheint auf die Scheide geſchweißt zu ſein. Die Mündung der Scheide ſchließt ſich ohne eine Verſtärkung dem glockenförmigen Ausſchnitt des unteren Griffabſchluſſes eng an. Der für ſich geſchmiedete Eiſengriff iſt über die im Querſchnitt viereckige Griffangel gezogen, deren Ende an dem ſchlüſſellochähnlichen Innenausſchnitt des Griffes noch zu erkennen iſt. Der Griff hat denſelben ſcharfen Mittelgrat wie die Schwertklinge. Seinen hochgeſchwungenen Ausſchnitt am unteren Ende begleiten zwei Kugeln. Der Griffknauf wird von vier maſſigen, eng aneinandergedrückten Knollen gebildet, die im Halbkreis das Innenloch umrahmen. Die beiden mittleren Knollen übertreffen die äußeren an Größe und Dicke. Der Mittelteil des Griffes verbreitert ſich in zwei eckige Zipfel. Die Klinge iſt an der Stelle, wo die Scheide unvollſtändig iſt, etwas verbogen. Die Bruchfläche an dem Klingenende trägt Spuren einer Kupferlötung; die fehlende Spitze muß alſo bei der Auffindung des Schwertes noch vorhanden geweſen und angelötet worden ſein. Leider hat die Reparatur keinen Beſtand gehabt.

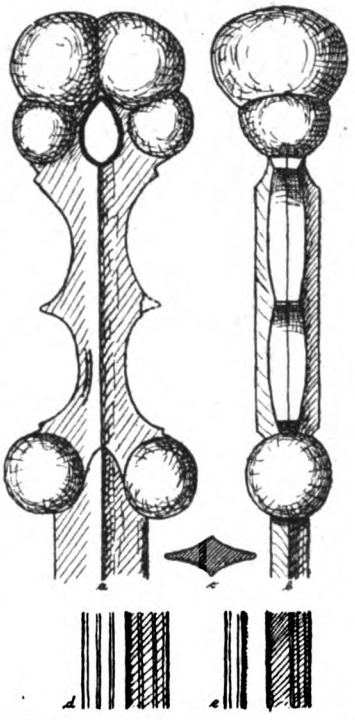


Abb. 1. Ulm. 1/2. a Griff von vorn, b von der Seite, c Querſchnitt der Klinge, d Scheide von vorn, e von hinten.

2. Ulm. Im Gewerbemuſeum von Ulm wird unter Nr. 2752 ein ganz ähnliches Schwert aufbewahrt, das am 24. VIII. 1911 anläßlich des Brückenbaues in der ehemaligen Baſtion „Unterdonau" 1 m unter Niederwaſſer gefunden wurde (Taf. II, 1 und Abb. 1). Das urſprünglich wohl ſpitzbogige Schwertende iſt ſtark verroſtet. Die Geſamtlänge des Schwertes beträgt 95,5 (in unverſehrtem Zuſtande etwa 96) cm; davon nimmt der Griff 11,5 cm ein. Die Klinge iſt oben 2,4, im Mittel 2 cm breit und 0,8 cm dick;

[1]) Gegen eine ſolche Verletzung ſpricht freilich der Umſtand, daß die andere Scheidenhälfte, die ſicher dabei auch in Mitleidenſchaft gezogen worden wäre, unbeſchädigt iſt.

im Oberteil weiſt ſie eine geringe Verbiegung auf. Ein großer Teil der Klinge iſt noch von der unvollſtändigen eiſernen Scheide bedeckt, die wiederum aus zwei Blechſtreifen beſteht. Die Kanten des breiteren Streifens begleitet je eine ſchwache Furche, zwiſchen denen noch vier ähnliche gleichgerichtete Furchenpaare die Scheide entlanglaufen (Abb. 1 d). Auch die überkragenden Ränder dieſes Streifens werden durch zwei Längsfurchen belebt, während die ſchmale Scheidenhälfte ſonſt unverziert iſt (Abb. 1 e). Etwa dort, wo bei der Eislinger Schwertſcheide der Eiſenſtab befeſtigt iſt, wird das Ulmer Schwert, dem hier die Scheide jetzt fehlt, auf einer Seite loſe von einer breiten Eiſenklammer zangenartig umfaßt. Die beiden Zangenhälften ſind innen ebenſo ſcharf geknickt wie das Klingenprofil und erheben ſich rechtwinklig aus einer 4 × 5 cm großen, ſtark verroſteten Eiſenplatte, die urſprünglich anſcheinend Nietlöcher trug. Sollte dieſe offenbar zum Befeſtigen des Schwertes beſtimmte Platte mit dem Schwerte gleichalt ſein, was aber nach der ganz verſchiedenen Machart und der Form dieſes Anhängſels wenig wahrſcheinlich iſt, müßte man ſie als Schwertträger anſehen, durch deſſen Löcher vielleicht die Endglieder einer Tragkette gezogen waren. Der Griff des Schwertes entſpricht ganz dem Eislinger, nur iſt er etwas ſchlanker und zierlicher. Die vier Knaufknollen nähern ſich in ſtärkerer Biegung mehr einer Kreislinie, die äußeren (hier beſſer: unteren) Knollen ſtehen in ihren Ausmaßen viel mehr hinter den Mittelknollen zurück. Das Mittelloch iſt einfacher, etwa tropfenförmig geſtaltet. Die Verbreiterungen am Mittelgriff treten ſtärker, wirklich zipfelartig, hervor. Der glockenförmige Ausſchnitt des Griffabſchluſſes iſt nicht mehr ſo hoch und wohlgeſchwungen geſchweift. Die Ränder des Mittelgriffes ſetzen ſich gegen den Knollenknauf und den Kugelabſchluß in kleinen Stufen ab. Auch erkennt man auf dem Mittelgriff noch winzige Reſte einer Furchenverzierung ähnlich dem Scheidenmuſter.

Abb. 2. Lengenfeld. Etwa 1/2.

3. „Lengenfeld bei Neuburg in Bayern". Als Geſchenk des Majors a. D. Richter in Stuttgart gelangte 1919 in das Stuttgarter Muſeum Vaterländiſcher Altertümer ein Bruchſtück eines Schwertes von demſelben Typus (vgl. III. Bericht des Muſeums Vaterländiſcher Altertümer in Stuttgart über das Jahr 1919, Stuttgart 1920, S. 9 f. und Abb. 4; danach unſere Abb. 2. Außerdem unſere Taf. II, 4). Es ſtammt aus der Privatſammlung A. Sieck in München. An dem Schwertreſt hängt ein Zettel mit folgender Bezeichnung: „Dolch von Eiſen aus der Hallſtattzeit (600—400 vor Chriſtus. Ihre beſte Zeit um 500 vor Chriſtus). Ausgrabung in Lengenfeld[1]) bei Neuburg in Bayern." In dem von Weizinger verfaßten Katalog V der Sammlungen L. Marx-Mainz und A. Sieck-München, 1918, iſt unter Nr. 212 als Fundort „Lengenfeld bei Neuburg a. D." angegeben. Sonſtige Fundnachrichten fehlen leider völlig. Eine Ortſchaft Lengenfeld gibt es bei Neuburg a. D. nicht. Doch teilt uns der Vorſtand

[1]) Die Handſchrift läßt auch die Leſung „Langenfeld" als möglich erſcheinen.

des historischen Vereins in Neuburg a. D., Herr Pfarrer Sedelmayer freundlichst mit, daß etwa 1/4 Stunde östlich vom Stadtweichbild die „Längenmühle" liegt und die anliegenden Ackergründe „Längenfeld" genannt werden. Es ist auffallend, daß man eine Flurbezeichnung, die, wie Herr Professor Reinecke-München uns schreibt, selbst auf der Katasterkarte fehlt[1]), als Fundortsangabe gewählt hat. Von Grabhügeln oder vorgeschichtlichen Funden ist in dieser Gegend sonst nichts bekannt. Es bleibt also ungewiß, ob das Schwert wirklich von hier stammt. Nach gütigen Angaben von Herrn Professor Reinecke gibt es in Bayern 8 Ortschaften nomens Lengenfeld, aber keines in der Nähe von einem Neuburg. Es könnte nach ihm noch das Dorf Lengfeld im Bezirksamt Neunburg vorm Walde in der Oberpfalz gemeint sein; doch erscheint es ihm als ausgeschlossen, daß dort vorgeschichtliche Grabhügel je vorhanden gewesen sind. Mag also bei diesem Stück der nähere Fundort nicht gesichert sein, so dürfte wohl kein Grund vorliegen, an seiner Herkunft aus Bayern zu zweifeln, zumal schon zwei gleichartige Stücke aus Württemberg bekannt sind.

Von diesem Schwert ist nur der Griff und der obere Klingenteil in einer Gesamtlänge von 21 cm erhalten. Der 11 cm lange Griff ist so schlank wie der von Ulm; auch die Einzelheiten des Knollenknaufs und des Innenloches entsprechen mehr dem Ulmer, als dem Eislinger Gegenstück. Nur die Vorsprünge am Mittelgriff stimmen mehr mit denen des Eislinger Schwertes überein.

Auf Anregung von Major Richter ließ Professor Goeßler alle drei Schwerter zwecks weiterer Untersuchung einer gründlichen Reinigung unterziehen, die der Präparator des Stuttgarter Museums Witscher aufs beste ausführte. Nunmehr ergab sich ein klares Bild von der Herstellungsart der Schwertgriffe, besonders deutlich bei dem Lengenfelder Stück, aber auch bei den anderen erkennbar. Jeder Griff besteht abgesehen von der Griffangel aus fünf Teilen. Der Mittelgriff setzt sich aus zwei Hälften zusammen, deren Berührungslinie als Naht auf der Mitte der Schmalseiten entlang läuft. Die obere Kante des Mittelgriffes stuft sich zu einer rechtwinklig abgesetzten, vorstehenden Mittelleiste ab, auf die der entsprechend ausgekehlte Knauf, dessen vier Knollen aus einem Stück bestehen, gehämmert ist. Am Außenrande der kleineren Seitenknollen sieht man die Enden der Mittelleiste, die in eine scharfkantige Rinne des Knaufes eingezapft sind. Am unteren Ende des Mittelgriffs ragt beiderseits ein rechtwinklig abstehender Dorn vor, auf den das entsprechend ausgehöhlte Kugelpaar aufgesetzt ist. Bei der Abbildung auf Taf. II, 4 des Lengenfelder Schwertes ist die erhaltene Kugel losgelöst und neben den freigelegten Dorn gestellt worden, um die Zusammensetzung zu veranschaulichen. Nachdem der Griff aus seinen verschiedenen Bestandteilen zusammengeschmiedet war, wurde er über die Griffangel gezogen und festgehämmert.

4. Frankreich. Als erster hat sich Schwietering mit dieser Waffenform beschäftigt. In der Prähistorischen Zeitschrift X (1919), S. 180f. und Abb. 2b veröffentlicht er ein gleichartiges Stück des Berliner Zeughauses (Inv.-Nr. 05 : 171), das aus französischem Handel erworben wurde. Das Schwert ist inzwischen in den Besitz des Vorsitzenden des Vereins für historische Waffenkunde, Dr.-Ing. Dreger, Major a. D. in Berlin-Steglitz, übergegangen, in dessen Sammlung ich es besichtigen konnte. Die Gesamtlänge

[1]) Nur die „Längenmühle" und ein „Längenmüllerbach" sind dort verzeichnet.

dieses Stückes, dessen Ort scharf zugespitzt ist, beträgt nur 86 cm, wovon 11,7 cm auf den Griff kommen. Die Klinge ist am Griffansatz 2,8 cm breit, also kürzer und gedrungener als die süddeutschen Gegenstücke, aber mit demselben scharfen Mittelgrat (Klingendicke 0,7 cm) versehen. Schwietering nimmt fälschlich an, daß das Schwert ganz aus einem Stück geschmiedet sei; nach der gründlichen Reinigung, die Herr Major Dreger vorgenommen hat, ist es sicher, daß die Kugeln für sich hergestellt und auf den Griff aufgesetzt sind. Auf Tafel II erkennt man auf den Scheiteln der beiden rechten Knaufknollen die Enden der Kugelhalter, die hier zum Unterschiede von den süddeutschen Schwertern völlig durch die Kugeln hindurchgehen. Die Zusammensetzung des eigentlicheu Griffes ist nicht so klar zu erkennen. Eine Bruchlinie, die sich quer über den Griff dicht oberhalb der Mittelzipfel hinzieht (Taf. II), verläuft in eine geradlinige, senkrechte Fuge, die den Griff an den Schmalseiten genau halbiert und dafür spricht, daß auch hier der Mittelgriff aus zwei Hälften zusammengeschweißt ist, wie bei den süddeutschen Stücken. Die Scheide ist bei dem Berliner Stück nicht erhalten. Der Griff ähnelt mehr der breiteren Eislinger Form, nur liegen die vier Knaufknollen in einer fast gar nicht gebogenen Linie nebeneinander und sind schärfer voneinander getrennt. Der Umriß des Innenausschnittes hat die Form eines Lateinischen U. An dem glockenförmigen Ausschnitt des unteren Griffendes sind zwei kleine eckige Stufen angebracht.

Die Bedeutung der Veröffentlichung Schwieterings liegt darin, daß er zum ersten Male dieser Waffenform ein geschichtliches Alter abspricht und sie als vorgeschichtlich zu erweisen sucht. Die Form des Griffes und besonders der langen, schmalen, im Querschnitt rautenförmigen Klinge sind für vorgeschichtliche Waffen so ungewöhnlich, daß sie bis dahin als geschichtlich angesehen wurde. Auch im Zeughaus hatte das Schwert in der spätmittelalterlichen Abteilung seinen Platz erhalten. Schwietering leitet nun die Form von hallstatt- und latènezeitlichen Dolchen und Schwertern mit Griffknöpfen ab und sucht ihr Entstehungsgebiet in Spanien. Eine endgültige Bestimmung konnte er aber noch nicht geben, da ihm damals kein Gegenstück zu dem Berliner Schwert bekannt war. Seine Ausführungen fanden bei Vorgeschichtlern wenig Anklang. Goeßler z. B.[1]) lehnt Schwieterings Ansetzungen als wohl unrichtig ab und rückt die Schwertform sogar ins 15. bis 16. Jahrhundert. „Die schmale Klinge mit steildachförmigem Querschnitt und der Griff weisen den Typus eher in spätgotische oder Frührenaissancezeit." Es ist verständlich, daß bei einer so einzigartigen Form die Altersbestimmungen derartig voneinander abweichen. Durch den dreifachen Nachweis der Waffenart in Süddeutschland wurde die Klärung seiner Zeitstellung immer dringlicher. Leider konnte aber keines der drei süddeutschen Schwerter durch seine Fundumstände das Rätsel lösen.

Wir suchten nun vor allem die besonders von Vorgeschichtlern aufgestellte These, die Schwertform sei mittelalterlich, zu prüfen. Nicht nur die Vorlage des Eislinger Schwertes auf der Münchener Versammlung des Vereins für historische Waffenkunde (1922) sondern auch briefliche und mündliche Anfragen unter Beilegung von Photographien an bekannte Waffenforscher blieben völlig ergebnislos. Von allen Seiten kam der Bescheid, die Waffe sei nicht geschichtlich und könne nur vorgeschichtlich sein. Die Bewaffnung des Mittelalters ist bereits so gut bekannt, daß die Schwertform sicher

[1]) 3. Bericht des Museums Vaterländischer Altertümer in Stuttgart, 1920, S. 9f.

auf alten Stichen und Bildern, oder in Waffensammlungen und Rüstkammern vorkommen würde, wenn sie in geschichtlicher Zeit in Gebrauch gewesen wäre.

Dieses negative Ergebnis zwang uns auf den Weg, den Schwietering gewiesen hatte. Wenn auch die Schwertform im ganzen von vorgeschichtlichen Waffen durchaus abweicht, bieten doch gewisse Einzelheiten Anknüpfungsmöglichkeiten, die für ein vorgeschichtliches Alter des Typus sprechen. Es sei einmal auf den hochgeschwungenen „glockenförmigen" Ausschnitt am unteren Ende des Griffes zwischen den beiden Kugeln hingewiesen, dem ein gleicherweise geschwungener Vorsprung der Scheidenmündung entspricht. Dieses Motiv ist kennzeichnend für die Schwerter der Latènezeit. Dazu kommt die Gestaltung der Scheide aus zwei Eisenblechhälften, von denen die breitere beiderseits über die schmälere herumgreift und so den Zusammenhalt der Scheide herbeiführt. Auch diese Machart ist kennzeichnend für die Latènezeit[1]); in späteren Zeiten kommt sie, soweit unsere Kenntnis reicht, nicht mehr vor. Wenn also die Waffengattung vorgeschichtlich ist, kann sie nur aus der Latènezeit stammen. Auch Schwieterings Ableitung der Griffform von Dolchen mit gestielten Knöpfen der Hallstattzeit gibt einen möglichen Weg an, den Knollenknauf für diese Zeit verständlich zu machen. Nur daß Schwietering den Schwerttypus dem spanischen Kulturkreis zuweist und ihn an das Ende der Latènestufe — kurz vor den Beginn unserer Zeitrechnung — setzt, ist unrichtig. Denn einmal ist in Spanien unsere Schwertform, wie auf eine Anfrage Herr Universitätsprofessor Bosch Gimpera in Barcelona freundlichst mitteilte, unbekannt; und dann müssen wir, wenn die Ableitung von den Hallstattdolchen richtig ist, den Schwerttypus eher an den Anfang als ans Ende der Latènezeit rücken. Ein Einfluß unseres Knollenknaufs auf Knaufbildungen von Schwertern der Karolingerzeit, der nach Schwietering vielleicht in Frage kommen könnte, ist natürlich bei dem gewaltigen Zeitabstand ganz unmöglich.

Unsere Bemühungen, durch Auffindung weiterer Gegenstücke der Lösung der Frage näherzukommen, waren lange vergeblich. Erst ein freundlicher Hinweis des Herrn Vizedirektors des Schweizerischen Landesmuseums, Dr. Viollier in Zürich, machte uns mit drei weiteren Beispielen aus Ostfrankreich bekannt, von denen eines von besonderer Bedeutung für unsere Frage ist, da es aus einem Grabe gehoben zu sein scheint. Da die Veröffentlichung der Stücke von Corot an sehr entlegener Stelle erfolgt ist[2]), lassen wir die Hauptangaben des Berichtes hier folgen.

5. Sivry, Kreis Beaune, Bezirk Côte d'Or. Im Jahre 1890 stieß ein Bauer von Sivry mit der Pflugschar an einen großen Stein, an dem der Pflug schon alle Jahre hängen geblieben war. Der Bauer grub das Hindernis aus und fand unter ihm noch eine ganze Reihe großer Steine. Inmitten der Steine stieß er auf Bronzereste und altes Eisen, die er sammelte und an mehreren Stellen in seinem Hause aufstellte. Erst drei Jahre später bestimmte ein Herr Chaugarnier den Finder, die Stücke dem Museum von Beaune zu überweisen, zu welchem Zwecke dieser sie aus einem Schrank, von einem Kamin und anderen Teilen der Wohnung zusammensuchte. Nach

[1]) Vgl. z. B. Jahn, Bewaffnung der Germanen. S. 24ff., S. 101ff. ||

[2]) Henry Corot, Les épées de Créancey et de Sivry in den Mémoires de la Société d'Histoire et d'Archéologie de Beaune 1901 (Beaune 1902). S. A. S. 7—13. Wir kennen die Veröffentlichung auch nur aus einem uns von Herrn Dr. Viollier zur Verfügung gestellten Sonderabdruck.

den Angaben des Bauern lagen in dem steinüberdeckten Grabe eine Bronzeciste, die verbrannte Knochen enthielt, ein Eisenschwert, eine eiserne Lanzenspitze, ein Bruchstück eines Eisenringes und eine Bronzenadel. Bei der Art der Ausgrabung ist es sehr wahrscheinlich, daß weitere, besonders kleinere Beigaben und Reste von solchen dem unerfahrenen Auge des Finders entgangen sind.

Das Eisenschwert (Abb. 3a—b) ist nach Corot aus einem Stück geschmiedet; doch kann man wohl annehmen, daß es der Machart der süddeutschen Schwerter entspricht. Es ist unvollständig, noch 62,5 cm lang, wovon nach der Abbildung etwa 13 cm (!) auf den Griff kommen. Der Querschnitt der Klinge ist wieder rautenförmig. Auch der Griff entspricht in allen Einzelheiten dem Lengenfelder oder Ulmer Stück. Das Innenloch bildet ein 1,2 bis 1,5 cm großes Oval.

Die eiserne unvollständige Lanzenspitze (Abb. 3c) ist noch 17,7 cm lang, davon entfallen auf die Tülle 7,2 cm. Die größte Blattbreite betrug wohl 4,5 bis 5 cm. Der eiserne Ringteil (Abb. 3f) hat einen Durchmesser von etwa 15 cm und elliptischen Querschnitt. Sein Gebrauchszweck ist un-

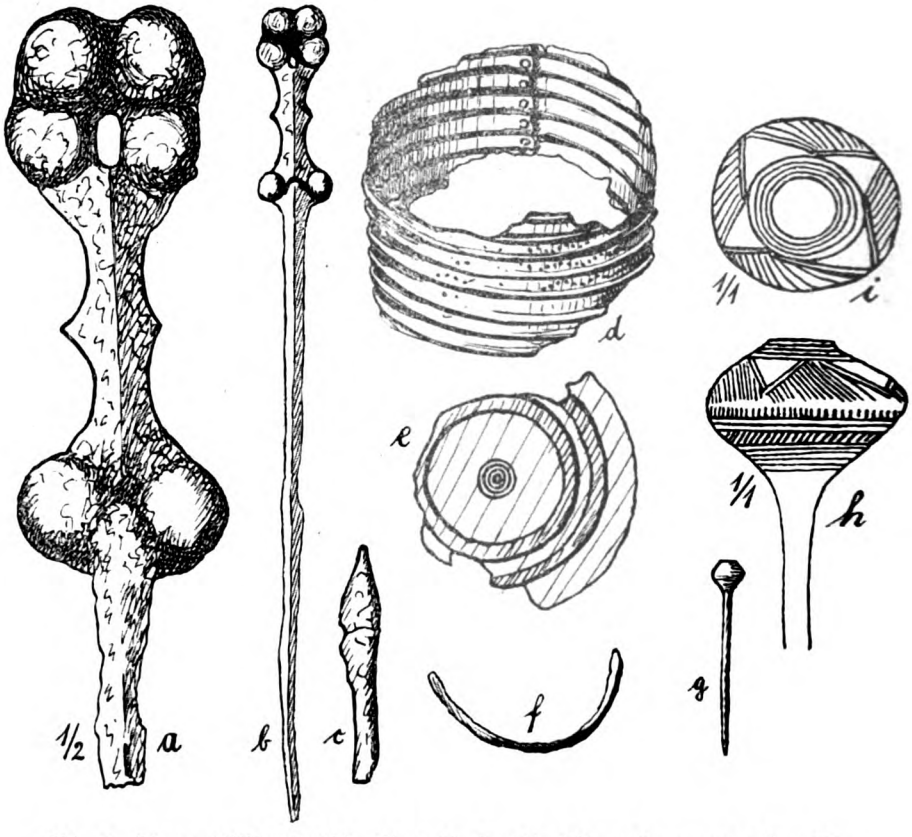


Abb. 3. Sivry (Ostfrankreich). Etwa 1/6, soweit nichts anderes angegeben ist. Abb. i = Obenaufsicht des Nadelkopfes h.

klar[1]). Die in Resten erhaltene Bronzeciste (Abb. 3d—e) gehört nach ihrem kleinen Durchmesser von 21,5 cm und den enggestellten Rippen zu der Gruppe mit beweglichen Henkeln. Ihr Boden (Abb. 3e) weist konzentrische Kreisfurchen auf; die mit Bronzenieten zusammengefügte Wand trägt umlaufende Rippen und dazwischen ein Muster von getriebenen Punktreihen. Die Bronzenadel (Abb. 3g, h, i) ist 14,2 cm lang und hat einen doppelkonischen, mit Strichgruppen verzierten Kopf.

Der Finder hat demnach ein mit einer starken Steindecke geschütztes Brandgrab gehoben, das ursprünglich möglicherweise unter einem Hügel lag. Es ist für unsere Untersuchung außerordentlich bedauerlich, daß das Grab nicht sachgemäß ausgegraben worden ist. Nicht nur fehlen die so notwendigen näheren Fundumstände und Angaben über die Lage der Fundstücke zueinander, sondern die planlose Hebung und Art der Aufbewahrung läßt es auch als möglich erscheinen, daß der Bauer von anderen Stellen stammende Stücke dem Herrn Chaugarnier als zum Funde gehörig übergab. Immerhin ist die letzte Annahme nicht sehr wahrscheinlich; besonders bei dem größten Stück, dem Schwerte, wird sich der Finder wohl noch der Zugehörigkeit zum Funde 3 Jahre nach der Auffindung genau erinnert haben. Herr Chaugarnier hat jedenfalls nach den Angaben des Bauern alle Funde als von derselben Stelle stammend angesehen. Corot wirft nun mit Recht die Frage auf, ob der Fund einheitlich ist. Ihm fiel schon auf, daß die Bronzenadel aus der Bronzezeit stammt und daher von den anderen Stücken, die höchstens bis in die frühe Eisenzeit zurückdatiert werden können, absticht. Er macht den glaubhaften Erklärungsversuch, daß in dem Hügel mehrere verschiedenalte Gräber lagen, deren Inhalt der Finder zusammenwarf. Die erhaltenen Fundstücke außer der Bronzenadel können ganz gut einem einzigen Grabe entstammen. Der Bronzeeimer enthielt die verbrannten Knochenreste eines Kriegers, dem seine Hauptwaffen: Schwert und Lanze mit ins Grab gegeben wurden.

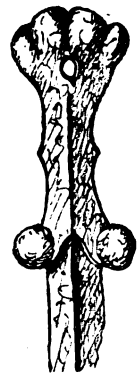


Abb. 4. Aus der Saone. 1/4.

6. Zwischen Vix und Etrochey, Bezirk Côte d'Or, wurde nach Corot ein Eisenschwert gefunden, das dem von Sivry so vollkommen gleicht, daß man, wenn es nicht aus Eisen wäre, glauben könnte, es käme aus derselben Gußform. Es wurde von Dr. Bourrée in Châtillon sur Seine dem Museum der Société archéologique du Châtillonnais geschenkt.

7. Aus der Saone bei der Insel St. Nicolas, 2 km oberhalb von Chalon, Bezirk Saone et Loire, wurde nach Corot ein Eisenschwert gebaggert, das in die Sammlung Millon in Dijon gelangte. Der Griff stimmt nach der von Corot veröffentlichten Abbildung (unsere Abb. 4) am meisten mit dem in Berlin befindlichen Schwert aus Frankreich überein. Die vier Knaufknollen liegen in einer fast geraden Linie nebeneinander. Der Griff ist breit, die eckigen Vorsprünge in der Mitte des Griffes sind noch wenig ausgebildet, das Innenloch hat rundliche oder tropfenartige Form. Auch die Klinge entspricht in der Breite dem Berliner Stück.

Es ist bezeichnend, daß Déchelette in seinen Arbeiten keines der drei Schwerter verwertet, obwohl er die Corotsche Abhandlung sonst zitiert.

[1]) Vielleicht erscheint der Ringdurchmesser durch Verbiegung jetzt kleiner als ursprünglich; dann könnte der Ring eine Verstärkungseinlage des Eimerrandes gewesen sein.

Selbst in seiner umfangreichen Veröffentlichung der Kollektion Millon (1913) erwähnt er das zuletzt aufgeführte Schwert dieser Sammlung mit keinem Worte. Kein Zweifel, daß auch Déchelette nicht an ein vorgeschichtliches Alter dieser Schwertform glaubte und ihm die Zugehörigkeit des Sivryer Schwertes zu dem Grabfund mit der Bronzeciste zu unsicher erschien.

Durch den Nachweis von drei Schwertern aus Ostfrankreich ist das Verbreitungsgebiet unseres Waffentypus erfreulich erweitert. Süddeutschland und Burgund sind bisher die einzigen Gebiete, wo die Schwertart vertreten ist. Unsere Liste von sieben Beispielen zeigt, daß der Schwerttypus keineswegs als vereinzelte Sonderform anzusehen ist, sondern seinerzeit im Waffenwesen eine gewisse Rolle gespielt haben muß. Eine Sicherheit über das Alter des Typus haben uns freilich auch die französischen Stücke noch nicht gebracht. Wenn man die Sivryer Funde außer der Bronzenadel für einen einheitlichen Grabfund ansehen will, käme man zu folgender Zeitbestimmung. Bronzecisten der Sivryer Art kommen am häufigsten in der Schlußstufe der Hallstattzeit vor, doch halten sie sich bis in die älteste Latènestufe[1]). Eisenschwerter kommen zwar schon in der jüngeren Hallstattzeit vor (Reineckes Stufe C); doch haben sie noch die von den Bronzeschwertern übernommenen Formen mit geschweifter Klinge. Eisenscheiden hingegen beginnen erst ganz am Schluß der Hallstattzeit. Vorher bestanden die Scheiden aus vergänglichen Stoffen mit Metallbeschlägen. Eine der ältesten Eisenscheiden umschließt den Dolch von Waldhausen in Württemberg aus der Schlußstufe der Hallstattzeit[2]). Häufiger werden Eisenscheiden erst in der ältesten Latènezeit. Das Sivryer Grab kann also frühestens aus der Schlußstufe der Hallstattzeit stammen, gehört aber mit viel größerer Wahrscheinlichkeit in die Frühstufe der Latènezeit (Reineckes Stufe A = 5. Jahrhundert vor Christus).

Diese Epoche ist in der Tat auch die einzige, in der man die Schwertform unterbringen kann. In der Schlußstufe der Hallstattzeit kamen die langen Schwerter ab, kurze zwei- und einschneidige Dolche traten an ihre Stelle. Über die mannigfachen Formen dieser Waffenart unterrichtet am bequemsten die Zusammenstellung von Déchelette[3]). Wichtig für unsere Untersuchung ist die Entwicklung der Grifformen. Zwei antennenartige Arme streben vom Knaufende nach oben, meist in Knöpfe, Scheiben oder Platten endigend. Ganz entsprechend läuft das untere Griffende in zwei nach unten geschwungene Arme aus, die gerade oder etwas ausladend enden, aber in der Regel noch keine Endknöpfe tragen. Der in der Mitte anschwellende oder durch einen Ringwulst verdickte eigentliche Griff endet nach oben häufig gleichfalls in einen Knopf, der bisweilen mit den beiden anderen Knöpfen zusammenwächst, am innigsten z. B. bei dem eben erwähnten Dolch von Waldhausen. Zu Beginn der Latènezeit wird es üblich, auch die unteren Ausläufer des Griffes mit Kugelenden zu versehen. Ein Beispiel aus Créancey im Bezirk Côte d'Or ist in der oben herangezogenen Arbeit von Corot abgebildet[4]). Dadurch wurde das untere Griffende dem oberen ähnlicher und führte die keltischen Waffenschmiede des 5. Jahrhunderts dazu, besonders bei der Gruppe

[1]) Reinecke, Altert. uns. heidn. Vorz. V, S. 324ff. und Mainzer Festschr. S. A. S. 3.
[2]) Altert. uns. heidn. Vorz. III, Heft 4, Taf. I, 1.
[3]) Déchelette, Manuel d'Archéologie II, 2, S. 730ff., Abb. 280—283.
[4]) Wieder abgebildet bei Déchelette, Manuel II, 2, S. 734, Abb. 282, 6, der das Schwert wohl unrichtig noch in die Hallstattzeit setzt. Auch die größere Länge des Stückes (ursprünglich etwa 70—90 cm) spricht für ein latènezeitliches Alter.

der Maskengriffschwerter mit voller Absicht die beiden Griffenden gleich zu gestalten; nur der zwischen den oberen Griffarmen sitzende Mittelknopf, der häufig die Form eines Menschenkopfes erhält, konnte unten nicht wiederholt werden, so daß den unteren zwei Endknöpfen oben deren drei gegenüberstehen[1]). Erst als der Mittelknopf verschwindet, wie es in der zweiten Latènestufe (Reinecke B) meist geschehen ist, kann das untere Griffende völlig zu einem Spiegelbilde des oberen gestaltet werden[2]).

Die Schwertgriffe unserer Gruppe fallen offenbar in die Stufe der Entwicklung, in der schon die Endknöpfe am unteren Griffabschluß üblich waren, aber noch an Zahl hinter den Knöpfen des Knaufendes zurückstehen, d. h. in die älteste Latènestufe. In dieser Zeit gab es demnach drei Arten von Schwertgriffen. Erstens solche von vergänglichem Stoff an den gewöhnlichen Latèneschwertern, bei denen nur die schmale Griffangel erhalten ist. Zweitens Bronzegriffe, die auf die eiserne Griffangel aufgegossen oder aufgezogen sind; sie sind fast nur bei den Maskengriffschwertern üblich. Drittens unsere Gruppe, bei denen auch der Griffmantel aus Eisen geschmiedet und über die Griffangel gezogen ist.

Man mag nun einwenden, daß die stilistischen Ähnlichkeiten, auf Grund deren wir eine Zeitbestimmung versuchen, gering sind im Verhältnis zu den viel auffallenderen Abweichungen. Doch darf man unsere Schwerter nicht etwa als aus den Maskengriffschwertern entstanden ansehen; dann müßten in der Tat die Ähnlichkeiten viel größer sein und Übergangsformen zwischen beiden Gruppen vermitteln. Unsere Schwertart ist vielmehr ein selbständiger Ableger der Späthallstattformen, also eine Schwester-, keine Tochterform der Maskengriffschwerter und ebenso originell und herausfallend in seiner Gestaltung wie diese. Die Späthallstattdolche sind von überraschender Vielseitigkeit. Trotz des gleichen stilistischen Grundzuges sind die einzelnen Stücke so verschieden wie möglich. Eine Freude an Neugestaltung, Neuschaffung und selbständiger Auslegung der Grundform lebt sich damals frei und ungehindert aus und zeugt von sicherer Beherrschung der Schmiedetechnik und künstlerischer Schaffenslust. Gerade Süddeutschland und das Rheingebiet stehen damals in ihren Erzeugnissen an erster Stelle. In der ältesten Latènestufe lebt diese schöpferische Fruchtbarkeit noch fort, wie gerade die Maskengriffschwerter aufs schlagendste bezeugen. Sollte nicht unsere Schwertgruppe ein ähnlicher Beweis der Vielseitigkeit und Eigenwilligkeit der damaligen Schwertfeger sein? Die Ausbildung des unteren Griffteils mit seinen beiden Kugelenden und dem glockenförmigen Ausschnitt dazwischen ist ganz dem der Maskengriffschwerter verwandt, nur daß bei unserem Typus alles kürzer und gedrungener ausgefallen ist. Die mittlere Verbreiterung des Griffes in eckige Vorsprünge klingt an die Ringwülste oder die ähnlichen Verdickungen der Späthallstatt- und Ältestlatènegriffe an. Und selbst der so eigenartig wirkende Vierknollenknauf läßt sich in seiner ursprünglicheren Form der französischen Schwerter der Sammlungen Dreger und Millon durch Ableitung von den drei zusammengewachsenen Knaufknöpfen der Späthallstattdolche von Waldhausen oder Salem (Baden)[3]) oder von dem von Schwietering

[1]) Altert. uns. heidn. Vorz. IV, Taf. 25; Déchelette, Manuel II, 3, S. 1137ff., Abb. 473, 474, 476.

[2]) Z. B. Déchelette, Manuel II, 3, S. 1138, Abb. 473, 3; Revue archéol. 3. Serie XI (1888), S. 327, Abb. 2—2a oder Schumacher, Gallierdarstellungen. S. 9, Abb. 1, 9; Jahn, Bewaffnung der Germanen. S. 24, Abb. 7—8.

[3]) Altert. uns. heidn. Vorz. III, Heft 4, Taf. I, 1; Wagner, Hügelgräber in Baden Taf. VI, 17.

schon als Vorbild herangezogenen Schwert mit Dreiknopfknauf unbekannter Herkunft[1]) erklären. Der dreigliedrige Knauf der Vorformen, dessen organische Entstehung bei diesen Stücken bis zur Unkenntlichkeit verwischt ist, wurde rein ornamental aufgefaßt; man nahm daher keinen Anstoß, die Zahl der Zierkugeln um eine zu vermehren. Noch ungewöhnlicher ist das Innenloch im oberen Griffteil, das vielleicht eine letzte Erinnerung an die durch Zusammenwachsen der Antennenarme bei manchen Späthallstattdolchen entstandenen durchbrochenen Knäufe[2]) bedeutet. Daß die eisernen Griffmäntel unserer Schwertgruppe aus mehreren Teilen zusammengesetzt sind, darf nicht wundernehmen. Ist doch dies auch bei vielen vergangenen Griffen gleichalter Schwerter vorauszusetzen und mitunter direkt nachzuweisen[3]).

Fast noch auffallender als die Grifform der Knollenknaufschwerter ist die Gestalt ihrer Klingen. Die überraschend schlanke, geradlinige und bei dem längsten Stück fast 1 m erreichende Klinge mit ihrem steildachförmigen Mittelgrat mutet ganz fremdartig an. War man doch am Ende der Hallstattzeit von den langen, breiten Hiebschwertern abgekommen und zu kurzen Stoßschwertern und Dolchen mit verhältnismäßig breiter Klinge übergegangen. Zu Beginn der Latènezeit führte man teilweise die Kurzschwertform in den Maskengriffschwertern fort, kehrte aber auch wieder zu längeren Klingen zurück. Das Schwert aus dem bekannten reichen Kriegergrab von Somme Bionne im Marnegebiet ist z. B. 90 cm lang. Stets sind diese Klingen aber viel breiter und nie mit einem so hohen Mittelgrat versehen, wie die unserer Gruppe. Diese Stoßdegenklingen sind für die Hallstatt- und Latènezeit so ungewöhnlich, daß sie den stärksten Hinderungsgrund bilden, an ein vorgeschichtliches Alter der Waffenart zu glauben. Und doch befindet sie sich in einer ganz nach Latènebrauch hergestellten Eisenscheide! Wir müssen demnach wieder die Zuflucht zu der erstaunlichen Vielseitigkeit und Kunstfertigkeit der damaligen keltischen Waffenschmiede nehmen, von denen einer oder wenige in bewußtem Gegensatz zu den üblichen Schwertern diese Degenklinge schuf und ausbildete. Freilich ganz ohne Vorbild ist auch diese Klinge nicht. In Donges in Nordwestfrankreich fand sich ein Schwert aus der Schlußstufe der Hallstattzeit, das 95 cm lang ist und eine ganz ähnliche Degenklinge von nur 3,5 cm Breite mit Mittelgrat besitzt[4]). Es ist für seine Zeit mindestens ebenso fremdartig wie unsere Gruppe in der Latènezeit, und läßt daher ein so hohes Alter der Stoßdegen als durchaus möglich erscheinen.

Wir kommen nach allen Erwägungen zu dem Ergebnis, daß die Knollenknaufschwerter am ehesten in die älteste Stufe der Latènezeit gehören. Die Fundstücke von Sivry können demnach — abgesehen von der Bronzenadel — aus einem geschlossenen Grabe des 5. Jahrhunderts stammen. Nach diesem Schluß kann auch auf den Inhalt des Zettels, der am Lengenfelder Schwert hängt, hingewiesen werden, den wir bisher nicht verwertet haben. Er lautet: „Dolch von Eisen aus der Hallstattzeit (600—400 vor Chr. Ihre beste Zeit um 500 vor Chr.), Ausgrabung in Lengenfeld bei Neuburg in Bayern." Dieser Inhalt stammt offenbar von jemandem, der sich mit Vorgeschichte näher befaßt hat. Herr Professor Reinecke macht uns darauf aufmerksam,

[1]) Präh. Zeitschr. X, S. 180, Abb. 2a. Ich möchte dieses Schwert mit Bronzegriff nach seiner Form auch in Reineckes Latène-A-Stufe setzen, während Schwietering es an den Schluß der Latènezeit weist.

[2]) Z. B. Déchelette, Manuel II, 2, S. 732f., Abb. 280, 5 u. 8; Abb. 281, 1—3.

[3]) Z. B. Déchelette, Manuel II, 3, S. 1111, Abb. 458, 1—2.

[4]) Déchelette, Manuel II, 2, S. 742, Abb. 286.

daß Sieck, der frühere Besitzer des Schwertes, Verbindungen mit Naue hatte. Es ist also nicht unmöglich, daß Sieck das Schwert von Naue erworben hat. Die Zettelinschrift könnte recht gut von Naue herrühren. Dann gewinnt sie aber an Bedeutung. Wie gelangte Naue oder der in der Vorgeschichte nicht unbewanderte Verfasser der Beischrift zu der Altersbestimmung des Dolches, die so gut zu der unserigen paßt? Allein auf Grund der Form? Dann hätte er vor Jahren schon das Stück richtiger beurteilt als die spätere Fachwelt, obwohl ihm kaum ein Gegenstück bekannt sein konnte. Wahrscheinlicher ist es wohl, daß ihn die Fundumstände der Ausgrabung zu der Zeitbestimmung veranlaßten, daß also das Schwert in einem Hügelgrabe lag, eine Grabform, die für die Hallstattzeit bezeichnend ist und die auch noch in der ältesten Latènestufe üblich ist. Ist diese Folgerung richtig, dann stammt also auch das Lengenfelder Schwert aus einem Grabe wie das von Sivry. Wir sehen, alle Anzeichen führen immer wieder, und von welcher Seite man auch an sie herangeht, auf dieselbe Entstehungszeit unserer Schwerter, auf das 5. vorchristliche Jahrhundert.

Nachdem das Knollenknaufschwert erst einmal geschaffen war, wurde es fast unverändert weiter hergestellt. Man hat den Eindruck, daß nur eine oder ganz wenige Werkstätten diese Waffe schmiedeten. Ohne eine geringe Weiterbildung des Typus ging es dabei freilich nicht ab. Die beiden französischen Schwerter der Sammlungen Dreger und Millon haben die ursprünglichsten Formen. Ihre Klingen sind noch ziemlich breit (2,7 cm), die Griffe gedrungen und mit wenig vorspringenden Ecken in der Mitte; die vier Knollen des Knaufes liegen in einer wenig gekrümmten Linie nebeneinander und sind gegeneinander schärfer getrennt. Die anderen Schwertklingen sind schmaler (2 cm oder darunter). Den nächsten Schritt in der Entwicklung zeigt uns das Eislinger Schwert, dessen Knaufknollen mehr miteinander verwachsen und in einem Halbkreis angeordnet sind. Noch weiter schreiten die übrigen Griffe fort, deren Knollen das Mittelloch fast umschließen, so daß die kleinen äußeren Knollen nicht mehr neben, sondern unter den größeren Mittelknollen stehen. Außerdem werden die Griffe immer schlanker und gefälliger. Auf dem Höhepunkt der Entwicklung steht das Ulmer Schwert, dessen Grifformen am geschmeidigsten geschwungen sind und durch das scharfe Herausspringen der Mittelzipfel das Starre und Massige des eigentlichen Griffes mildern.

Nach der Verbreitung der bisher bekannt gewordenen Knollenknaufschwerter scheinen sie in Ostfrankreich entstanden zu sein. Im Bezirk Côte d'Or, woher das älteste Stück mit gesichertem Fundort stammt, sind bei weitem die meisten eisernen Hallstattschwerter gefunden worden[1]). Hier, in Burgund, waren nach Déchelette die wichtigsten Eisenschmieden der Hallstattzeit. Die Gegend ist daher wie geschaffen als Ursprungsstätte unseres Schwerttyps. Bei den nahen Beziehungen, die im 5. Jahrhundert zwischen Ostfrankreich und Süddeutschland bestanden, ist es leicht verständlich, daß die Knollenknaufschwerter dann nach Süddeutschland Eingang fanden. Ein Massenerzeugnis sind diese Schwerter sicher nicht gewesen. Dagegen spricht schon ihre ganze Gestalt. Die langen, schmalen, hochkantigen Klingen kann nicht jedermann führen. Sie verlangen eine gewandte, fechtkundige Hand, keine wuchtige Faust. Die zum Fechten, Parieren und Stechen besonders

[1]) Déchelette, Manuel II, 2, S. 728 stellt 62 eiserne Hallstattschwerter aus Frankreich zusammen, von denen nicht weniger als 26 in Côte d'Or gefunden wurden.

geeignete Klinge findet in dem schweren Knollenknauf ein für die Handhabung günstiges Gegengewicht. Die Vorsprünge am Mittelgriff verhindern ein Abgleiten der Hand. Der Griff lag dadurch fest enug in der Hand, um auch einen kräftigen Stoß sicher auszuführen. Das Innenloch des Griffes nahm vielleicht einen Faustriemen auf, durch den die Waffe mit dem Handgelenk verbunden wurde. Gegenüber den breiten Hallstattschwertern und den gewöhnlichen Latèneklingen wirken unsere Stoßdegen wie Turnierwaffen oder Schläger. Sie sind ritterliche Waffen, keine Schlachtschwerter und sicher nur von Edlen getragen worden. Sie passen gut in das 5. Jahrhundert, wo ritterliche Kampfspiele bei den keltischen Fürsten sicher besonders beliebt waren. Sind doch die zahlreichen, in Kriegergräbern dieser Epoche gefundenen zweiräderigen Streitwagen ein gutes Zeugnis hierfür.

Das Auftreten der Waffe bei den Kelten der Latènezeit war nur eine Episode. Fast ohne Vorläufer erschien sie, nach kurzer Lebensdauer verschwand sie, ohne auf die späteren Waffenformen einzuwirken. Gerade deshalb ist es so schwer, ihren richtigen Platz in der Entwicklungsgeschichte der Waffen nachzuweisen. Wir haben versucht, soweit es die bisherigen Funde gestatten, die Zeit- und Kulturstellung der Schwertart zu klären. Mögen weitere Funde unsere Auffassung bestätigen oder berichtigen.

Fundstücke des 3. und 4. nachchr. Jahrhunderts aus nächster Nähe der Stadt Braunschweig.

Von F. Fuhse.

Mit 17 Textabbildungen.

Die nächste Umgebung der Stadt Braunschweig ist nicht arm an vorgeschichtlichen Funden. Im Süden beginnend liegen Steinwerkzeuge aus dem sogen. Lämmchenteiche vor, und 1923 wurde beim Rigolen eines unmittelbar an den Schloßpark Richmond südlich anschließenden Gartens eine bronzene Pfeilspitze Per. IV zutage gefördert (vgl. Beltz, Die vorgesch. Altert. d. Großh. Mecklenb.-Schwerin I, S. 242). Aus Eisenbüttel ist ein latènezeitliches Gräberfeld bekannt. In der Innenstadt fanden sich jüngst in Tiefe von etwa 2 m Hörner des Torfrindes und von bos primigenius, die deutliche Schnittspuren aufweisen zum Zwecke der Trennung des Horns vom Zapfen, und ein abgeschnittenes Fußgelenkstück vom Torfrinde. Knoop, der die Stücke bestimmt hat, wird demnächst darüber berichten. Aus dem Eichtale liegt ein Kornquetscher vor, aus einem Garten vor dem Wendentore ein Lappenbeil Mont. II und eine Urne, die noch der Bronzezeit oder der ältesten Eisenzeit angehört. Auch in Gärten an der Gliesmaroderstraße wurden vorgeschichtliche Urnenscherben gefunden, die sich zeitlich nicht genau bestimmen lassen. Ein im Hagenbruche gefundenes Jadeitbeil gelangte 1869 in das Städtische Museum (Nehring S. 25, b. 3; H. Fischer, Korrespondenzbl. d. deutsch. Gesellsch. f. Anthropol. 1880, S. 19).

Sehr reich an steinzeitlichen Funden ist das ganze nördliche Stadtgebiet, und hier hebt sich besonders die Gegend um den Dowe-See heraus. Über die dort gefundenen Mikrolithen berichtet zuletzt W. Lampe, „Zur steinzeitlichen Besiedelung der Allergebiets" im Nachrichtenblatt für Niedersachsens Vorgeschichte 1922, H. 3, S. 28). Das Städtische Museum besitzt eine große Anzahl von Fundstücken dorther. Grabowski, Haake und viele andere Sammler haben dort gesucht. Aber die Funde beschränkten sich außer kleinen Tonscherbenresten auf steinzeitliche Stücke. Um so mehr war ich überrascht, als mir kürzlich Herr Oberstleutnant a. D. v. Bosse eine ganze Anzahl von Bronzen, Bernstein, Glasperlen, Münzen usw. vorlegte, die unmittelbar südlich vom Dowe-See neben dem sogen. Bullenteiche von ihm selbst gesammelt waren. Seinem Vater gehörte die Besitzung Dowe-See und er hat als Knabe in den 70er und zu Anfang der 80er Jahre die Sachen zusammengetragen, sie gut verwahrt und sie jetzt erst nach seiner Rückkehr in die Heimat mir bekanntgegeben.

Die Stücke sind gelegentlich von Erdbewegungen am Rande des Bullenteiches von ihm aufgelesen. Ich gebe die hauptsächlichsten Gegenstände in Abbildung und verweise kurz auf Almgren, Nordeurop. Fibelformen, Mannus-Bibliothek Nr. 32 und auf Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte, eine hervorragend nationale Wissenschaft, Mannus-Bibliothek Nr. 9, S. 154f.

Die Fibeln sind sämtlich zweigliedrige Armbrustfibeln.

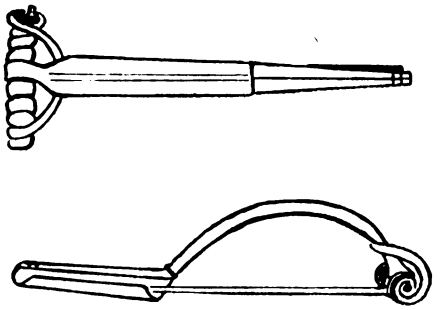
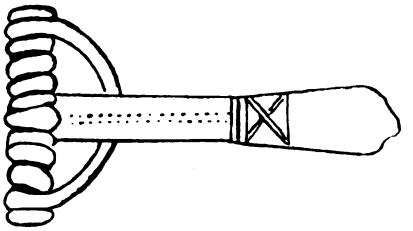


Abb. 1. 1/1.



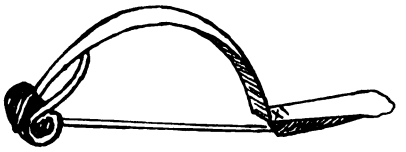
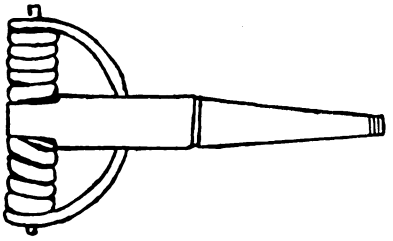
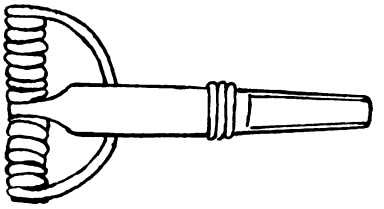


Abb. 2. 1/1.





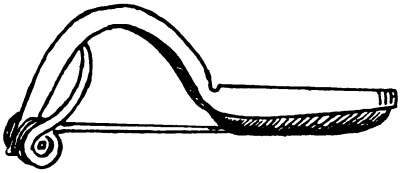


Abb. 3. 1/1.

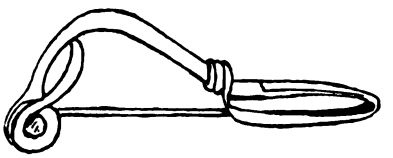


Abb. 4. 1/1.

1. Bronzefibel mit mäßig gebogenem, oben abgeflachtem Bügel und schlankem, sich verjüngendem Fuß mit zwei Rillen. Länge 5,3 cm. (Abb. 1.)

2. Bronzefibel wie Tischler, Ostpreußische Altertümer aus der Zeit der großen Gräberfelder n. Chr. Geburt. Herausgegeb. von H. Kemke. Taf. IV, Fig. 24. Länge 5,2 cm. (Abb. 2.)

3. Bronzefibel mit stark gewölbtem Bügel und langem Fuß mit drei Rillen. Länge 5 cm. (Abb. 3.)

4. Fibel wie 3, etwas kleiner, die Spiralwelle endet in runde Knöpfe.

5. Bronzefibel mit umgeschlagenem und fazettiertem Fuß. Länge 4,7 cm. (Abb. 4.)

6 und 7 wie 5, aber nur in Bruchstücken erhalten.

8. Bronzefibel mit geperlten Drähten und Knopf am oberen Bügelende. Die Spirale fehlt. Länge 6,9 cm. (Abb. 5.)

9. Unteres Bügelende einer starken Bronzefibel mit geperlten Drähten und dazwischen Überzug von gestanztem Silberblech. Am Ende des Bruchstückes der umgeschlagene Fuß. (Vgl. Tischler, a. a. O., Taf. III, Abb. 24). Länge des Bruchstückes 4,3 cm. (Abb. 6.)

10. Oberes Bügelende einer Bronzefibel mit geperlten Drähten. (Abb. 7.)

11. Profilierte Bronzenadel, deren oberes Ende die Form eines Löffelchens hat, das auf der unteren Seite muschelförmige Gravierung zeigt. Länge 12,7 cm. (Abb. 8.)

12. Kleine Bronzepinzette. Länge 4,4 cm.

13. Bronzene Riemenzunge in Hakenform. Länge 6,5 cm. (Abb. 9.)

14 und 15. Zwei Fingerringe aus rundem Bronzedraht wie Tischler, a. a. O., Taf. XV, Abb. 5. An dem einen Ringe sitzt ein Stückchen Bronzedraht, wohl der Rest eines Kettengliedes. (Abb. 10.)

16 und 17. Zwei Spiralringe aus Bronzeblech. (Abb. 11.)

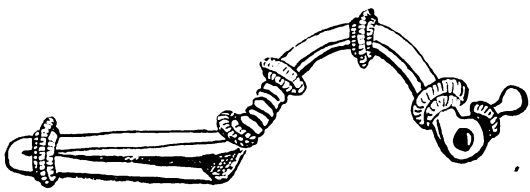


Abb. 5. 1/1.

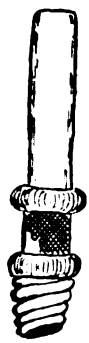


Abb. 6. 1/1.

Abb. 7. 1/1.

18. Gedrehte und profilierte Bernsteinperle in Wirtelform mit schwach konischem Boden und enger Durchbohrung. Durchmesser 3,9 cm, Höhe 1,9 cm. (Abb. 12.)

19. Wie 18. Durchmesser 2,9 cm, Höhe 2 cm. (Abb. 13.)

20—22. Drei kleinere gedrehte Bernsteinperlen.

23. Bruchstück eines massiven, offenen Bronzearmringes von kreisrundem Querschnitt, am Ende geriefelt.

24. Massiver Bronzering von ovalem Querschnitt. Durchmesser 4 cm.

25. Massiver Bronzering von kreisrundem Querschnitt. Durchmesser 1,9 cm.

26. Wie 25, jedoch schwächer. Durchmesser 2,9 cm.

27. Blaue Glasperle mit gelbem Muster. (Abb. 14.)

28 und 29. Blaue Glasperlen. (Abb. 15.)

30. Kleine rote Glasperle.

31. Perle aus grauem Ton. (Abb. 16.)

32. Knochenpfriem. Länge 8,8 cm. (Abb. 17.)

33. Doppelkonischer Spinnwirtel aus grauem Ton. Durchmesser 4,2 cm, Höhe 2,3 cm.

Abb. 10 1/1

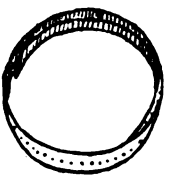


Abb. 11 1/1

Abb. 8 1/1

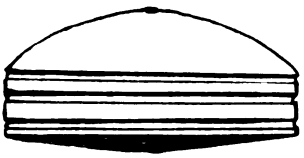


Abb. 12

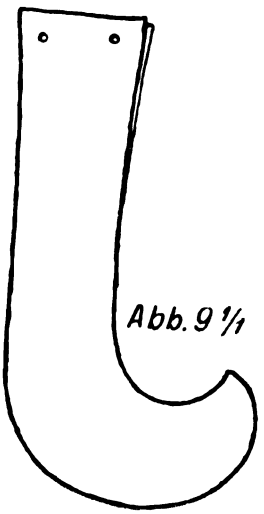


Abb. 9 1/1

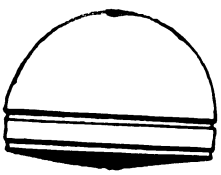


Abb. 13 1/1

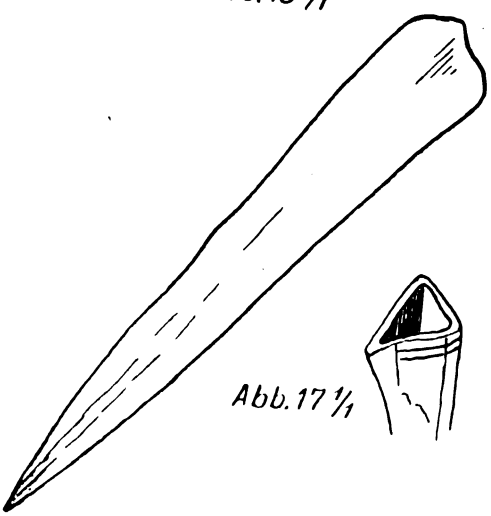


Abb. 17 1/1

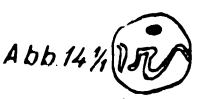


Abb. 14 1/1

Abb. 15 1/1

Abb. 16 1/1

34. Scheibenförmiger Spinnwirtel aus gelblichem Ton. Durchmesser 3,6 cm, Höhe 1,5 cm.

35. Bruchstück eines Spinnwirtels aus Kalkstein.

36. Scheibenförmiges Stück Urnenharz.

37—40. Vier römische Bronzemünzen von Trajan, Hadrian, Sabina und Marc Aurel.

Auf Urnenscherben, kalzinierte Knochen usw. ist beim Sammeln der Gegenstände nicht geachtet worden, so daß heute nicht einmal mehr festzustellen ist, ob Brandgräber- oder Skelettgräberfunde vorliegen. Gleiches Fundmaterial besitzen wir bisher aus unserer Gegend nicht, ich halte es daher für meine Pflicht, es zum besten der Wissenschaft der Öffentlichkeit zu übergeben. Die Auswertung des Fundes sei den Kollegen überlassen, die dieser auch für die Siedelungsarchäologie wichtigen Zeiterscheinung ihre Aufmerksamkeit zuwenden. Nur auf eines möchte ich noch hinweisen. In der Nähe des Dowe-Sees, also dort, wo im 3. und 4. Jahrhundert bestimmt eine Siedelung bestand, erscheint später ein 1320 bereits als villula deserta erwähntes Dorf Marquarderode, heute noch in der Flurbezeichnung Arkeröder Feld lebendig. Wenn es zutrifft, daß „rode" sich immer auf Waldrodung bezieht, und die Gründung der Orte, deren Name mit ihm zusammengesetzt ist, nicht vor das 9. Jahrhundert zu verlegen ist, dann muß die alte vorgeschichtliche Siedelung am Dowe-See wüst geworden sein und das Gebiet dort muß lange Zeit brach gelegen haben, so daß der heutige Querumer Wald Zeit hatte, über die Schunter hinüber sich auszudehnen. Es fehlt uns auch an dieser Stelle wieder der Zusammenhang zwischen der vorgeschichtlichen und der mittelalterlichen Siedlung, es klafft auch hier die nicht nur für unser engeres Gebiet typische Lücke der Funde, die rund das 6. bis 9. Jahrhundert ausfüllt.

Die erste Ausgrabung des Megalithgrabes von Wulfen in Anhalt.

Von M. Jahn.

Die an vorgeschichtlichen Funden reiche Gegend von Wulfen ist in letzter Zeit vom Cöthener Heimatmuseum genauer durchforscht worden. 1913 legte Konservator Götze auch das unmittelbar am Südende des Dorfes an der Lehmküte gelegene Megalithgrab völlig frei, dessen Erddecke zum Teil bereits fehlte und dessen Grabinhalt bis auf ein Täßchen Anhalter Stils schon früher gehoben war. Die Teilnehmer der vorjährigen Tagung der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte in Cöthen hatten auf dem so genußreichen Ausflug durchs Anhalter Land Gelegenheit, auch dieses stattliche Bauwerk der Steinzeit zu besichtigen. Im vierten Ergänzungsband des Mannus ist auf S. 22, Abb. 13 das Grab wiedergegeben. Ebendort ist auf S. 22 und 41 vermerkt, daß es nicht bekannt sei, wann und von wem das Grab zuerst ausgebeutet wurde. Das Grab sei zum erstenmal in Lindners Geschichte des Landes Anhaltes 1833 erwähnt.

Gerade in den Tagen, als der vierte Ergänzungsband des Mannus herauskam, fielen mir des Pastors Lehmanns „Beyträge zur Untersuchung der Alterthümer aus einigen bey Welbsleben vorgefundenen heidnischen Überbleibseln" (Halle 1789) in die Hand. Dieser Schrift ist von dem Kandidaten H. T. Stiller auf Wunsch des Verlegers Hendel als Anhang eine Beschreibung „etlicher bey Calbe an der Saale gefundenen heidnischen Gräber" beigefügt worden, in der auf S. 92—95 ein genauer Bericht über die Auffindung und Untersuchung des Wulfener Megalithgrabes enthalten ist. Da die Lehmannsche Schrift vielen schwer zugänglich sein wird, lasse ich die anschauliche Schilderung hier wörtlich folgen und bitte die Herren vom Cöthener Heimatmuseum, diese Ausgrabung aus der Literatur des 18. Jahrhunderts als kleines Zeichen der Dankbarkeit für die herzliche Aufnahme und die vielen Anregungen, die wir während der Cöthener Tagung gefunden haben, entgegenzunehmen.

„Schon vor einigen Jahren [also vor 1789][1]) wurde bey Wulffen, einem Dorfe 2 Meilen von Calbe und 1 Meile von Köthen gelegen, ein ähnliches Überbleibsel unserer alten Vorfahren [wie die Grabhügel bei Calbe] durch eine sonderbare Veranlassung entdeckt. — Der Fürst von Anhalt-Köthen jagte in der dasigen Gegend. Ein Haase floh vor den Hunden in einen Kaninchenbau, der in einem Hügel war. Es wurde ihm nachgegraben und man

[1]) Die in Klammern zugesetzten Worte sind Zusätze von mir. M. Jahn.

fand das Begräbniß. Dieses Grabmal ist unter einem Hügel nahe bey dem Dorfe Wulfen, ohnweit der sogenannten Leimküte [Lehmküte]. Gegen das Dorf zu ist der Hügel sehr erhaben und hat nach der Morgenseite eine steile Vertiefung von 20 bis 30 Ellen. Herrlich ist die Aussicht auf dieser Anhöhe. Rund um sich her sieht man eine schöne Ebne, die nur — um dem Auge noch mehr Vergnügen zu gewähren — von kleinen Hügeln unterbrochen wird. Bey der Entdeckung betrug die innwendige Höhe des Begräbnisses 1½ Elle. Es war mit Sand und Leim [Lehm] ausgefüllt und mit Platten von Sandsteinen, die 2 Zoll dick waren, gepflastert. Man grub von der Morgenseite des Hügels hinunter und kam auf die Decke des Gewölbes, welche ein großer Stein war. Nachdem man 9 Ellen von der Breite des Hügels und 8 Ellen in der Tiefe weggegraben hatte, wälzte man den Stein ab, und bahnte sich dadurch den Weg in das Grabmal. Weil man aber noch nicht bequem hineinkommen konnte, wurde die Füllung des Gewölbes so weit ausgegraben, daß jetzt eine erwachsene Mannsperson aufrecht hineingehen kann. Das Begräbniß liegt 8 Ellen tief in dem Hügel, und hat ohngefähr 3 Ellen hoch Bedeckung von gutem Erdreich. Es neigt sich mehr nach der Mittagsseite des Berges, vermuthlich aus dem Grunde, weil auf dieser Seite der Eingang war. Er [Es] besteht aus 18 großen Feldsteinen ohne alle Bearbeitung und Kunst. Fünfe von diesen Steinen stehen aufrecht, und dicht aneinander gefugt auf der Mittagsseite; sechse eben so auf der Mitternachtsseite, wo einer mehr seyn mußte, weil auf jener Seite des Eingangs wegen einer fehlt; fünfe bedecken das Gewölbe und zweye schließen den Eingang an beyden Enden. [Die Südseite mit dem Eingang im jetzigen Zustand zeigt die oben erwähnte Abb. 13 im Mannus-Ergänzungsband.] Die ganze Länge desselben beträgt 15 Ellen, die Breite 4, und die Höhe 5 Ellen. Die Ecken und Fugen sind mit Sandsteinen ausgeschlagen. Der mittelste Stein ist der größte unter allen. Er ist 5 Ellen breit und über 2 Ellen dick. Merkwürdig ist es, daß man in der ganzen Gegend keine so großen Feldsteine antrifft. Nochmehr aber steigt die Verwunderung, wenn man überlegt, daß unsere Vorfahren diese ungeheuren Steinmassen mit den Händen übereinander thürmen mußten, da ihnen die nöthigen Maschinen zu diesem Behufe fehlten.

In einem kleinen steinernen Behältnisse neben dem Grabe fand man 10 Urnen, wovon die größte 3 Berl. [iner] Metzen Getraide, und die kleinste ohngefähr den 12ten Theil eines Maasses Wassers fassen konnte. In dem Gewölbe fand man 2 zu Messern geschliffene Feuersteine ¼ Elle lang, und ein kleines Töpfchen. Die Urnen sind von einer blaufarbigten Art Thon, und noch mit ziemlich frischer Glasur, und werden nebst den übrigen gefundenen Sachen im Naturalien-Cabinette zu Köthen aufbewahrt."

Wohin mögen diese Funde geraten sein?

Vineta.

Eine Buchbesprechung.

Von Robert Burkhardt, Swinemünde.

Mit einer Karte.

Der von Karl Schuchhardt am 31. Juli 1923 in der Akademie der Wissenschaften gehaltene Vortrag Vineta ist im Druck (1924, Band XXV Seite 176—217) erschienen, auch als Einzelschrift (Preis 0,90 Mk.).

Da er wesentlich auf den Gedankengängen fußt, die Leutz-Spitta im Mannus (VIII, 1916, S. 270ff.) und anderswo veröffentlichte und die ich in der Monatsschrift „Unser Pommerland" (VI, 1921, Heft 7) sowie im Mannus (XVI, 1924, S. 113ff.) mit beachtenswerten Gründen bekämpfte, ließ sich vermuten, Schuchhardt werde auch die Gegengründe würdigen und so die altumstrittene Frage der Lösung wenigstens einige Schritte näher führen. Das ist leider nicht geschehen, und deshalb muß die Besprechung des angezeigten Buches weiter ausholen als es sonst üblich ist — zumal den meisten Lesern des Mannus die Zeitschrift „Unser Pommerland" nicht bekannt sein dürfte.

Schuchhardt verlegt Vineta in oder an den sogenannten Peenemünder Haken, die Nordwestecke der Insel Usedom. Das ist nach den neuen Forschungen von Deecke, Keilhack u. a. eine glatte geologische Unmöglichkeit.

Man kann die Geschichte von vorgestern nicht auf die Geographie von heute beziehen, wenn es sich um einen Teil der deutschen Erde handelt, der sich noch in geschichtlicher Zeit so umgestaltet hat wie unsere Oderinseln. Schon dem oberflächlichen Beobachter müssen die außerordentlich zahlreichen Moore und Niederungen und die weiten flachen Dünengelände auffallen, die weit über die Hälfte der Insel Usedom — auf diese will ich mich hier beschränken — einnehmen, ganz abgesehen von den vielen, zum Teil großen Landseen, die alle im Verlanden begriffen sind. Aus diesen Niederungen, aus Moor und Sumpf und Sand ragen die diluvialen Inselkerne hervor (die Höhen westlich von Swinemünde, bei Ahlbeck und Heringsdorf, der Streckelberg, der Golm, der Buchberg, der Wolgaster Ort usw.). Es handelt sich hier nach Deecke[1]) teils „um alte vermoorte Buchten, Flußmündungen oder Furchen, die von der See durch Dünen abgesperrt wurden", teils um Verlandungserscheinungen. „In dem weiten alten Haff lagen die höheren Teile Usedoms als Inseln und wurden allmählich durch den antreibenden Sand zusammengeschlossen. An dem Glienberge und Zisberge bei Zinnowitz

[1]) Geologie von Pommern. Berlin 1907. S. 12. 231—235.

lassen sich deutlich die innersten ältesten Dünenreihen ausscheiden, die diese Inseln umsäumen. Darauf folgen andere, die sich zwischen den Kernen bogenförmig ausspannen, schließlich die an die neuere Küste wieder mit anderer Richtung angeblasenen jüngsten Sandwälle. Die Gegend von Peenemünde-Karlshagen ist ein von angetriebenem Sand erfüllter Winkel." Ich will hier auf Keilhacks vorzügliches Kartenbild[1]) hinweisen, in dem er die Inselkerne deutlich heraushebt.

Reicht nun diese unbestreitbare allmähliche Verlandung der Insel Usedom in die frühgeschichtliche Zeit hinein, etwa in die Jahre 700—1100 n. Chr., die hier in Betracht kommen?

Da auf der Insel Usedom etwa um 1150 eins der ältesten pommerschen Klöster angelegt wurde (Grobe-Pudagla), recht zahlreiche Urkunden dieses Klosters noch vorhanden sind und wie üblich fast nur Fragen des Grundbesitzes regeln, läßt sich der geologische Befund in ausreichendem Maße nachprüfen.

Zunächst liegt nicht ein einziger der um etwa 1200—1300 nachweisbaren Orte der Insel Usedom in dem Verlandungsgebiet; alle liegen auf den alten Schollen oder kleben sich dicht daran. Nordwestlich von Zinnowitz auf dem Peenemünder Haken befanden sich im Mittelalter überhaupt keine Dörfer; erst gegen 1820 gründete man dort Hammelstall (jetzt Trassenheide) und Karlshagen. Ein Beweis dafür, daß die einwandernden Wenden diese Niederungen nicht in einem solchen Zustande fanden, der Besiedelung gestattete. Ferner ist bis ins 15. Jahrhundert hinein nie von einer Insel Usedom als Einheit die Rede; man unterscheidet in alten Urkunden Land Buckow — Land Wanzlo — Land Usedom — Lieper Winkel — Gnitz usw. — was sicher sehr stark dafür spricht, daß damals diese Kerne noch nicht oder recht unvollständig zusammengewachsen waren.

Noch 1295[2]) — um einige faßbarste Beweise zu bringen — wird der Wolgaster Ort (terra Bukowe) deutlich von einer Insel Gnitz (insula gniz) unterschieden; die Krumminer Wiek war also damals noch mit dem Achterwasser und vielleicht auch mit der Ostsee verbunden. Denn 1267[3]) reichte der Strummin (eine jetzt versandete Peenebucht) noch bis zum „salzigen Meer". Erst 1282[4]) wurde der weite Peenemünder Haken an die Stadt Wolgast verschenkt; wäre er einigermaßen für Ackerbau oder Viehzucht geeignet gewesen, so wäre er gewiß nicht so lange ohne Herrn geblieben. Noch 1173[5]) denken die Dänen daran, die Peenemündung bei Zempin oder Damerow zu benutzen. 1256[6]) bestand noch eine direkte fahrbare Wasserverbindung zwischen dem Usedomer See und der Peene, der alte Graben.

Waren um 1300, um 1200 noch solche Wasserstraßen zwischen den Inselkernen möglich, so müssen sie 300—400 Jahre früher, gewiß aber um das Jahr 600, in das man wohl die Einwanderung der Wenden setzen muß, eben das von heute so verschiedene Bild geboten haben, das uns Deecke und Keilhack auf geologischem Wege zeigten. Nicht in drei, sondern in einem Dutzend Armen wand sich die Oder zwischen den Inselkernen hindurch in die Ostsee, und das Gelände im Peenemünder Haken bestand entweder noch gar nicht oder war im schwankenden Zustande der Verlandung. Denn natürlich haben

[1]) Verlandung der Swinepforte. Berlin 1912. S. 211.
[2]) Pommersches Urkundenbuch III. 1730.
[3]) Ebenda II, 839.
[4]) Ebenda II. 1235.
[5]) Barthold, Geschichte von Pommern, II, 233.
[6]) Pommern, U. B. II, 632.

Wind und See Jahrhunderte gebraucht, um von den Zinnowitzer Kernen allmählich nach Nordosten fortschreitend Düne an Düne zu hängen, hinter denen die See immer mehr verflachte, versandete und vertorfte, also verlandete. Heute noch darf man sich selbst durch die scheinbar so treuen Meßtischblätter nicht täuschen lassen. Was dort festumrissenes Land zu sein scheint, sind in recht vielen Fällen — wie Keilhack an anderen Orten der Insel beobachtete[1]) — ausgedehnte Binsen- und Rohrkämpe, deren Faulschlammbildung und Grenzen höchstens bei Niederwasser zu erkennen sind. Nach dreihundert Jahren mögen diese Grenzgebiete fest versandet sein — entsprechend dem gesamten Peenemünder Haken, der diese Entwicklung schon stufenweise hinter sich hat.

Vor der Litorinasenkung, die man heute etwa 5000 v. Chr. setzt, scheint allerdings eine Landverbindung zwischen dem Oderinselgebiet und Rügen bestanden zu haben. Durch die Senkung blieben hier (und auf Rügen) eben nur noch die Bergkuppen- und -rücken sichtbar, die nun langsam, wie eben ausgeführt wurde, wieder zusammenwachsen. Daß die Landbrücke zwischen der Insel Usedom und Rügen erst 1304 in der sogenannten Allerheiligenflut[2]) gerissen sein soll, ist trotz Leutz-Spitta nicht urkundlich. Und: Wo bliebe die angeblich günstige Lage von Vineta auf dem Peenemünder Haken, wenn die Seefahrt nach Osten durch die Landbrücke versperrt oder stark gehindert gewesen wäre?

Natürlich gab es nach der Litorinasenkung genug kleine Inseln und Schollen, die im Laufe der Jahrtausende von Wind und Wellen zerrieben wurden und so das Baumaterial dazu lieferten, die günstiger gelegenen Usedomer Kerne zusammenzuleimen. Denn was an der einen Stelle zugelegt wird, muß wo anders abgenommen sein. Die zahlreichen felsigen Untiefen (Vinetariff usw.) in der Ostsee und im Achterwasser und Haff, die Insel Ruden und die Greifswalder Oie stellen solche verlorene Posten in verschiedenen Zeiten dar. Ja, selbst manche Kerne der Insel Usedom werden heute noch angegriffen und darum künstlich geschützt; freilich vermag selbst die stärkste Sturmflut keine Katastrophe hervorzurufen, wie sie manche Vinetafreunde wiederholt voraussetzen müssen.

Aber am Peenemünder Haken und nördlich davon ist durchaus keine Stelle für das Vineta des 8. bis 12. Jahrhunderts zu finden. Dort ist in geschichtlicher Zeit nichts versunken und nichts abgerissen worden, sondern im Gegenteil erst entstanden. Faßt man mit Keilhack[3]) seine Ergebnisse der Swinepforteforschungen als typisch für beide Oderinseln auf, dann muß die Verdünung und Verlandung des Peenemünder Hakens etwa 200—1500 n. Chr.[4]) am lebhaftesten gewesen sein. Um 800 n. Chr., wohin man die Entstehung von Vineta doch setzen müßte, war der ganze Winkel, soweit er überhaupt bestand, ganz sicher ein weites Sumpfgebiet, ein Unterschlupf für Raubtiere und Seevögel. Auch dieser geologische Schluß Keilhacks deckt sich, wie oben nachgewiesen wurde, mit den erhaltenen Urkunden.

Damit wäre nun eigentlich die Hypothese Schuchhardts erledigt — es sei denn, daß andere Gründe ersten Ranges gegen die geologischen Beweise

[1]) A. a. O. S. 241.

[2]) Vgl. dazu Krüger, Die Sturmfluten an der deutschen Ostsee. Greifswald 1910. Hier werden ausschlaggebende geschichtliche Gründe gegen Landverluste zwischen Usedom und Rügen zusammengestellt. (S. 77ff.).

[3]) A. a. O. S. 210.

[4]) Ebenda S. 231.

und die geschichtlichen Quellen ins Feld geführt werden könnten. Aber auch das ist nicht der Fall.

Allerdings begibt sich Schuchhardt in das Labyrinth der seit 1500 unübersehbaren Vinetaliteratur, die, wie ich schon im vorigen Jahrgang des Mannus (S. 113ff.) ausführte, allen möglichen Gedankengängen Tor und Tür öffnet. Es ist völlig zwecklos, auf diesem Wege eine Entscheidung zu suchen. Es sind so viele widersprechende Lösungen versucht und so viel entgegengesetzte Hilfshypothesen herangezogen worden, daß es zuletzt immer nur darauf ankommt, ob und wieweit man Adam von Bremen glauben soll — und dieser hat ja selbst Jumne-Vineta gar nicht gesehen und berichtet von anderen Gegenden soviel offenbare Münchhausiaden, daß er höchstens mit großer Vorsicht über solche Dinge, die ihm zeitlich und örtlich ferne lagen, benutzt werden kann. Es gibt darum auch Historiker, die die ganze Geschichte von Jumneta-Vineta für eine Fabel halten. Wenn allerdings Schuchhardt (S. 190) ausdrücklich erklärt, „wir haben keine Ursache, den früheren Quellen (— also Adam von Bremen und den nordischen Sagen —) zu mißtrauen", so hat er genügend Boden für alles unter den Füßen — aber keinen solchen, den unsere heutige Geschichtswissenschaft für tragfähig hält.

Jedenfalls bringt Schuchhardt auch nach dieser Richtung hin nichts, was nicht schon 75 Jahre früher Klempin[1]) — als langjähriger pommerscher Historiker, der beste und keineswegs „zaghafte" Kenner der Quellen — ausreichend und eingehend zusammengefaßt hat. Auch das „Ei des Kolumbus", Jumne und Jomsburg seien derselbe Ort, hat Klempin schon gelegt, allerdings nicht auf den Peenemünder Haken, sondern auf den Galgenberg bei Wollin, weil dahin das klare und einwandfreie Zeugnis des Saxo Grammaticus leitet.

Einen Beweis, wie man Adam von Bremen nach Belieben dehnt und reckt, gibt uns Schuchhardt, wenn er Leutz-Spitta folgt und die Peene als die alte Grenze zwischen Pommern und Wilzen erklärt. Er folgert: 1. Nach Adam von Bremen lag Vineta da, wo die Oder die Wilzen von den Pommern scheidet. 2. die Peene ist der eigentliche Oderstrom Adams[2]) (vgl. Merkators deutschen Atlas von 1633!), 3. also lag Vineta an der Peene, d. i. auf oder an dem Peenemünder Haken. Dazu sei gesagt: 1. Geologisch läßt sich, wie oben ausgeführt wurde, um 1100 überhaupt nicht von „drei" Oderarmen reden; das Inselgewirr hat Adam von Bremen nicht sondern können, 2. die alte geschichtliche Grenze zwischen Wilzen und Pommern war die Peene nicht[3]). Die Insel Usedom, vielleicht gar auch Wollin waren von Wilzen bewohnt, 3. Methodisch: Literatur und Karten von 1500 ab sind für die kritische Geschichte von 1100 völlig wertlos!

Auch die Ergebnisse der achttägigen Autoreise, die Schuchhardt im Mai 1923 auf beide Inseln unternahm, erscheinen mir — ganz abgesehen von zahlreichen, weniger zur Sache gehörenden Einzelheiten — nicht einwandfrei.

Er weist darauf hin, daß 1905 (richtiger 1906—1908) im Dünengelände in der Nähe von Peenemünde acht anscheinend wikingsche Goldringe[4]) gefunden

[1]) Ball. Stud. A. F. XIII.
[2]) Der etwa 1070 schrieb!
[3]) U. a. Wehrmann, Geschichte von Pommern I, 28.
[4]) Die Annahme, die Slawen hätten kein Gold gehabt, ist nicht richtig. Der Quilitzer Hacksilberfund (aus etwa 1025) enthielt acht Goldperlen.

worden sind, zwar ohne jegliche Beigaben, aber „trotzdem (!) sicher den Schatz eines Hauses darstellend, das dort gestanden hat, vielleicht eines vornehmen Hauses im Weichbilde von Vineta." Wenn er aber kurz vorher die wenigen bei Wollin gefundenen Reste der Wikinger-Kultur für Zufallsfunde hält (— und ich will ihm darin nicht gerade widersprechen —), dann steht es mit den acht Peenemünder Goldringen um kein Haar anders. Viel leichter, als die wenigen Reste auf die Höhe des Galgenbergs kommen, war es durch hundert und mehr Umstände möglich, daß die acht Goldringe in den Dünensand gerieten. Die Wissenschaft sollte auf einen solchen Fund, dessen geologische Schicht nicht einmal feststeht, der durch kein Stückchen Holzkohle, keine Asche, keinen Stein — durch reinweg gar nichts geschichtlich und kulturell eingeordnet werden kann, nicht derartige Häuser bauen. Übrigens ist der Fundbericht — nach 16 Jahren! — so musterhaft unklar und verworren („dicht dabei — ein paar Meter weiter weg — etwa ½ m tief, wie der Förster sagt"), daß fast mit Sicherheit angenommen werden kann, bei dem ganz flachen Gelände seien Braundünen mit dem Untergrund des Dünensandes verwechselt worden; die „dicht gepackten kleinen Litorinanmuscheln" sprechen sehr stark dafür.

Endlich zeichnet uns Schuchhardt noch einen „rekonstruierten Plan der Jomsburg (Vineta)." Als Muster und Beweis dient ihm eine Partie aus dem Peenemünder Dünengelände; der wirkliche Platz „hat weiter draußen gelegen, auf der Höhe der Insel Ruden und ist um 1100 vom Meere verschlungen worden."

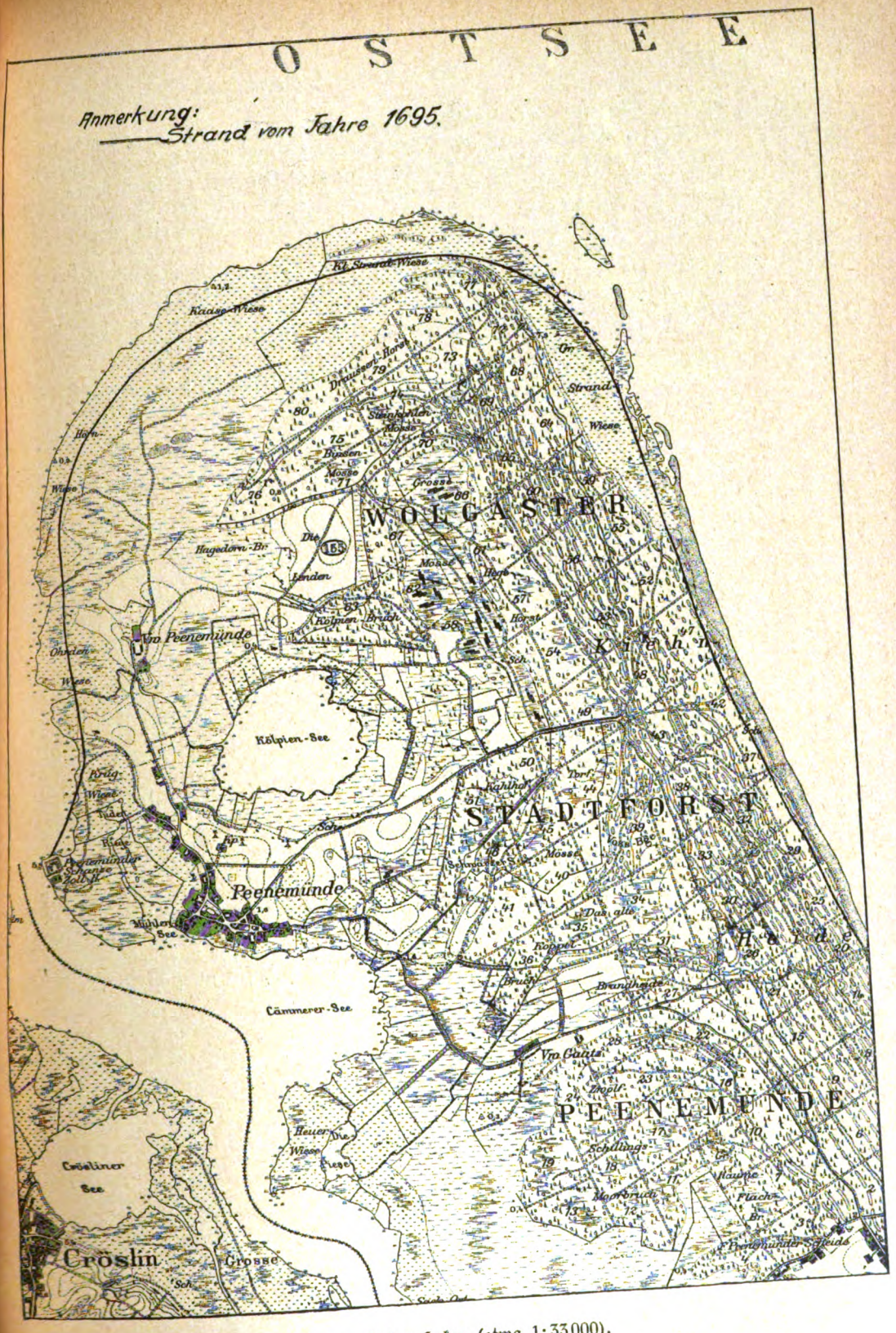
Das Versunkene läßt sich nicht nachprüfen, wohl aber, ob auf dem sichtbaren Teile des Peenemünder Hakens — wie Schuchhardt meint — die Vorbedingungen für einen brauchbaren Hafen gegeben sind.

Am Peenemünder Haken sind die Dünen, die sich ursprünglich an die Zinnowitzer Kerne festsetzten, allmählich nach Nordwesten und Westen gewachsen. Hinter jeder Düne (in ihrem Windschatten) verflachte sich die See allmählich, wuchs über das Wasser heraus und gestattete dadurch den Ansatz neuer Dünen, die eben nur auf und aus trockenem Sande zusammengeblasen werden können. Die sogenannten Dünenrücken können in die freie, tiefe, lebhaft strömende See nicht hineinwachsen; sie setzen ruhiges Wasser und einen flachen, am besten schon wasserfreien Strand voraus, den sie immer mehr verflachen und erhöhen. Der Raum zwischen zwei Dünenstreifen (das Dünental), wo Schuchhardt den Hafen von Vineta für möglich hält, kann darum für einen Hafen, wie ihn selbst die Wikinger nötig gehabt haben, gar nicht in Frage kommen. Ebensowenig kann an die Möglichkeit gedacht werden, die Wikinger hätten sich in einer solchen offensichtlich versandenden Ecke einen Hafen „ausgegraben" — wenn es auch die Palnatokesage erzählt!

Den besten Beweis dafür liefert ja der Peenemünder Haken selbst: heute sind sämtliche Dünentäler verlandet und haben ein 500 m und noch breiteres Vorland, das zum Teil kultiviert ist und dadurch wohl ein Anwachsen der Dünen, aber nicht des Vorstrandes verhindert.

(Um das Märchen von den versinkenden Teilen des Peenemünder Hakens endgültig aus der Welt zu schaffen, füge ich den Umriß der Halbinsel nach der alten schwedischen Vermessung aus 1695 bei (neu vermessen 1912[1])). Demnach ist in etwa 215 Jahren der Strand um rund 200—600 m angewachsen. Wie die Verhältnisse 1000 Jahre früher lagen, als die Küste noch nicht so

[1]) Die Strandlinien sind vom hiesigen Hafenbauamt festgestellt und eingezeichnet worden.



Peenemünder Haken (etwa 1:33000).

ausgeglichen und das diluviale Dünenmatrial noch nicht so verbraucht war wie heute, kann sich auch ein Nichtgeologe an den fünf Fingern abzählen).

Daß vom technischen Standpunkte aus auf diesem losen Sande mit vermoortem Untergrund die Anlage einer Stadt mit gewaltigen Mauern, Toren und Türmen — die Schuchhardt für möglich hält — auch nur vermutet werden kann, ist unbegreiflich.

Um festzustellen, ob anderswo — es wird von Norwegen, Schleswig-Holstein, Pergamon und Karthago gesprochen — in gleicher Weise wie angeblich hier Häfen angelegt worden seien, müßte die geologische Lage untersucht werden, die Schuchhardt nicht klärt und die deshalb hier auch nicht besprochen werden soll.

Man muß demnach mit Bedauern feststellen, daß die jetzt von verschiedenen Seiten wieder eingeleiteten Verhandlungen über Vineta durch den Schuchhardtschen Vortrag nicht um Haaresbreite gefördert worden sind.

Nachtrag. Soeben erhalte ich die erste Nummer des neuen Jahrgangs der Monatsblätter für Pommersche Geschichte, worin Schuchhardt auf die — der vorliegenden etwa gleichlautende, nur etwas kürzere — Besprechung seines Buches „Vineta" durch mich antwortet. Da er aber jeder Hauptfrage aus dem Wege geht und alle Erörterungen für „sehr überflüssig" hält, kann ich nur nochmals lebhaft bedauern, daß er einen so bequemen Weg einschlägt, sich der Verantwortung für einen in der Preußischen Akademie der Wissenschaften gehaltenen Vortrag zu entziehen." Deshalb liegt aber meinerseits keine Veranlassung vor, auf Grund fast zwanzigjähriger Beschäftigung mit der Geschichte und Geographie der Insel Usedom von einer klaren Stellungnahme zu Schuchhardts Hypothese abzusehen. Freilich wird es zu einer Einigung kaum kommen: die wissenschaftlichen Grundsätze Schuchhardts lassen sich — wie das Beispiel wiederum zeigt — mit denen, die von Kossinna und im Mannus und von der Mehrzahl deutscher Vorgeschichtler vertreten werden, nicht unter einen Hut bringen.

Das gilt auch von dem soeben veröffentlichten Aufsatze „Wollin oder Peenemündung" von Dr. W. Petzsch-Putbus in „Unser Pommerland X, 1925, Heft 3", der sowohl geologisch als quellenkritisch — auf Einzelheiten kann ich mich leider in Hinsicht auf den verfügbaren Raum nicht einlassen — nach meiner Auffassung der Vinetafrage nicht gerecht wird. Bei meiner durch die neuere Geschichtsmethodik begründeten grundsätzlichen Stellung zu Adam von Bremen, den eine tiefe Kluft von Saxo trennt, halte ich alle philosophischen Erörterungen über die bekannten Textstellen für unerheblich und, wie eine zweihundertjährige Erfahrung bewiesen hat, für aussichtslos.

Beitrag zur Kenntnis der Vorgeschichtsforschung in Ostdeutschland.

Von Wolfgang La Baume.

Im ersten Bande der Zeitschrift „Mannus" hat Heß von Wichdorff weit zurückliegende Nachrichten von Joh. Mattheſius (aus welchem Jahre wird nicht angegeben), Georg Agricola (1546) und Petrus Albinus (1590) über vorgeschichtliche Funde aus der Verborgenheit in alten Chroniken hervorgeholt und bekannt gemacht. Dies gibt mir Anlaß mitzuteilen, daß sich auch in einer Chronik des deutschen Ostens eine derartige Nachricht findet, die etwa aus derselben Zeit stammt. Caspar Schütz bemerkt in seiner „Historia rerum prussicarum" (1. Ausgabe 1592, S. 9, Chronicon der Lande Preußen), als er vom Hagelsberg, der sich unmittelbar am Westrande der Stadt Danzig erhebt, spricht: „Ein ding gibet etwas nachrichtung/Das dieser ort an der Seekanten/gleichs den benachbarten Preußen/von Heydenischem Volcke/von etlich hundert Jahren hinaus bewonet gewesen. Dann (denn) in vorigen Jaren/wie glaubwirdig berichtet wird/sollen nach (noch?) auff dem nahegelegenen Berge/den man den Heidenberg nennet/ungezweifelt von der Heidenischen Abgötterey/die ehemals daselbst getrieben worden/Menschen gebeinen in Krügen und Töpffen/zimlich tieff in der Erden gefunden sein/wol verwaret und mit vleis zugedecket/auch andere Zustappen und Anzeigungen/alter Heidenischer begräbnissen vermercket worden. Es sein auch durch etliche Leuthe/die denen dingen vleißiger nachgesucht/umb dieselben Gräber/Güldene und Silberne Müntze/aber gantz unkenntlich/mit seltzamen Carakteren und Buchstaben/derer wenig zu lesen sind/ausgegraben worden/daraus man die Antiquiteten leichlich hat abzunemen". Es folgt dann eine Beschreibung einiger Münzen, die allerdings schon Bayer im Jahre 1722 (De nummis Romanis in agro Prussico repertis, S. 43) veranlaßte, von Caspar Schütz zu sagen: „Seine Glaubwürdigkeit soll nicht angezweifelt werden, aber ich fürchte, sein Deutungsversuch ist in Anbetracht seiner kindlichen Unerfahrenheit in diesen Dingen völlig vergeblich". Auch spätere Autoren haben sich umsonst bemüht, nach den Angaben von Schütz die auf dem Heidenberg gefundenen Münzen zu deuten (näheres darüber bei E. Förstemann, Pommerellens Altertümer, Neue Preuß. Prov.-Blätter Bd. XI, Königsberg 1851, S. 258ff.), und da die Münzen offenbar nicht erhalten geblieben sind, kann nicht mehr entschieden werden, welcher Zeit sie angehört haben. Lissauer (Präh. Denkm. d. Prov. Westpr. S. 193) vermutet, es seien Ottonen und allem Anschein nach kufische (arabische)

Münzen darunter gewesen, doch kämen meines Erachtens auch byzantinische Münzen der Völkerwanderungszeit in Frage.

Ob die Münzen mit den von Schütz erwähnten Gräbern in Zusammenhang stehen, ist zweifelhaft. Am wahrscheinlichsten ist, daß dies nicht der Fall ist, daß vielmehr zufällig die aus frühgeschichtlicher Zeit stammenden Münzen vermutlich in einem Tongefäß in der Nähe vorgeschichtlicher Gräber vergraben worden sind. Ich glaube nicht in der Annahme fehlzugehen, daß es Steinkistengräber der frühen Eisenzeit waren, die ja im Gebiet der Danziger Höhe häufig sind. Darauf deutet nämlich erstens die Fassung des Schützschen Berichtes hin, worin es heißt, daß „Menschengebeine in Krügen und Töpfen, wohl verwahrt und mit Fleiß zugedeckt, ziemlich tief in der Erde" gefunden worden seien, und zweitens die Tatsache, daß im Jahre 1656 am Heidenberg (also an derselben Stelle) ein Steinkistengrab mit 8 Urnen (darunter eine Gesichtsurne) aufgefunden wurde, von dem eine genaue Beschreibung mit Zeichnungen im Danziger Staatsarchiv aufbewahrt wird (vgl. La Baume, Die vorgesch. Besiedelung der Gegend von Danzig. Zeitschr. d. Westpr. Gesch.-Ver. H. 62, S. 12, 1922).

Die Funde vom Heidenberg haben übrigens auch volkskundliche Bedeutung. Der Berg hat den von Caspar Schütz überlieferten Namen offenbar von den dort vorhandenen vorgeschichtlichen Gräbern erhalten, und dieser Name wird auch in dem oben erwähnten Bericht des Danziger Archives gebraucht. Im gleichzeitigen Bericht eines andern Chronisten über denselben Grabfund heißt der Berg dagegen Silberberg, und zwar höchstwahrscheinlich wegen der dort gefundenen Gold- und Silbermünzen. Später sind beide Namen verloren gegangen und durch die Bezeichnung Looseberg (= Lauseberg) ersetzt worden, die hier wie in andern Orten (mehrfach z. B. in der Provinz Sachsen) eine volkstümliche Benennung für Orte mit vorgeschichtlichen Funden ist.

Nachtrag zum germanischen Haaropfer.

Von Rudolf Moschkau, Leipzig.

Bei einem Besuche des dänischen Nationalmuseums und seiner vorgeschichtlichen Abteilung im Sommer vorigen Jahres sah ich zwei germanische Haaropferfunde ausgestellt, die im Zusammenhang mit Georg Wilkes Arbeit über „Ein altgermanisches Haaropfer", Mannus Bd. 16, S. 64ff. und Kossinnas Ergänzung ebd. S. 112 Erwähnung verdienen. Um einer Veröffentlichung der Funde nicht vorzugreifen, muß ich auf nähere Beschreibung verzichten. Der käufliche dänische Führer durch die Vorgeschichtsabteilung (eine deutsche Ausgabe gibt es leider seit dem Kriege noch nicht wieder) führt mit wenigen Worten den Fund im Abschnitt „Jüngeres Bronzezeitalter" unter den Opfer- und Schatzfunden (Nr. 221) an. Hiernach handelt es sich in beiden Fällen um Moorfunde, deren genauere Zeitbestimmung unsicher ist. Die Fundstellen liegen beide in Jütland: Eising, Amt Ringköbing; Thorup, Kirchspiel Simestedt, Amt Viborg. Von diesen mir freundlichst vom Nationalmuseum bestätigten Fundorten weicht die erläuternde Beischrift in der Sammlung insofern ab, als sie Thorup im Amt Aalborg gelegen bezeichnet.

Durch beide in rein germanischem Siedelungsgebiet aufgedeckten Funde sind uns zwei sehr willkommene archäologische Zeugnisse für den religiösen Brauch der Germanen beschert worden, menschliche Haarflechten einer Gottheit, in unserem Falle wohl einer Wassergottheit, zu weihen. Als fast einzige wohlerhaltene Stücke solcher Art treten sie bedeutungsvoll neben den von Kossinna besprochenen Fund von Adelsö bei Stockholm und den von Georg Wilke bereits in diesem Sinne gewürdigten Haaropferfund aus dem Holtumer Moor bei Ahausen, Kr. Stade, der dem Protokoll nach zwar gut beobachtet scheint, stofflich aber leider für uns nicht mehr nachprüfbar ist.

Aus Museen und Vereinen.

Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte.

Zweiggesellschaft Berlin.

16. Vereinsjahr.

Am 13. Februar 1924 fand im Universitätsgebäude die 1. Sitzung statt, bei der Dr. Alfred Tode einen Lichtbildervortrag hielt über: „Die wissenschaftliche Bedeutung der archäologischen Karten".

Die 2. Sitzung fand am 28. Februar 1924 im Aulagebäude der Universität statt: Hochschulprofessor Dr. Franz Bock sprach an der Hand außerordentlich zahlreicher Lichtbilder über das Thema „Beiträge zur Erkenntnis der germanisch-deutschen Kunst". Der Vortrag soll im nächsten Jahre eine Fortsetzung erleben. Der Vorsitzer, Geheimrat Kossinna, bestätigte dem Redner, daß die Hauptkennzeichen deutscher Kunst sich schon in der germanischen Kunst der Bronzezeit beobachten lassen und von den Vorgeschichtsforschern auch schon besprochen worden seien, z. B. in Kossinnas „Deutsche Vorgeschichte".

Die 3. Sitzung, die am 18. November 1924 im Universitätsgebäude stattfand, und bei der Professor Dr. Paape den Vorsitz führte, wurde ganz ausgefüllt durch einen die neuesten Forschungsergebnisse des Redners zusammenfassenden großen Lichtbildvortrag des Geheimrats Kossinna: „Ursprung der Germanen". Der Vortrag wird im Laufe des Jahres 1925 in erweiterter Form als Buch erscheinen.

17. Vereinsjahr.

Die 1. Sitzung fand am 13. Februar 1925 im Universitätsgebäude statt.

Bei der satzungsmäßig notwendigen Wahl des Vorstandes wurde der alte Vorstand durch Zuruf wiedergewählt. Dann besprach der Vorsitzer, Geheimrat Kossinna, die neuesten Arbeiten der Gesellschaft und wies auf die als Nr. 38 der Mannusbibliothek erschienene tüchtige Arbeit von Albert Krebs hin: „Die vorrömische Metallzeit im östlichen Westfalen", ferner auf das ausnahmsweise eingerichtete 5. Heft des 16. Bandes mit Dr. Lechlers Veröffentlichung des Helmsdorfer mittelbronzezeitlichen Skelettgräberfeldes und auf den unmittelbar vor der Veröffentlichung stehenden vierten Ergänzungsband des Mannus, der den umfangreichen, reich illustrierten Bericht über unsere so hervorragende Cöthener Tagung von Pfingsten 1924 bringen wird. Der Vorsitzer teilte weiter mit, daß er die Herausgabe eines an unsere Mitglieder kostenlos abzugebenden Nachrichtenblattes plane, das zunächst einige Mal im Jahre, später vielleicht monatlich erscheinen soll, um die langen Pausen zwischen den Erscheinungszeiten der einzelnen Mannushefte auszufüllen. Sein Inhalt sollen in der Hauptsache kurze Mitteilungen über neue Funde sein.

Der Jahresbeitrag der Hauptgesellschaft ist auf 12 Mk., der der Berliner Zweiggesellschaft auf den viel zu geringen Betrag von 1 Mk. festgesetzt worden.

Zum kommenden Hauptvortrag bemerkte der Vorsitzer einleitend, daß der Vortragende seit Jahren die Geschichte der Rassen unserer steinzeitlichen Haustiere zum Gegenstand seiner Forschungen gemacht habe, als erster unter den Prähistorikern, während bisher nur Zoologen, Paläontologen und besonders Landwirtschaftsforscher und Tierzüchter sich dieses kulturgeschichtlich unendlich wichtigen Stoffes angenommen hätten, wobei sie fast durchweg auf Abwege geraten seien, weil sie eben archäologisch ganz im Dunkeln tappten. Wir erhoffen von Herrn Gandert in absehbarer Zeit ein schönes Werk über die vorgeschichtliche Abstammung unserer Haustiere zu erhalten. Heute will er uns darbieten, was er über das Pferd als Haustier ermittelt hat.

Darauf sprach cand. archaeol. praeh. Otto Friedrich **Gandert** über:

Ursprung und Geschichte des Pferdes bei den Germanen.

In der Einleitung gibt der Vortragende einen geschichtlichen Überblick über diejenige Richtung in der Haustierforschung, die sich bemüht, Haustierrassen und Völker in Beziehung zu setzen, um so zur Aufstellung von „Leitrassen" und damit zu Wegweisern vorgeschicht-

licher Völkerwanderungen zu gelangen. Schon bei Rütimeyer, dem eigentlichen Begründer der Haustierforschung, finden sich solche Gedanken. 1876 sprach sich der Paläontologe Ecker[1]) deutlich dahin aus, daß die „Reste unserer Haustiere vor allem die Wege bezeichnen, welche der Mensch auf seinen frühesten Wanderungen ..... gegangen ist." G. de Mortillet wollte 1879 die neolithische kurzköpfige Bevölkerung Westeuropas auf Grund der Haustiere aus dem Kaukasus und Afghanistan herleiten. Noch weiter gingen Kaltenegger (1881), Werner (1892), sowie Augst (1921) und Dettweiler (1922)[2]), indem sie Bezeichnungen wie „Ibererrind", „Keltenrind", „Germanenziege" oder „Nordkeltenrind" verwendeten. Am freigebigsten mit der Verteilung von Leitrassen ist Stegmann von Pritzwald[3]) (1924) gewesen. Die noch ganz ungenügende Erforschung prähistorischer Haustierreste und zugleich die schon deutlich erkennbare Tatsache, daß bereits seit dem Jungneolithikum innerhalb bestimmter Kulturkreise ganz verschiedene Tierrassen nebeneinander auftreten, machen es verständlich, daß diese „Leitrassenmethode" bisher wenig Erfolge haben konnte, am wenigsten innerhalb von Alteuropa. Daß es sich damit anders verhält, wenn man größere Erdräume in Betracht zieht, hat Adametz[4]) gezeigt.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß man von einer Behandlung des Ursprungs und der Geschichte des Pferdes bei den Germanen nicht die Konstruktion eines „Germanenpferdes" erwarten darf. Die Entstehungsgeschichte des Pferdes führt vom Tertiär über die Eiszeit mit ihren schon deutlich verschiedenen Rassen (im Jungpaläolithikum besonders drei) in das Neolithikum hinein. Hier erhebt sich die Frage: wo und wann wurde das Pferd zuerst gezähmt?

Zweifellos lebte es als wildes Steppentier während des Neolithikums in den weiten Freilandgebieten Mittel- und Nordeuropas, auch in Spanien. Nach den bis jetzt gesammelten 46 Fundstellen verteilen sich die Pferdereste folgendermaßen: Megalithkreis (Gräber und Siedlungen): 14; Schnurkeramik (Gr. u. Sdl.): 6; ostdeutsches Neolithikum (Ausstrahlungen der Schnurkeramik) (Gr. u. Sdl.): 6; süddeutsche Stichkeramik (Sdl.): 3; Schussenried (Sdl.): 1; Spiral-Mäanderkeramik (1 Gr., 6 Sdl.): 7; Michelsberger Sdl.: 3; osteuropäische bemalte Keramik (Sdl.): 5; Glockenbecherkultur (Grab): 1. Was das Pfahlbaugebiet betrifft, so findet sich das Pferd hier in den Magdalenienstationen allgemein, fehlt an mesolithischen Fundplätzen gänzlich (Waldverbreitung!) und kommt in den neolithischen Siedelungen in so seltenen und zumeist als später eingeschleppt erkennbaren Resten vor, daß hier der Domestikationsherd nicht gesucht werden kann. Für Spanien ist die neolithische Felszeichnung von Los Canjorros bedeutsam, auf der Menschen Pferde am Zügel zu führen scheinen[5]). Mehr als ein Hinweis ist dies aber vorläufig nicht, da genauere Untersuchungen in Spanien fehlen. Völlig ausscheiden muß der Kulturkreis der Grübchen- und Kammkeramik in Mittel- und Nordrußland, sowie in Finnland, in dem als einziges Haustier der Hund lebt. Selbst als Jagdbeute kommt das Pferd dort nicht vor (dagegen das Woldenberger Bernsteinpferd und ostpreußische Pferdereste wohl Anzeichen der nordöstlichsten Verbreitung des Wildpferdes!).

Die Funde der ost- und mitteleuropäischen Kulturgebiete bestehen meist nur aus vereinzelten Knochen oder Zähnen, als ob sie Reste einer seltenen Jagdbeute seien, obwohl gerade aus der Bandkeramik die meisten Siedelungen und somit Tierfunde aufgedeckt worden sind.

Aus dem Megalithkreise dagegen sind allein aus mecklenburgischen Gräbern 4 Schädel bekannt geworden. Da andere Tiere (abgesehen vom Hunde) immer nur durch einzelne Knochenteile (Speisereste!) in den Gräbern vertreten sind, muß das Pferd hier einzelne besondere Bedeutung gehabt haben, vielleicht als Totenopfer. Besonders wichtig aber sind die sieben Fundstellen von Schonen und Gotland. Nach Andersson[6]) hat das Pferd in Schweden nie wild gelebt, es könnte hierher also nur durch den Menschen gebracht sein. Der bekannte Schädel von Kvärrestad mit dem Feuersteindolch[6]) spricht auch in diesem Sinne. Wenn man dazu die vollkommene, auf ältere Vorstufen hinweisende Art des Trensenknebels von Kvarnby (Schonen)[7]) und die reichen Wagen- und Reiterdarstellungen der älteren germanischen Bronzezeit berücksichtigt, so ist es doch sehr wahrscheinlich, daß in Norddeutschland die ersten Versuche gemacht wurden, das Pferd zu zähmen. Die Ursache dürfte in der Bedeutung gesucht werden, die das Pferd als Opfertier für die Sonnengottheit

[1]) Arch. f. Anthropol. Bd. IX. S. 92.
[2]) Vgl. Mannus, Bd. 16. S. 189.
[3]) Vgl. Mannus, Bd. 17. S. 146 ff.
[4]) L. Adametz, Herkunft und Wanderungen der Hamiten, erschlossen aus ihren Haustierrassen. Wien 1920.
[5]) L'Anthropologie. Bd. 25. Paris 1914. S. 240 ff.
[6]) Ymer, 1901. S. 79—91. Taf. 3.
[7]) Prähist. Zeitschr. Bd. II. S. 174.

hatte. Da die Pferdereste aus dem bandkeramischen Kreise sehr spärlich sind, dürfte es kein Zufall sein, daß der erste bekannte Trensenknebel aus einer Grube mit Spiral-Mäanderkeramik gerade bei Halberstadt [1]) gefunden wurde, also so weit nördlich, daß er sehr wohl seine Entstehung, wenn nicht sogar seine Herkunft dem Megalithkreise verdanken kann.

Die Wagen- und Reiterbilder der älteren Bronzezeit zeugen von der Bedeutung, die das Pferd für die Germanen hatte. Von anderen Völkern seien hier nur die Griechen erwähnt. Zu ihnen kam das Pferd aus dem Norden. Vom 16. Jahrhundert [2]) an gibt es hier vielerlei Darstellungen. Die Ansicht von Antonius [3]), daß die Stele des 5. Schachtgrabes von Mykenä in die Zeit um 1700 gehöre und die früheste europäische Darstellung sei, dürfte nicht ganz zutreffen. Das 5. Schachtgrab wird um 1650 angesetzt und zudem die Gleichzeitigkeit der Stele bezweifelt. Das Schwert des Wagenlenkers scheint auch dagegen zu sprechen. Somit würden die nordischen Bilder (Kivik!) mindestens ebenso alt sein. Von Griechenland wurde das Pferd nach Kreta gebracht. Das Bruchstück eines Siegelabdrucks aus Knossos, das ein großes Pferd auf einem Schiffe zeigt, ist hierfür von Wichtigkeit. D. Zimmen [4]) weist auf die Übereinstimmung der Mähnenbüschel bei diesem Pferde mit solchen der mykenischen Wandgemälde hin. Dagegen beruht der Schluß von A. Wirth [5]), daß das Pferd von Nordafrika über Kreta nach Griechenland gekommen sei, auf Phantasie. Die Nasenbänder, die er bei dem Pferde von Knossos sehen will und die ein Analogon zum Nasenring des nordafrikanischen Kamels sein sollen, sind ebensowenig vorhanden wie — der Kopf des Tieres. Gerade am Halse ist der Siegelabdruck abgebrochen!

Die Knochenreste aus allen Gebieten der Bronzezeit weisen zumeist auf ein kleines leichtes Pferd von tarpanähnlichem Aussehen. Die Geschichte des schweren Pferdes ist noch zu ungeklärt, als daß sich bestimmtes darüber sagen ließe. Im weiteren Verlaufe des Vortrages werden die verschiedenen Typen der Trensen (Knebel- und Ringtrense) und die Sporen, die in der Spätlatènezeit als vermutlich keltische Erfindung auftreten, erklärt. Die Hufeisenfrage wird nicht endgültig entschieden, doch nach späthallstättischen Funden aus Lothringen und Spanien wahrscheinlich gemacht, daß es sich auch hier um eine keltische Erfindung handelt. Bei den Germanen kommen Hufeisen erst in der Völkerwanderungszeit in Gebieten mit steinigem Boden in Gebrauch. Der Sattel bei den Germanen wird als eine Übernahme von den Römern erklärt. Daß noch in der Kaiserzeit das Pferd bei den Germanen in besonderem Ansehen steht, beweist der Bericht des Tacitus. Weiße Rosse waren heilig. Das Pferd folgt dem toten Krieger. Archäologische Stützen für diese Angabe sind spärlich. Nur die hannoverschen Funde (Stolzenau und Nienhagen) sind zu nennen. Dagegen sind in der späteren Kaiserzeit und in der Völkerwanderungszeit die Reitergräber eine allgemeine Erscheinung, die in der Wikingerzeit (die schwedischen Vendelgräber haben bis zu drei Pferden) ihren Höhepunkt erreichen. Bezüglich der Frage, wie lange es Wildpferde in Deutschland gegeben habe, wurde auf eine Stelle bei Joh. Micrälius [6]) verwiesen, die sich aber auch auf verwilderte Tiere beziehen kann.

Professor Dr. **Paape**:

In der deutschen Ordensgeschichte findet man öfters die Bemerkung, der Hochmeister habe besonders verdienten Kreuzfahrern die Erlaubnis erteilt, auf die Pferdejagd zu gehen. Daraus muß man doch schließen, daß auch damals noch das Pferd in Ostpreußen wild lebte.

Dr. **Hohmann**, Eichwalde:

Die Ausgrabung einer germanischen Siedelung zwischen Arneburg und Bürs in der Altmark durch E. Kluge, Arneburg, ergab zahlreiche große Wirtschafts- oder Vorratsgefäße mit Pferdeknochen darin. Die Knochen stammten durchweg von jungen Tieren, und die Annahme scheint berechtigt, daß das Fohlenfleisch zur menschlichen Nahrung diente. Die Dauer der Siedelung, deren Funde im Altmärkischen Museum zu Stendal liegen bzw. zum geringen Teile in meinem Besitz und noch nicht veröffentlicht sind, erstreckt sich aus der Tènezeit bis in die römische Kaiserzeit, und der Wohnplatz steht allem Anschein nach zu dem bekannten Gräberfeld vom Galgenberg bei Arneburg in Beziehung. Die Bemerkung des Herrn Professor Paape dürfte letzten Endes auch dahin zielen, daß die von den Ordensrittern in Ostpreußen erlegten Wildpferde zwar eine Trophäe für den Ritter darstellten,

[1]) Prähist. Zeitschr. Bd. IV. S. 374.
[2]) D. Zimmen, Die kretisch-mykenische Kultur. 1921. S. 115.
[3]) O. Antonius, Grundzüge einer Stammesgeschichte der Haustiere. Jena 1922. S. 277.
[4]) A. a. O.
[5]) Albrecht Wirth, Gang der Weltgeschichte; derselbe, Heimdall, Juliheft 1924 S. 216.
[6]) Joh. Micrälius, Das alte Pommernland. Altstettin 1639. Buch VI. S. 393.

daß das Fleisch aber von der niederen Bevölkerung verzehrt wurde. Bemerkungen des alten Praetorius in den Deliciae Prussicae [1]) über den Pferdefleischgenuß der alten Litauer und den Kampf der Geistlichkeit dagegen machen das wahrscheinlich.

Professor Dr. **Heß v. Wichdorff**

bemerkt über das Vorkommen und Aussterben des Wildpferdes, daß urkundlich im Jahre 1361 das Auftreten von Wildpferden, Elchen und Auerochsen in der Nähe der Ordensburg Willenberg in Masuren überliefert ist. Herberstein erwähnt im Jahre 1516 Wildpferde in Polen, Litauen und Preußen. Diesem Schriftsteller war es unbekannt geblieben, daß zu gleicher Zeit auch noch in Pommern, und zwar in der Uckermünder Heide, die Wildpferde herdenweise vorhanden waren. Es ist das Verdienst von Thomas Kantzow, uns in seinem im Jahre 1540 erschienenen Buche „Pomerania“ eine eingehende Beschreibung der zu seiner Zeit noch lebenden Wildpferde in der Uckermünder Heide überliefert zu haben, auch über die Art ihres Einfangens und ihrer Zähmung. Er schildert sie nicht als sehr groß, aber fest und arbeitsam. Es gab unter ihnen Pferde aller Farben — Füchse, Rappen, Schimmel —, aber sie unterschieden sich von den zahmen Pferden dadurch, daß sie stets einen gelben Streifen über den Rücken laufend zeigten. Sehr kleine Schädel vom Wildpferd fanden sich übrigens im Jahre 1855 bei Prußdorf unweit Damgarten. Auch in Preußen war zu dieser Zeit das Wildpferd noch nicht ausgestorben, es wird in zwei Mandaten des Herzogs Albrecht von Preußen in den Jahren 1543 und 1546 ausdrücklich erwähnt. Die letzte Nachricht von Wildpferden in Ostpreußen stammt aus dem Jahre 1573. In der Beschreibung der Reisen und Kriegserlebnisse Lupold's von Wedel während der Jahre 1561—1606, die im 45. Jahrgang der Baltischen Studien (Stettin 1895, S. 50 bis 51) abgedruckt ist, schildert dieser pommersche Edelmann seinen Besuch im herzoglichen Tiergarten bei Neuhausen im Samland nördlich von Königsberg im Jahre 1573. Er fand daselbst auffallend schwache Hirsche, aber sehr starke Auerochsen, ferner Elche und 15 Wildpferde. Bald nach dem Jahre 1600 mögen die Wildpferde in Ostpreußen ausgestorben sein. Welche Bewandnis es mit dem Wildpferd in Westfalen hatte, das in den früher nahezu unzugänglichen Brüchen und Wäldern des Emscherbruches und des Duisburger Waldes sich bis in unsere Zeit, bis zum Jahre 1838, erhalten haben soll, ist mir nicht bekannt.

Über die Rasse-Eigentümlichkeiten der Pferde der vorgeschichtlichen Zeit Ostpreußens ist wenigstens in einer, allerdings auch für Ostpreußen schon spätheidnischen Periode die Möglichkeit eingehender weiterer Studien möglich. Professor Heß v. Wichdorff weist auf die zahlreichen Gräberfelder im Samland im nördlichen Ostpreußen hin, z. B. Warengen, Trentitten, Laptau, Blöcken, Schulstein usw., in denen zahlreiche Pferdebestattungen auftreten. Diese sehr späten Gräberfelder ermöglichen also, die Pferderassen des nördlichen Teiles von Ostpreußen zur Zeit der heidnischen Samländer, also mehrere Jahrhunderte vor Beginn der Ordenszeit, näher zu untersuchen und kennen zu lernen.

Univ.-Professor Dr. **Hahn**:

Die wilden Pferde der Eiszeit haben, was nicht immer beachtet wird, in Mitteleuropa wilde Nachkommen in vielen Gegenden unseres Vaterlandes in den Wäldern, besonders Laubwäldern, bis weit ins Mittelalter, ja bis in die Neuzeit gehabt.

Denn allmählich hatte sich ein Eigentumsrecht an diesen wilden Pferdeherden, ja auch eine gewisse Pflege herausgebildet, indem von Zeit zu Zeit alternde Hengste abgeschossen wurden, damit ein jüngerer Hengst die Führung der Herde übernehme, den man mitunter auch der wilden Herde beigab. Ein solcher Hengst heißt in der Lippischen Küchenrechnung um 1537 „Schelch“ (for enem schelen up de Senne). Ich nehme daraus den Grund auch den wilden Schelch des Nibelungenliedes für einen solchen Hengst zu erklären. Wahrscheinlich hat Siegfried dadurch, daß er außer den 4 Uren und dem Wisent auch noch den Schelch erlegte, den Unwillen der Burgunden erweckt, da es wohl stets das Vorrecht des Vornehmsten war, dies besondere Wild zu fällen. Die letzten Reste solcher Wildpferdherden sind in den Rheinlanden erst mit der Auflösung der großen Markgenossenschaften gegen 1820 zu Grunde gegangen, nachdem die Franzosenherrschaft hier natürlich schon geschadet hatte; besonders war durch sie auch das große Wildgestüt der Lippischen Herren in der Senne aufgelöst worden.

Es ist sehr eigenartig, wenn entgegen dem Verbot des Papstes Zacharias, das Bonifatius den sächsischen Neuchristen übermitteln mußte, öfter, so im Kochbuch des Marx Rumpolt, des Küchenmeisters Albrechts von Brandenburg, gerade das wilde Pferd gegessen wurde, während es mir im allgemeinen doch nicht richtig erscheint, Pferdefleisch als eine allgemein verbreitete Speise, auch nicht für unsere heidnischen Vorfahren im deutschen Gebiet anzusehen.

[1]) Vgl. Pisanski ed. Meckelburg. S. 429f.

Bücherbesprechungen.

Die Eiszeit. Zeitschrift für allgemeine Eiszeitforschung, Organ des Institutes für Eiszeitforschung in Wien. Begründet und herausgegeben von Josef Bayer, Direktor am Naturhistorischen Museum in Wien. 1. Band, 1. Heft. Gr. 4°, 80 S., reich illustriert. Leipzig 1924. Karl W. Hiersemann. Preis 12 Goldmark.

Bei der heutigen wirtschaftlichen Lage der mitteleuropäischen Forschung und bei der gefahrdrohenden Zersplitterung ihrer literarischen Behelfe bedarf eine Neugründung, wie es die vorliegende Zeitschrift ist, schon einer gewissen Rechtfertigung.

Der Herausgeber gibt diese in dem Geleitwort, aus dem Gründung, derzeitige Organisation und geplanter Ausbau des Institutes für Eiszeitforschung zu entnehmen sind: die prähistorische Sammlung des Wiener Museums, der Bayer vorsteht, umfaßt gewaltige Bestände an diluvialem Fundmaterial, das größtenteils aus jüngeren Grabungen des Museums selbst stammt, also der Fundkritik standhalten kann. Der Ausbau dieser Sammlungen zu einer eiszeitlichen Sondergruppe, in der auch das Quartärmilieu voll zur Anschauung gebracht werden soll, erfordert und ermöglicht eine wissenschaftliche Nutzbarmachung, die über das rein Museale hinausgeht. So empfahl sich die Schaffung eines Außengliedes, das dem an sich bürokratisch-starren Rahmen der Museumsabteilung die nötige Beweglichkeit geben sollte. Das „Institut für Eiszeitforschung" ist ein Annex zur Musealsammlung und dient dem Zusammenarbeiten der verschiedenen, an den Eiszeitproblemen beteiligten Wissenszweige, die nur allzu oft getrennt marschieren. Zur wissenschaftlichen Beratung bildete sich die Kommission für Eiszeitforschung, in der Prähistoriker, Geologen und Paläontologen, Paläobiologen, -botaniker und -geographen, sowie Zoologen vertreten sind und die nach Bedarf Vertreter aller anderen Fächer zu Worte kommen läßt. In ihr spielt sich die Hauptarbeit ab, indem in internen Verhandlungen die Fragen erörtert und die zu ihrer Lösung dienlichen Richtlinien festgelegt werden und weiterhin über die erzielten Ergebnisse Bericht erstattet wird. Das Institut unterscheidet sich also grundsätzlich von gelehrten Gesellschaften und will als Mittelding zwischen einer solchen und dem Museum gewertet werden. Seinem Wesen nach ist es international und erstrebt die Mitarbeit auch der auswärtigen Fachgenossen. — Soviel über die musealtechnische Seite der Sache.

Daß in dieser Richtung ein Bedürfnis vorlag, ist jedem Kenner der Dinge einleuchtend. Die heftigen Streitigkeiten über die geologisch-archäologische Gliederung des Eiszeitalters — Streitigkeiten, an denen Bayer selbst so stark beteiligt ist — wären weniger unbefriedigend verlaufen, wenn dieses Zusammenarbeiten früher verwirklicht worden wäre, was schon längst durch den gewaltigen Zuwachs an Fundtatsachen und Einzelergebnissen geboten erscheinen mußte.

Die großzügige Pariser Stiftung des Fürsten von Monaco schien das zu verheißen. Doch blieb sie zufolge des Krieges im wesentlichen auf Frankreich beschränkt. Die Zerfahrenheit in der Quartärforschung ist seither nicht kleiner, sondern größer geworden. Wohl aus solchen Erwägungen hat man die Unterordnung der Quartärarchäologie unter die vermeintlich schlüssigen Ergebnisse der geologischen Forschung verlangt. Aber abgesehen davon, daß die Geologen das Quartär oft etwas stiefmütterlich behandelt haben, sind sie ebensowenig zu einstimmigen Schlüssen gelangt.

Da ferner auch der größte Gelehrte unmöglich Spezialist in allen einschlägigen Wissenszweigen sein kann, blieb jede an sich noch so achtunggebietende Einzelleistung, für das Gesamtproblem unfruchtbar, befangen in kritikloser Übernahme oder unzuständiger Kritik der Ergebnisse aus den Nachbarfächern, oder deren völliger Außerachtlassung. — Die Wiener Gründung geht andere Wege. Die Quartärforschung erfordert als Grenzgebiet mehrerer Wissenschaften Synthese, die unmittelbare Zusammenarbeit der verschiedenen Fächer.

Die Referatthemen des ersten Jahres Institutsarbeit umfassen demgemäß ein ganz gewaltiges Wissensgebiet. Hier ist auch der Platz, zu erwähnen, daß die Feldgeologen der altberühmten „Geologischen Reichs- (jetzt Bundes-) Anstalt", mitführenden Anteil an der Institutsarbeit nehmen. Für diese bietet Wien günstige Bedingungen: nicht nur durch seine Lage in einem Brennpunkt internationaler Beziehungen und geistigen Austausches, nicht nur durch den Fundreichtum der niederösterreichischen Lößgebiete, sondern vor allem auch durch die Tatsache, daß Österreich an der alpinen Vereisung großen Anteil hatte und hat. Dadurch bleibt für das Studium der Gletscherphänomene eine gewisse Unmittelbarkeit gewahrt. Dazu kommt, daß es dem Zwischengebiete der beiden europäischen Vereisungsmitten angehört und daß hier alpine Vereisung und extraglaziale Erscheinungen, wie der Löß, in Altersbeziehungen treten, die sich z. B. in Frankreich nicht so gut studieren lassen.

Zu diesen im Eiszeitproblem selbst begründeten Erwägungen kam, daß die Lösung der wissenschaftlichen Arbeit östlich der deutschen Sprachgrenze von ihrer bisherigen Führung eine vergrößerte Vielsprachigkeit der Literatur zur Folge hat; wichtige Ergebnisse bleiben so ungenügend bekannt. Hier durch autorisierte Übersetzungen in eine der Hauptumgangssprachen vermittelnd einzugreifen, wird eine wichtige Aufgabe der „Eiszeit" sein[1]). Im übrigen ist der Aufbau des Blattes der herkömmliche und seien hier nur noch einige der wichtigsten Aufsätze kurz gestreift.

Gleich der erste (Ampferer, Über geologische Erforschung des Eiszeitalters) wirkt programmatisch. Wer Ampferers vorsichtiges Urteil und neidlose Anerkennung fremder Forscherindividualitäten kennt, wird es richtig zu würdigen wissen, wenn er in diesem Aufsatze die heute geltenden Auffassungen vom Wesen der Gletschererscheinungen in ihren Grundlagen anzweifelt. Dies gilt von der „Verzahnung" zwischen Schotterfeldern und Erdmoränenwällen als Beweis für ihren kausalen Zusammenhang (— während sich beide Ablagerungen nach Ampferer auf dem voralpinen Gelände gegenseitig ausschließen —) von der Beweiskraft der Hoch- und Niederterrassenschotter für die zugehörige (Riß- und Würm-)Eiszeit (die Terrassen reichen in vielen Fällen bis hinter die angeblich dazugehörigen Alt- und Jungendmoränen ins inneralpine Gebiet zurück), von der Methode der hypsometrischen Terrassenvergleichungen (— seit Penck selbst den tektonischen Verbiegungen so breiten Raum gewährt) und anderen Eckpfeilern unserer heutigen Auffassungen. Die Hauptursache der großen Aufschotterungen erblickt Ampferer in tektonischen Bewegungen. Auch hinsichtlich der Erosionsleistungen werden wir umlernen müssen: ein Vergleich zwischen der heutigen Wasserführung des Inn bei Innsbruck mit dem Querschnitt des Inntalgletschers daselbst ergibt bei Annahme gleicher Niederschlagsmengen eine Eisgeschwindigkeit von etwa 3 m pro Tag. Das ist so viel mehr als beim heutigen Gletscher, daß man wohl für die Eiszeit auf eine wesentlich geringere Niederschlagsmenge schließen muß. Auch fehlen dem Eisstrom Hauptkräfte der Flußerosion: Lawinen, Bergstürze, Muren und Hochwässer, die die fluviatile Wasserführung mehr als verzwanzigfachen können. Die Hauptreibung spielt sich übrigens im Eise selbst ab: die Rand- und Bodenpartien bewegen sich viel langsamer als die Strommitte. — So können Partien kräftiger Erosion mit weiten Strecken fast ohne solche abwechseln.

Insgesamt zeigt die Analyse eines Großgletschers auf seinem Wege bis ins Alpenvorland eine auffallende Armut an glazialen Ablagerungen. Nur der Gletscherhochstand ist stark vertreten, was für seine lange Dauer gegenüber den anderen Stadien spricht. Dabei ist die Schuttführung, sobald die Laufrinnen einmal geglättet waren, relativ gering. Die Ablagerungen des Vor- und Rückmarsches sind voneinander (und auch von denen des Hochstandes) kaum zu unterscheiden. Besser belegt sind die Vorstöße der Rückzugsschwankungen. Lokalgletschern mit gewaltiger Schuttführung im Gebiete der nördlichen Kalkalpen mißt Ampferer viel Bedeutung bei. In seinem Aufsatze „Beiträge zur Glazialgeologie des Enns- und Ybbstales" (hier S. 38—46) weist er auf Grund neuester Kartierungen nach, wie Moränen solcher Gletscher im „Gesäuse", die Stirn an Stirn mit den Jungendmoränen liegen und völlig gleichzeitig sind, diese letzteren hermetisch von den angeblich zugehörigen Niederterrassenschottern abgeriegelt halten. Das Studium weiterer Profile in diesem Gebiete führt Ampferer zur Kritik an der Schotterterrassenlandschaft überhaupt: Terrassen können nicht so ohne weiteres im Sinne Penck's als Zeugen verschiedener Eiszeiten verwertet werden. Es ist denkbar, daß drei Terrassen, die als ältere Decke, jüngere Decke, Hochterrasse aufgefaßt werden, in Wirklichkeit Ausschneidestufen einer einheitlichen Auffüllung sind. Dem Inhalte nach ist dann die oberste Terrasse die jüngste und nur der Entstehungsgeschichte nach die älteste. Ob es sich nun so verhält, oder ob wirklich eine ideale Penck-Brücknersche Terrassenlandschaft vorliegt, hängt entscheidend vom Verhältnis der Schotterstufen zum

[1]) Das 2. Heft bringt z. B. Kozlowskis wichtige Arbeit über „Die ältere Steinzeit in Polen" in erweiterter deutscher Ausgabe.

Grundgehänge ab. Nur wenn jeweils die Stufe zuerst ausgeschnitten und dann überschüttet wurde (Ampferers Fig. 8, III auf S. 45), ist der Beweis zwingend, daß hier Erosion und Aufschüttung gewechselt haben, was einen recht verwickelten Wechsel in der Flußtätigkeit voraussetzt. Wo sich derlei nicht erweisen läßt, muß untersucht werden, inwieweit das Tal präglazial gebildet ist. Liegen doch auch uralte Interglazialbildungen an der Basis der Schweizer Täler, die also schon damals bis zu dieser Tiefe erodiert gewesen sein müssen.

Ref. ist auf diese Ketzereien Ampferers so ausführlich eingegangen, weil solche methodologische Einwendungen Anlaß zu ernster Überprüfung bisher als unumstößlich geltender Auffassungen geben sollten.

Diwalds „Neue Grundlagen zur praktischen Analyse der Landschaft" wollen für deren historische Morphologie gesetzmäßige Oberflächenformen als Bestimmer früherer Landschaften herausfinden. Gleich Diwalds „Morphogenese der Ötscherlandschaft" (Wien, 1921), die seitens der herrschenden Richtung allerdings schärferem oder gelinderem Widerspruch begegnet ist (Brückner, Mitt. Geogr.-Ges. Wien, 65, 82f.; Krebs, Peterm. Mitt. 1924, 5/6), ist auch diese neue Arbeit von dem Bemühen um die Methode getragen, durch welche die präglazialen Vorformen rekonstruiert werden können. Die Wiederherstellung dieser im wesentlichen tertiären Vorformen, an sich ihres hohen Alters wegen schwierig und durch die glaziale Umformung noch mehr erschwert, muß aus dem eisfrei gebliebenen Vorlande vergletschert gewesener Gebiete in diese selbst hineingetragen werden.

Günther-Koblenz, den Lesern des „Mannus" wohlbekannt, hat einen schönen Beitrag über „Vulkantätigkeit und Eiszeit im östlichen Eifelvorland" beigesteuert. Aus seinen langjährigen Studien dieses mitteleuropäischen Vulkangebietes ergibt sich, daß die Lavaergüsse erst nach der Bildung der Hauptterrasse (= älteres Diluvium) stattfanden, sich in Aschen- und Tuffauswürfen während der Lößzeit fortsetzten und mit Traß- und Bimssandablagerungen nach Bildung der Niederterrasse endeten. Die Ausbrüche scheinen nicht sehr langandauernd gewesen zu sein; nur der Bimssand zeigt außerordentlichen Umfang. Günther setzt ihn ins Frühalluvium. Die Oberfläche der Niederterrasse zeigt bereits Verlehmung und eine der Gegenwart entsprechende Flora. Auf solcher mit Schlick sand bedeckter verlehmter Niederterrasse fanden sich 1922 zu Weißenturm unter dem ganz ungestörten Bimssand Skelettreste, die eine Kannibalenmahlzeit zu verraten scheinen. Der Fund ging leider größtenteils verloren, enthielt übrigens anscheinend keine Artefakte. Nach den von Günther reichlich ausgewerteten Zeugnissen der Fauna und Flora kann zwischen den Auswürfen von Bimssand und den auflagernden grauen Tuffsanden kein allzugroßer Zeitraum angenommen werden. Dies gelte auch für den ganzen Aufbau des vulkanischen Eifelvorlandes vom Tertiär bis ins Alluvium, der dem System der vier Eiszeiten mit ihren Zwischeneiszeiten und Schwankungen nicht genug zeitliche Entfaltungsmöglichkeiten lasse; wir werden uns wohl „mit weniger begnügen müssen."

Bayer („Die geologische und archäologische Stellung des Hochgebirgspaläolithikums der Schweiz") behandelt die Zeitstellung der alten Funde vom Wildkirchli und der neuen aus dem Drachenloch ob Vättis und von Cotencher. Die zwei ersteren verlegt er in die Zeit des Acheuléen (Mindel-Riß-Interglazial Penks = großes Interglazial Bayers) und Cotencher als eine Art Fortsetzung des hochalpinen Paläolithikums unter sich verschlechternden Klimaverhältnissen ans Ende dieser Zeit (Prä-Rißzeit Penks). Diese Datierung steht im Gegensatz zur bisherigen, nach welcher die Schweizer Stationen zwischen Riß- und Würm-Eiszeit Penks lägen. Die neuen Höhlenfunde von Mixnitz in Steiermark seien Aurignacien.

Eine neue niederösterreichische Magdalénienstation, die „Frauenlucken" im oberen Kamptale, behandeln H. E. Wichmann und Bayer. Sie tritt als zweite, wenn auch kleine Station des Magdalénien neben die altbekannte Gudenushöhle, doch deuten sich im Kremstale bereits weitere (z. B. die „Schusterlucke") an.

Kerner-Marilaun setzt sich eingehend mit Spitalers neuem Erklärungsversuch der Eiszeit auseinander. Nach dem Mißerfolg anderer Erklärungsversuche kommen jetzt astronomische wieder zu Ehren. Paläogeographische Voraussetzungen, Wärmedurchlässigkeit der Atmosphäre und die Einflüsse der Erdstellung (variable Elemente der Erdbahn) auf das Klima müssen zuerst ermittelt werden, ehe man für ein bestimmtes Paläoklima (z. B. das quartäre) nach Abzug ihrer realen Einflüsse den unerklärten Rest durch Hypothesen (z. B. Polverschiebungen) zu erklären trachtet. Für sich allein können solche Theoreme nicht den Inhalt einer brauchbaren Hypothese bilden. Solche reale Arbeitsbegriffe für einen der drei soeben genannten Faktoren der Paläoklimate, nämlich für die variablen Elemente der Erdbahn errechnet zu haben, ist das bleibende Verdienst Spitalers.

„Institutsnachrichten" und „Bücherbesprechungen" bilden den Abschluß des Heftes. Das bereits erschienene zweite Heft bringt u. a. einen Aufsatz über neue diluviale Funde in Südmähren (mit der Kleinplastik eines Mammuts). Dem Verlage Hiersemann in Leipzig

gebührt für die völlig friedensmäßige Ausstattung der Zeitschrift Dank und Anerkennung. Daß ihr eine weite Verbreitung beschieden sein wird, darf man im Hinblick auf die Vielseitigkeit des Inhalts und das große Interesse für die Aufgaben der Eiszeitforschung füglich annehmen.

Wien. **A. Mahr.**

Mitteilungen aus der Sammlung vaterländischer Altertümer der Universität Greifswald, herausgegeben von Dr. Erich Pernice, Professor der Archäologie, Vorsteher der Sammlung vaterländischer Altertümer, I (In: Schriften der Gesellschaft der Freunde und Förderer der Universität Greifswald). Greifswald 1924.

Das erste Heft dieser neuen Mitteilungen enthält zwei Abhandlungen: 1. Die steinzeitliche Kultur von Lietzow auf Rügen von Prof. Dr. F. Klinghardt. 2. Die Beilformen der Lietzow-Kultur und ihre Bedeutung für die Typenentwicklung im Norden von Dr. W. Petzsch.

Gute Ausgrabungen gehören auf Rügen neben den unzähligen Zufallsfunden zu den Seltenheiten. Es ist daher sehr erfreulich, daß Klinghardt hier in verdienstlicher Weise die bei einer solchen gemachten Funde vorlegt. Das Ausgrabungsgelände liegt unweit des durch zwei frühneolithische Fundstellen bekannten Dorfes Lietzow auf der Südseite des Großen Jasmunder Boddens (und zwar bei der Försterei Augustenhof, Gemeinde Kalswief — diese Angabe hätte nicht fehlen sollen! —). Es handelt sich um Werkstättenfunde. Einer genauen Beschreibung der Fundumstände nebst Angabe der Erdschichtenfolge an den einzelnen Grabungsstellen folgt eine eingehende, von guten Abbildungen begleitete Behandlung der Fundstücke. Unter ihnen fallen die gut erhaltenen Geräte aus Hirschgeweih, vereinzelt auch Rehgehörn und Knochen, auf. Sie sind zum Teil mit rechtwinklig (oder annähernd rechtwinklig) sich kreuzenden Linien verziert. Bei den Feuersteinfunden ist erfreulicherweise auch den Stücken, die nicht bestimmten Typen angehören, eine genaue Beschreibung gewidmet. Eine typisch vollneolithische Pfeilspitze, die als Einfuhrgut anerkannt wird, fällt aus dem Rahmen der übrigen Funde heraus. Zusammenstellungen der archäologischen, geologischen, anthropologischen, paläontologischen, botanischen Ergebnisse nebst Bemerkungen über die Werkzeuge, die am „Spitzen Ort" in Lietzow zusammengeschwemmt sind, und ein Abschnitt über „die Kulturhöhe der Leute von Lietzow" beschließen die Arbeit.

Mit der Ansicht Klinghardts, daß die Träger der Lietzowkultur zu einer Zeit lebten, wo die Stämme ihrer Umgebung (gemeint ist nach einer Bemerkung auf S. 43 das übrige Rügen) schon im Vollneolithikum standen (S. 39), kann ich mich nicht einverstanden erklären, bin vielmehr der gleichen Meinung wie Petzsch (S. 44, Anm.), daß es sich um „eine echt mesolithische Kultur" handelt. Besonders erhielt ich diesen Eindruck bei Besichtigung der mir freundlichst von Herrn Geheimrat Pernice — Herr Professor Klinghardt war leider gerade abwesend — gezeigten Fundstücke in der in guter Neuaufstellung befindlichen Greifswalder Sammlung. Die Geräte vom „Spitzen Ort" in Lietzow, denen auch Klinghardt offenbar die neuen Funde bezüglich ihres Alters gleichsetzt, sind bisher ja stets für frühneolithisch gehalten worden (vgl. besonders „Die ältesten Spuren des Neolithikums auf Rügen" von Eugen Bracht, der die Namen „Lietzower Stufe" oder „Spitzer-Ortstufe" in Betracht zog[1]). Wenn die Auffassung Klinghardts vermutlich auch sonst noch auf Widerspruch stoßen wird, so wird dadurch der Wert der mustergültigen Fundbeschreibung natürlich in keiner Weise beeinträchtigt.

Die Arbeit von Petzsch ist der Versuch zu einer Typologie der — um die gut eingebürgerte Bezeichnung von Sarauw zu gebrauchen — „Kernbeile". Statt in der vom Verf. angewandten Betrachtungsart „wenn man die Schneide senkrecht stellt" (S. 45) und den daraus folgenden Bezeichnungen „Ober-, Unterkante" usw. sei es gestattet, sie in gewohnterer Ausdrucksweise (Nacken = oben, Schneide = unten) wiederzugeben.

Bei der ältesten Form liegen die Grate auf den Breitseiten, nach welchen derartige Kernbeile auch „Gratbeile" genannt wurden, ungefähr in der Mitte und ziemlich hoch über der durch Nacken und Schneide gelegt gedachten Ebene. Da die Breitseiten in Kanten zusammenstoßen — Schmalseiten sind demgemäß nicht vorhanden —, so ist der Querschnitt

[1]) Paläethnologische Konferenz in Tübingen...., redigiert von R. R. Schmidt; Beiheft zum Korresp.-Blatt der Deutsch. Ges. f. Anthropol., Ethnol. u. Urg. (Braunschweig 1912), S. 18. — Derworn setzte sie sogar zeitlich vor die Kjökkenmöddinger und dem Azilien oder Tourassien gleich (eben genannt. Korresp.-Bl. 48, 1917, S. 17), was aber wohl kaum zutreffen würde.

also rhombisch oder rhomboidisch, weshalb Baier (nicht Beier) von „rhomboidischen Arten" sprach. Die Grate verschieben sich später aus der Mitte der Breitseiten auf je eine der beiden Kanten zu und liegen nicht mehr so hoch über der Ebene durch Nacken und Schneide. Dadurch wird das Rhomboid des Querschnitts erheblich schmaler als bei der vorigen Stufe. Ging die Verschiebung so weit, daß die Grate von der Mittelachse des Beils ebensoweit entfernt waren wie die Kanten, so wurden die Grate selbst zu Kanten, deren es damit also vier gab. Diese schlossen dann zwei Breitseiten und zwei nunmehr ausgebildete Schmalseiten ein: Das Beil mit rechteckigem Querschnitt (Rechteckbeil) ist fertig. Danebenher läuft aber auch eine Entwicklung zum Beil mit linsenförmigem Querschnitt (linsenförmigen Beil). Es entsteht dadurch, daß die Grate auf den Breitseiten wegfallen und letztere immer gleichmäßiger zwischen den Kanten gewölbt werden.

Petzsch hält es nicht für undenkbar, daß das Kernbeil eine ähnliche Entwicklung, wie er sie für Rügen festgestellt zu haben und durch technische und stratigraphische Gründe bestätigt zu finden glaubt, auch in anderen Gebieten des nordischen Kulturkreises durchgemacht habe. Dafür spricht, daß nach Åberg eine gute Schneide bei den Kernbeilen auf dieselbe Weise zu erzielen war und auch in den dänischen Muschelhaufen erzielt wurde, wie bei den Scheibenspaltern — Åberg sagt: Scheibenbeile (skivyxor)[1] —. Und das ist gerade die Art, wie bei den „Lietzow-Beilen" die Schneide häufig hergestellt wurde. Da nun auch solche Kernbeile, bei denen gemäß der Auffassung von Petzsch die Verschiebung der Grate zur Entstehung von Schmalseiten führt, in Ertebölle Schneiden nach Art der Scheibenspalter haben[2], so erscheint in der Tat eine Entwicklung der Kernbeile im Sinne von Petzsch auch für Dänemark und Skandinavien sehr wohl möglich zu sein. Nur wäre sie dann hier gegenüber der von Åberg herausgearbeiteten Typologie, die neben anderem besonders die zunächst in Anlehnung an die Geweihart ovale, dann immer mehr gerade werdende Schneide in Betracht zieht[3], mehr in den Hintergrund getreten, während sie auf Rügen die allein herrschende war.

Allerdings ist die von Petzsch angenommene Entwicklung in der „Lietzow-Kultur" nicht zum vollen Abschluß gelangt, und zwar nach Ansicht des Verf. deshalb, weil vorher von anderswoher aus dem nordischen Kulturgebiet nach Rügen vollneolithische Beile, ebenso wie andere Geräte eindrangen. Ein deutlicher Hinweis dafür ist die bereits erwähnte, als Einfuhrstück zu betrachtende Pfeilspitze. Wenn Petzsch dabei ein Zurückbleiben der Kultur gegenüber anderen Stellen des nordischen Kreises für ganz Rügen annimmt, so ist das meines Erachtens entschieden richtiger, als wenn Klinghardt, wie oben erwähnt, nur die Gegend von Lietzow gegenüber dem sonstigen Rügen zurückbleiben läßt. Wir hätten damit den Grund für das spärliche Vorkommen der spitznackigen Feuersteinbeile auf Rügen, das auch Åberg bemerkenswert findet[4]. Danach lebte nämlich auf Rügen während der ersten durch spitznackige Feuersteinbeile gekennzeichneten vollneolithischen Periode Dänemarks und Skandinaviens noch die durch Kernbeile gekennzeichnete frühneolithische Kultur weiter. Die in der zweiten Periode auch auf Rügen zur Herrschaft kommende höhere Kultur kündigt sich aber schon durch Einfuhrstücke während ihrer ersten Periode an.

Daß bei Ausbleiben dieser dänisch-skandinavischen Einflüsse sich auf Rügen, wie Petzsch annimmt, doch — und zwar in selbständiger Entwicklung — Beilformen von vollneolithischem Gepräge herausgebildet haben würden, ist möglich. Doch möchte ich an die unbedingte Richtigkeit der zweifellos sehr geistreichen Typologie des Verf. noch nicht glauben. Auch abgesehen davon, daß nicht alle Beile in sie hineinpassen (S. 47), erscheint es mir doch nicht ganz ausgeschlossen, daß die Verschiedenheit der Formen, die für die angenommene Entwicklung spricht, nur auf Zufall beruht. Beim linsenförmigen Beil kommt diese Möglichkeit aus einem unten zu erörternden Grunde vielleicht weniger in Frage als beim Rechteckbeil. Auf jeden Fall aber muß der Auffassung von Petzsch als einer wertvollen Grundlage zur Weiterarbeit vollste Beachtung geschenkt werden. Sie wird am besten zu prüfen sein, wenn noch mehr so gründliche Ausgrabungen auf Rügen, wie die in dem vorliegenden Hefte bearbeitete, veröffentlicht werden.

Zu zwei Einzelheiten möchte ich noch Stellung nehmen. 1. Petzsch schreibt S. 52: „.... das linsenförmige Beil hat sich an anderen Stellen Rügens vollständig durchgebildet

[1]) Åberg, Nils, Studier öfver den yngre stenåldern i Norden och Västeuropa. Norrköpping 1912., S. 4.

[2]) Madsen, A. P., Müller, Sophus u. a., Affaldsdynger fra Stenalderen i Danmark. Paris, Kopenhagen, Leipzig 1900. Taf. V, Abb. 12.

[3]) Åberg, Studier 1912, S. 3—6, 30ff.

[4]) Åberg, Nils, Das nordische Kulturgebiet in Mitteleuropa während der jüngeren Steinzeit. Uppsala, Leipzig 1918, S. 7.

gefunden." Er dürfte dabei Beile vom „Diervitzer Typus"[1]) im Auge haben. Es ist nun meines Erachtens sehr wohl möglich, daß sich in der Tat vom linsenförmigen Beil der „Lietzow-Kultur" zum voll entwickelten Diervitzer Typus eine fortlaufende Entwicklungslinie spannte. Dafür spricht die auch von Åberg hervorgehobene, verhältnismäßig große Häufigkeit des Diervitzer Typus gerade auf Rügen. Jedenfalls möchte ich diesen Typus eher als eine Fortbildung des Lietzowbeils ansprechen, als mit Åberg (vgl. die letzte Anm.) in ihm eine Abart des „Beils mit dünnem Blatt" (Flachbeils) sehen.

2. Bei seinen Ausführungen über den Schliff der Beile erscheint Petzsch (S. 54) der Schluß berechtigt, daß ....„die Kunst des Feuersteinschliffs aus dem Westen eingewandert" sei. Zu dieser Annahme liegt aber doch wohl kein Grund vor. Für bodenständige Entstehung des Schliffs im Norden sprechen sowohl die nach Sarauw aus der Erteböllezeit in Dänemark, Schweden und Norwegen gefundenen Schleifsteine[2]), als auch die teilweise nur geringen Schlifspuren an Spaltern, Kernbeilen und Meißeln von Feuerstein in Ertebölle selbst[3]).

Zum Schluß sei dankbar des Herausgebers gedacht, dessen Verdienst um das Erscheinen der neuen vielversprechenden Zeitschrift in Anbetracht unserer wirtschaftlichen Notlage besonders hoch zu achten ist.

Hannover. **Hans Gummel.**

Tschumi, Otto, Die Vor- und Frühgeschichte des Oberaargaues (Kant. Bern). Neujahrsblätter der Literarischen Gesellschaft Bern, der N. F. 2. Heft. Bern 1924.

Durch völkerkundliche Vergleiche und erläuterndes Hinausgreifen über das eng begrenzte Gebiet wird das besonders als Hilfsmittel für die Heimatkunde in den Schulen gedachte Heft seiner Bestimmung vortrefflich gerecht. Eine allgemeine Fundkarte, mehrere Sonderpläne und klare Abbildungen machen es aber auch für den Fachmann wertvoll. Sichere Funde liegen erst aus dem Neolithikum vor. Die beiden Pfahlbauten von Burgäschi und Inkwil reichen mindestens bis ans Ende dieses Zeitabschnittes. Die Bronzezeit ist schwach vertreten, etwas besser die Hallstatt- und Latènezeit, und zwar besonders die erstere. Römische Bauten und Münzfunde sind in größerer Zahl bekannt, dagegen fehlt es fast ganz an Belegen aus frühgermanischer Zeit, wenn man von den wohl großenteils auf sie zurückgehenden Fliehburgen absieht.

Hannover. **Hans Gummel.**

Tschumi, Otto, Die archäologische Abteilung (des Bernischen historischen Museums in Bern). S. A. aus dem Jahrbuch dieses Museums, 3. Jahrg. 1923. Bern 1924.

Die Abteilung ist unter Anbringung von großen Erklärungstafeln, Karten und anderen Erläuterungen neu aufgestellt, die laufenden museumstechnischen Arbeiten stark gefördert worden. Das Zuwachsverzeichnis meldet über 300 Nummern, die größtenteils bei Ausgrabungen gewonnen sind. Über sie berichtet Tschumi, nachdem er als „Beiträge zur Siedelungsgeschichte des Kantons Bern, Nr. 1" kleinere neue Funde und Ermittelungen über ältere mitgeteilt hat. Der erste Ausgrabungsbericht behandelt die siebente, bisher im Stadtgebiet von Bern bekannte Begräbnisstelle der Frühlatènezeit mit einem Männer-, einem reich ausgestatteten Frauen- und einem Kindergrab. Der zweite beschreibt den römischen Friedhof von Unterseen, Kanton Bern (bei Interlaken) mit Brand- und späteren

---

[1]) Åberg, Studier 1912, S. 24ff. — Meine Frage, warum er die 6 Beile des Diervitzer Fundes, die nicht dem „Diervitzer Typus" angehören, als dicknackig bezeichne, trotzdem sie — wie auch auf meiner Abbildung des Fundes (Mannus 5, 1914, Taf. 19) deutlich zu sehen ist — dünnen Nacken haben, beantwortete Åberg folgendermaßen: „Rein typologisch können diese unzweifelhaft als dünnackig betrachtet werden. Aber mit dünnackig meint man im allgemeinen auch, daß das Beil der zweiten Periode angehört, und dies ist nach meiner Meinung nicht der Fall mit denjenigen aus Diervitz. Diese gehören u. a. der abgeflachten Scheide wegen in die Ganggräberzeit, obwohl sie doch vielleicht ein frühes Stadium repräsentieren. Ich betrachte die Beile am ehesten als eine Variante des Typus mit dünnem Blatt und dieser Typus steht ja rein typologisch den dünnackigen am nächsten, obwohl er mit den gewöhnlichen dicknackigen Beilen unzweifelhaft gleichzeitig ist. Nun rechnen wir ja aus praktischen Gründen im allgemeinen die Beile mit dünnem Blatt zur dicknackigen Beilgruppe, weil sie mit dieser Gruppe gleichzeitig sind. Das ist also die Ursache, weshalb ich sie kurz und gut als dicknackig bezeichnete."

[2]) Paläethnol. Konferenz in Tübingen, S. 31.

[3]) Affaldsdynger, S. 32, 36, 39.

Körpergräbern, der aus der Zeit um 100 n. Chr. bis ins 3. Jahrh. reicht. Unter den Beigaben sind Münzen und Barbotinegefäße hervorzuheben. Am wichtigsten ist die dritte Mitteilung, über die im Berichtsjahr erfolgten Fortschritte der seit 1919 unter Tschumis Leitung planmäßig betriebenen und alljährlich geförderten Durchforschung der nördlich von Bern in schnörkeligem Lauf von der Aare umflossenen Engehalbinsel, unter deren latène- und kaiserzeitlichen Fundstellen die von Tiefenau wohl die bekannteste ist. Östlich des 1919 beim Engemeistergut freigelegten gallorömischen Tempels wurden einige wohl als von dort verschleppte Weihegaben zu deutende Kleinfunde gemacht und eine offenbar von den keltischen und römischen Töpfern benutzte Lehmgrube angetroffen. Weiter nördlich, im Reichenbachwalde, wurde von einer bereits im Vorjahr angerührten Stelle eine durch zahlreiche Funde ins 1. bis 3. Jahrh. n. Chr. datierte Töpferei aufgedeckt. Sie besteht aus einem dreiräumigen Haus mit Anbau, in dem sich ein gut erhaltener Töpferofen (vermutlich Schmauchofen) befand, ferner einem bereits 1922 ausgegrabenen Gefäßdepot, 3 Drehplätzen, die durch ausgediente, als Unterbau für die Töpferscheiben verwendete Mühlsteine kenntlich waren, und 2 weitere Töpferöfen, alles unter einem von starken Pfosten getragenen Holzschuppen, endlich einer unmittelbar an die beiden letzten Öfen anschließenden Abfallgrube. Ein Wasserbohrschacht im Mittelraum des Hauses mit oberem Durchmesser von 2,8 m, der sich in 2 Absätzen auf 1,6 bzw. 1,4 m verengerte, war erfolglos bis auf 28,3 m Tiefe niedergebracht. Die Töpferei stellte sowohl geschmauchte Ware, wie echte und unechte Terra sigillata und auch dem 3. Jahrhundert angehörige Kerbschnittkeramik her.

Hannover. **Hans Gummel.**

Scheidt, Dr. **Walter,** Die eiszeitlichen Schädelfunde aus der Großen Ofnet-Höhle und vom Kaufertsberg bei Nördlingen. Verlag J. F. Lehmann, München. 1923. 112 S., 7 Textabb., 8 Tab., 18 Kraniogramme und 8 Tafeln.

W. Scheidt hat die Aufgabe übernommen, die Ofnetschädel, die Schliz in: „Die diluviale Vorzeit Deutschlands" naturgemäß nur sehr summarisch beschreiben konnte, anthropologisch gründlich zu bearbeiten. Das ist sehr dankbar zu begrüßen, da ein persönliches Studium der Schädel sehr schwer zu erreichen ist.

Der Verfasser hat zuerst in klarer und geradezu vorbildlich übersichtlicher Weise das Material, bestehend aus 20 Schädeln der Ofnet und dem von Birkner 1912, ebenfalls im Bez. Nördlingen, in ähnlicher Kopfbestattung und nach ihm ebenfalls der Mas d'Azil-Periode angehörend, gefundenen Schädel vom Kaufertsberg, beschrieben und alle genauen Maßzahlen nebst Indices angegeben. Es handelt sich um die Schädel von 5 Männern (mit Kaufertsberg), 10 Frauen und 6 Kindern. 12 nicht zusammengesetzte Kinderschädel fallen als nicht wiederherstellbar aus. Ferner beschreibt er 10 Atlanten, 16 Epistrophei und 25 vertebrae cervicales.

Wenn man aber zum Schluß das vorgelegte Material überblickt, ist der Eindruck, durch dessen Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit, die oft die ganze für den Menschen aufgestellte Schwankungsbreite ausfüllt, ein geradezu verblüffender. W. Scheidt hat darum auch, ehe er an die Auswertung heranging, erst einmal alles ausgeschieden, was durch postmortale Deformierung und Zerstörung unsicher erschien, ebenso die kindlichen Schädel bis auf einen, der für genauere Feststellungen verwendbar war. Es bleiben dann 11 Schädel:

2 dolichokrane,
6 mesokrane (mit Kaufertsberg) und
3 brachykrane.

Der Kinderschädel ist brachykran und auch die ausgeschiedenen Kinderschädel in der Mehrzahl kurz und breit.

Die beiden dolichokranen Schädel 1818 und 1821 sind männlichen Geschlechts, aber unter sich verschieden an Länge wie Höhe des Schädels. Schädel 1818 fällt überhaupt aus der Reihe der Ofnet-Funde als ganz verschieden heraus, mit seiner Schädellänge von 205 mm, seiner breiten, mäßig gewölbten Stirn, seinem ausgebeulten Hinterhaupt, den stark ausgeprägten Überaugenwülsten, dem breiten niederen, kräftig modellierten Gesicht. Wenn man diese Merkmale betrachtet, sieht man, daß sie genau denen entsprechen, die z. B. Hauschild als Rassenmerkmale der Crô-Magnonrasse aufgestellt hat. Ich glaube, daß man diese Zugehörigkeit noch stärker betonen kann, als es schon Scheidt tut.

Auch den zweiten dolichokranen Männerschädel, schmaler, dünn, schwach modelliert, mit stärker gewölbter Stirn, vergleicht Scheidt mit der Crô-Magnon- und der mährischen Lößrasse. — Sind hier nicht auch ganz besonders „Anklänge" an den Schädel von Combe-Capelle?

Von den mesokranen Schädeln sind 2 männlich, der Kaufertsberger und der Ofnetschädel 1800. Beide zeichnen sich durch größere Höhe vor allen anderen Ofnetschädeln aus.

Der Kaufertsberger weicht wieder völlig durch sein schamles Gesicht vom Ofnetmann wie von allen anderen Ofnetschädeln ab, die sonst alle, bis auf den als unsicher ausgeschiedenen weiblichen Schädel 1826, ein auffallend breites niederes Gesicht haben. Die weiblichen mesokranen Schädel, ebenso wie die brachykranen (ein männlicher und zwei weibliche) unterscheiden sich nur durch die Höhenstufen des Schädels und die Nasen- und Stirnbildung, im übrigen haben alle das breite, niedere Gesicht mit der großen Jochbogenbreite (133 bis 144 mm), der dabei geringeren Stirn- und Unterkieferbreite, den niederen breiten Augenhöhlen und dem kräftigen gedrungenen Gaumen. Nur diese Gesichtsschädelmerkmale sind die einzigen Eigenschaften, die allen Ofnetschädeln zukommen, so sehr sie in fast allen anderen Teilen auseinandergehen. Die Unterkiefer sollen durchweg massig, kurz und gedrungen sein, und die Rami breiter und kürzer als beim rezenten Menschen. Die innere Gestaltung der Kieferplatte scheint sehr zu variieren. Es werden alle, die für das Studium des fossilen Unterkiefers besonderes Interesse haben, an dem Buch nur das eine bedauern, das Fehlen von Photographien der Unterkieferinnenansichten, wie sie z. B. Virchow so vorbildlich in seinem „Ehringsdorfer Unterkiefer" bringt.

Die Nasen zeigen bei allen Schädeln nur geringe Maße; im Vergleich zum rezenten Menschen sollen sie durchweg in Höhe geringer, in Breite größer sein. Für alle, die der Indexberechnung Bedenken entgegen stellen, bringt der Verfasser ausgezeichnete Mediankurven und Kraniogramme, die das gewonnene Bild der Schädelgruppen bestätigen. Scheidt kommt nun zu der Frage, wie man sich die Bevölkerung vorzustellen habe, welche die Schädel in der Ofnet, die solche große Variabilität zeigen, bestattet hat.

Liegt eine, als mittel- bis leichtbreitschädelig und breitgesichtig anzusprechende Lokalrasse vor, bei der man, wenn man auf alle Fälle den langen, Crô-Magnon ähnlichen Schädel 1818 als Einzelindividuum ausschaltet, die extremen Formen immer noch unterbringen könnte, oder ein Rassengemisch, das sich um einen Lang- und um einen Kurzkopf gruppiert? Der Verfasser entscheidet sich dann für die letztere sicherlich richtige Annahme. Absolut lange Schädel von einer Langkopfrasse sind in der Fundreihe die Regel, denn die meso- und brachykranen Indizes sind durchweg durch die große Schädelbreite entstanden, die sie, wie die breiten niederen Gesichter im Erbgang dagegen von einer Kurzkopfrasse erhalten haben. Welche paläolithischen Rassen sind nun zum Vergleich heranzuziehen, um die Herkunft dieses Rassengemisches aufzuklären? Daß Schädel 1818 ausgesprochenen Crô-Magnontyp zeigt, wurde schon festgestellt, er steht allerdings als Einzelfall da, aber auch der zweite dolichokrane Männerschädel läßt, wie Verfasser feststellt, eine äußerst deutliche Annäherung an den Crô-Magnontyp erkennen. Die Crô-Magnonrasse, als der eine Faktor der Rassenmischung, ist daher wohl sicher. Für die Kurzköpfe käme, wie auch schon Schliz hervorhob, die Kurzkopfrasse von Grenelle, Clichy und Furfooz in Betracht. Obwohl der Verfasser meint, daß der Vergleich nicht so ergiebig sei wie der mit Crô-Magnon, weil durchgehends zwischen Ofnet und Grenelle der große ständige Unterschied in dem Verhältnis der Jochbogenbreite und den übrigen Maßen des Ober- und Mittelgesichts vorhanden ist, so kommt er doch letzten Endes zu dem Schluß, daß nur die Furfooz-Grenellerasse es sein kann, die mit dem Kurzkopf in dieser Mischrasse vertreten ist.

Würde es nicht zu sehr interessanten Ergebnissen führen, wenn Herr Dr. W. Scheidt auch einmal die angeblich negroide Grimaldirasse, mit dem niederen, breiten Gesicht und langen Schädel zu Vergleichen heranzöge?

Die Wissenschaft muß Herrn Dr. W. Scheidt sehr dankbar sein für die Bereicherung ihres Wissens, die er ihr mit seinem vortrefflichen Buch gebracht hat.

Berlin. **E. Fritzweiler.**

Hans Gummel, Der Pfahlbau Moosseedorf bei Bern. Mit 8 Tafeln. Theodor Schulze, Hannover. 1923.

Unter den neueren Pfahlbauschriften verdient das vorliegende Heft, mit Robenhausen und dem kürzlich erschienenen Wauwil, in die erste Reihe gestellt zu werden. Nach sorgfältigster Sichtung der weitverstreuten Literatur, einer Arbeit, die bei der Verteilung der Quellen auf antiquarische und naturwissenschaftliche Zeitschriften und Vereinsblätter, Neujahrshefte und Tageszeitungen, nicht hoch genug zu bewerten ist, schildert uns Gummel auf Grund einer klaren Disposition die Lage, die Ausgrabungsgeschichte, die Funde des Pfahlbaues und wird erst bei der zeitlichen Zuteilung etwas unsicher und breit. Besonders wertvoll, wenn die darin aufgestellten Hypothesen von Gummel auch nur ungenügend begründet werden, ist das letzte Kapitel über die Frage der Herkunft der Pfahlbaukultur. Wir können nur wünschen, daß uns die nächsten Jahre noch weitere zusammenfassende Darstellungen bedeutender Pfahldörfer in der hier vorliegenden Art bringen mögen.

Moosseedorf, ein kleiner bernischer Ort, hat zwei Pfahlbauten an dem benachbarten See den Namen gegeben, von denen, wie das die Regel zu sein pflegt, der eine am Ein-, der andere am Ausfluß des Seebaches, der Urtenen, gelegen ist. Beide hat der verdienstvolle Arzt Uhlmann aus Münchenbuchsee 1856 entdeckt und bis 1868 fast alljährlich darin gegraben. Neben Uhlmann, der bis kurz vor seinem Tod 1882 seine Ergebnisse in vielen kleinen und größeren Abhandlungen veröffentlicht hat (vgl. die vortreffliche Lebensbeschreibung dieses Prähistorikers vom alten Schlage von Dr. König-Schönbühl in den Mitt. d. Naturf.-Gesellsch. 1924, 1) war es namentlich Rütimeyer, der den Fundort in weiten Kreisen bekannt machte. In dessen Werk über die Fauna der Pfahlbauten steht Moosseedorf an erster Stelle. Die Profile Uhlmanns, besonders aber die neuesten Grabungen des Bernischen Museums (unter Leitung von Tschumi) zeigen, daß beide Pfahlbauten unmittelbar am Ufer auf Sumpfboden errichtet waren und nur geringe Ausdehnung hatten. Die Funde (in den Museen von Bern, Zürich, Burgdorf, Konstanz u. a.) sind im allgemeinen reich, doch überwiegen die Knochen-, Horn- und Steinwerkzeuge, während die Keramik nur in wenigen, vollständigen Stücken vorhanden ist. Überaus wertvoll sind die zahlreichen Tier- und Pflanzenreste, denen Uhlmann und Rütimeyer, später besonders Neuweiler ihre Aufmerksamkeit zugewandt haben.

Moosseedorf galt lange Zeit für einen der ältesten, wenn nicht den ältesten Pfahlbau der Schweiz. Rütimeyer stützt diese Annahme anfangs mit dem Nachweis, daß der Ur (Bos primigenius) ein „antediluviales" Tier, nur einmal in den Pfahlbauten, und zwar im Moosseedorf vertreten sei. Heierli setzt in seiner Chronologie, für die er uns übrigens die Begründung schuldig bleibt, Moosseedorf in seine Stufe der mittleren Neolithik. Gummel kommt nach Überprüfung des Silexmaterials und der Steinbeile, die er freilich für chronologisch wertlos hält, zu dem wohlbegründeten Schluß, daß der Pfahlbau eher in die späteren Stufen der Neolithik zu setzen sei, wenn die Kupfergeräte und Streitärte auch fehlen. Die Pfeilspitzen, die Sutzer Spitzen und die fremden, rechteckigen Steinbeile deuten darauf hin. Bei der Untersuchung der Beilfassungen läßt sich Gummel dagegen durch das Schema Dougas, dessen Anwendbarkeit er nicht weiter untersucht, verleiten, den Beginn des Pfahlbaus Moosseedorf allein auf Grund der „feineren" Keramik und der Beilfassungen mit nicht abgesetzten Zapfen (die Grenze zwischen abgesetzt und nicht abgesetzt läßt sich überhaupt nicht festlegen) in die älteste Stufe der schweizerischen Neolithik zu versetzen. Zu dieser Schlußfolgerung muß aber erst bewiesen werden, daß Douga IV tatsächlich der ältesten neolithischen Stufe der Schweiz entspricht und dafür ist uns Douga selbst den Beweis schuldig geblieben. Denn die älteste Schicht in Auvernier kann genau so gut der Mitte der Neolithik entsprechen wie etwa die unterste Schicht von Wauwil oder Schussenried-Riedschachen. Wenn auch die unterste Schicht im Weiher bei Thayngen auf dem natürlichen Torfboden aufliegt, entspricht sie trotzdem nicht der ältesten Besiedlung der Schweiz, sondern der Endneolithik. Den Beweis muß die vergleichende Typologie, natürlich im Anschluß an die stratigraphischen Ergebnisse erbringen und auf Grund dieser spricht alles gegen die frühe Ansetzung von Moosseedorf.

Wir haben von dieser Pfahlbaustation nur jüngere Aichbühler Keramik, darunter einige Formen mit Anklang an das ältere Aichbühl. Unter den Steinbeilen überwiegen die Rechteckbeile der Zeit 3, darunter einige noch mit Anklang an Zeit 2, außerdem sind Beile der Zeit 4 (spitznackige westische Rundbeile) vorhanden. Die Pfeilspitzen sprechen in gleichem Sinne, so daß Gummel mit seiner zuerst geäußerten Ansicht, daß der Pfahlbau Moosseedorf in der Mitte der Neolithik begründet wird und bis zu ihrem Ende bewohnt ist, recht behalten dürfte.

Hinsichtlich der Herkunft der Pfahlbaukultur spricht sich Gummel, im Gegensatz zu Schliz, für eine Einwanderung aus Südfrankreich aus, die später durch einen von Norden kommenden Strom (mit Schnurkeramik und nordischen Streitärten) beeinflußt wird. Eine Aufstellung, die sich auf Grund des gesamten schweizerischen Materials sehr gut stützen läßt. Der Einfluß von Nordfrankreich (Einfuhr von Pressigny-Feuerstein) müßte dagegen später, als Gummel annimmt, angesetzt werden.

Ungenügend sind die der Arbeit beigegebenen Karten. Es erklärt sich dies aus den Zeitverhältnissen sehr gut, kann aber damit nicht entschuldigt werden. Besonders gilt dies für die Tafeln 3 und 8.

Neben diesem, bei einer Neuauflage leicht zu beseitigendem Fehler, entspricht die Arbeit Gummels in jeder Hinsicht den Anforderungen, die man an eine moderne Monographie eines, zudem schon vor Jahrzehnten ausgegrabenen Pfahlbaus stellen kann, und es ist zu hoffen, daß sein Beispiel in der Schweiz und in dem Bodenseegebiet rege Nachahmung findet.

Tübingen. **Hans Reinerth.**

Pfahlbauten. Zehnter Bericht. Von Dr. **D. Viollier,** Konservator **K. Sulzberger,** Dr. P. **Emanuel Scherer,** O. S. B., Prof. Dr. **O. Schlaginhaufen,** Prof. Dr. **K. Hescheler** und Dr. **E. Neuweiler.** Mit 15 Lichtdrucktafeln, Plänen und Textillustrationen. Mitteil. d. Antiquar. Ges. in Zürich. Bd. XXIX, Heft 4. (88. Neujahrsblatt.) Zürich 1924.

Die Geschichte der Schweizer Pfahlbauforschung zerfällt in zwei Abschnitte. Der erste reicht vom Entdeckungswinter 1853 bis etwa um 1890 und ist gekennzeichnet durch den Mangel an Methode und die „Jagd nach dem Objekt". Die Fülle der Pfahlbauten-Literatur entstammt vornehmlich dieser Zeit und zeigt als Leitpunkte Ferd. Kellers unentbehrliche Pfahlbauberichte, deren letzter IX., von Heierli herausgegeben, 1888 erschien. Das folgende Jahrzehnt, in dem die unerschöpflichen Seen und Moore schweigen, ist von Heierlis stiller, rastloser Arbeit ausgefüllt. Seine Ergebnisse, die „Urgeschichte der Schweiz" (1901) regen das Interesse wieder an und es beginnt schließlich 1908, mit dem Erscheinungsjahr der Jahresberichte der Schweizerischen Gesellschaft für Urgeschichte der zweite Abschnitt, der der systematischen Forschung. Im X. von Viollier herausgegebenen Pfahlbaubericht von 1924 findet er seinen klarsten Niederschlag.

Während man im I. Zeitabschnitt der Erforschung der Pfahlbauten und auch im Beginn des II. noch diese als im Wasser errichtet ansieht, betrachtet man sie jetzt als Ufersiedelungen. Diese neue Erkenntnis von dem zur Stein- und Bronzezeit anderen durch das Klima bedingten Wasserstand bedeutet einen großen Fortschritt gegenüber den früheren Ansichten und ist das Ergebnis systematischer stratigraphischer Forschung im Verein mit naturwissenschaftlichen Fächern (Geologie, Klimaforschung, Botanik). Ein neuer Beweis, welcher Nutzen der Vorgeschichte aus einem gutnachbarlichen Verhältnis zu den Naturwissenschaften erwächst!

Dieser X. Pfahlbaubericht kann in seiner klaren, übersichtlichen Gliederung als Vorbild einer Zusammenfassung langjähriger landesarchäologischer Forschungsarbeit dienen. Er ist den Moor- und Seesiedelungen der Ost- und Zentralschweiz gewidmet. Viollier kennzeichnet in der Einleitung den gegenwärtigen Stand der schweizerischen Pfahlbautenforschung und weist auf die vielen wichtigen Fragen hin, die noch der Lösung harren (relative Chronologie; Herkunft der ältesten Pfahlbauer, ihrer Kulturpflanzen und Haustiere; geistige Kultur).

Im Hauptteil werden sodann in landschaftlicher Folge die Packwerk- und Pfahlbauten besprochen. Über das Moorbautendorf „Weiher" bei Thayngen berichtet der Ausgräber K. Sulzberger selbst. E. Scherer hat die Bearbeitung der Urschweiz und der Kantone Zug und Luzern, sein eigentliches Forschungsgebiet, übernommen, während die übrigen Berichte von Viollier stammen. Bei jeder Siedelung finden wir die genaue Lokalisierung (besonders wertvoll im Vergleich zu den ungenügenden Angaben der früheren Pfahlbautenberichte), Entdeckungsgeschichte und Funde, dazu ein sorgfältiges Literaturverzeichnis. So sind bisweilen ausführliche Monographien entstanden (Weiher bei Thayngen; Ossingen, Bez. Andelfingen; Alpenquai, Bez. Zürich). Pläne und Abbildungen im Text, dazu 15 ausgezeichnete Lichtdrucktafeln vervollständigen die beneidenswert „friedensmäßige" Ausstattung dieser musterhaften Arbeit.

Für die Bearbeitung des anthropologischen, fauni stischen und flori stischen Materials sind verdiente Forscher: O. Schlaginhaufen, K. Hescheler und E. Neuweiler gewonnen worden. Diese Namen bürgen für volle Auswertung des Stoffes. Angesichts dieses X. Pfahlbautenberichtes kann man jedenfalls nicht mehr sagen, was Rudolf Virchow (Zeitschr. f. Ethnol., Bd. 20, 1888, S. 135) bei Besprechung des IX. schrieb: „Aber es wird wohl noch lange dauern, ehe die Bedeutung der zoologischen und anthropologischen Fundstücke in das Bewußtsein selbst der eigentlichen Forscher übergeht."

Man muß den XI. Pfahlbaubericht, den Viollier über die Westschweiz vorbereitet, mit Spannung erwarten.

Berlin. **Otto-Friedrich Gandert.**

G. Behrens, Denkmäler des Wangionengebietes. Heft 1 der Germanischen Denkmäler der Frühzeit, herausgegeben von der Römisch-germanischen Kommission des Deutschen Archäologischen Instituts. Frankfurt a. M. (J. Baer), 1923. 65 Seiten, 60 Textabbildungen, 3 Farbentafeln, 1 Karte. 6 Mark.

Lange Zeit hindurch sind die germanischen Funde des Mittelrheingebietes zugunsten der römischen Altertümer von der westdeutschen Forschung recht stiefmütterlich behandelt worden. Ein Hauptverdienst Schumachers war es, daß er den germanischen Denkmälern zu ihrem Rechte verhalf; seiner Anregung verdanken wir es auch, daß eine zusammenfassende Veröffentlichung des Kulturnachlasses der Rheingermanen von der römisch-germanischen Kommission unternommen wurde, deren erstes Heft jetzt vorliegt. Es befaßt

sich mit dem reichsten Fundgebiet des Mittelrheins, mit Rheinhessen, das nach den Zeugnissen der antiken Überlieferung, die Drexel auf S. 1—3 zusammenstellt, hauptsächlich von Wangionen bewohnt war. Behrens legt das mit großer Sorgfalt gesammelte Material, das bisher nur ungenügend und recht zerstreut veröffentlicht war, übersichtlich vor und erläutert es durch eine große Anzahl trefflicher Abbildungen. Besonders hervorzuheben sind die drei farbigen Tafeln, welche die im Rheingau häufigen bemalten gallischen Tongefäße in größter Treue wiedergeben und einen schönen Schmuck des Heftes ausmachen.

Die überwiegende Zahl der Funde stammt aus dem letzten Jahrhundert v. Chr., aus der Zeit des Kampfes zwischen Ariovist, dem auch die Wangionen Gefolgschaft leisteten, und Caesar. Doch glaubt Behrens (S. 61) auch schon in dem voraufgehenden Jahrhundert (Mittel-Latenezeit) germanische Einwanderer annehmen zu dürfen. Leider sind unter der großen Zahl der Funde fast gar keine planmäßig gehobenen, die für die Frage der Stammeszugehörigkeit nicht zu entbehren sind. Von den Grabbeigaben sind besonders die reiche Keramik[1]) — teils elegante keltische Drehscheibenarbeit, teils einfache handgemachte germanische Ware —, die übergroße Zahl von Fibeln — bis zu 10 Stück in einem Grabe, und zwar auch in Männergräbern! — und die häufigen Waffen anzuführen[2]).

Bei weitem seltener und stilistisch nicht so geschlossen sind die Funde der nachchristlichen Zeit, die bisher bis auf eine Ausnahme nur aus dem 1. Jahrhundert bekannt geworden sind. Handgemachte Tonware ist bisher fast die einzige kennzeichnende Kulturhinterlassenschaft der Germanen, die allem Anscheine nach bald völlig römischen Hausrat und römische Formen übernahmen.

Eine Zusammenstellung der zahlreichen keltogermanischen Münzen aus Rheinhessen bildet den Abschluß der Stoffsammlung. Die allgemeinen siedelungsgeschichtlichen Ergebnisse sollen erst in einem weiteren Hefte behandelt werden. Gerade weil die vorliegende Arbeit von Behrens fast ausschließlich eine Quellenschrift ist, wird sie in ihrer gediegenen Art für die Fachwelt dauernden Wert behalten.

Breslau, im September 1924. **M. Jahn.**

Oscar Almgren, Studien über nordeuropäische Fibelformen der ersten nachchristlichen Jahrhunderte, mit Berücksichtigung der provinzialrömischen und südrussischen Formen. 2. Auflage, ergänzt durch ein Nachwort, 9 Textabbildungen und zwei Karten. Mannus-Bibliothek Nr .32. Leipzig (C. Kabitzsch) 1923. XIX und 254 Seiten, 11 Tafeln, 2 Karten. 7 G.-M.

Almgrens Fibelwerk ist endlich, 26 Jahre nach seinem ersten Erscheinen, der Allgemeinheit durch eine Neuauflage wieder zugänglich gemacht worden. Dieses für die germanische Frühgeschichte grundlegende Buch, dieses glänzende Musterbeispiel einer bis in die feinsten Einzelheiten durchgeführten typologischen und chronologischen Untersuchung war seit langem vergriffen und für die meisten Altertumsfreunde nur auf dem Leihwege aus Büchereien erhältlich. Eine solch' gehaltvolle, mit dem ungeheuren, darin vorgelegten Fundstoff aufs innigste verwachsene Schrift kann aber nicht in kurz bemessener Frist vom Leser erschlossen werden; wer sie völlig auswerten will, dem muß sie als Hand- und Nachschlagewerk ständig zur Hand sein. Wie schwer dies gerade der jüngeren Generation gemacht wurde, habe ich selbst erfahren müssen. Sahen wir Berliner Studenten (1911) doch keinen anderen Ausweg, als in gemeinsamer zeitraubender Arbeit die 245 Abbildungen des

---

[1]) Trotz der zahlreichen Abbildungen sind einzelne wichtige Gruppen wie die Tonklappern leider ganz ohne bildliche Wiedergabe geblieben.

[2]) Da von Heppenheim auf S. 16g auch die drei Skelettgräber behandelt werden, hätte der ausführlichste Bericht Koehls hierüber in den Berliner Verhandlungen 1884, S. 177 und die dort anschließende eingehende Beschreibung eines Schädels aus diesen Gräbern von Virchow nicht unerwähnt bleiben dürfen. Übrigens ist es nicht ohne Interesse, daß nach Virchow dieser Schädel sich von den Schädeln aus La Tène selbst unterscheidet und den Schädeln aus südwestdeutschen Gräbern der Merowingerzeit nahesteht. — Das auf S. 26k aufgeführte, im Leipziger Museum befindliche Schwert aus dem Rhein bei Mainz ist von Richter im Illustrierten Führer durch die Prähistorische Abteilung des Städt. Museums für Völkerkunde zu Leipzig, 1922, Taf. VI, 8—9 abgebildet worden. — Die Speerspitze und der Schildbuckel aus dem Kriegergrabe von Heidelberg ist entgegen der Angabe auf S. 46 schon von Wahle in der Badischen Heimat VII (1920), S. 58, Abb. 10 und S. 60 veröffentlicht worden. — Bei der Behandlung der spät-latenezeitlichen Messer mit Tierkopfgriffen aus Deutschland wären auch die beiden schönen Beispiele aus Tschiläsen, Kr. Guhrau (Mannus X, S. 23f., Taf. I, 3—4) einer Erwähnung wert gewesen.

Almgrenschen Buches nachzuzeichnen, zu vervielfältigen und den Text genau auszuziehen. Der Herausgeber der Mannusbibliothek hat der Forschung durch diesen Neudruck einen lang ersehnten Wunsch erfüllt.

Die Neuauflage von Almgrens Bilderwerk ist gleichzeitig ein treffliches Beispiel, wie gewaltig die Germanenforschung in den letzten 25 Jahren fortgeschritten ist, zum großen Teil gerade auf Grund der Ergebnisse Almgrens. Wie seltsam mutet es uns heute an, wenn Almgren aufs gewissenhafteste nachweist, daß die Fibeln auf germanischem Boden auch germanische Arbeiten sind und nicht aus den römischen Provinzen eingeführt wurden. Und doch war das damals eine der allgemeinen Auffassung völlig widersprechende Entdeckung. Wie vorsichtig deutet Almgren 1897 die Möglichkeit an, auf Grund der verschiedenen Verbreitung der Fibelgruppen östliche und westliche Völkerstämme der Germanen zu scheiden, und wie ist heute die vor allem von Kossinna auf archäologischem Wege erschlossene germanische Stammes- und Siedelungskunde Allgemeingut der Wissenschaft geworden! Gerade Almgren ist in seinen späteren Arbeiten ein immer kräftigerer Förderer der stammesgeschichtlichen Forschungsmethode geworden.

Völlig ungealtert ist der Hauptteil des Buches, in dem die typologische Entwicklung der verschiedenen Fibelgruppen eingehend geschildert wird. Es ist der schönste Lohn gewissenhafter Forschung, zu sehen, wie die zahlreichen, stets von neuem dem Erdboden abgewonnenen Funde sich der vorher erkannten Ordnung beugen. Wäre es Almgren möglich gewesen, den in den 25 Jahren riesig angeschwollenen Fundstoff ebenso planmäßig gesammelt vorzulegen wie bei der ersten Auflage, so hätte er seine Ergebnisse sicher erweitern und vertiefen können, aber wohl in keinem wichtigen Punkte umstoßen müssen. In einem Nachwort nimmt Almgren zu einigen Fragen Stellung, die seit der Erstauflage die Forschung näher beschäftigt haben. Die wertvollste und erfreulichste Ergänzung war es, daß die von Almgren geforderte südrussische Vermittlungsform zwischen der Latenefibel und der spätkaiserzeitlichen Fibel mit umgeschlagenem Fuß inzwischen an der Dnjeprmündung in planmäßiger Grabung gefunden wurde. Ob diese Zwischenform wirklich, wie Almgren zu beweisen sucht, von einem ungermanischen Stamm geschaffen wurde, erscheint mir ungewiß. Eine größere Wahrscheinlichkeit dürfte doch noch die von Kossinna vertretene Annahme haben, daß Germanen die Urheber dieser Form waren. Freilich kann uns hier nur die Spatenforschung zu einem sicheren Ergebnis führen. Eine wertvolle Erweiterung der neuen Auflage sind die beiden Verbreitungskarten von frühkaiserzeitlichen Fibelformen, von denen besonders die zweite die kulturelle Scheidung der Ost- und Westgermanen in überzeugender Klarheit vor Augen führt. Kossinna gibt in einem Vorwort kurze Erläuterungen über die völkische Zugehörigkeit der wichtigeren Fibelgruppen.

Möge Almgrens Buch in seiner neuen Fassung der Forschung von neuem als sicherer und bis ins Kleinste wohl beratender Führer dienen.

M. Jahn.

Breslau, im September 1924.

Constantin C. Diculescu, Die Gepiden. Forschungen zur Geschichte Daziens im frühen Mittelalter und zur Vorgeschichte des rumänischen Volkes. Bd. 1. Leipzig (C. Kabitzsch) 1923. XV und 262 Seiten, 1 Tafel, 10 Textabbildungen und 2 Karten. 5 Goldmark.

Der Verfasser führt sich mit diesem Werke, das eine bedeutend erweiterte und vertiefte Bearbeitung seiner Berliner Dissertation darstellt, aufs vorteilhafteste in den Kreis der Forscher ein. Es ist die Frucht jahrzehntelanger, gewissenhafter Arbeit. Durch seine Vielseitigkeit als geschulter Germanist, Romanist und Historiker ist es dem Verfasser gelungen, unter genauester Auswertung aller erreichbaren Quellenarten die Geschichte der Gepiden, die bisher nur recht ungenügend geklärt war, sicher und ausführlich aufzubauen. Dadurch, daß er auch die Ergebnisse der vor- und frühgeschichtlichen Archäologie kräftig herangezogen hat, verschaffte er seinem Werke einen festen Untergrund und machte es zu einem Musterbeispiel einer allen neuzeitlichen Forderungen gerecht werdenden Stammeskunde. Bei dieser allseitigen und ernsten Art der Forschung sind die errungenen Fortschritte in der Erkenntnis der Einzelzüge wie des Gesamtbildes äußerst zahlreich und wertvoll. Nach der Schilderung der gepidischen Siedelungsgeschichte in Nordostdeutschland auf Grund der Forschungen von Blume und Kossinna, verfolgt der Verfasser die von der Mitte des 3. Jahrhunderts an in mehreren Zügen unternommene Auswanderung. Der erste Auszug unter dem König Fastida fand nach dem Verfasser um 248 n. Chr.[1]) statt.

[1]) Eine eigenartige Verkennung des Blumeschen chronologischen Systems ist es, wenn der Verfasser S. 26 glaubt, die auf archäologischem Wege ermittelten Datierungen wären so genau, daß sie mitunter nur einen Spielraum von 5 Jahren zuließen.

In einjähriger Wanderung zogen sie südwärts, durchquerten auf dem Dukapaß die Karpaten und erkämpften sich am Nordrand Siebenbürgens eine neue Heimat. Ein zweiter Gepidentrupp verließ einige Jahrzehnte später Nordostdeutschland und wandte sich ins Gebiet des mittleren Dnjepr in die Gegend von Kiew. Das Gebiet der ungarischen Gepiden war klein und gebirgig; erst als sie 336 nach Abwanderung der Wandalen auch die Ebene Westdaziens in Besitz nahmen, wuchs ihre Volkszahl und ihr Wohlstand. Offenbar vereinigten sich in der 2. Hälfte des 4. Jahrhunderts die Gepidenreste Nordostdeutschlands und die bei Kiew ansässigen Teile, die vor den andrängenden Hunnen auswichen, mit den ungarischen Stammesgenossen, die nach Abwanderung der Westgoten auch noch Siebenbürgen gewonnen hatten. Mit guten Gründen schreibt der Verfasser die beiden Schatzfunde von Szilagy-Somljó einem Gepidenfürsten zu, sucht aber die Vergrabungszeit wohl zu scharf auf das Jahr 405 festzulegen. Nach ihm hätte damals ein nach Gallien auswandernder Teilfürst den Doppelschatz vergraben. Näher oder wenigstens ebenso nahe liegt es, den Goten- und Hunneneinfall von 418, der den Gepiden die politische Selbständigkeit raubte, als Ursache der Vergrabung anzunehmen. 35 Jahre lang währte die hunnische Herrschaft. Nach dem Tode Attilas erkämpfte sein mächtigster Vasall, der Gepidenkönig Ardarik, den unterdrückten Völkern die Freiheit und machte sich zum Gebieter von ganz Dazien. Gegen 570 unterlag dieses große Gepidenreich dem verbundenen Angriff der Langobarden und Awaren. Aber noch mehrere Jahrhunderte lang erhielten die Gepiden sich ihre kulturelle Selbständigkeit unter awarischer Herrschaft. Erst mit dem 9. Jahrhundert verschwindet ihr Name und ihr Volkstum. Die beiden letzten Gepiden namens Buila und Butaul sind auf einer Schale des reichen Schatzfundes von Nagy-Szent-Miklos überliefert, der offenbar beim Ungarneinfall zu Beginn des 10. Jahrhunderts vergraben wurde.

Die Beantwortung der Frage, was ist aus den 6 Jahrhunderte lang in Dazien ansässigen Gepiden geworden, führt den Verfasser zu den wichtigsten Ergebnissen seiner Arbeit. Er widerlegt die im Kreise der romanischen Philologen zum Dogma gewordene Auffassung, im Rumänischen gäbe es keine altgermanischen Bestandteile, indem er, ohne die Eigennamen zu rechnen, mindestens 300 solcher Elemente nachweist. Die Romanen und romanisierten Bewohner (Urrumänen), die die Gepiden bei ihrem Einmarsch in Dazien vorfanden und die unter der Oberhoheit der Gepiden hier fortlebten, verschmolzen allmählich mit ihren Herren, als diese sich selbst der awarischen und dann der bulgarischen Herrschaft beugen mußten. Aus dieser Verbindung entstanden die Rumänen oder Walachen, wie sie vor dem Pariser Kongreß (1856) allgemein hießen. Die Gepiden haben demnach für die Rumänen dieselbe Bedeutung wie die Franken für die Franzosen oder die Langobarden für die Italiener. Diese bedeutungsvolle Grundauffassung, die der Verfasser aufgestellt hat und im 2. Bande seines Werkes noch weiter zu begründen beabsichtigt, ist von allgemeinem Interesse. Für die frühgeschichtliche Forschung wird seine, stets mit Quellenbelegen versehene Darstellung der Geschichte des Gepidenvolkes ein wertvolles Handbuch sein.

Breslau, im September 1924. **M. Jahn.**

L. Franz, M. Hesch, O. Menghin und **H. Mitscha-Märheim,** Die prähistorische Sammlung des niederösterreichischen Landesmuseums. Heft 2 der Materialien zur Urgeschichte Österreichs. Wien (Burgverlag), 1924. 73 Seiten mit 12 Tafeln und 17 Textabbildungen. 4,40 Mark.

Mit diesem zweiten Heft der Materialien zur Urgeschichte Österreichs setzt die Wiener Prähistorische Gesellschaft ihr 1914 begonnenes Unternehmen fort, knapp gefaßte Inventare der österreichischen Sammlungen herauszugeben. Dem Museum Hallstatt folgt jetzt die noch junge Landessammlung in Wien, die erst 1911 eröffnet wurde, deren vorgeschichtliche Bedeutung aber dank dem tatkräftigen Wirken Menghins schon einen ziemlich vollständigen Überblick über die Vorzeit Niederösterreichs bietet. Im Verein mit der kurzen, ausgezeichneten Darstellung der Urgeschichte Niederösterreichs von Menghin (Wien 1921) gibt der neue Katalog eine gute Grundlage für das Studium der Vorzeit dieses wichtigen Landes[1]). Nur macht leider die in Österreich immer noch übliche zu enge Begrenzung der Vorgeschichte auf die vorchristlichen Zeiten auch dieses Heft zu einem Stückwerk. Wie willkürlich und auch erschwerend für die Zusammenarbeit mit der übrigen Forschung der Ausschluß der Frühgeschichte ist, zeigt besonders kraß der Umstand, daß von den wertvollen Grabungsergebnissen in Mannersdorf nur die latenezeitlichen Keltenfunde aufgeführt sind, während

[1]) Die Zuweisung der Henkeltasse von Hippersdorf (Taf. V, 2365) zur Aunjetitzer Kultur befremdet mich. Nach der Abbildung scheint mir das Gefäß jungbronzezeitlich zu sein.

das ebendort aufgedeckte älteste Germanengrab aus dem ersten nachchristlichen Jahrhundert eins der wichtigsten Besitztümer des Landesmuseums, unberücksichtigt bleibt. Ich benutze diese Gelegenheit, die österreichische Fachwelt zu bitten, im Interesse der Gesamtwissenschaft und insbesondere der Erforschung der germanischen Frühgeschichte sich von dieser selbstgewählten Fesseln zu befreien.

Dem archäologischen Teil ist eine ausführliche Beschreibung des vorgeschichtlichen Skelettmaterials angehängt.

Breslau, im September 1924. **M. Jahn.**

Nils Åberg, Die Franken und Westgoten in der Völkerwanderungszeit (Arbeten utgifna med understöd af Vilhelm Ekmans Universitetsfond, Upsala, 28 (1922), VII, 282 Seiten, IX Karten, 396 Abb.).

Derselbe, Die Goten und Langobarden in Italien (Arbeten utgifna med understöd af Vilhelm Ekmans Universitetsfond, Upsala, 29 (1923), VI, 166 Seiten, 1 Karte, 105 Abb.).

Wie die früheren Arbeiten Åbergs, so zeichnen sich auch die beiden vorliegenden durch umfangreiche Materialkenntnis aus, die sich der Verfasser zumeist auf ausgedehnten Reisen erworben hat. Dies gilt in besonderem Maße von dem zuerst genannten älteren Werke, das die Franken und Westgoten in der Völkerwanderungszeit zum Gegenstand hat. Aus dem Vollen schöpfend, rückt Åberg von verschiedenen Seiten aus die Entwicklung der fränkischen Kultur ins Licht der Erkenntnis, wobei vornehmlich das Verhältnis der Frankenkultur zu der anderer Germanenvölker klargestellt wird. Die Behandlung des archäologischen Frankenproblems von diesem europäischen Gesichtspunkte aus, wie sie Åberg im 1. umfangreicheren Teil der Arbeit gibt, stellt den einen Vorzug des Werkes dar. Ein zweiter Vorzug der Schrift liegt darin, daß der Verfasser im 2. Teil bei Behandlung der Westgotenkultur zum ersten Male zusammenfassend das allerdings noch fragmentarische westgotische Material der wissenschaftlichen Welt „für eine künftiger Forschung zukommende eingehendere Bearbeitung" (IV) vorlegt.

Im 1. Kapitel zeichnet der Verfasser in großen Zügen den geschichtlichen Entwicklungsgang der West- und Ostgoten und reiht daran eine Darstellung vom Werden, Blühen und Vergehen des Frankenreiches. Der in der Völkerwanderungszeit geführte Kampf zwischen römischer Organisation und germanischer Urkraft wird mit treffenden Schlaglichtern beleuchtet. Roms Zivilisation siegt über Germaniens höchstbegabte Söhne, die Goten, entgermanisert die Langobarden, bleibt schließlich in karolingischer Zeit Sieger über das alte Germanien Mitteleuropas. Nur im Norden noch führte längere Zeit die nationale germanische Kunst der Wikingerperiode einen harten Kampf gegen das fremde Element, bis auch sie letzten Endes vor dem Siegeszug der internationalen orientalisch-byzantinischen Kunst versinkt und das neue Europa entsteht.

Åberg läßt sodann das archäologische Material sprechen und referiert zunächst über die älteren vom Gebiete am Schwarzen Meer ausgehenden gotischen Kulturströmungen. Ostpreußen verspürt sie zu allererst, dann Mitteleuropa und die nordischen Länder. Die Technik des gepreßten Silberblechs und der gefaßten Steine werden vom gotischen Südosten Europas nach dem mitteleuropäischen Germanien verpflanzt. Unter südrussisch-gotischem Einfluß treten im inneren Germanien vier neuartige von dem Fibeltypus m. u. F. herzuleitende Fibelgruppen auf, bei denen die Entwicklung von Armbrustkonstruktion zur Kopfplatte führt. Für die nordischen Fibeln mit rechteckiger Kopfplatte, die bis in die Wikingerzeit in Skandinavien fortleben, gilt als Urtypus die gotische Silberblechfibel.

Die Ornamentik an den Kulturformen des inneren und nördlichen Germaniens während der Völkerwanderungszeit verrät provinzial-römischen westlichen Ursprung, so die eingestanzten Kerbschnitt- und Rankenornamente, die aufeinander folgten. Die Mitte des 6. Jahrhunderts hat nach Åberg „die ungefähre Grenze für die Blütezeit der Rankenornamentik abgegeben" (S. 31).

Für den älteren südrussisch-gotischen Kultureinfluß nord- und nordwestwärts ist bezeichnend die Verbreitung der Fibeln m. u. F. (Karte 1). Westeuropa bleibt so gut wie fundleer. Auch spätere von Südosten nach Nordwesten vordringende ostgermanische Kulturformen erreichen auf dem Wege über Thüringen den Rhein, gehen dann südwärts, kaum aber in das alte provinzial-römische Gebiet westlich des Rheins.

Erst durch den Einfall der Westgoten nach Gallien im 5. Jahrhundert wird auch dieser Teil Europas ostgermanischem Kultureinfluß untertan. Die charakteristisch westgotischen Silberblechfibeln zeigen den Weg und den Grad der Beeinflussung Galliens an.

Ihren typologischen Entwicklungsgang und ihre chronologische Stellung legt Åberg in einem besonderen Kapitel dar. Die Parallelität mit gleichartigen skandinavischen Formen erklärt der Verfasser durch die begründete Annahme, „daß es die provinzial-römische Kultur westlich vom Rhein in Nordgallien gewesen ist, die das vermittelnde Glied zwischen dem skandinavischen und gotischen Kulturkreise gebildet hat" (57).

Die Einwanderung der Westgoten nach Gallien erfolgte nach Åberg wahrscheinlich nördlich der Alpen.

Während die Silberblechfibeln Ende des 5. Jahrhunderts absterben, setzt sich bei den Franken der Fibeltypus mit rhombischer Fußplatte und granatgeschmückten Rundeln an den Seiten und Tierkopfende durch. Auf ostgotischem und fränkischem Gebiet ist seine Verbreitung am stärksten (Karte III), so daß Åberg seinen Ursprung den Ostgoten zuschreibt; von ihnen haben dann die Franken den Fibeltypus übernommen. Die Hauptmasse dieser ostgotisch-fränkischen Fibelgruppe fällt nach Åberg in den Anfang des 6. Jahrhunderts.

Gleichzeitig mit ihr herrscht auf fränkischem Gebiet ein Fibeltypus mit platter, gleichmäßig breiter, unten zumeist gerade abgeschnittenem Fußteil. Entgegengesetzt dem vorher genannten Typus zeigt dieser eine kräftige Verbreitung östlich des Rheins (Karte IV) zusammen mit anderen Typen fränkischer Altertümer. Der Einfluß der fränkischen Kunstindustrie erlangt in den rheinischen Gebieten während der 1. Hälfte des 6. Jahrhunderts seinen Höhepunkt, „geht aber danach wieder zurück" (82).

Neue Kulturimpulse erhält Gallien gleich nach 500 von den Germanenvölkern östlich des Rheins, wie die Verbreitung der Fibeln mit nach unten beißenden Tierköpfen beweisen (Karte V). Letzten Endes kommt nach Åberg dieser Einfluß über Mitteleuropa von Skandinavien, wo der besagte Fibeltypus zu Hause war.

Andererseits stellt der Verfasser eine Beeinflussung des mitteleuropäischen Fibeltypus mit schmalem Tierkopffuß durch die fränkische Fibelart mit gleichmäßig breitem Fußteil fest und ist geneigt, daneben auch einen umgekehrten Einfluß anzunehmen. Diese Fibeln „legen ein unzweideutiges Zeugnis von der Lebhaftigkeit der Verbindungen zwischen den gallischen Franken, den Rheinfranken und den Germanenvölkern östlich des Rheines ab" (120).

Ein längeres Kapitel (121—165) widmet Åberg dem seinem Ursprung nach wohl mitteleuropäischen Fibeltypus mit ovalem Fuß. Je nach der an ihm sich zeigenden Ornamentik werden einzelne chronologisch geschiedene Gruppen festgelegt — unter diesen besonders die langobardischen Fibeln — und ihre Verbreitung auf mitteleuropäischem und fränkischem Gebiet nachgewiesen (Karte VII—VIII). Die jüngere Art der Fibel mit ovalem Fuß, charakterisiert durch Tier- oder Bandornamentik, fehlt auf fränkischem Gebiet, was den Schluß zuläßt, „daß die Verbindungen Galliens mit dem inneren Germanien (die während der fränkischen Expansionszeit sehr lebhaft waren) um die Mitte des 6. Jahrhunderts oder etwas später aufhören oder wenigstens in hohem Grade nachlassen" (165). Die Entgermanisierung der Franken beginnt und damit die Isolierung des westeuropäischen Gebietes gegenüber Mitteleuropa.

Hier erlebt germanische Kunstübung in der 2. Hälfte des 6. Jahrhunderts und Anfang des 7. eine letzte Blütezeit, die im Stil II ihren prägnantesten Ausdruck findet. Die wahrscheinlich von Süden herausdringende Bandornamentik führt verschwistert mit der nördlichen Tierornamentik zu Stil II. Der Schwerpunkt der Entwicklung dieses ursprünglich kontinentalen Kunststiles fällt nach Åberg in die Zeit um oder nach 600 und ist in Süddeutschland und dem Rheingebiet gelegen. Skandinavien steht in dieser Zeit unter starkem langobardischem Einfluß. Allmählich dringt im 7. Jahrhundert die orientalisch-byzantinische Kunstart durch und siegt auf dem Festland bald über die germanische. Gegen Ende der Wikingerzeit unterliegt ihr auch Skandinavien.

Das letzte Kapitel behandelt die Westgoten in Spanien. Sehr fragmentarisch ist noch das Material, das als westgotisch angesprochen werden kann, aber immerhin reichlich genug, um die Hauptzüge westgotisch-spanischer Kultur zu erkennen und ihre Beziehungen zu anderen Zentren und Kreisen aufzudecken. Die ältesten germanischen Altertümer Spaniens von gotischem Charakter weisen zurück nach Gallien, den Donauländern und Südrußland. Bald tritt jedoch das westgotische Spanien in enge Beziehungen zu den Langobarden Italiens, durch deren Vermittlung Einflüsse byzantinischer Kunstindustrie im 7. Jahrhundert in Spanien Platz greifen. Ein reiches, teilweise bisher noch unveröffentlichtes Material illustrieren die Ausführungen des Verfassers.

Überschaut man die Ergebnisse der vorliegenden Arbeit, so wird man zugeben müssen, daß die Wissenschaft Åberg für diese Schrift den größten Dank schuldet. Nicht allein, daß sie mehr gibt, als ihr Titel verspricht, sie hat gewiß die Forschung betreffs der Altertümer aus germanischer Völkerwanderungszeit um ein bedeutendes Stück vorwärts gebracht und außerordentlich bereichert.

In der zweiten hier anzuzeigenden Arbeit aus dem Jahre 1923, **Goten und Langobarden in Italien**, hat sich Åberg als Hauptaufgabe gestellt, „innerhalb des italienischen Fundmaterials gotische und langobardische Altertümer voneinander zu scheiden" (V). Meinungsverschiedenheiten unter den Gelehrten betreffs dieser Frage — man vgl. z. B. Lindquists Ausführungen in Fornvännen 1922 — rechtfertigen einen solchen Versuch. Gleichzeitig ist vom Verfasser das weitere Ziel ins Auge gefaßt worden, einen Ausgangspunkt für die Beurteilung der italienischen und süddeutschen Einschläge in der nordischen Kultur zu gewinnen und dadurch die Chronologie der älteren skandinavischen Völkerwanderungszeit auf feste Grundlage zu stellen. Letztere Aufgabe bleibt einer kommenden Arbeit vorbehalten.

Mit den Ostgoten beginnend, weist Åberg zunächst diesem germanischen Volksstamme bestimmte Schnallentypen aus italienischen Fundorten mit gutem Grunde zu. Von den Fibeln sind als sicher ostgotisch die mit rhombischem Fuß und granatengeschmückten Rundeln anzusetzen, die eine Fortbildung bei den Langobarden erfuhren. Ebenfalls als ostgotisch können die Adlerfibeln Italiens gelten, außer ihnen noch andere in Cloisonnéetechnik ausgeführte Goldschmucksachen. Die Fibeltypen mitteleuropäischen Charakters setzt Åberg in den Beginn der langobardischen Zeit.

Diesem ostgotischem Material steht gegenüber das langobardische, das sich in Formgebung, der Ornamentik, in der geographischen Verteilung der Funde, auch in den Verbindungen mit anderen Kulturgebieten von ersterem ziemlich scharf abhebt. Wenn auch die ostgotische Entwicklung mit dem Untergang des Ostgotenreiches (553) nicht jäh abbricht, so weisen doch die Altertümer italienischen Fundorts mit Tierornamentik — statt der bei den Ostgoten in Blüte gestandenen Rankenverzierung — und ihre Entsprechungen auf mitteleuropäischem Gebiet deutlich darauf hin, daß Kulturgut der Langobarden vorliegt. Die Gräberfelder Castel Trosino, Nocera Umbra, Cividale, Brescia, Sornovo sind demnach diesem germanischen Stamme zuzuschreiben.

Von den mannigfachen langobardischen Kulturformen stehen die Fibeln mit ovalem Fuß im Mittelpunkt der Untersuchung. Auf Grund der Ornamentik und sonstiger stilistischer Eigentümlichkeiten werden im ganzen 6 Stufen in der Entwicklung dieser Fibelart unterschieden. Zur Feststellung ihrer absoluten Chronologie zieht Åberg die mitgefundenen Münzen heran. So erschließt sich für den Verfasser das Ergebnis, daß Stil II dem 7. Jahrhundert angehörte, während Stil I vom Langobardeneinfall bis 600 in Übung blieb. Die Rankenornamentik war zur Zeit des Einfalls bereits im Absterben begriffen, der Kerbschnitt dagegen erwies sich bei den Metallgegenständen zäher und hielt sich bis Ende des 6. Jahrhunderts, was seinen Grund hatte in der fortdauernden natürlichen Anwendung dieser Technik in der Holzschnitzerei.

Unter demselben Gesichtswinkel werden dann von Åberg andere Gegenstandsformen italienischen Fundorts einer Untersuchung unterzogen und den Langobarden zugewiesen, so die gleicharmigen Fibeln, die S- und Rundfibeln. Neben einigen Schmucksachen unsicheren Charakters stehen die echt langobardischen Goldkreuze. Auch das langobardische Waffeninventar wird vom Verfasser vorgeführt und das germanische Schwert dem „byzantischen" Dolch gegenübergestellt. Eine große Anzahl von Schnallen, Riemenbeschlägen und -zungen mit bestimmter Formgebung scheiden sich scharf von den gotischen Formen und sind als langobardisch anzusprechen.

Auch diese Arbeit Åbergs zeigt anerkennenswerte Gründlichkeit, kritisches, vorsichtiges Urteil und kann betreffs ihrer Ergebnisse für die Beurteilung nordischer Verhältnisse als ziemlich sichere Grundlage angesehen werden.

W. Gaerte.

Königsberg i. Pr.

Fr. Geschwendt, Breslau. Heft 1 der Sammlung von **Heimatkunden: Wandern und Zeichnen.** Breslau (Ferdinand Hirt), 1924. 47 Seiten, 21 Tafeln. Ausgabe für Schüler 1 Mark. Ausgabe für Lehrer mit erläuterndem Text 1,50 Mark.

Der bekannte Schulbücherverlag Hirt eröffnet mit diesem Heft eine neue Reihe heimatkundlicher Darstellungen, die unsere Jugend durch planmäßig zusammengestellte Zeichnungen in immer steigendem Maße mit der Heimat vertraut machen will. Das vorliegende Heft zeigt, wie anregend und fruchtbringend diese Art der Belehrung gestaltet werden kann.

Besonders zu begrüßen ist es, daß der Verfasser die vorgeschichtlichen Verhältnisse in starkem Maße berücksichtigt hat. In anschaulichen Rekonstruktionszeichnungen sind auf Tafel 7 die Besiedlung in der Steinzeit, auf Tafel 9 eine bronzezeitliche Befestigungsanlage, auf Tafel 10 ein wandalisches Haus aus frühgeschichtlicher Zeit und auf Tafel 11

ein slawischer Pfahlbau in der Oberniederung wiedergegeben und jedesmal kennzeichnende Fundstücke der betreffenden Epochen abgebildet worden. Der Wert solcher Schriften, die die Ergebnisse der Vorgeschichtsforschung in leicht verständlicher Art weiten Kreisen zugänglich machen, ist nicht hoch genug zu schätzen. Nur wenn die große Masse unseres Volks mit dem Wesen und den Zielen der Vorgeschichtswissenschaft bekannt wird, kann diese zu voller Blüte gelangen. Deshalb wünschen wir auch diesem Heft die größte Verbreitung und eine zahlreiche Folge gleichartiger Schriften.

Breslau, im September 1924. **M. Jahn.**

Karl Friedrich Staehle, Urgeschichte des Enzgebietes. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte der schwäbischen Heimat. Verlag Dr. Benno Filser. Augsburg 1922.

Eine archäologische Heimatkunde aus der Hand eines begeisterten Urgeschichtsfreundes, von keinem Fachmann. Unter diesem Gesichtspunkte müssen wir die Arbeit betrachten. Rein äußerlich schon macht sie einen guten Eindruck. Das 143 Seiten starke Bändchen enthält 38 Strichzeichnungen, 19 Tafeln und 4 Fundkarten. Zustande gekommen ist das Werk mit Unterstützung des Landesamtes für Denkmalpflege in Stuttgart und des Urgeschichtlichen Forschungsinstituts Tübingen. Reinerth-Tübingen hat die Bearbeitung des Fundinventars des Amtes Pforzheim übernommen; Paret-Stuttgart das Material der Oberämter Calw, Neuenburg, Maulbronn, Leonberg und Vaihingen zusammengestellt und außerdem fast alle Zeichnungen gefertigt.

Das Werk zerfällt in zwei Teile, die allgemein verständlich geschriebene Urgeschichte und ein für den Fachmann äußerst wichtiges, sehr genaues Quellenverzeichnis der vorgeschichtlichen Kulturreste im Enzgebiet.

Das erste Kapitel zeigt die landschaftlichen Grundlagen der vorgeschichtlichen Besiedelung. In kurzen Worten werden wir mit der Bodenbeschaffenheit des Geländes und den klimatischen Ereignissen auf Grund der neuesten Klimaforschungen vertraut gemacht. Darauf wird in sechs Kapiteln die Vor- und Frühgeschichte des Enzgebietes behandelt. Sachlich und stilistisch faßt der Verfasser das bisweilen dürftige Material zu hübschen Kulturbildern zusammen. Kapitel wie „Die Steinzeit"; „Die Nomaden der Bronzezeit"; „Die Bauernkultur der Hallstattzeit"; „Die Keltenzeit"; „Unter der Herrschaft der Römer" und „Die Alemannen und Franken", erzählen uns in kurzen, lebhaften Zügen das Wichtigste von der Entstehung der Heimatkultur.

Gewiß treffen wir hin und wieder einige mehr oder minder kühne Behauptungen des Verfassers an, jedoch vermögen diese den guten Eindruck des Buches in keiner Weise zu stören. Im allgemeinen bietet diese Arbeit, die in schöner Sprache, leicht verständlich für weitere Volksteile geschrieben ist, auch dem Vorgeschichtler durch das wertvolle Fundverzeichnis und die 4 Fundkarten eine wichtige Materialsammlung für weitere wissenschaftliche Beobachtungen. Auch die Art und Weise, wie die Entwicklung der kulturgeschichtlichen Vergangenheit mit dem individuellen Bild der Landschaft verknüpft und siedlungsgeographisch der Mensch stets in Verbindung mit seiner Umwelt behandelt wird, ist sehr zu begrüßen. Vor allem müssen wir es dem Verfasser hoch anrechnen, daß er die „Römerzeit, als eine Zeit der kurzen, vorübergehenden Fremdeninvasion, der nicht die Bedeutung für die Geschichte unseres Vaterlandes zukommt, als man bisher annahm", absichtlich in kurzem Rahmen behandelt. Leider wird auf diese Zeitperiode von einer Menge von Vorgeschichtsforschern immer noch mehr Wert gelegt, als auf das Werden unseres eigenen Volkstums.

Demgegenüber wäre zu bemängeln, daß die beigefügten Tafeln uns größtenteils nur römische Funde bringen. Ebenso wäre im Vorwort der etwas selbstbewußte Satz: „Möge diese Arbeit über die Vorzeit des schönen Enzgebietes die Wertschätzung finden, die ihr gebührt", besser unterblieben. Im übrigen finden wir aber in Staehles Arbeit eine brauchbare Heimatkunde, die vor allem ihren Weg in weitere Bevölkerungsschichten und in die Schulen finden wird. **R. Stampfuß.**

Wolfgang Schultz, Zeitrechnung und Weltordnung in ihren übereinstimmenden Grundzügen bei den Indern, Iraniern, Hellenen, Italikern, Germanen, Kelten, Litauern, Slawen. (Mannus-Bibliothek Nr. 35.) XVII, 289 S., 75 Abb. 11 G.-M.

Der Verfasser dieses Werkes, der Herausgeber der leider eingegangenen Monatsschrift für vergleichende Mythenforschung „Mitra", ist den Lesern des Mannus bereits

durch den schönen Vortrag über „Zeitrechnung und Weltordnung bei den Germanen“ (Bd. XV, S. 119—126) und durch seinen gedankenreichen Aufsatz „Grundsätzliches über Religion und Mythos der Arier“ (Bd. XVI, S. 193—325) wohl bekannt. Die Schriften des Forscherkreises, dem er angehört, pflegen eine Seite der Vorgeschichte, die durch die Wissenschaft des Spatens nicht ergründet werden kann, die Quelle des altarischen Geisteslebens, den Mythos. Als erste zusammenfassende Darstellung der Grundlagen des Mythos ist das Schultzsche Buch nicht nur eine Neuschöpfung, sondern vor allem ein Buch, das sich durch seinen inneren Aufbau über das mythologische Sachschriftentum turmhoch hinaus hebt und das ein Wegweiser für die Zukunft werden wird.

Die Mythenforschung hatte ihren Ausgang genommen von unserem Wissen von den Griechen und Römern, wie es die Art unserer Gymnasialbildung mit sich brachte. Man lernte bei diesen Völkern Götter und Göttinnen kennen, die Tempel und Heiligtümer hatten, die Opfer und Verehrung heischten, und durch Sprüche und Vorzeichen in das menschliche Leben eingriffen. Von diesen Gottheiten werden Geschichten erzählt, die mit ihrem sonstigen Walten kaum vereinbar sind und wohl aus einer anderen Vorstellungswelt stammen. Da man aber seit früher Jugend damit vertraut war, so machte man sich keine Gedanken darüber und überbrückte den höchstens dunkel geahnten Riß mit dem nichtssagenden Worte von der Phantasie der Alten. Die bekannten Kunstwerke der Griechen dienten erst recht dazu, die Lehrmeinung von der griechischen Phantasie zu festigen. So ward der Begriff der alten Mythenwelt zu einem Gemische von mythenhaltigen Erzählungen und Nachrichten über einen ziemlich nüchternen Glauben und Kult und von allerlei Vorstellungen von der griechischen Kunst. Dieses Bild brachten wir aus Schule und Hochschule heim, und dieses beherrschte seitdem unser Denken. Es dauerte lange, bis dieses Chaos in seine Bestandteile zerlegt werden konnte.

Zunächst tauchten vor etwa hundert Jahren die Erzählungen und Lieder der Edda auf, die man zwar als germanische Schöpfungen begrüßte, aber doch mit griechischer Brille als barbarisch ansah, weil sie der griechischen Glätte, die man als Schönheit bezeichnete, ermangelten. Man fühlte wohl ihren herberen Geist, aber die Dürftigkeit der zuerst ans Licht tretenden Überlieferung ließ die abweichende Wesensart dieser nicht verstehen. Auch die Angabe des Takitus, daß Tempel und Götterbilder in germanischen Landen unbekannt seien, wurde in ihrer Wichtigkeit nicht begriffen. Winckelmanns und Lessings Lehren waren so übermächtig, daß man von solcher Einstellung aus darin nur ein Kennzeichen einer gewissen künstlerischen Unfähigkeit der Germanen sah. In Wahrheit fehlte ihnen von Hause aus der „Glaube“ und der darauf fußende Kultus. Die Germanen hatten einen älteren arischeren Wesenszug bewahrt, sie sahen die Götterwelt nur im Gewande der mythenhaltigen Überlieferung, unverfälscht durch dämonologische Vorstellungsreihen, die, von Sumerien ausgehend, Westasien und Südeuropa überflutet hatten und schon vor der Zeit des Takitus sich anschickten, auch Mittel- und Nordeuropa zu erobern.

Trotzdem hätte die mit den Brüdern Grimm einsetzende Stoffsammlung einen Fortschritt herbei führen können, wenn nicht die ungefähr gleichzeitig bekannt werdende indische Mythenwelt, die wie die griechische und die römische in den Schmelztiegel der sumerischen Kultur geraten war, und demgemäß grundsätzlich das gleiche Aussehen zeigte wie jene beiden, eine Hemmung ausgeübt hätte. Immerhin wirkte auch der neue Stoff belebend ein, und Ansätze zu einer die ganze Welt umspannenden vergleichenden Mythenforschung machten sich geltend.

Aber diese wurden durch eine Gegenströmung zu Grunde gerichtet, die mit Vernachlässigung der Gemeinsamkeiten der verschiedenen Mythenüberlieferungen die Forschung in eine griechische, eine römische, eine indische, eine germanische usw. Mythenphilologie aufteilte und damit jeden großen Gesichtspunkt und jeden Fortschritt der Wissenschaft ertötete.

Eine Wendung zum Besseren trat erst ein, als im Anfange dieses Jahrhunderts die damals noch wenig zahlreichen Mythenvergleicher sich zu einer Gesellschaft für vergleichende Mythenforschung zusammen schlossen und immer bewußter den Wesenskern des Mythos zu erarbeiten begannen. Die Ergebnisse dieser Studien waren zunächst für den Laien — und Laien waren wirklich alle anderen, auch die im Gewande des Wissenschafters einhergehenden — unfaßbar, weil sie mit den von Jugend an eingesogenen Vorurteilen unvereinbar waren. Es war nämlich zu Tage gekommen, daß nicht die dichterische Phantasie die Quelle des Mythos war, sondern daß die Betrachtung des Mondes in seinem Phasenlaufe allein die Erzählungsstoffe geliefert hatte, die man als Mythen bezeichnet, die in Tausenden von Ausgestaltungen doch immer die gleiche Bilderabfolge erläuterten, die man im Laufe eines Monats am Himmel wahrnahm. Die dichterische Phantasie, die man bislang an den Anfang der Entwicklung gesetzt hatte, erwies sich als Folgeerscheinung des Mythos, als Entwicklungserscheinung des Geistes unter dem Einflusse der Kalender-

geschichten der Vorzeit. Diese Erkenntnis erledigte die poetischen Ausdeutungen der nordischen Sagen, wie sie ein Uhland versucht hatte, ein für alle Male. —

Wie einst Kopernikus die Sonne zum Stillstande gebracht und die Erde in Bewegung gesetzt hatte, so ward auch hier der „gesunde Menschenverstand" ins Unrecht gesetzt, und das früher geltende Kopfstehersche ward richtig auf die Füße gestellt. Aber wie Kopernikus seinen Tycho Brahe fand, so wurden auch die Mondmythologen verlacht und für „mondsüchtig" erklärt. Jedoch hat sich nachmals diese „kleine Unsterblichkeit" der Gegner bemächtigt, und heute hat die Mondmythologie endgültig gesiegt. —

Die Entscheidungsschlachten lieferten H. Leßmann in den „Aufgaben und Zielen der vergleichenden Mythenforschung (1908)" und G. Hüsing in seiner „Iranischen Überlieferung und das arische System (1909)". Hüsings bahnbrechendes Ergebnis war die Beobachtung, daß in mythenhaltiger Überlieferung gewisse Zahlen in gesetzmäßigem Verhältnisse zueinander stehen, indem eine alte 9 von einer jüngeren 7, eine alte 3 von einer jüngeren 12 abgelöst wird. Er wies darauf hin, daß diese Zahlen dem Gestaltenwechsel des Mondes entstammen, und daß die damit verbundenen Geschichten alte Kalendergeschichten sind. Der Mond ist also der Zeitmesser der vorgeschichtlichen Zeit, nicht die Sonne, wie man lange gewähnt hatte.

Wolfgang Schultz hat das Verdienst, die Tragweite dieser Ergebnisse Hüsings zuerst erkannt zu haben. In einer 1910 erschienenen Schrift „Gesetze der Zahlenverschiebung im Mythos und in mythenhaltiger Überlieferung" ging er ihnen weiter nach und stellte die Gesetze auf eine breitere, tragfähigere Grundlage, so daß sie heute mit demselben Rechte als Gesetze gelten können wie etwa in der Sprachwissenschaft das Bezzenbergersche und das Vernersche.

Die Grundlage der Hüsingschen Gesetze ist also der altarische Mondkalender. Die alten Arier hatten beobachtet, daß der Mond 27 Nächte hindurch sichtbar ist, und gatten diesen Zeitraum in 3 Wochen zu 9 Nächten geteilt. Dazu kamen die 3 Nächte der Unsichtbarkeit des Mondes, die Dunkelmondnächte. Die Schrift von 1910 hatte Schultz angeregt, noch weiter zu gehen und alle Überlieferungen der arischen Völker zusammenzustellen und zu sichten, die für die Kalenderfrage in Betracht kommen. Das Ergebnis ist das vorliegende Buch. Welch ungeheure Sammelarbeit und Belesenheit darin steckt, ersieht man aus den Quellenangaben und der Übersicht des Sachschriftentums, die mit dem Sachverzeichnisse 33 Druckseiten füllen. Da Schultz nach Stoffkenntnis und Beherrschung des Schrifttumes der kenntnisreichste Mythenforscher auf dem weiten Erdenrunde ist, so hat er ein Werk von ganz ungewöhnlichem geistigem Ausmaße geschaffen, das nicht leicht durch eine neue Schrift über das gleiche Gebiet überboten werden kann. Außer dem Kalender behandelt er nämlich auch alle damit zusammenhängenden Fragen des altarischen Brauchtumes und des Geisteslebens, wie den Mythos, die Weltbildvorstellungen, die Naturanschauung, die Religion, das Recht u. a. und stellt seine Darstellung in den weiten Rahmen der Weltgeschichte hinein. Selbst wer ihm nicht immer folgen kann, wird das Buch doch als unerschöpfliche Fundgrube wichtiger Tatsachen und wertvollster Anregungen hoch einschätzen. Nach einem Vorworte und einem Abschnitte über den arischen Kalender hebt der Hauptteil an, „Der Mond und seine Gliederung", so wie er bei den Einzelvölkern bezeugt ist, den Indern, Iraniern, Hellenen, Italikern, Kelten, Germanen, Litauern und Slawen. Auch die Entwicklungen und Entwicklungsmöglichkeiten werden je nach dem Stoffe behandelt. Es folgen die Ergebnisse und grundsätzlichen Bemerkungen. Erstaunlich ist bei jedem Abschnitte die Fülle der Belege, die bisher unbeachtet geblieben waren.

Bei der Menge des verarbeiteten Stoffes kann es nicht ausbleiben, daß der Kritiker, der bekanntlich immer alles besser weiß, das eine oder andere anders auffassen wird. Das tut dem Werke aber keinen Abbruch und erschüttert das Gefüge desselben nicht. Daß ich die Runenfrage anders beurteile, ist bekannt. In dem Abschnitte über die Italiker erkenne ich an, daß Schultz den Nachweis geführt hat, daß es in Italien eine echte Neuntagewoche gegeben hat, kann mich aber nicht davon überzeugen, daß es zu allen Zeiten nur eine solche gegeben hat. Der römische Kalender, die römische Zählweise und einige Stellen, die Schultz in seinem Sinne zu deuten sucht — einmal mit Änderung der Lesart — belegen eine Achttagewoche in Italien, die ich im Memnon (Bd. IV) zwar vermutet, aber nicht bewiesen hatte. Ich werde den Beweis in absehbarer Zeit nachholen. —

In dem iranischen Abschnitte stehen am Schlusse einige Bemerkungen über den in alt und mittelpersischer Zeit Dapušo genannten Monatstag. In meiner Arbeit über „Wochentagsplaneteninstrumente" (Das Weltall, Jahrg. 13, Heft 16, 1913, S. 235), die Schultz nicht gekannt hat, suche ich dem Rätsel auf andere Weise beizukommen. Der erste Tag des persischen Monats war Ahuramazda geweiht, der 8., 15., 23. hießen Dapušo. Ich fasse die vier Tage als Wochenanfänge auf. Daraus ergeben sich Wochen von 7, 7, 8, 8 Tagen (nämlich vom 1—7, 8—14, 15—22, 23—30). Eine von E. J. D. Nadershah ans Licht

gezogene Überlieferung besagt, daß die Tagesnamen der zweiten Woche eine Reihe von 7 Planeten sind: 1. Daþuš = Jupiter, 2. Aþrō = Mars[1]), 3. Apām = Venus, 4. Hwarek-šaētahē = Sonne, 5. Māoŋhō = Mond, 6. Tištrijehē = Merkur, 7. Geus = Saturn.

Ich habe den Nachweis versucht, den ich hier nicht wiederholen möchte, daß diese 7 Planeten auf eine ältere Reihe von 8 zurückgehen: 1. Jupiter, 2. (Volkanus; so!), 3. Mars, 4. Venus, 5. Sonne, 6. Merkur, 7. Saturn, 8. Mond. Es ist nun wohl anzunehmen, daß von Hause aus wohl auch die zweite Woche 8 Tage gehabt haben wird, und daß der ganze Monat ursprünglich aus 4 Achttagewochen bestanden haben, also dem Systeme des Venus-kalenders zuzurechnen sein wird. Um aber dieses zur Entscheidung zu bringen, muß die Frage der Reihenfolge der Planeten erörtert werden. Auch dazu habe ich reichlichen Stoff gesammelt und werde ihn gelegentlich veröffentlichen. —

Der nächste Abschnitt des Schultzschen Buches behandelt den „Doppelmond." Es folgt der „Übergang zur Sonne". Schultz begründet u. a. ausführlich, daß dem arischen Volke ein Jahr in unserem Sinne, mag man es auch „Natur- oder Witterungsjahr" nennen, gefehlt habe. Die Frage der Herkunft des Sonnenjahres läßt er unerörtert, hält es aber für nichtarisch. Dagegen untersucht er, welche Wirkungen dieses Jahr auf den arischen Kalender ausgeübt habe.

Der letzte Abschnitt behandelt das „Weltbild und das Gefüge des Mythos". — Ich breche hier mit meiner wenig mehr als Überschriften bietenden Inhaltsangabe ab. Der ungewöhnliche Reichtum des Buches an Tatsachen und Gedanken zwingt mich dazu, da jeder Versuch, das eine oder andere herauszuheben, ein unrichtiges Bild erzeugt haben würde und dem Ansehen des Buches nur schaden könnte.

Das Buch wird getragen von einem starken Lebensgefühle und ist von tiefster Gewissenhaftigkeit durchdrungen, die auch vor dem sprachlichen Gewande nicht halt macht. „Verunglückte Formen suche ich zu berichtigen, verdunkelte wieder aufzuhellen: der Leser wird auf manche Beispille stoßen. Dem Kasusgefühle gebe ich Ausdruck, indem ich das e im Wem-Falle beibehalte, das s im Wes-Falle, wo es sprachgeschichtlich zu Rechte steht, bevorzuge. Die bedingten Formen „wöllte", „jöllte", „machete", „sagete" sind mir so unentbehrlich wie „könnte", „dürfte", „wüßte". Vermöchten wir nicht mehr „dürfte" und „durfte" zu unterscheiden, so hätten wir wieder ein sprachliches Ausdrucksmittel eingebüßt. Man sieht wohl, in welcher Richtung ich mich bewege. Sprachrichtigkeit zu weisen und sie gegen Sprachverfall zu behaupten, ist mir Gewissenssache, weil an unserer Sprache ein wesentlicher Teil unserer Kultur hängt." Diese Worte des Verfassers unterstreiche ich als mir aus der Seele gesprochen.

So möge denn dieses Werk hinausgehen in die deutsche Welt und an seinem Teile mithelfen, den Brand zu entzünden, der die heutige kümmerliche Welt vernichtet und die neue Welt der deutschen Zukunft in frischem Grün erstehen läßt (Völuspa 59).

Ferdinand Bork.

Königsberg, Januar 1925.

Privatdozent Dr. **Adolf Staffe**, Über die Wild- und Hausschweine der Sudetenländer in vorgeschichtlicher und geschichtlicher Zeit und über das sogenannte Torfschwein (Sus palustris Rüt.). Arbeiten der Lehrkanzel für Tierzucht an der Hochschule für Bodenkultur in Wien. Bd. II. 1923. S. 101—156. Mit 5 Tafeln.

Die Haustiergeschichte, ein an sich selbständiges, umfangreiches und mit vielfachen Methoden arbeitendes Forschungsgebiet ist als eine wertvolle Hilfswissenschaft der vorgeschichtlichen Archäologie anzusehen. Indem sie uns den vorgeschichtlichen Menschen, dessen Kultur mit der Haustierzucht untrennbar verknüpft ist, inmitten seiner nützlichen tierischen Genossen zeigt, trägt sie wesentlich zur Abrundung des Kulturbildes bei. Eine außerordentlich umfangreiche Kleinarbeit hat die Haustierforschung schon geleistet und noch zu leisten. Staffes Untersuchungen sind als ein Musterbeispiel dieser Kleinarbeit anzusehen. Wie Verf. im einleitenden Kapitel sagt, hat er sich die Rassenanalyse zeitlich bestimmter Reste einer Tierart aus möglichst vielen Fundstellen eines begrenzten Gebietes, des Schweines der Sudetenländer, zur Aufgabe gemacht. Dieses zielbewußte Vorgehen hat denn auch ein schönes Ergebnis gehabt: das Vorkommen einer Wildschweinform als Jagdbeute und nur einer zahmen Schweinerasse als Haustier bei allen Völkern und zu allen Zeiten im Sudetengebiet konnte nachgewiesen werden. Es handelt sich um Sus scrofa ferus, das europäische Wildschwein und seine domestizierte Form. Wertvoll ist der Nachweis, daß die bisher als „Torfschwein" bestimmten Reste dieses Gebietes sich zwanglos auf Sus scrofa zurückführen lassen.

[1]) Übrigens findet sich die zweite Gleichung Bahrām = Mars auch bei T. Ch. Plowden, Translation of the Kalid-i-Afghani. Lahore 1893, S. 232, Anm. 128.

Im 2. Kapitel wird der rassegeschichtliche Wert von Schweineschädeluntersuchungen erörtert und, im Gegensatz zu Hilzheimer, die Ansicht vertreten und durch Abbildungen bewiesen, daß sich schon an jugendlichen Schädeln des europäischen Sus scrofa-Typs und des asiatischen Sus vittatus-Typs die Rassenunterschiede ausprägen und daß somit die Kraniologie imstande ist, aus primitiven Hausschweinen der vorgeschichtlichen und geschichtlichen Zeit Schlüsse auf ihre Abstammung zu ziehen.

Die folgenden sieben Kapitel bringen das Material der älteren und jüngeren Steinzeit, der Bronzezeit bis zu den Slawen. Bezüglich der Verwendung nur zeitlich gesicherten Materials ist Verf. nicht ganz unbeugsam geblieben. Doch treten diese wenigen indifferenten Fundstellen (Streitberg, Deutschbrod) den vielen gesicherten gegenüber zurück und vermögen die festen Ergebnisse nicht zu beeinträchtigen.

Das paläolithische Wildschwein unterscheidet sich von jüngeren Formen nur durch überragende Größe. Das neolithische Hausschwein ist durch bandkeramische Funde (Spiral-Mäanderstil und Jordansmühl) vertreten, sowie durch Megalith-(Notzwitz)- und Schnurkeramik. Aus den vor- und frühaunjetitzer Schichten von Groß-Tschernosek (Nordböhmen) wurden u. a. zwei Schädelreste untersucht. Sie dürften mit den von R. v. Weinzierl im Brandherd 13 (vgl. Mitt. Anthr.-Ges. Wien, Bd. 25, 1895, S. 48) gefundenen Schweineschädeln einerlei sein. Den sonstigen Tierresten dieser böhmischen Fundstelle gegenüber ist Vorsicht am Platze, da die spätstein- bzw. frühbronzezeitlichen Abfälle sich nicht immer mit wünschenswerter Klarheit von den Lausitzer Funden trennen lassen. Verf. meint (S. 114 und 117), die Aunjetitzer Bevölkerung stehe mit der nordischen Kultur nicht in Zusammenhang und sei als dinarische Rasse von Osten oder Südosten gekommen. Beide Annahmen sind m. E. unbegründet. Die Aunjetitzer Kultur hat, wie Seger erst kürzlich wieder auseinandersetzte (vgl. seinen Vortrag über die Aunjetitzer Kultur auf dem 48. deutschen Anthropologentag 1923 in Tübingen; auch A. Winkler, Zur Herkunft der Aunjetitzer Keramik in: 25 Jahre Siedlungsarchäologie, Leipzig 1922, Mannusbibl. Nr. 22) ihre Wurzeln in der schlesischen Oderschnurkeramik und ist somit im Sudetengebiet bodenständig. Daher überwiegt auch bei der Aunjetitzer Bevölkerung das nordische dolichokephale Element und wird durch die (wohl nur geringen) Einflüsse der kurzköpfigen Glockenbecherleute nur bis zu Schliz's „Schildform" umgebildet. Günther, auf den Verf. sich beruft, bringt die Aunjetitzer mit der dinarischen Rasse in Beziehung (Rassenkunde des deutschen Volkes, München 1923, S. 268). Diese Ansicht erscheint mir unhaltbar.

Bei der Lausitzer Kultur, die wir als eine unmittelbare Fortsetzung der Aunjetitzer anzusehen haben (vgl. B. v. Richthofen, Die ältere Bronzezeit in Schlesien, im Druck), läßt sich in der Bronze- und Hallstattzeit das Schwein verfolgen, das somit von der jüngeren Steinzeit bis in die frühe Eisenzeit als einheitliche Rasse von der gleichen Bevölkerung gezüchtet wurde. Weitere Funde stammen aus der keltischen Latènekultur (Sudeta = Saugebirge!) und von den kaiserzeitlichen Germanen. Selbst die Slawen (schlesische Siedlungen) hatten dieselbe Schweinerasse. Das 10. und 11. Kapitel behandeln die Schweinereste aus der Zeit bis und nach 1500 und bestätigen immer wieder dasselbe.

Im Schlußkapitel bespricht Verf. die Torfschweinfrage. Als wichtiges Ergebnis haben wir festzustellen: das Wildschwein der Mittelmeerländer (Sus mediterraneus) ist eine besondere Form und steht zwischen dem europäischen Wildschwein und dem asiatischen Bindenschwein (Sus vittatus). Das von ihm abstammende Torfschwein kommt nur vom Mittelmeergebiet bis zum Nordrande der Alpen vor. Weiter nördlich hat es bis jetzt noch nicht einwandfrei festgestellt werden können. Somit entfällt jeder Grund, für Völker, die das Torfschwein züchten, an eine Herkunft aus Asien zu denken, wie es Rütimeyer und die von ihm beeinflußten Forscher (Studer, C. Keller) taten. Wenn ich an dieser verdienstvollen Arbeit etwas auszusetzen habe, so ist es der verschiedentliche Mangel genauer Fundangaben bzw. der Katalognummern der untersuchten Stücke, der dem Archäologen die Nachprüfung erschwert. Die Funde von Franzensbad (S. 119) dürften nicht der Lausitzer Kultur angehören, sondern (Begleitfunde: 1 Kupferflachbeil, 2 Steinbeilbruchstücke) gleichzeitig mit den Mond- und Atterseefunden sein. Eine klare Zusammenfassung der Ergebnisse, Literaturverzeichnis und Erläuterung der 19 guten Bilder beschließen diese inhaltsreiche, wertvolle Arbeit.

Berlin. **Otto-Friedrich Gandert.**

Dr. **F. P. Stegmann von Pritzwald**, o. Professor der Tierzuchtlehre an der Universität Jena: Die Rassengeschichte der Wirtschaftstiere und ihre Bedeutung für die Geschichte der Menschheit. Jena 1924. Verlag von Gustav Fischer. 371 S., 108 Abb. im Text.

Der I. Teil dieses Buches behandelt das Haustier im allgemeinen und ist wegen der reichen Erfahrung des bekannten Tierzuchtlehrers, die aus jeder Zeile spricht, als äußerst

wertvoll anzusehen. Besonders unterstreichen möchte ich, was über den Wert rassegeschichtlicher Erkenntnis für die praktische Zucht gesagt wird.

Im II. bis XIV. Teil werden die Haustierarten (Rind, Schaf, Ziege, Schwein, Pferd, Esel, Kamel, Lama, Yak, Büffel, Rentier, Kaninchen und Elefant) eingehend besprochen, indem zuerst die in Betracht kommenden Wildformen und die Veranlassung der Haustierwerdung erörtert werden. Darauf folgt die Zerlegung der Arten in ihre Rassen und die Zuteilung dieser als „Leitrassen" an bestimmte Kulturvölker. Der XV. Teil endlich bringt die Zusammenfassung der Ergebnisse: Die Kulturvölker und ihre Wirtschaftstiere. Eine Betrachtung der menschlichen Kulturentwicklung und Verzeichnisse verschiedenster Art beschließen dieses Buch. In der Tat, ein groß angelegtes und mit kühnem Schwunge entworfenes Werk! Und doch ein Fehlschuß in seinem Kernpunkte, der Leitrassenfrage!

Zuerst wundert man sich, daß der Elefant mit unter die Haustiere gerechnet, dagegen der für die arktischen und Jägervölker so wichtige Hund und auch das Geflügel übergangen werden.

Von der rein zoologisch-systematischen Behandlung der Wildformen möchte ich nur hervorheben, daß es mir sehr gewagt erscheint, vom Ur (Bos primigenius Boj.) ein „nordeuropäisches Wildrind (Bos Balticus)" abzusondern, das im Gegensatz zum eigentlichen Ur nur in Nordeuropa, besonders im Gebiet der Ostsee gelebt haben soll. Der als typisch für dieses Wildrind abgebildete Schädel (Fig. 6) stammt aber nicht etwa aus den Ostseeländern, sondern aus Puszczyna in Galizien und zudem noch aus diluvialen Schichten, ist also in doppelter Hinsicht ungeeignet, dem Urschädel (Fig. 5) aus dem Torfmoor bei Guhlen, Kr. Lübben, gegenübergestellt zu werden. Hätte Verf. die Originalabhandlungen[1]) benutzt und nicht die Abbildungen aus zweiter Hand übernommen, wäre ihm dieser Widerspruch gewiß aufgefallen.

In dem paläolithischen Bilde aus der Höhle von Niaux (Fig. 45) sieht Verf. mit Augst die schraubenförmige Wildziege Capra prisca Adam. Hierin vermag ich ihm nicht zu folgen, halte vielmehr dieses Bild für eine Darstellung des Pyrenäensteinbockes (Capra pyrenaica Schinz). Die C. prisca ist fossil in Westeuropa noch nicht festgestellt, vor allem nicht im Neolithikum, und somit kann hier nicht ihr Domestikationsherd liegen (vgl. S. 159).

Bedeutungsvoll und zum Teil neuartig sind die Vermutungen über die Haustierwerdung. Drei Veranlassungen zur Zähmung werden unterschieden: in erster Linie die Religion, die zu Tieropfern führt (Rind — Mondgöttin, Schaf — Gewittergott, Ziege — lebenerhaltende Gottheit, Schwein — Sonnengott, Pferd — Kriegsgott), sodann der reine Zweckgedanke, der Esel und Kamel in den Dienst der Menschen stellte und schließlich der Verlust bereits vorhandener Tiere, der die Supposition nötig machte, teils als Ersatz für das verlorene Opfertier (Lama, Elefant), teils als Supposition für Nutztiere (Yak, Büffel, und Ren für Rind). In der Zurückstellung des Nützlichkeitsstandpunktes muß ich dem Verf. unbedingt recht geben. Eduard Hahns Gedanken sind einmal Gemeingut geworden. Auch der Gedanke der „Suppositionstiere" ist durchaus glücklich. Aber die Gottheitsbegriffe (abgesehen von Mond- und Sonnengottheit) sind doch wohl zu kompliziert, als daß sie für eine so frühe Zeit den ersten Tierzüchtern zugeschrieben werden könnten. Übrigens scheint Verf. dies selbst zu fühlen, da er am Schluß (S. 348) dem asiatischen Mondkult mit Rind, Schaf und Ziege die nordische Sonnenverehrung mit Pferd und Schwein gegenüberstellt.

Der Kernpunkt dieses Buches liegt, wie schon angedeutet, in der Leitrassenfrage. Von den 38 Verteilungen kann ich nur einige gelten lassen, die sich überwiegend auf neuzeitliche Völker beziehen und wirklich nachprüfen lassen (Kurzkopfrind — Römer, aufrechthörniges Rind — westasiatische Mongolen, Mongolenpferd — Mongolen, Somalieſel — Hamiten, Dromedar — Semiten, Trampeltier — Ostmongolen, großhörniger Büffel — Malayen, kurzhörniger Büffel — Türken). Die übrigen 30 Leitrassen dürften recht unzuverlässige Führer abgeben, wenn man sich von ihnen die Wanderstraßen der vorgeschichtlichen Völker zeigen lassen wollte. Verf. hat es nämlich „möglichst vermieden, Probleme auf historischem oder ethnographischem Wege zu lösen". Das ist gleichbedeutend mit Anwendung einer deduktiven Methode, wo nur die induktive helfen kann. Es hat sich bitter gerächt. Haustiergeschichte ohne prähistorische Archäologie ist unmöglich. Die gänzliche Nichtachtung prähistorisch-archäologischer Forschungsergebnisse zeigt sich auch darin, daß Zeitangaben nur selten gemacht werden, wie auch archäologische Literatur in dem langen Verzeichnis völlig fehlt.

Ohne Chronologie läßt sich aber nun einmal keine Geschichte schreiben, auch keine Rassengeschichte der Wirtschaftstiere.

---

[1]) Der Schädel von Guhlen: A. Nehring, Über das Urrind. Dtsche. landw. Presse XV. 1888. Nr. 61/62. Der aus Galizien: M. Wilckens, Die Rinderrassen Mitteleuropas. Wien 1876.

Es fehlen also hier die Grundlagen, auf denen Beziehungen zwischen Kulturkreisen (bzw. Völkern) und Haustierrassen gesucht werden könnten. Die Möglichkeit, Leitrassen zu finden, ist zweifellos vorhanden. Nur muß man folgendes bedenken. Die Haustiere sind um so einheitlicher, die Rassenbildung ist weniger weit vorgeschritten, je näher man dem Zeitpunkt der ersten Zähmung kommt. Es werden also im Anfange verschiedene Völker die gleichen Haustiere gehabt haben. Sehr bald aber, schon im Jungneolithikum schlägt dieses Verhältnis in das Gegenteil um: Die Rassenspaltung hat eingesetzt, und es finden sich innerhalb bestimmter Kulturkreise ganz verschiedene Tierrassen. Bis in die nachchristliche Zeit, wo man bereits ganz sicher Völkernamen verwenden kann, läßt sich diese Erscheinung beobachten[1]).

Ich glaube daher, daß derartige Rassen, wie Verf. sie fein spezialisiert (z. B. groß- und kleinohriges Schwein), erst in der geschichtlichen Zeit mit Erfolg als Kennzeichen bestimmter Volksstämme gesucht werden können.

Einige Beispiele mögen dem Prähistoriker zeigen, mit welcher Kühnheit Verf. verwickelte siedelungsarchäologische Fragen angreift und zu lösen glaubt.

Die Schweizer Pfahlbaubevölkerung saß ursprünglich in Nordafrika. Durch die fortschreitende Wüstenbildung verdrängt, zog sie an die Flüsse Italiens, gelangte schließlich ins Alpengebiet, und in der Folge errichtete sie — die Terpen an der Nordsee. Die Pfahlbaukultur gelangte über die Kelten an die Germanen, „wodurch in ihnen erst ihre eigene germanische Kultur erweckt wurde". (S. 79).

Das hornlose Rind ist „eine sichere Leitrasse der Finnen" (S. 319). Wo dieses vorkommt, sollen Finnen gewesen sein. So kommt Verf. zu einem starken finnischen Einschlage bei den Skythen, und Finnen sollen deshalb auch in Schottland gelebt haben (S. 321). Demnach müßten auch im Jungneolithikum bei Kl.-Wanzleben (Staatsmuseum Berlin) und in der jüngsten Bronzezeit bei Frankleben (Mus. Merseburg) Finnen gelebt haben!

Die Phryger und Lyder sollen die säbelhörnige Ziege von Asien nach Europa gebracht haben (S. 171). Sie kommt aber hier schon im Neolithikum vor, also zu einer Zeit, wo man mit bestimmten Völkernamen noch gar nicht operieren kann! Vom Ur wird (S. 39) gesagt, es sei in Mitteleuropa kein Versuch gemacht worden, ihn zu zähmen. Wegen der Goldbecher von Daphio sollen ihn die Griechen in der mykenischen Zeit zuerst gezähmt haben. (S. 98). Dem widersprechen die Funde aus dem mitteleuropäischen Neolithikum. Den Griechen wird als Leitrasse auch die Capra prisca Adam. zugeschrieben (S. 172), obwohl sie sich schon im Neolithikum bei Pfahlbauern und Bandkeramikern findet, also alles andere als eine griechische „Leitrasse" ist.

Beim „germanischen Rinde" finden wir (S. 105) den Satz: „Den Alemannen und Sueven folgten allmählich (wann? Ref.) Hauptstämme der Germanen, welche unter verschiedenen geschichtlichen Benennungen auftreten, aber wohl alle zum Stamme der Burgundionen gehörten." Nur aus dieser chronologischen und ethnographischen Verwirrung ist es wohl zu erklären, daß Verf. den Urſitz der Sachsen im Baltenlande sucht, von wo die Esten die Sachsen vertrieben haben sollen (S. 109). Doch genug, man lese selbst und staune!

Der Prähistoriker, der sich über den jetzigen Stand der Haustierforschung unterrichten will, sei auf das im gleichen Verlage 1922 erschienene Werk von O. Antonius: „Grundzüge einer Stammesgeschichte der Haustiere" verwiesen. In dieser klaren und gründlichen Darstellung wird er auch eine große Zahl der Stegmannschen Abbildungen wiederfinden, m. E. in richtigerer Auslegung. Über die Tatsache, daß man in der Haustierforschung noch vor sehr vielen ungelösten Fragen steht, darf er sich jedoch auch hier nicht täuschen lassen.

Berlin. **Otto-Friedrich Gandert.**

C. Schuchhardt, Die frühgeschichtlichen Befestigungen in Niedersachsen. Salzuflen, Schade, 126 S.

Die Ausführungen des Verf. entsprechen nicht genau dem Titel des Büchleins. Denn, abgesehen von allerlei Abschweifungen, in denen er seine schon öfters vorgetragenen Meinungen über Römerzüge, Moorbrücken usw. wiederholt, kommen von S. 82 an auch mittelalterliche Burgen und Städte an die Reihe. Anderseits gehört das von ihm Behandelte zum Teil wieder noch den vorgeschichtlichen Zeiten an. Das will S. freilich nicht zugeben; ja er behauptet sogar, es finde sich im „ganzen nordwestdeutschen Flachlande bis zum Rande des deutschen Mittelgebirges — fügen wir hinzu: und darüber hinaus — keine Burg, die auch nur bis in die römische Zeit zurückginge." „Erst bei Detmold,

[1]) Z. B. in der frühen Eisenzeit (Hilzheimer, Die Tierknochen aus den Gruben des Lossower Ringwalls bei Frankfurt a. O. Abhandl. Preuß. Akad. d. Wiss. 1922. Phil.-Hist. Kl. Nr. 5. Berlin. 1923).

Göttingen, Kassel, sagt er, treten die ersten solchen auf." Er denkt dabei an die vermeintliche Teutoburg, den Hünenstollen und die Alteburg unweit der letztgenannten Stadt. Auch schließt er aus diesem Fehlen von Burgen, daß die Deutschen „in der Ebene (warum bloß in der Ebene?) zwischen Elbe und Rhein" in jenen früheren Zeiten ein recht friedliches Leben geführt haben müßten, womit freilich die Angaben des Tacitus sich nicht in Übereinstimmung befinden.

In der Tat reicht denn auch beispielsweise die Düsselburg bei Rehburg mit ihrem Steinwalle und den dort gefundenen Steinwaffen bis in die neolithische Zeit zurück. Ebenso ist das Bestehen der Babilonie bei Lübbecke durch den Fund einer charakteristischen Gußform für den Anfang unserer Zeitrechnung nachgewiesen; weiter beweist eine in der Meckenborg unweit Meppen gefundene Römermünze den früheren Ursprung dieser Anlage; endlich konnte durch Konstantinsmünzen, die sich in dem Mauermörtel der Heisterburg im Deister fanden, festgestellt werden, daß auch diese Befestigung bereits zur Römerzeit vorhanden war. Denn wenn S. meint, diese Fundgegenstände könnten vor Anlage der Verschanzungen durch den „Menschenverkehr" an die einsamen Orte gelangt sein, so wird damit — ganz abgesehen von der Unmöglichkeit im zweiten Falle — die Wissenschaft geradezu auf den Kopf gestellt. Wohl können nämlich Kleinaltertümer aus nachfolgenden Zeiten in ältere Befestigungen hineingelangen und insofern nichts für ihren Ursprung beweisen. Will man aber diesen feststellen, so muß man, wofern nicht eine frühere Anlage an dem Orte nachgewiesen werden kann, stets die ältesten Funde zugrundelegen. Sonst bringt man die Forschung in Verwirrung.

An diesem Fehler leiden auch sonst die Aufstellungen des Verfassers. So hatte er noch 1899 den Moorbrücken zwischen Brägel und Mehrholz nördlich des Dümmers den römischen Ursprung abgesprochen, weil sie keine römischen Kleinaltertümer aufzuweisen hätten. Nun diese jedoch gefunden wurden, erklärt er unter Nichtbeachtung dieser Tatsache: „Es sind niemals Funde aufgetreten, die diese Brücken als römisch erweisen könnten".

Dasselbe Verfahren schlägt er gegenüber den von mir entdeckten Römerlagern ein. Die Anlagen bei Iburg und Mehrholz sind nach seiner Behauptung trotz der in der Tiefe ihrer Spitzgräben gefundenen Scherben römischer Zeit und trotz der sonstigen Funde aus derselben Periode „Bauernwälle", und das Lager im Habichtswalde bei Stift Leeden nennt er karolingisch, obwohl Altertümer, die daselbst ausgegraben wurden, von unseren ersten Archäologen als „unzweifelhaft römisch" anerkannt worden sind.

Indem sich S. so über die sicheren Ergebnisse der Wissenschaft hinwegsetzt, verfällt er von einer Ungereimtheit in die andere. Um die Grotenburg bei Detmold als Teutoburg und damit für die dortige Gegend die Varusschlacht zu retten, wird wahrheitswidrig behauptet, ihr Berg „habe im ganzen Mittelalter noch der Teut geheißen". Zugleich wird aber auch noch der Name Theotmalli (Detmold), dessen erster Teil soviel wie Volk heißt, für seine Beweisführung herangezogen, so daß nun Teut das eine Mal eine Burg bezeichnet und das anderemal soviel wie Volk bedeutet, als wenn das beides miteinander möglich wäre. Und dabei ist noch nicht einmal der Beweis erbracht, daß auf der Kuppe des „Teut" jemals eine Burg gestanden hat.

Aliso soll nach S. in Haltern gefunden sein; aber welche unter den dortigen Befestigungen mit diesem Namen geehrt werden soll, können wir von S. nicht erfahren. Er behauptet nur, er habe, „als die großartigen Einrichtungen des Halterner Römerplatzes einigermaßen zu übersehen waren, die These aufgestellt, daß hier Aliso wiedergefunden sei." Aber das kleine Annaberger Lager fällt nicht unter den Begriff der großartigen Einrichtungen und konnte schon deswegen nicht von ihm für das vielbesprochene Kastell ausgegeben werden, weil es nur Funde aus der ersten Zeit der römischen Eroberungen aufweist, während er für Aliso den Nachweis verlangt, daß es bis zum Jahre 16 nach Chr. im Besitz der fremden Truppen sich befunden haben müsse. Auch das sog. Alte Lager kann Aliso nicht gewesen sein. Denn abgesehen davon, daß es ein Feldlager und kein Kastell war, hat auch dieses nicht bis zum Jahre 16 bestanden, sondern ist vor dieser Zeit von zwei späteren Befestigungen überbaut worden. Aber auch diese können, da sie nachweislich erst nach dem Jahre 2 vor Chr. angelegt worden sind, wiederum ebensowenig auf den Namen des im Jahre 11 vor Chr. errichteten Aliso Anspruch machen. Darum gibt es keine Möglichkeit, aufirgend eine der Halterner Verschanzungen den berühmten Namen anzuwenden, und S. hätte besser getan, den Satz: „Archäologie sollte doch nur derjenige treiben, der das Auge und den Mut hat, aus den vorhandenen Ruinen mit derselben Sicherheit zu lesen wie der Philologe aus seinen Schriften!" gegen sich selbst anzuwenden. Dagegen ist „der Anspruch von Elsey—Oberaden auf Aliso" nicht „völlig gescheitert". Vielmehr entspricht das dortige Kastell nach seiner Lage, Größe und Beschaffenheit, wie nach den daselbst gemachten Funden, völlig den zu stellenden Anforderungen.

Zur Feststellung seiner Alisohypothese führt S. sodann noch allerlei Gründe vor. Die Lippe soll nur bis Haltern schiffbar gewesen sein, was unrichtig ist. Der Ort soll günstig

gelegen haben, um den Cheruskern „ein Kastell auf die Nase zu bauen". Da diese indessen südlich und südwestlich nur bis zur Diemel und dem Eggegebirge wohnten, so müßten sie wohl, wenn S. recht haben sollte, eine recht lange Nase besessen haben. Auch „die Trümmer der Varusschen Legionen" samt den Weibern und Kindern hätten sich, wie S. meint, schwerlich dorthin flüchten können. Andere Gründe, die er anführt, treffen nur Elsey, aber nicht Oberaden.

Die Stelle des Tacitus, Ann. II, 7: cuncta inter castellum Alisonem ac Rhenum novis limitibus aggeribusque permunita übersetzt S. unrichtig: „er befestigte das ganze Gebiet zwischen dem Kastell Aliso und dem Rhein mit neuen Wegen und Dämmen"; limites sind vielmehr Schneisen, aggeres aber Straßendämme; auch darf cuncta nicht durch „das ganze Gebiet" übersetzt werden, es bezeichnet nur „die ganze Strecke".

Bei seinem Kampfe gegen die von mir entdeckten Römerlager stützt sich S. wieder auf Gründe, die sich gegenseitig aufheben. Die Befestigung im Habichtswalde soll „Schulte Lohsen Toslag" sein, der nach Jostes diesem Bauern im Jahre 1668 zugefallen wäre. Anderseits wird sie von S. wieder als Curia Losa auf Karl d. Gr. zurückgeführt. Die dort gefundenen römischen Altertümer müssen dann wohl bei Gelegenheit der Herrichtung von dem karolingischen Inhaber oder dem Schulte Loose in die Erde gelegt sein. S. meint auch, die Umwallung mit dem Rechteck weise hier ausnahmsweise den „Typus karolingischer Königshöfe" auf, während diese nach ihm sonst aus einem Kernwerk und einem von außen angeschlossenen Vorwerk besteht.

Auch über die Moorbrücken äußert sich S. von neuem wieder mit denselben falschen Angaben. Bohlwege „ganz derselben Konstruktion" wie bei den Brücken zwischen Brägel und Mehrholz sollen im Tale der Sorge bei Danzig aufgefunden worden sein, obwohl ihm bekannt sein müßte, daß die ersteren von den letzteren durchaus verschieden sind, dagegen mit der von G. Wolff als römisch festgestellten Anlage im Tal der Nidda übereinstimmen. Die von mir entdeckten römischen Moorbrücken sind auch nicht „immer nur 2—2½ m breit", wie S. sagt, sondern besitzen eine Breite von 3—3,40 m. Natürlich schließt S. wieder aus der falschen Übersetzung von aggeratus, daß die langen Brücken zwischen den vastae paludes als meterhohe Erddämme unmittelbar auf den „Moorboden" aufgelegt worden seien, die dann durch das zugeleitete Wasser durch die Deutschen gleichwohl in einer Nacht zerstört werden konnten.

S. ist kein Philologe und besitzt weder die nötige Sprachkenntnis noch das richtige Verfahren bei der Auslegung der Schriftsteller. Nur ein solcher Mann kann deswegen trotz meiner Erklärungen in der 2. Ausgabe der „Kriegszüge des Germanicus", die ihm doch bekannt ist, behaupten: „das Heer des Germanicus zog nach Tacitus im Jahre 15 auf seinem Rückzuge bis Rheine geschlossen zurück", um sodann „in derselben Verteilung, wie es anmarschiert war, zurückzugehen", während Tacitus das Gegenteil berichtet.

S. wiederholt in seiner neuesten Schrift die Ansicht von der Eroberung Niederdeutschlands „östlich bis zur Elbe, südlich bis nach Thüringen hinein, westlich bis zu den Franken" durch den bis dahin in Holstein ansässigen Stamm der Sachsen. Der Name bezeichnet indessen, wie der der Franken, einen Sammelnamen. Werden doch beispielsweise die Chauken als Genossen dieses Bundes erwähnt. Daß, wie S. meint, das Gebiet der Bructerer lediglich durch den Sonderstamm der Sachsen erobert worden sei, kann deswegen aus Beda nicht geschlossen werden.

Aber auch sonst geht S. bei der Benutzung schriftlicher Quellen vielfach in die Irre. So will er aus dem Heliand beweisen, daß der Dichter desselben sich bei Nennung jüdischer Städte von der Vorstellung germanischer Burgen habe leiten lassen. Aber das von ihm gebrauchte Burg war eben der deutsche Ausdruck für Stadt, wie er auch Rom als Romaburg bezeichnet, obwohl ihm doch bekannt war, daß es die Hauptstadt des römischen Reiches war.

Daß bei jeder Volksburg ein herrschaftlicher Hof sich befunden habe, kann aus der Bemerkung des Tacitus über die regia Marbods mit dem castellum iuxta nicht geschlossen werden, da regia hier nicht einen Königshof bezeichnen kann. Ebensowenig wohnte Chlodio, wenn Gregor von Tours sagt: apud Disbargum castrum habitabat, wie S. meint, neben der Burg, vielmehr heißt hier apud, wie schon bei Tacitus, in. Ein Irrtum ist es auch, wenn S. sagt, nach Tacitus „hätten die Germanen die Gewohnheit, ihre Wohnungen in die Erde einzutiefen". Denn seine Worte: solent et subterraneos specus aperire eosque multo insuper fimo onerant können doch nur so verstanden werden, daß diese Keller außerhalb der Wohnungen angelegt wurden. Dem entspricht auch die weitere Ausführung des Schriftstelle. Ein arger Fehler ist es endlich, wenn S. das Wort pomerium durch „Obstgarten" oder „Baumgarten" wiedergibt und offenbar mit pomum in Verbindung bringt.

S. hat eine Menge Burgen namhaft gemacht und diese bestimmten Zeiten zugewiesen. Hierbei fällt es auf, daß er die Burg auf dem Rerenberge bei Oesede nicht mehr unter den karolingischen Curtes, deren Typus sie früher entsprechen sollte, aufführt.

Ebenso verweist er jetzt die Aseburg ins Mittelalter. Aber auch sonst werden noch manche Anlagen aus der Liste der Curtes gestrichen werden müssen, weil sie auf hohen Bergen liegen und nicht, wie S. nunmehr richtig bemerkt, eine Straße beherrschen. Außer der Babilonie, der Weckenborg und der Heisterburg muß deswegen auch die Wittekindsburg bei Rulle dieses Schicksal erfahren. Geht doch die Großartigkeit der Befestigungen weit über die Bedürfnisse eines fränkischen Wirtschaftshofes hinaus, ganz abgesehen davon, daß ihre Lage hierfür recht ungeeignet gewesen wäre. Auch haben sich keine Spuren dafür gezeigt, daß sie jemals bewohnt gewesen wäre. Maßgebend für die Zuweisung zu den karolingischen Curtes sollte der Umstand sein, daß die Mauersteine in Mörtel gelegt seien. Da diese Eigentümlichkeit indessen auch bei der Babilonie und Heisterburg nachgewiesen ist, so kommt auch dieses Beweismittel in Wegfall.

S. hat sich durch seine Bodenuntersuchungen in zahlreichen Burgen gewiß ein großes Verdienst erworben, und die vorliegende Schrift hat den Wert, daß uns eine Menge solcher Gegenstände bekannt gemacht und zum Teil durch Zeichnungen erläutert werden. Da indessen die meisten noch nicht näher untersucht worden sind, so ist es doch gewagt, sie alle trotzdem bestimmten Zeiten zuzuweisen. Daß nun vollends sein Verständnis der schriftstellerischen Quellen ein sehr mangelhaftes ist und seine Beurteilung fremder Arbeiten vielfach an der Wahrheit vorbeigeht, wurde an verschiedenen Beispielen deutlich gemacht. Die Verlagshandlung hofft, daß besonders die Lehrer der Geschichte an der Hand des Büchleins nunmehr „einen auf Heimatbeobachtung und Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung begründeten erfolgreichen Unterricht erteilen können". Ich glaube indessen, sie werden guttun, wenn überhaupt, nur mit größter Vorsicht von dieser Schrift Gebrauch zu machen. Dr. **Knoke.**

Josef Strzygowski, Die Krisis der Geisteswissenschaften. Kunstverlag Anton Schroll & Co. in Wien. 1923.

In den letzten Jahren ist deutlich eine sehr starke gegenseitige Annäherung zwischen der Kunstgeschichte und der Vorgeschichte zu bemerken. Die Vorgeschichte empfindet, daß für die Fortentwicklung ihrer Wissenschaft die Methode der Kunstgeschichte von allergrößtem Nutzen ist, und die Kunstgeschichte wieder empfindet, daß der Umkreis ihrer Forschung zu eng gesteckt ist, daß man viele kunsthistorische Phänomene, etwa die Frage der Entstehung der romanischen Kunst nicht ohne die Vorgeschichte lösen kann. Seitdem die alte kunstgeschichtliche Einstellung, die von Winckelmann bis Burckhardt gültig war, wohl endgültig gefallen ist, die Einstellung, der die Antike und die italienische Renaissance als Höhepunkt des kunstgeschichtlichen Geschehens galt, seitdem man in der Kunstgeschichte nicht mehr den „absoluten Punkt" annimmt, nach dem sich die Kunst auszurichten habe, seitdem man durch Riegl den Begriff des Kunstwollens kennt, ist eine völlig veränderte Stellung zur Vorgeschichte zu bemerken. Wenn vorher die Vorgeschichte von der Kunstgeschichte gar nicht beachtet wurde oder nur als die minderwertige Kunstbetätigung „roher Barbaren" galt, so gewinnt sie für die moderne Kunstgeschichtsschreibung eine ganz hervorragende Stellung. Die Frage nach dem Kunstwollen hat zu einer Stilforschung geführt, die die frühere Kunstgeschichte nicht kannte. Mit Namen wie Wickhoff, Wulff, Schmarsow, A. E. Brinckmann, Frankl und Wölfflin sind die Triebkräfte dieser Forschung gegeben, die das Werden und Vergehen der Stilarten zum Gegenstand der Forschung gemacht hat. Einer solchen Forschung ist die vorgeschichtliche Kunst nicht nur gleichwertig allen übrigen Stilarten der Geschichte der Kunst, sondern sie muß aus methodischen Gründen sogar von ganz besonderem Wert werden, denn hier liegt das Werden und das Wachsen eines Stiles besonders deutlich und offen zutage.

Strzygowski ist einer derjenigen Forscher, die zuerst auf die Bedeutung der Vorgeschichte für die Kunstgeschichte hingewiesen haben. Ein Kopf von ganz eigenen Gedanken und Plänen, die oftmals im Widerspruch standen zu der herrschenden Auffassung der Kunstgeschichte, ist er einen Weg gegangen, der sowohl neu als auch fruchtbringend war. Er erweiterte den Rahmen der Kunstgeschichte, die immer nur die Kunstgeschichte des neueren Europas war, er machte seine Forschungen in Kleinasien, in Armenien, in Südrußland — wo er Enges fühlte, zerriß er die Grenzen. Mögen manche seiner Ergebnisse angefochten werden: sein größtes Verdienst ist methodisch die Erweiterung des Gesichtskreises der Kunstgeschichte, die Einstellung der Kunstgeschichte auf den Umkreis der Kunsttatsachen der Welt.

Unter diesem Gesichtspunkt mußte man mit besonderem Interesse sein Buch von 1923 in die Hand nehmen, das die Krisis der Geisteswissenschaften behandelt. Strzygowski fordert in ihm einen groß angelegten Betrieb der Kunstgeschichte. Er fordert die Teilung in Kunde, Wesen, Entwicklung, er fordert neben der Sachforschung eine Beschauerforschung, er legt seine Pläne für das Forschungsinstitut für bildende Kunst ausein-

ander, die in ihrer Ausdehnung geradezu großartig genannt werden müssen. All dies betrifft mehr die kunstgeschichtliche Forschung; was den Vorgeschichtsforscher besonders angeht, das ist seine Stellung zur Vorgeschichte.

Seine Einstellung auf das Ganze ist hier von allergrößter Bedeutung. So heißt es etwa S. 16: „Die Einstellung der Geschichte auf die historische Zeit macht es den einzelnen Fächern der Geisteswissenschaften unmöglich, wissenschaftlich zu arbeiten. Wissenschaft erfordert die Einstellung auf das Ganze in jedem Sinne. Es muß also neben der historischen auch die vorgeschichtliche Zeit hinzugenommen werden." Und S. 17 heißt es abschließend: „Das Ganze, das hier im Auge zu behalten ist, wenigstens grundsätzlich, ist die Menschheit. Ohne diese Einstellung ist Wissenschaft undenkbar." Und auf S. 58 liest man: „Erst wenn durch die Einstellung der Forschung auf den Gesamtkreis der Erde, dadurch, daß kein Unterschied zwischen geschichtlicher und vorgeschichtlicher Zeit gemacht wird, und durch die gleichmäßige Heranziehung aller Gesellschaftsschichten die Methode des Wesensvergleichs zu ihrem auf dem Gebiet der Bildenden Kunst möglichen Umfang erweitert und vertieft sein wird, darf auf keimende Ergebnisse gerechnet werden."

So geht durch das ganze Werk eine Einstellung, die für die Zukunft, für die weiterhin zu erhoffende Annäherung zwischen Kunstgeschichte und Vorgeschichte von großer Bedeutung ist. Doch es soll auch nicht verschwiegen werden, daß der Verfasser selbst der Vorgeschichtsforschung gegenüber oft eine Stellung einnimmt, die den Tatsachen nicht gerecht wird. Wenn er sagt, daß von den deutschen Vorgeschichtsforschern lediglich Carl Schuchhardt den Norden nicht vom Süden und von der Antike abgeleitet habe (S. 45), so ist das zu enggefaßt. Neben dem Namen Schuchhardts müßte doch in diesem Punkt auch Kossinna und seine Schule genannt werden. Kossinnas Lebenswerk ruht zum großen Teil auf dieser geistigen Ablösung des Nordens vom Süden, auf der Erkenntnis der selbständigen, eigentümlichen Kraft des Nordens.

Verschwiegen soll auch nicht werden, daß Strzygowski in seinem Kampf gegen den Humanismus oft zu weit geht. Bei aller Bedeutung des Nordens darf man doch nicht den griechisch-römischen Kulturkreis in seiner Bedeutung unterschätzen. In übertrieben scharfen Ausdrücken spricht Strzygowski gegen den Humanismus. Wenn man gegen die Überschätzung des einen Gebietes kämpft, darf man nicht in den Fehler verfallen, nun das andere Gebiet zu überschätzen.

Mag es so Punkte geben, die wohl nicht allgemeine Zustimmung finden, so ist das Werk insgesamt als ein großer Schritt vorwärts zu buchen, als ein Schritt, der sowohl von seiten der Kunstgeschichte als von seiten der Prähistorie die größte Beachtung verdient.

Köln a. Rh. Dr. **Herbert Kühn.**

J. V. Želizko, Felsgravierungen der südafrikanischen Buschmänner. Auf Grund der von Dr. Emil Holub mitgebrachten Originale und Kopien. Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig 1925. 28 S., 20 Lichtdruck- und 8 Offsettafeln.

Želizko legt hier ein Buch von außerordentlicher Bedeutung vor. Zum ersten Male sind eine Fülle von Gravierungen der Buschmänner nicht in Nachzeichnungen, sondern in Photographien gebracht. Jetzt erst ist eine wirkliche Bearbeitung des großen Materials möglich und denkbar, jetzt erst entsteht ein wirkliches Bild dieser Kunst. Alle Nachzeichnungen, so genau sie auch sein mögen, sind geschaffen von dem modernen Menschen — allein die Photographie kann das wirkliche Bild geben.

Der Verfasser hat den reichen Stoff zusammengestellt, den Holub in Afrika auf seinen beiden großen Reisen sammeln konnte. Es befindet sich heute vor allem im Naturhistorischen Museum in Wien, einige Stücke befinden sich in München, Prag, Berlin, Paris.

Aber nicht allein aus Gründen genauer Wiedergabe ist das schöne Werk, das mit großen Kosten hergestellt worden ist, zu begrüßen. Es rollt von neuem ein großes Problem auf, das eine wirkliche Klärung immer noch nicht erfahren konnte. Die Frage der Buschmannmalereien ist trotz der Arbeiten von Fritsch, Holub, Moszeik, Pöch, Stow, Helen Tongue, Balfour, Luschan und anderer immer noch ein Rätsel. Noch immer ist es nicht möglich, einwandfrei Alter, Entwicklung und Ursprung festzustellen, ja, es hat zuletzt sogar Luschan in der Zeitschrift für Ethnologie bezweifelt, daß die Buschmänner überhaupt die Urheber dieser Kunst seien. Auch Želizko kann keine Klarheit bringen. Er stützt sich auf die Quellen Holubs, er berichtet dessen Mitteilungen über die Reisen, er stellt bis ins einzelne sorgfältig die Inventare der Museen zusammen, er sammelt das vorhandene Material — aber die Grundfragen bleiben noch offen für die Erforschung. An vielen Stellen werden die Fragen der Beziehung zur paläolithischen Kunst erörtert, auch sie können nicht geklärt werden, da allem Anschein nach ein genetischer Zusammenhang nicht besteht und die überraschende Ähnlichkeit allein aus der gleichen Einstellung

des Menschen zur Welt, aus geistiger Stimmung und aus wirtschaftlicher Ähnlichkeit zu erklären ist.

Aber auch ohne die Klärung der letzten Fragen wird das Buch von großer Bedeutung sein: die einwandfreien Wiedergaben — allerdings nur der Gravierungen, nicht der Malereien, von denen nur wenige in Europa vorhanden sind — die genaue Durcharbeitung des Bildstoffes, die sorgfältige Bibliographie und die Fundberichte Holubs zu jedem Stück machen das Buch unentbehrlich für jeden, der dies Gebiet untersucht, auch für jeden Vorgeschichtsforscher, der die Fragen der paläolithischen Malereien in großem Zusammenhang zu sehen sich bemüht.

Madrid, April 1925. **Herbert Kühn.**

Hoernes-Menghin, Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa von den Anfängen bis um 500 vor Chr. Geb. Dritte Aufl., durchgesehen und ergänzt von Oswald Menghin. Kunstverlag Anton Schroll u. Co. Wien 1925. 864 Seiten und 1462 Abb.

1898 erschien die erste Auflage dieses Werkes, 1915 die zweite, die eine völlige Umarbeitung war, jetzt erscheint, längere Zeit nach Hoernes' Tode die dritte Auflage. Sie ist der unveränderte Abdruck der zweiten. In Pietät und Achtung vor dem Lehrer hat Menghin, der die dritte Auflage besorgte, den alten Text ohne jede Änderung wieder abgedruckt und hat gleichzeitig, um das Buch auf der Höhe der Forschung zu halten, eine eigene Arbeit hinzugefügt. Und diese Arbeit ist nicht klein. Sie umfaßt rund 200 Seiten und stellt eine neue hervorragende zusammenfassende Leistung neben die erste.

Über die Arbeit von Hoernes ist viel gesprochen, viel geschrieben worden, wir haben heute zu ihr einen Abstand, wir können sie unvoreingenommen beurteilen: sie hat in all den Jahren ihre Kraft bewiesen Es ist sicher keine Geschichte der Kunst vorgeschichtlicher Epochen, so wie sie der Kunsthistoriker erwartet, eine Kunstgeschichte, die große Linien zeigt, die Entwicklungslinien aufdeckt, die Wege des Werdens ganzer Epochen weist und sie stilgeschichtlich analysiert — ein solches Werk fehlt uns noch —, aber es ist eine Zusammentragung von Stoff, ein Buch, das ein Wegweiser geworden ist. Hoernes hielt sich an das geschriebene, gedruckte Wort, er sammelte, er trug zusammen, und schuf so ein Werk, das eine große Leistung ist, eine bewunderungswürdige Tat, aber doch ein Werk, dem durch das Fehlen des Kunsthistorischen seine Grenzen gesetzt sind.

Besonders wichtig ist bei Hoernes die Verbindung der Kunst mit der Wirtschaft; er hat diesen Gesichtspunkt mit besonderer Schärfe herausgearbeitet, wenn er auch nicht der Vater dieser Anschauung ist, wie Menghin an einer Stelle behauptet In der Ethnologie hatte dieser Gedanke zu Hoernes' Zeiten schon seine eigene Geschichte, in der Nationalökonomie schon eine ganze Literatur — er geht ja hier bis zu Marx zurück — und in der Kunstgeschichte war er — etwa durch Grosse — schon 1895 eingehend begründet.

Hoernes hat das Verdienst, diesen Gedanken für das Gebiet der vorgeschichtlichen Kunst angewendet zu haben und dieser Umstand gerade wird seine Arbeit immer wertvoll und bedeutungsvoll erscheinen lassen auch für den, der grundsätzlich anderer Anschauung ist.

Menghin stellt nun seine Arbeit daneben Sie ist lebendiger, näher den Kunstwerken, von denen sie spricht, als Hoernes' Arbeit, aber sie hängt als „Anhang" an dem von Hoernes Gesagten, sie kann sich nicht frei entfalten, nicht alle Fesseln ganz abwerfen.

So mutig der Versuch von Menghin ist, so sorgfältige Arbeit auch aufgewendet worden ist — es sind doch zwei Arbeiten, die schließlich nebeneinanderstehen, und so wie zwei Menschen verschieden sind, müssen auch die Arbeiten andere Wege gehen. Bei der Benutzung wird es nötig sein, jedesmal über ein Gebiet zuerst bei Hoernes zu lesen, dann bei Menghin, und der Leser wird oft genötigt sein, das, was er bei Hoernes gelesen und erlernt hat, bei Menghin wieder umzustoßen.

Und wenn es jetzt auch gut erschien, einmal in Rücksicht auf Hoernes, dann in Rücksicht auf das Ausland, in das di zweite Auflage — während des Krieges erschienen — nicht gedrungen ist, gleichsam eine Doppelarbeit zu schaffen, so sollte man das doch bei der nächsten Auflage nicht wiederholen.

Bei der Arbeit Menghins ist es vor allem erfreulich, daß er im Sinne der Kulturkreislehre arbeitet — das bringt viele neue und klare Ausblicke. Besonders wichtig ist dieser Weg für das Paläolithikum, das Hoernes in vielen Punkten falsch gesehen hat. Das meiste hat Menghin berichtigt, so die Frage der Capsienkunst, die Frage ihres Alters, ferner die Frage der Bedeutung der paläolithischen Kunst usw. Nicht abgeändert hat er dagegen Hoernes' Ansicht von der Entwicklungslosigkeit der paläolithischen Kunst, von der Einheitlichkeit auf allen Stufen. Hier wäre es doch vor allem nötig gewesen, Hornes' veraltete Anschauungen einer Durchsicht zu unterziehen.

Ganz neu ist das Kapitel über die Bildkunst des Neolithikums, ein Kapitel, das eine gute, kurze Zusammenfassung der vielen Neuentdeckungen bringt. Das Interessanteste,

aber auch das Gewagteste ist das Kapitel über die neolithische Keramik, das ebenfalls, vollkommen abweichend von Hoernes, ganz neue, scharfe Richtlinien zieht. Es würde viel zu weit führen, hier über Einzelheiten zu berichten — bewunderswert ist diese Darstellung, die die neolithische Keramik ganz Europas in ein bestimmtes genetisches System bringt.

Für die ägäische Kunst hätte man eine eingehendere Berücksichtigung gewünscht, zumal auch Hoernes diesen Kunstkreis viel zu kurz behandelt hat. Aber Menghin fühlte sich wohl wieder an Hoernes gebunden. Ebenso wird die Kunst der Eisenzeit viel zu kurz erledigt — auch hier wieder dieselbe unheilvolle Bindung.

So stehen die Arbeiten nebeneinander — kein einheitliches Werk, zwei ganz verschiedene Arbeiten, geschaffen von ganz verschiedenen Temperamenten. Neben dem ruhig abwägenden, sammelnden, anerkennenden Hoernes steht die frisch vorwärtsstürmende, heftig angreifende, ständig Partei nehmende Art Menghins. Er sagt selbst in seinem Vorwort: „Aber sonst entspricht meinem Wesen mehr das stürmische Vorwärtsdrängen auf unbeschrittenen Bahnen, selbst auf die Gefahr hin, einmal gründlich irre zu gehen." (S. XI).

Er lobt, er lehnt ab, er greift an, er verteidigt — alles in scharfen Worten. Nicht jeder wird mit ihm einverstanden sein, und so erfrischend oft die lebendige Art ist, so greift sie doch manchmal fehl, sie teilt manches apodiktisch mit, das nicht den Tatsachen entspricht. So z. B. sagt er, ich hätte in meinem Buch über die Kunst der Primitiven Hoernes mit keinem Wort erwähnt". Tatsächlich wird er auf S. 18 namentlich und ausdrücklich genannt.

Man könnte leicht mehr Beispiele nennen, dies eine — eine Kleinigkeit — möge genügen, aber oftmals denkt man doch an die ruhige, abwägende Art von Hoernes zurück.

Alles in allem: ein Buch, dessen Fehler in seiner Spaltung in zwei Arbeiten liegt, noch keine kunsthistorische Verarbeitung der großen künstlerischen Phänomene der Vorzeit, aber bisher das einzige große Werk über das Gesamtgebiet, das wir in deutscher Sprache besitzen. Und als solches hat es entschieden seinen Wert und seine große Bedeutung.

Madrid, April 1925. **Herbert Kühn.**

Rudolf John Gorsleben, Die Edda. 1. Band: Die Lieder-Edda; 2. Band: Die erzählende Edda (Prosa-Edda). Verlag Die Heimkehr, Pasing bei München. 240 und 229 S.

Die öffentliche Anteilnahme an der altnordischen Überlieferung ist in Deutschland in den letzten Jahren ganz außerordentlich gestiegen. Sie beschränkt sich keineswegs auf den kleinen Kreis, der durch ein literarisches Interesse gefesselt wird, oder gar nur auf den Kreis der Sprachler, sondern hat im Gegenteil gerade in denjenigen Schichten Wurzel gefaßt, die abseits vom nur literarischen Interesse und abseits auch von der wissenschaftlichen Kritik stehen. Der Zauber, welcher den Namen der Edda noch immer umgibt, wird von dem geheimnisvollen Dunkel einer Vorzeit genährt, die, mit Recht oder Unrecht, gefühlsmäßig der eigenen unbekannten Vorzeit gleichgesetzt wird. Vielfach sucht auch moderne Unrast und Unbefriedigtheit nach eigenen seelischen Gütern, sucht Vorgeschichte als verläßliche Grundlage neuen geistigen Aufbaus.

Rudolf J. Gorsleben hat es versucht, diesem Verlangen durch eine Verdeutschung der Edda gerecht zu werden, die es sich zur Aufgabe stellt, nicht nur den oft so dunklen Wortlaut dem gewöhnlichen Leser verständlich wiederzugeben, sondern auch das Bruchstückhafte des Textes durch neue Gliederung und Aufteilung, wo es zweckmäßig schien, zu überwinden. Damit sieht Gorsleben seine Aufgabe wesentlich anders, als die bisherigen Verdeutscher, anders als Gering und Genzmer, deren große Verdienste unangetastet bleiben. Die neue Übertragung kann und will sich mit diesen Meistern in bezug auf sprachliche Zuverlässigkeit nicht messen, weil sie in erster Linie das Verständnis unvorbereiteter Leser erstrebt. Wie weit Gorsleben den Begriff der Edda gefaßt wissen will, entnimmt man daraus, daß er in die nordischen Heldenlieder auch das deutsche alte Hildebrandslied einreiht, daß der erzählende Teil nicht nur Auszüge aus der Snorra-Edda, sondern auch die Nornagests- und die Völsungasaga bringt.

Die volkstümliche Absicht läßt den Übersetzer von vornherein manchmal zu Mitteln greifen, die jenseits einer nur wissenschaftlichen Beurteilung stehen. Hierher gehören die Umdeutschungen der nordischen Namen wie Bragi in Präger, Rig in Aring, Thiazi in Dietz, Ägir in Ocker u. a. Der Kenner der Edda wird in Ansehung der Absicht über diese neuen Klangbilder hinwegkommen, der Nichtkenner die echten Namen nicht vermissen. Eine sprachlich genaue Verdeutschung würde in vielen Fällen überhaupt unmöglich sein. Der „Weber Zettel" ist in Deutschland volkstümlich geworden, den englischen Namen kennen nur wenige. Der Erfolg entscheidet, wo die Kritik zu schweigen hat. Auch die mannigfachen Einschiebungen, die dem Texte fremd sind, dienen doch dazu, ihn dem Leser geläufig und damit lebendig zu machen. Da die Übertragung ohne alle erläuternden Anmerkungen

auszukommen sucht, so muß sie den Text selbst so umgestalten, wie er verstanden werden soll, und man darf sagen, daß auf diese Weise eine sehr leicht und gut lesbare Dichtung zustandegekommen ist.

Ein vortreffliches Beispiel dichterischen Könnens bietet das einleitende „Lied von der Mühle Grote". Das Lied ist bekanntlich von Snorri überliefert, leider mit einem geschichtelnden Einschub. Gorsleben gibt dem mächtig daherbrausenden Liede der Riesenmägde seinen großen kosmischen Klang als Weltuntergangssage zurück, wenn er diese, dem nicht eingeweihten Leser doch ganz unverständliche Strophe ausmerzt. Wird freilich dieser meines Erachtens berechtigte (vgl. mein Rätsel der Edda 2, 53) Schnitt vollzogen, so hätte auch in Snorris Einleitung, die Gorsleben übernimmt, die historisierende Tendenz entfernt oder doch gekennzeichnet werden müssen. Wie mächtig die riesischen Mädchen singen, möge ein Beispiel Gorslebenscher Sprachkunst zeigen:

„Streckt, Hände, euch! Starret voll spitziger Speere
Und blutiger Waffen! Auf, Frote, erwach!
Auf, Frote, erwach! Erwach und erfahre
nun uraltes Sagen aus unserem Sang!
Schon flammen die Brände im Osten der Burg
als weisende Zeichen, daß Heerruf erwachte —
ein Heer kommt gezogen in hastigem Zuge
und wird bald die Burg Dir, Gebieter, verbrennen.
Nichts halten Du kannst, nicht den Hochsitz der Halle,
nicht Ringe von Gold, noch die Grote des Glücks,
und wenn wir noch ruhloser rollten die Mühle.
Einst blühten wir auf in dem Blute der Schlacht,
jetzt mahlen wir Töchter der Riesen mit Macht
den Tod allen Tapfren, wie wirs erschauten,
und stürzt das Gerüst auch der stämmigen Stützen,
das eisengefesselte: Mahlen wir fort!
Mahlen wir fort! Geht die Mühl' auch zugrunde!"

In ähnlichem Schwunge fährt die Helfahrt Brünhilds dahin. Mythologische Bilder löst Gorsleben modern auf: Aus des „Ebers Blut" macht Gorsleben „die Strahlen der Sonne". Die Meinung der bekannten Stelle dürfte richtig getroffen sein. Nicht zu rechtfertigen sind freilich einige an G. v. Listsche Lehren anklingende Lückenauffüller in den Sprüchen (S. 139f.), die weder dem Sinne noch der Lebensgestimmtheit der Edda entsprechen.

Gorsleben will aus der nordischen Edda und der ihr verwandten Überlieferung ein deutsches Volksbuch machen. Er geht darum den Weg des Dichters und Neuschöpfers, der sein Bestes dazu tun muß, ohne der Treue zu entraten. Die Edda beginnt sich vom Schutt der Zeit, auch von ihrer späten Form zu befreien und in neuer Schönheit zu blühen. Möge auch diese frische volkstümliche Leistung erweisen, daß die Edda nicht tot, sondern eine Quelle des Lebens ist.

Otto S. Reuter.

Bremen.

Der Kleine Brockhaus. Handbuch des Wissens in einem Bande. Leipzig, F. A. Brockhaus, Lfg. 1, 2. Ermäßigter Subskriptionspreis je 1,90 Mk. Vollständig in 10 Lfg. bis Ende des Jahres.

Wie die Firma Brockhaus vor mehr als hundert Jahren das erste Handbuch des Wissens, damals „Konversationslexikon" genannt, geschaffen hat, so brachte sie auch gleich nach dem Kriege den „Neuen Brockhaus" in 4 Bänden heraus, eine unerschöpfliche Quelle neuestzeitlichen Wissens. Doch ein so teures Werk sich anzuschaffen, ist in den heutigen Zeiten wirtschaftlicher Not nicht jedermanns Sache. Darum erscheint jetzt der Einbänder, der durch ein geschickt ausgedachtes System schnell einzuprägender Abkürzungen und Zeichen eine unglaubliche Zahl von Angaben auf kleinsten Raum zusammenzudrängen vermag. Das ganze Werk soll 40000 Stichwörter und 5400 Abbildungen im Text und auf 90 teils einfarbigen, teils bunten Tafeln und Karten enthalten. Die 10 Bogen der ersten beiden Lieferungen, die mit dem Stichwort „Druck" schließen, enthalten bereits nahezu 800 Abbildungen. Dazu treten noch viele wertvolle Übersichten, Zeittafeln, Diagramme usw.

Wir können mit Genugtuung feststellen, daß auch die Vorgeschichte entsprechende Berücksichtigung gefunden hat, vgl. z. B. das Stichwort „Bronzezeit". Der Fachmann wird ja für Fachzwecke nicht zum „Brockhaus" greifen, aber die weiten für die Vorgeschichte interessierten Laien- und Halblaienkreise, die Leser des Mannus sind, werden oft in die Lage kommen, über diesen oder jenen Begriff im Unklaren zu sein und dann für die allererste Aufklärung gern zu diesem handlichen Wegweiser des Wissens greifen.

Nachrichten.

Todesfälle.

Seit 1923 hat unsere Gesellschaft folgende Mitglieder durch den Tod verloren: Dr. Ludwig Wilser in Heidelberg, den unermüdlichen Darsteller germanischer Vergangenheit († Nov. 1923), Rittergutsbesitzer Landschaftsrat v. d. Osten auf Wisbu, Kr. Regenwalde i. Pomm., der im Jahre 1921 eine vierzehntägige, unter meiner Leitung vorgenommene Ausgrabung eines großen Hügels bei Witzmitz veranlaßte († 5. Dez. 1923), Rentier Heinrich Kellner in Köln, der seit der Gründung unserer Gesellschaft im Jahre 1909 ihr Mitglied war († 1924), Ernst Franck in Frankfurt a. M., gleichfalls seit 1909 Mitglied gewesen († Febr. 1924), Apothekenbesitzer Bodenstab in Braunschweig, Mitbegründer unserer Gesellschaft († 23. Aug. 1924), Professor L. Polthier in Wittstock a. Dosse, den verdienten Vorstand der vorgeschichtlichen Gymnasialsammlung daselbst († Sept. 1924), R. Nagorsni in Berlin-Steglitz († 1924), Sanitätsrat Dr. Staffel in Chemnitz, Mitglied seit 1909 († 1924), Distriktskommissar Wolff in Putzig, Kr. Filehne, Mitglied seit 1909, Baurat Theodor Hoech in Kolberg († März 1925), Dr. jur. Alfred Falb in Berlin, erst kurz vor seinem Tode ausgeschieden aus unserer Gesellschaft wegen wirtschaftlicher Schwierigkeiten, einen glänzenden Schriftsteller, der zahlreiche volkstümliche Aufsätze über deutsche Vorgeschichte nach besten Quellen, vornehmlich nach meiner „Deutschen Vorgeschichte" in die Zeitungen und Zeitschriften brachte, Verfasser der trefflichen Bücher „Deutschbewußtsein" und „Luther und Marcion gegen das Alte Testament", starb plötzlich an den Folgen eines im Kriege erhaltenen Kopfschusses († 11. Mai 1925).

Emil Bodenstab †.

Am 23. August 1924 ist ein Mann dahingegangen, der, obwohl als Apothekenbesitzer im praktischen Leben stehend und auf kaufmännischen Verdienst angewiesen, doch in hohem Maße eine unter uns Deutschen ja auch heute noch nicht ausgestorbene heiße Wissensgier und Leidenschaft für wissenschaftliche Betätigung besaß: Emil Bodenstab. Geboren 1856 zu Calvörde im Braunschweigischen, besuchte er die Gymnasien zu Helmstedt und Clausthal, studierte in Braunschweig, um dann die väterliche Apotheke in Calvörde, später eine solche in Neuhaldensleben zu übernehmen. Angestrengteste Studien widmete er in seinen Mußestunden den Gebieten der Botanik, Geologie, Vorgeschichte, Anthropologie und Völkerkunde und machte seine reichen Kenntnisse durch gemeinverständliche Vorträge weiteren Kreisen zugänglich. So wurde er bald zum staatlichen Pfleger für Heimatschutz, zum Korrespondenten der Preußischen Geologischen Landesanstalt und zum Ehrenmitglied des Naturwissenschaftlichen Vereins zu Magdeburg ernannt. Das Naturwissenschaftliche Museum zu Magdeburg verdankt ihm eine bedeutende Sammlung altertümlicher Apotheker- und Heilgerätschaften.

Persönlich war der Verstorbene von selbstlosester Güte, dabei ein liebenswürdiger Gesellschafter, dessen angeregte wissenschaftliche Unterhaltung und treffliche Lehrgabe namentlich bei wissenschaftlichen Ausflügen zu bester Geltung kam. Unserer Gesellschaft hatte er sich sofort bei der Begründung in Begeisterung angeschlossen und niemals fehlte er bis zum Kriege bei unseren jährlichen Tagungen. **G. K.**

Johannes Dorn †.

Am 23. März 1925 starb im Alter von 72 Jahren der Landwirt Johannes Dorn von Weiler Haid auf der Albhochfläche südlich Reutlingen (zwischen Großengstingen und Trochtelfingen), der zusammen mit Kaufmann Sautter von Hundersingen der tätigste Ausgräber von Grabhügeln in Württemberg gewesen ist. Der größte Teil der unter dem Namen von Föhr, Hedinger, Paulus, Edelmann laufenden Funde stammt in erster

Linie von ihm. Dabei ist zu betonen, daß in der Genauigkeit der Ausgrabung wie der Berichterstattung Dorn alle seine akademischen Auftraggeber übertraf; Dorns Originalberichte sind, soweit solche vorliegen, z. B. im Berliner Museum, ausgezeichnet.

Er war angeregt durch Grabungen an den Hallstattgrabhügeln „auf der Haid", die er von 1877 ab selbst fortsetzte und bald fast auf die ganze Albhochfläche und ihr Vorland ausdehnte. Besonders anzuerkennen ist die Auffindung der bronzezeitlichen Grabhügel, die auf der Alb (im Gegensatz zu den Hallstatthügeln) im Gelände fast gar nicht sichtbar sind. Immer schon hat Dorn auch auf Siedlungen geachtet, ohne aber früher die nötige Anleitung und Unterstützung zu solchen Aufgaben zu haben. Sein bekanntester Fund war der eines Spangenhelms aus dem alemannischen Reihengräberfeld von Gammertingen 1903.

Daneben war Dorn ein tüchtiger Landwirt, der sein Gut aufs 2½fache verdoppelte und in der Intensivierung der Landwirtschaft voranging. Eine nicht gewöhnliche Begabung hat ihm das ermöglicht. Am auffallendsten war vielleicht seine scharfe Beobachtungsgabe und ein beneidenswertes Gedächtnis, das ihm die Erinnerung auch an solche Funde ermöglichte, die ein Menschenalter zurücklagen, wie dies von verschiedenen Seiten festgestellt worden ist.

Tübingen. **Gg. Kraft.**

Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. J. Martin in Oldenburg

ist im Mai 1924 nach fast vierzigjähriger Tätigkeit von der Leitung des von ihm in mustergültiger Weise verwalteten Naturhistorischen Museums in Oldenburg und der vor- und frühgeschichtlichen Sammlung zurückgetreten und hat in Prof. Dr. H. v. Büttel-Reepen einen Nachfolger gefunden. Martins Ziel war neben steter Bereicherung und strenger Ordnung der Museumsbestände ihre Scheidung in Schau- und Studiensammlung und die Herrichtung der Schausammlung besonders für die Lehrzwecke der Schulen, was ihm bei seinem feinen pädagogischen Takt in vorzüglicher Weise gelungen ist. Martin hatte nach Besuch der Gymnasien in Jever und Wismar Naturwissenschaften an den Universitäten Leipzig, Berlin und Göttingen studiert, 1882 die Staatsprüfung abgelegt und dann an den Gymnasien in Greifswald, Lissa und Posen unterrichtet, worauf ihm 1885 die Assistentenstelle am „Großherzoglichen Naturalienkabinett", dem Vorläufer des jetzigen Museums, übertragen wurde. 1888 erlangte er zu Göttingen den Doktorgrad. Alsbald begann nun seine weit über den Rahmen des Museums hinausgreifende wissenschaftliche Tätigkeit nach der petrographischen und geologischen Richtung hin neben fortlaufenden vorgeschichtlichen Forschungen. Besonders war es das Eiszeitproblem, dem seine anhaltende Hingabe galt. Studienreisen nach Schweden, Dänemark usw. förderten die Einsicht in die im früheren Herzogtum Oldenburg recht schwierigen Glazialverhältnisse. Seine „Diluvialstudien" füllen zusammengenommen einen stattlichen Band und brachten manche überraschenden Aufklärungen über die Stromrichtung des Inlandeises und seine unveränderliche Richtung, über das nur einmalige Auftreten der Eiszeit in hiesiger Gegend, ferner über die erodierende und denudierende Wirkung des Inlandeises (Entstehung der „Felsbecken"), die durchaus grundlegend waren und die gebührende Anerkennung in den Fachkreisen fanden. Einzelfragen über die erratischen Gesteine, besonders über die hier vielfach gefundenen Basalte, über die Entstehung der Bodenarten und des Reliefs unserer Heimat durch den Einfluß der Eiszeit, sowie anderweitige Fragen, z. B. über die säkulare Senkung der Nordseeküste, fanden eine mustergültige Bearbeitung. Desgleichen wendete er viel Arbeit den vorgeschichtlichen Funden seines Heimatlandes zu, obwohl ihm aus Mangel an Staatsmitteln eine entsprechende Ausgrabungstätigkeit versagt blieb. Anfragen über vorgeschichtliche Funde seines Museums beantwortete er stets aufs entgegenkommendste in sachkundiger Weise. Vorzügliche Arbeiten sind seine Veröffentlichung des bronzezeitlichen Schatzfundes von Rethwisch (Mannus IV, 1912) und besonders seine „Beiträge zur Moorleichenforschung", die anknüpfend an den Moorleichenfund von Kayhausen eine grundlegende Klärung mancher „Rätsel des Moorleichenproblems" brachten (Mannus XVI, 1924).

So sehen wir ein vielseitiges, erfolgreiches Schaffen, ein reich und würdig ausgefülltes Forscherleben. Möge dem in den Ruhestand Getretenen ein friedlicher und sonniger Lebensabend beschieden sein. **G. K.**

Ein vorbildlicher Erlaß des Thüringischen Ministeriums für Volksbildung an die Schulämter, vom 31. Sept. 1924, über die Förderung der Arbeiten für Heimatkunde.

Auf allen Gebieten der Heimatkunde ist auch in Thüringen, wie in anderen Ländern, seit langen Jahren eine außerordentlich umfangreiche Arbeit geleistet worden, und zwar weniger von amtlichen Stellen, als in selbstloser und aufopfernder Weise von Vereinen und einzelnen Personen; diese Arbeiten werden auch heute trotz der Ungunst der Zeit noch fortgesetzt.

Im Vergleich zu der Unterstützung, welche die Staaten den Künsten und Wissenschaften sonst haben zuteil werden lassen, scheint uns die heimatkundliche Arbeit bisher etwas zu kurz gekommen zu sein. Wir halten es für eine wichtige Pflicht des Staates, die Arbeiten für die Heimatkunde so weit als nur möglich zu fördern. Sie kommen den weitesten Volkskreisen zugute und unsere heutige Schule baut sich auf ihnen auf. Gerade jetzt in dieser schwierigen Zeit ist ihre Pflege doppelt wichtig. Das Interesse der Allgemeinheit ist durch die Entwicklung der letzten Jahre mehr als früher auf die Angelegenheiten unseres eigenen Vaterlandes hingelenkt. Es darf aber auch nicht übersehen werden, daß die heimatkundlichen Arbeiten jetzt auch deshalb so notwendig sind, weil zur Zeit beinahe täglich unersetzliche Werte für die Heimatforschung verloren gehen.

Wenn wir nun auch in diesem Jahre die Arbeiten für die Heimatkunde leider noch nicht durch Zuwendung von Geldmitteln fördern können, so hoffen wir doch sie einstweilen in anderer Weise unterstützen zu können:

Es hat bisher in Thüringen wie in anderen Staaten an einer amtlichen Stelle gefehlt, welche die einzelnen Arbeiten der heimatkundlichen Vereine und der Einzelpersonen gefördert und zusammengefaßt und für die Sammlung des gesamten Materials gesorgt hätte. So ist leider das überaus reiche und wertvolle Material an heimatkundlicher Stoffsammlung und Arbeit bisher nicht richtig geordnet und gesichert, ja es ist viel Wertvolles auch wieder verloren gegangen (z. B. nach dem Ableben von Forschern verschollen oder gar vernichtet).

Zu den Aufgaben der im Rahmen unseres Ministeriums arbeitenden Beratungsstelle für Heimatschutz und Denkmalpflege gehört es, auch die Arbeiten für die Heimatkunde so weit als nur möglich zu unterstützen. Sie wird dabei in keiner Weise die bisherige Vereins- und Einzelarbeit beeinträchtigen oder überflüssig machen, sondern sie lediglich fördern, ergänzen, organisieren.

Es sind zur Durchführung der Aufgabe von ihr zunächst die Maßnahmen getroffen, die in der Anlage angedeutet sind.

Wir bitten die Kreise, die für die Heimatkunde interessiert sind und dafür arbeiten, ersehen zu wollen, daß wir trotz der Schwierigkeiten der Zeit bemüht sind, für dieses wichtige Gebiet zu sorgen. Wir haben das Vertrauen, daß auch sie, trotz oder gerade wegen der jetzigen Schwierigkeiten, ihre Arbeiten fortführen. Jedenfalls können sie sicher sein, daß jede heimatkundliche Arbeit, die auf ernster wissenschaftlicher Forschung beruht, stets unsere besondere Anerkennung und Unterstützung finden wird. Wir würdigen sie in der jetzigen Zeit, wo unbezahlte, aus idealen Gründen geleistete Arbeit selten geworden ist, doppelt.

gez. **Leutheuser.**

Das Deutsche Museum in München und die Deutsche Vorgeschichte.

Von einem meiner Verehrer, der nicht einmal Mitglied unserer Gesellschaft ist, erhielt ich am 30. Mai d. Js. einen ausführlichen Brief, worin sich folgende sehr dankenswerte Ausführungen finden über die Wertschätzung und Kenntnis, deren sich die deutsche Vorgeschichte bei den Spitzen der Wissenschaft in Bayern zu erfreuen scheint:

"... ich möchte mir erlauben, Ihnen über die beschämenden Eindrücke zu berichten, die ich mit Bezug auf die deutsche Vorgeschichte bei meinem Besuch im Deutschen Museum in München, das doch in erster Linie Werke deutschen Schaffens bringen sollte, empfangen habe."

„Deutsche Technik kennt das Deutsche Museum in Germanien überhaupt nicht, sondern nur römische. In der Abteilung Akustik habe ich unter den alten Instrumenten die germanischen Luren vergeblich gesucht. Von Keramiken, Fibeln, Waffen usw. ist natürlich keine Spur zu finden."

„Dagegen bringt der „Amtliche Führer durch die Sammlungen" dieses Museums auf S. 290 das Bild einer germanischen Hütte aus der Zeit des Arminius, das ich aus-

geschnitten und zu Ihrer gefl. Kenntnisnahme hier beigefügt habe. In natura habe ich diese Hütte nicht sehen können, weil sie im 2. Oberstock ausgestellt werden soll, dessen Säle bei meinem Besuch noch nicht eröffnet waren und es wohl auch jetzt noch nicht sind. Ich kann mir nun beim besten Willen nicht denken, daß unsere Altvorderen Hütten hergestellt haben sollen, deren Technik weit unter derjenigen tiefstehender afrikanischer Volksstämme steht. Entweder liegt hier ein Irrtum vor [sogar ein sehr schwerer; reine Phantasie! G. K.], oder es handelt sich um eine schnell hergestellte Nothütte von irgend einem auf der Wanderung befindlichen Stamme [keineswegs. G. K.].

Ich bin nun der Meinung, daß wenn unser Volk wirklich gesunden und Selbstachtung sich aneignen soll, es vor allem nötig ist, daß es Achtung bekommt vor den Leuten, von denen es abstammt. Auf dies Ziel müßte aber gerade ein Museum von der Bedeutung des Deutschen Museums in erster Linie hinzuwirken suchen. Die wirklich national empfindenden Kreise Deutschlands sollten auch dafür Sorge tragen, daß aus öffentlichen Bildungsanstalten jeglicher Art alles verschwindet, was die Achtung vor unseren Voreltern herabzusetzen geeignet ist."

„So habe ich mich schon in früheren Jahren sehr darüber aufgehalten, daß z. B. in Castans Panoptikum zu Berlin die „alten Deutschen" als alte, splitternackte, knickebeinige Männer mit dem Saufhorn in der Hand dargestellt wurden" usw.

Die Deutsche Akademie in München und die Deutsche Vorgeschichte.

Ganz ähnlich wie das Deutsche Museum scheint die kürzlich ebenfalls in München begründete Deutsche Akademie die deutsche Vorgeschichte zu bewerten, nur daß die Sache hier noch schlimmer steht. Das Deutsche Museum hat sich durch seine mehr als schülerhafte Kenntnis deutscher Vorgeschichte in den Augen berufener Beurteiler eine geradezu lächerliche Blöße gegeben. Die Deutsche Akademie ist aber in der allgemeinen wissenschaftlichen Bildung derart rückständig, daß sie die deutsche Vorgeschichte überhaupt noch nicht kennt, oder wenigstens sich den Anschein gibt, als halte sie es nicht für nötig, die deutsche Vorgeschichte zu kennen. Zwar der Präsident der Deutschen Akademie sagte in der Rede, mit der er die Gründung der Berliner Gruppe der Deutschen Akademie einleitete, mit Recht: „Wir hätten nicht zu viel Grund, das Ausland mangelhafter Kenntnis des Deutschtums anzuklagen, kennten wir uns denn selbst? wissen wir, aus welchen Wurzeln die deutschen Stämme und ihre Eigenheiten hervorgegangen seien?" usw. Hier hat der Präsident, der Münchener Professor der Kirchengeschichte Pfeilschifter, unbewußt gerade solche Fragen aufgeworfen, die sich nicht auf rein geschichtlichem Wege, sondern nur mit Hilfe der früh- und vorgeschichtlichen Archäologie beantworten lassen und zum Teil schon beantwortet worden sind. Denn wie man die germanische Völkerwanderungszeit und also auch unsere Heldensage nicht verstehen kann, wenn man nicht auch die materiellen Lebensbedingungen und das Werkwesen jener Zeit gut kennt, wie weiter alle germanischen Kulturerscheinungen, die Tacitus berührt, vom Körperbau, Haus- und Ackerbau, von Tracht und Bewaffnung bis zur Religion, in vorgeschichtlicher Zeit ihre tiefen Wurzeln haben, die von der Archäologie vielfach schon bloßgelegt worden sind, so kann auch die Entstehung des germanischen Volkskörpers in seinem frühesten Ursprunge, wie in seinen späteren Schicksalen, seinen vielfältigen Verzweigungen nur durch die Arbeit der Vorgeschichtsforschung erkannt werden.

Sieht man sich aber an der Hand der „Einführung in den Plan der Akademie" die Wissensgebiete an, „welche die Deutsche Akademie aus ihren unmittelbaren und direkten (! wozu diese unnütze Tautologie?) Beziehungen zum nationalen Leben des deutschen Volkes pflegen will", so werden diese „vorerst in 4 Klassen zusammengefaßt": 1. Die Sektion für Deutsche Geschichte; 2. Die Sektion für Deutsche Sprache, Literatur und Volkskunde (!); 3. Die Sektion für bildende Kunst und Musik; 4. die Sektion für Deutsche Staats- und Wirtschaftskunde. Von Vorgeschichte ist nicht im mindesten die Rede.

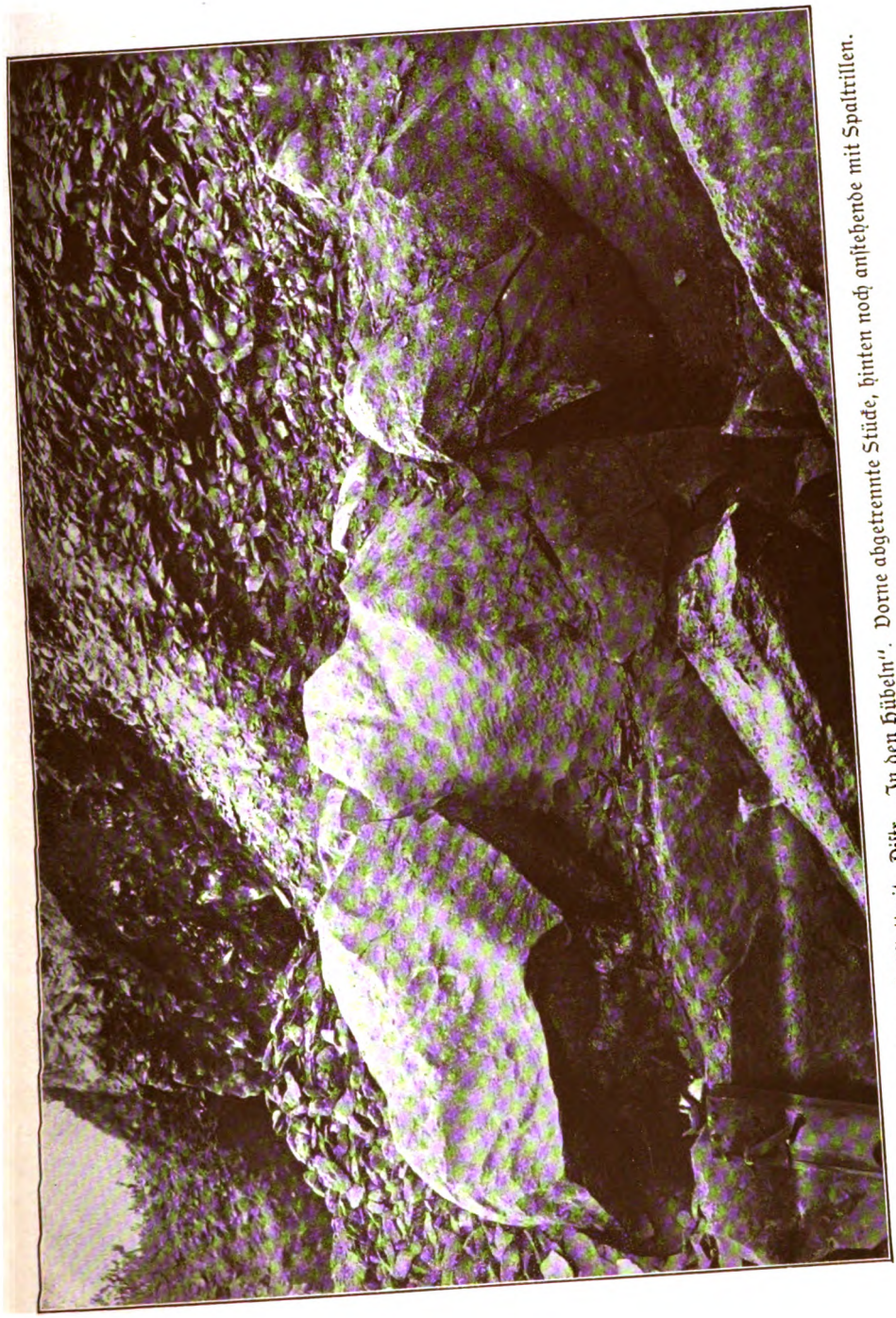
Dieser Blindheit der Deutschen Akademie gegenüber einer so hervorragenden und besonders hervorragend nationalen Wissenschaft, als welche die deutsche Vorgeschichte schon seit Jahrzehnten erwiesen worden ist, entspricht es durchaus, wenn unter den hundert Senatoren der Deutschen Akademie zwar eine große Menge von Leuten, auch von gelehrten Professoren, sich findet, deren Beziehungen zur Wissenschaft vom deutschen Volke dem Kenner höchst zweifelhaft erscheinen, dagegen kein einziger Fachmann der deutschen Vorgeschichte. Und dasselbe gilt für die Auswahl der Mitglieder des „Vorbereitenden Ausschusses" der Berliner Ortsgruppe, die nach Herrn Pfeilschifter sich als die „Führenden Männer der Wissenschaft vom deutschen Volke" betrachten. Auch hier sieht man in der Hauptsache Bankpräsidenten, hohe Reichs- und Staatsbeamte, Vertreter der Wissenschaft des Orients, aber verhältnismäßig wenige wirkliche Erforscher deutschen Volkstums in

Gegenwart und Vergangenheit. Selbstverständlich bleiben auch hier die Vorgeschichtsforscher gänzlich ausgeschlossen.

Es herrscht eben überall, namentlich auch in hohen Gelehrtenkörpern, eine derartige Rückständigkeit und eine derartige Unbildung in bezug auf Einschätzung des Werts und der Leistungen der Vorgeschichtsforschung, daß solches, weniger für die Vorgeschichtsforscher als für jene gelehrten Körperschaften, geradezu tief beschämend genannt werden muß. Ich weiß nicht, ob von den Münchener Prähistorikern gegen die unerhörte Zurücksetzung der Vorgeschichte durch das Deutsche Museum und die Deutsche Akademie in München Einspruch erhoben worden ist. Ich habe aber bei der durchaus römisch und mittelmeerisch eingestellten Richtung der „führenden" Münchener Vorgeschichtsforscher nicht das geringste Zutrauen, daß von diesen Kollegen irgend welche Schritte gegen die unwürdige Behandlung unserer Wissenschaft getan worden sind oder vorbereitet werden.

So muß denn von Berlin aus flammender Protest gegen das Deutsche Museum wie gegen die Deutsche Akademie erhoben werden.

Berlin im Juni 1925. **G. Kossinna.**



Steinbruch aus der späten Hallstattzeit. Distr. „In den Hübeln". Dorne abgetrennte Stücke, hinten noch anstehende mit Spaltrillen.

UNIV. OF MICH.

1. 1/5.

2. 1/5.

3. 1/2.

4. 1/5.

1. Ulm.
2. Eislingen.
3. Eislingen.
4. Lengenfeld.
5. Frankreich.

5. Etwa 1/2.

Abhandlungen und Mitteilungen.

Die große Erdfestung der jüngeren Steinzeit zwischen Urmitz und Weißenthurm.

Von Museumsdirektor A. Günther, Koblenz.

Mit 17 Textabbildungen.

Über die zwischen Urmitz und Weißenthurm am Rhein gelegene Erdfestung der jüngeren Steinzeit, der Michelsberger oder Pfahlbaukultur, sind zwar schon mehrfach und an den verschiedensten Stellen Veröffentlichungen erfolgt, aber gerade die Zersplitterung der Berichte und Beschreibungen mag eine zusammenfassende Neuveröffentlichung rechtfertigen. Um so mehr, wenn darin die bisher mehr oder minder vernachlässigten Kleinfunde, sowie neue ergänzende Beobachtungen und Feststellungen berücksichtigt werden.

Die Festungsanlagen selbst hat ihr Entdecker, Constantin Koenen, der in den Jahren 1898 und 1899 im Auftrage des Bonner Provinzialmuseums umfassende und den ganzen Verlauf der Befestigung feststellende Aufdeckungen und Nachgrabungen anstellte, in den Bonner Jahrbüchern, Heft 104, beschrieben. Allerdings völlig unter dem bei den Ausgrabungsarbeiten ihn leitenden Gedanken, hier die magnae munitiones Caesars bei seinem zweiten Rheinübergang vor sich zu haben, der noch durch die Aufdeckung von zwei späteren, dem Agrippa und dem Drusus zugeschriebenen, die steinzeitliche Festung auf ihrer östlichen Ecke überschneidenden römischen Erdkastellen verstärkt wurde. Ganz in diesem Sinne lieferte Geheimrat Nießen in demselben Hefte der Bonner Jahrbücher die geschichtliche Schilderung. Aber bereits während der Drucklegung waren Koenen durch die Auffindung vorrömischer Kulturreste, wie Hüttenlehm, Früh-Latènegefäße, Petschaftarmringe, eines sog. Kornquetschers usw. in dem Füllgrund der großen Gräben selbst schon einige Bedenken gegen seine Zeitbestimmung aufgestiegen, die er aber durch die Annahme zu beschwichtigen suchte, daß die Römer sich vorerst der gefundenen einheimischen Ware bedient hätten und erst nach der Okkupation Galliens durch Augustus die Drehscheibe erschienen und alle Gefäße in römischer Weise hartgebrannt worden seien. Übrigens hätte sich zu dieser Zeit und angesichts der militärtechnisch vollendeten Anlagen kaum ein Fachmann gefunden, der ein solches Werk im Rheinland einer vorrömischen Periode zugeschrieben hätte. Als aber der Füllgrund der Gräben weiterhin auch bronze- und hallstattzeitliche Wohngruben und Brandgräber aufwies, als selbst ein Skelettgrab mit einem Becher der Michelsberger Keramik gefunden und eine größere Anzahl von Gräbern und Wohngruben auf dem Gebiet der Festungsanlage durch das Bonner Provinzialmuseum aufgedeckt und ihr Inhalt erworben wurde, aus dem ein recht erheblicher Teil der jüngeren Steinzeit

und den älteren und jüngeren Stufen der Bronzezeit zuzuweisen war[1]), und Direktor Lehner schließlich selbst zwei Tulpenbecher (im Bericht „Glockenbecher" genannt) mit zwei Feuersteinmessern erheben konnte, war es Lehner, der auf die Analogie der Sohlgräben mit denen der neolithischen Ansiedlung auf dem Michelsberg bei Untergrombach in Baden hinwies und keinen Anstand nahm, auch die weiteren Anlagen der Palisadenwand, Holztürme usw. einer Kulturstufe zuzuteilen, „die anderwärts ganze Dörfer auf Pfählen in die Seen hineingebaut hat". Diese Auffassung ist dann auch im Laufe der Zeit durch die weiteren Funde und Beobachtungen vollauf bestätigt worden. Allerdings sind in dem Gebiet der Festung auch Gefäße, Scherben usw. der Rössener, der Spiralmäander (Playdter Typ), der Schnur- und der Zonenbandkeramik gefunden worden, aber die Befestigungsanlagen selbst müssen doch nach den weiter unten noch anzuführenden Fundumständen einer Bevölkerung der steinzeitlichen Pfahlbaukultur zugewiesen werden. Dazu kommt dann noch als eine bestimmte Bestätigung die seit dem Jahre 1908 erfolgte Freilegung einer durch ihre ganzen Fundstücke sicherlich der Pfahlbaukultur zuzuweisenden, in ihren Details, der Urmitz-Weißenthurmer ähnlichen Erdfestung bei Mayen durch das Bonner Provinzialmuseum und den Mayener Geschichts- und Altertumsverein.

Die Aufdeckung der Urmitz-Weißenthurmer Befestigungsanlagen durch das Provinzialmuseum Bonn wurde veranlaßt durch die umfangreiche Ausbeutung der zur Steinfabrikation benötigten Bimssandmassen in diesem Teile des Neuwieder Beckens, bei welcher Gelegenheit Koenen auf einem seiner häufigen Besuche der dortigen Gegend die in dem weißen Bimskiesel durch ihr dunkles Füllenmaterial deutlich sich abhebenden Grabenprofile feststellte und das Provinzialmuseum zu einer systematischen Nachgrabung zu bewegen wußte. Diese Untersuchungen hat dann der 1900 zum Direktor des Provinzialmuseums ernannte Professor Dr. Lehner mit Erfolg fortgesetzt und zu einer endgültigen Feststellung der Entstehungszeit und der Kulturzugehörigkeit geführt. Bei den beschränkten Mitteln und Hilfskräften des Provinzialmuseums war es nun leider doch nicht möglich, eine dauernde und durchgreifende Beobachtung und Sicherung aller Fundumstände und Gegenstände durchzuführen und gar vieles ist durch die zahlreich die Gegend durchstreifenden Altertumshändler verschleppt oder durch die Nachlässigkeit der Arbeiter und den Mangel an Interesse seitens der Fabrik- bzw. Grundstückbesitzer unbeachtet auf immer zerstört worden. Erst von 1910 ab habe auch ich mich an der Beobachtung der Anlage und der Bergung von Fundstücken beteiligt, nachdem ich meine bis dahin private Sammeltätigkeit vorher einzig und allein auf das Gebiet der Stadt Coblenz beschränkt hatte. Aber meine dienstlich sehr beschränkte Zeit und die Konkurrenz der Altertumshändler, wie auch die Eigensucht einiger Grubenbesitzer, ließen auch mir nicht die erforderliche Gelegenheit zu eingehenderen Forschungen und umfassenderen Erwerbungen, die ich jetzt für das Coblenzer Museum versuchte. Wenig förderlich waren auch dem Bekanntwerden von Fundstücken und Fundumständen verschiedene Erlasse der landrätlichen Behörde, die zwar einseitig zugunsten des Provinzialmuseums die Anmeldung und Ablieferung der Fundstücke anordneten, dabei aber meistens nur die Unterlassung der Anzeige und die Verhehlung und Verschleppung der Fundgegenstände erreichten. Ebensowenig Abhilfe konnte bisher das Ausgrabungsgesetz bringen. Überhaupt wird in allen diesen

[1]) Lehner, Ausgrabungs- und Fundberichte Bonn. Jahrb. 105, S. 170.

Abb. 1. Lageplan der steinzeitlichen Erdfestung und der beiden römischen Erdkastelle (nach den Aufnahmen und Zeichnungen Koenens im Bonn. Jahrb. 104 usw.).

Fällen Abhilfe nur zu erreichen sein durch einträchtiges Zusammenarbeiten der Provinzialmuseen mit den Ortsmuseen und Vereinen bei entsprechender Unterstützung durch die Behörden, wie auch der für die heimatliche Geschichtsforschung, besonders die deutsche Vorgeschichte, besser zu interessierenden Lehrer und Privatpersonen, sowie der Grundstücks- und Betriebsbesitzer, Bauunternehmer und nicht zum wenigsten auch der Arbeiter. Und gerade die Arbeiterschaft besitzt nicht nur ein sehr gutes Gefühl und feines Empfinden für die Ausfindigmachung und Aufdeckung von Altertümern und naturwissenschaftlichen Gegenständen, als auch öfter mehr Interesse und Verständnis für Geschichte und Heimatkunde als mancher Gebildetseinwollende.

Unsere Festungsanlage liegt fast genau in der Mitte des sogen. Neuwieder Beckens, jener einzigen größeren Ebene inmitten des von Felsen beengten Rheinlaufes zwischen Bingen und Bonn, unmittelbar und dicht am Rhein, auf dem linken Stromufer. Ähnlich wie die Anlagen auf dem Michelsberg und bei Mayen bildet sie ein unregelmäßiges Oval, dessen Nordseite aber vom Rheinstrome abgeschnitten ist. Das etwa 12 m über Mittelwasser gelegene Gelände fällt (oder fiel bis zur Abtragung des an das Ufer grenzenden Grundstücksstreifens für die Bimssandgewinnung) mit einem Steilufer gegen den Strom ab, so daß hier zur Abwehrung feindlicher Angriffe ein Abschluß oder Schutz völlig überflüssig war. Im Gegenteil, auf der gegen Feinde leicht zu verteidigenden Stromseite konnte man auch noch Verstärkungen von den jenseits des Flusses vorhandenen Stammesgenossen herbeiführen, oder sich den Weg der Flucht zu diesen offen halten. Denn der Rhein bildete besonders im Neuwieder Becken zu allen Zeiten durchaus keine Völker- oder Stammesgrenze, sondern eher eine Völkerbrücke. Daher sehen wir gerade hier schon seit dem Paläolithikum (Metternich, Kärlich, Andernach linksrheinisch — Steedener Höhle, Wildweiberlei usw. rechtsrheinisch) auf beiden Rheinseiten die gleichen Kulturen, sowohl in der älteren und der jüngeren Steinzeit, wie auch in allen folgenden vorgeschichtlichen und geschichtlichen Perioden bis zur Gegenwart [1]). Und besonders sind, nach den von mir bei Sanitätsrat Dr. Braun in Bendorf eingesehenen Scherben [2]), es die Kulturen der Rössener und der Michelsberger (Pfahlbau) Zeit, die auch das rechte Rheinufer von Mülhofen und Bendorf, gegenüber der großen Erdfestung bedeckten. Am Rhein entlang auf einer Sehnenlänge von etwa 1275 m, nach der südlichen Grenze hin von etwa 1100 m, und bei Tiefen von 650 bzw. 840 m sich erstreckend, nahm die Festungsanlage eine Fläche von rund 100 ha ein. (Sie ist damit genau so groß, wie das alte Koblenz innerhalb seiner preußischen Umwallung 1818—1890.) (Abb. 1). Das ganze Gelände liegt fast vollständig eben auf 68,75—70,00 m über N. N. und ist durchaus hochwasserfrei. Zwei mächtige Doppelgräben, hinter denen sich noch eine Palisadenwand erhob, umschlossen auf den Landseiten das geschützte Gebiet. Die Gräben hatten etwa 4—5 m Breite an der Sohle und 8—10 m Breite an der heutigen Geländeoberfläche. Die Tiefe betrug rund 2,5—3 m, wovon etwa 1,5 m in den Bimssand eingeschnitten noch sichtbar sind, während der Rest im jetzigen Ackerboden verschwunden ist. Der Abstand der beiden Gräben voneinander beträgt zwischen 7 und 20 m, durchschnittlich aber etwa 9—11 m, auf ihm erhob sich der aus den ausgehobenen Bodenmassen gebildete Wallaufwurf. In durchweg etwa 7 m Abstand von dem inneren Sohlgraben

[1]) Günther, Zur Entstehungs und Besiedelungsgeschichte des Neuwieder Beckens. „Mannus", Zeitschr. f. Vorgeschichte. Jahrg. II u. III.

[2]) Jetzt im Koblenzer Museum.

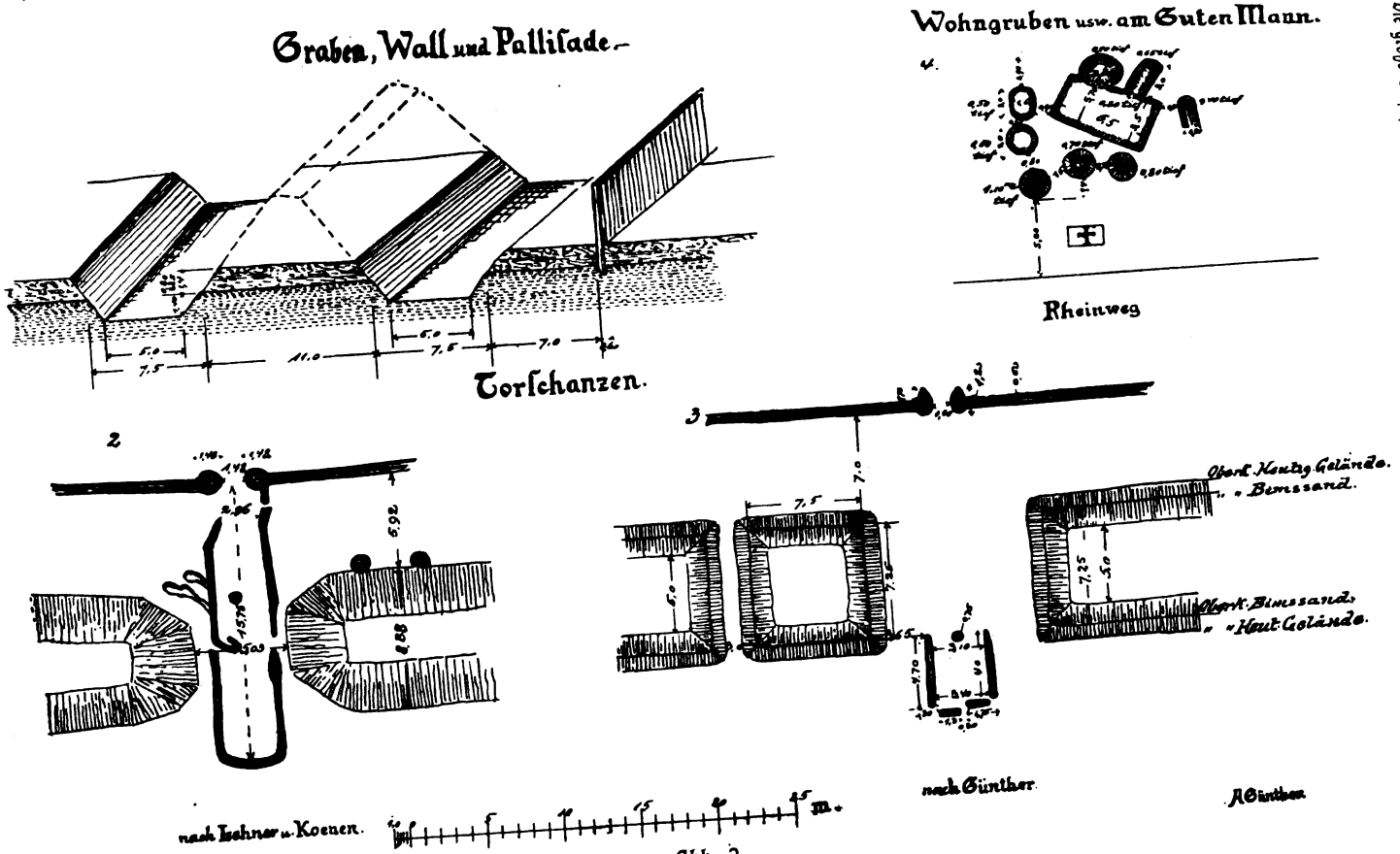

Urmitz
Graben, Wall und Pallisade.
Wohngruben usw. am Guten Mann.
Rheinweg
Torschanzen.
Oberk. Heutig. Gelände.
" " Bimssand.
Oberk. Bimssand.
" " Heut. Gelände.
nach Günther.
A. Günther.
nach Isehner u. Koenen.
m.

Abb. 2.

war eine, jetzt durch ein schmales etwa 60—70 cm breites und etwa 0,70 bis 1 m tief in die Bimskiesel eingeschnittenes Gräbchen erkenntliche Palisadenwand errichtet. (Abb. 2, Fig. 1.) In seiner Abhandlung „Der Festungsbau der jüngeren Steinzeit" [1]) schildert Lehner eingehend die Details dieser Anlagen, wie auch der diese durchschneidenden Durchgänge und Tore. Hiernach sind zunächst die Übergänge des inneren Sohlgrabens bedeutend zahlreicher als die des äußeren, und den äußeren 5—7 m breiten Durchgängen entsprechen im Innern schmale 1,20—1,50 m breite Durchlässe in der Palisadenwand. Sind die einzelnen Abschnitte des inneren Grabens von etwa 20 m ab [2]) sehr verschieden lang und kommen auf je zwei äußere Durchgänge oft vier bis fünf Unterbrechungen des inneren Grabens, so bewegen sich die Abstände der äußeren Durchgänge zwischen 70 und 130 m, so daß durchschnittlich auf je 100 laufende Meter der Umwehrung ein Tor angenommen werden kann, was etwa 20 oder 21 Tore ergeben würde. So sind dann wiederum die Übergänge des inneren Sohlgrabens nur schmale Brücken bzw. Walleinschnitte, während die Durchgänge der Tore vom äußeren Graben bis vor die Palisadenwand in großer Breite durchgehen, die aber im Wall durch die Grabenböschungen bis auf etwa 5 m Breite eingeschränkt und dann noch durch „Turmschanzen" oder wie Lehner bei Mayen feststellte, richtiger durch vorkommenden Falles angebrachte Verrammelungen eingeengt wurden. Diese Durchgangssperren hatten bei Urmitz-Weißenthurm hufeisenförmige Gestalt von etwa 3—4 m lichter Weite und 4—4,5 m Länge (Abb. 2, Fig. 2 und 3). Daß diese Torsperren auch gelegentlich verändert wurden, mag Abb. 2 Fig. 2 zeigen, die eine derartige Sperre nach Lehner und Koenen wiedergibt. Nach einer an anderer Stelle, in der Nähe des „Guten Mannes" aufgenommenen Skizze, ist jene anscheinend komplizierte Anlage wohl als eine zweimalige Herstellung der Sperre anzusehen, bei der die sonderbaren seitlichen Auswüchse usw. nur als bei der Herstellung oder der Wiederbeseitigung entstandene Löcher anzusehen sein dürften. Auf eine normale Verrammelung läßt dagegen meine Aufnahme (Abb. 2, Fig. 3) schließen, die ganz, wie Lehner angibt, zwei Parallelwände in der durch sie verengten Durchgangsöffnung zeigt, die leicht durch eine Querwand oder selbst durch einzelne Pfosten weiter abgeschlossen werden konnte, vielleicht auch gar eine Art Blockhaus bildeten. Jedenfalls waren diese Durchgangssperren dem Angreifer ein höchst unwillkommenes und unerwartetes Hindernis. Eine andere Art der äußeren Durchgangssperre schildert Lehner auf S. 13 („Festungsbau pp."). Hier ist ausnahmsweise der Durchgang durch den Außengraben mittels eines unregelmäßigen Systems von Pfosten, die sich in Dreiecksanordnung nach dem Wall und dem inneren Durchgang hinziehen, gesperrt. (Abb. 1). Die zahlreichen Überbrückungen des inneren Grabens bzw. der Walldurchlässe und Aufgänge aber ermöglichten und erleichterten dem Verteidiger sowohl den Zugang zur vorderen Kampflinie und den Rückzug nach den Palisadentoren, als sie den Angreifer in schmale Engpässe und an Stellen führte, er wo leicht mit Wurfgeschossen, Steinen und dgl. überschüttet werden konnte.

Im Innern der Festung konnten wohl eine ganze Anzahl Wohn- oder Herdgruben mit Inhalt aus der Pfahlbauzeit, leider aber noch keine Hütten-

[1]) Prähist. Zeitschr. II. Jahrg.

[2]) Wohl ausnahmsweise oder vielleicht durch die Toranlage bedingt, fand ich an einem Hauptdurchgang in der Nähe der Kapelle „Am guten Mann" ein nur ca. 10 m langes Grabenstück.

grundrisse festgestellt werden. Das kommt nun vor allem daher, daß der mit Bims- und Tuffsanden vermischte Boden der tiefgründigen Ackerkrume überaus beweglich, leicht zu bearbeiten und durchlässig für Luft und Wasser ist. Zwischen 0,70 und 1,40 m Höhe überdeckt der Ackerboden die ungestörten Bimskieselschichten. Innerhalb dieser Ackerbodenschicht ist aber jede Möglichkeit der Feststellung von Pfostenlöchern oder gar Resten von Holzpfosten vollständig ausgeschlossen, da der leichte, durchlässige Boden alle organischen Stoffe gänzlich zerstört und die tiefgründige Bearbeitung des die verschiedenen Jahrtausende hindurch besiedelten und intensiv landwirtschaftlich bebauten, fruchtbaren Ackerlandes keine Gräben- und Pfostenlöcher mehr erkennen läßt. Dasselbe trifft auch bezüglich der Nebengebäude, Stallungen usw. zu. So sehen wir denn nur mehr die tiefergehenden Herd- und Abfallgruben (Abb. 3) in den Bimssand einschneiden und die Überreste von Küchenabfällen, Geräten und Gefäßen uns überliefern. Die in einzelnen Herdgruben mit steinzeitlichem Inventar aufgefundenen gebrannten Lehmpatzen mit Reiserabdrücken mögen allerdings auf eckige Hüttenbauten mit Wänden aus Pfostenwerk und ausgestakten oder gewellerten, d. h. mit Reiserflechtwerk und Lehmputz versehenen Fachwerk schließen lassen. Darunter sind auch manche dieser Herdgruben nicht nur in der jüngeren Steinzeit, sondern selbst noch in der älteren Hallstattzeit benutzt worden, wie die in solchen enthaltenen verschiedenen Kulturschichten ausweisen. Das allmähliche Verfüllen einer Erd- oder Abfallgrube zeigt die bereits erwähnte Abb. 3. 65 cm unter der heutigen Bodenoberfläche machte sich der Querschnitt einer solchen Grube in der freigelegten Bodenabtragswand bemerkbar. Bei 1,20 m Tiefe hatte sie in der Sohle 1,55 m Breite. Die Ausfüllung zeigte hier drei bis zu 17 cm starke Schichten eingeschwemmten Bimssandes, ebenso auch eine kleine grubenförmige Ausfüllung an der Oberfläche. Zwischendurch lagen Bodenschichten, leider in diesem Falle aber keine Kulturreste, die die verschiedenen Zeiten der Benutzung bzw. der Auffüllung hätten verraten können. In der auflagernden, hier nur 65 cm hohen Ackerbodenschicht war keine Spur der Fortsetzung der Grube oder von dem Hüttenbau bzw. von Pfostenlöchern mehr wahrzunehmen.

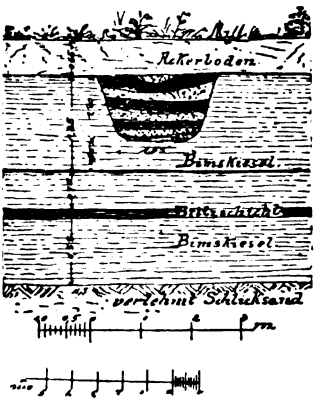


Abb. 3.

Auch die Sohlgräben werden noch lange nach der Aufgabe der steinzeitlichen Befestigungsanlage wenigstens teilweise offengestanden haben, woher sich auch die in ihrem Füllgrunde vorkommenden bronzezeitlichen und späteren Gefäß- bzw. Scherben- und Skelettfunde erklären lassen. Selbst daß die Andernacher Straße (die Provinzialstraße Köln-Koblenz) auf der Südseite der Festung einen durch keinerlei Terrainschwierigkeiten oder sonstige Umstände begründeten Bogen schlägt, mag auf das Bestehen eines Weges an dieser Stelle schon zur Zeit des Bestandes der Erdfestung oder wenigstens zu einer Zeit, wo die Gräben noch teilweise offen standen, zurückzuführen sein. Merkwürdigerweise waren auch zahlreiche Herd- und Abfallgruben in den Sohlgräben, besonders in dem inneren, angelegt und nicht nur in den Boden trichterförmig eingetieft, sondern auch seitlich in die Böschungen nach der

Angriffsseite hin eingeschnitten, so daß ein Vergleich mit den modernen Unterständen, wie überhaupt der ganzen Anlage mit den Schützengräben des Weltkrieges, nicht unangebracht erscheint. Unter den Küchenabfällen der Herdgruben in den Sohlgräben fand ich auch mehrmals menschliche Skelettreste in einzelnen Teilen, so das Kinnladenstück einer noch nicht 24 Jahre alten Person (der Weisheitszahn ist nämlich noch nicht zum Durchbruch gelangt und steckt noch im Innern des Kiefers), ein Stück Schädeldecke und ein Stück vom Humerus. Auch bei den Grabungen des Provinzialmuseums wurden mehrfach Skelettreste in den Gräben angetroffen [1]), die eigentliche Begräbnisstätte der Siedlung oder des Stammes ist aber noch nicht aufgefunden und es ist wohl kaum anzunehmen, daß die bisher erwähnten Funde von Skelettresten usw. normalen Bestattungen entsprechen. Ebensowenig wie die noch im Januar 1923 in einem 25 m langen Abschnitt des inneren Sohlgrabens auf der Westseite der Festung angetroffenen Skelettreste von 3 Personen. Diese lagen hier in den Ecken und in der Mitte des Grabens, stellenweise unter Beimischung von Tierknochen auf der Sohle, nicht in dieser eingebettet. Unmittelbar bei den Skelettresten fehlten die Beigaben, doch wurden in ihrer Nähe und etwa 1 m höher im Füllgrund des Grabens die beiden Tulpenbecher und der kugelförmige Topf mit hohem Hals (Abb. 8, Fig. 2 u. 6 und Abb. 9, Fig. 1) gefunden. Die Skelettreste selbst waren in dem durchlässigen Boden derart verwittert und zerfallen, daß ich nur mehr eine Anzahl Zähne bergen konnte. Hier mag wohl der Gedanke naheliegen, daß diese Leute vielleicht bei der Eroberung der Festung gefallen und an Ort und Stelle verscharrt worden sind. In den Herd- und Abfallgruben im Innern der Festung sind dagegen meines Wissens noch keine Skelettreste gefunden worden.

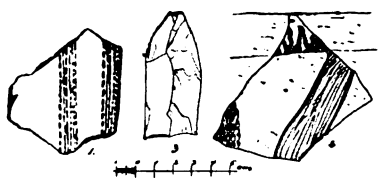


Abb. 4. Gefäßscherben (Fig. 1 u. 2) und Feuersteinklinge (Fig. 3) der Spiralmäander-Keramik aus dem Innern der Steinzeitfestung. Museum Koblenz.

Im übrigen waren die Gräben mit ihren Herd- und Abfallgruben auch für die Klein- und Einzelfunde recht ergiebig, besonders für die Tierknochenreste, unter denen bos taurus (Hausrind) bei weitem vorherrschend war. Sonst konnte ich hier nur noch Schwein, Hirsch und Reh feststellen. Dagegen fand ich aber dreimal und auf verschiedenen Stellen in Herd- und Abfallgruben im Innern der Festung unter Kulturresten der Pfahlbauzeit je einen Pferdezahn.

Wie oben schon erwähnt, fanden sich im Gebiet der Festung nicht nur die Kulturreste der Michelsberger Pfahlbauzeit, sondern auch von anderen steinzeitlichen Perioden. So hat das Bonner Provinzialmuseum unter seinen Fundstücken auch einfache Gefäße der Rössener Kultur, während das Kölner Prähistorische Museum von hier ein Rössener Gefäß mit Dreieckverzierung in Troddelendigungen und einen schlanken Zonenbecher mit einfachen schrägen Strichverzierungen besitzt. Ich selbst erhob aus Abfallgruben inmitten der Festungsanlage zwei Scherben von zierlichen Gefäßen des Plaidter Types der Spiralmäanderperiode nebst roh zugeschlagenen Feuersteinstücken (Abb. 4, Fig. 1—3) und erhielt weiter einen kleinen Becher der Schnurkeramik (Abb. 5,

[1]) Lehner a. a. O. in den Bonner Jahrb.

Fig. 7) und eine Urne (Abb. 5, Fig. 3) und einen Becher der Zonenband-keramik (Abb. 5, Fig. 2). Beſondere Beachtung verdient auch ein außerhalb

Abb. 5. Tongefäße der Zonenband- und der Schnurkeramik aus dem Gebiet der Steinzeitfeſtung.

in nur 1 m Abſtand von dem äußeren Sohlgraben auf der Nordweſtſeite angetroffenes aus 5 großen Schieferbruchſteinplatten von je 90—10,5 cm Länge und 40—50 cm Breite hergeſtelltes Kaſtengrab von ca. 1 m Länge und 80 cm

Weite (Abb. 6), das außer einem von den Arbeitern zerstörten und in den Schutt verbrachten Schädel und geringen Knochenresten eine schöne braunrote Urne der Zonenbandkeramik (Abb. 5, Fig. 1) enthielt [1]). Im Januar vor. Jrs. endlich wurde als Einzelfund im äußeren Sohlgraben auf der Südostseite der Festung ein prächtiges 19,5 cm langes, 7 cm breites und bis 5,5 cm starkes Feuersteinbeil der Zonenbandkultur von jener feinbearbeiteten und geschliffenen platten und spitznackigen Form (Abb. 7) gefunden.

Das Provinzialmuseum Bonn besitzt aus dem Bereich der Festung die auf Abb. 5, Fig. 4—6 und 8—9 dargestellten Gefäße der Schnur- und Zonenbandkeramik.

Bestimmend für die Wahl der Siedelungen der ackerbautreibenden Völker der vorgeschichtlichen Zeiten, besonders der metallosen Zeit, war neben der Fruchtbarkeit auch die leichte Bearbeitung des Bodens. Rodungen wurden von vornherein möglichst vermieden. Letzteres konnte um so leichter fallen, als in vorrömischer Zeit die Waldbestände noch geringer waren als heute und die römischen Berichte von den Urwäldern Germaniens für die Rheinlande zum wenigsten stark übertrieben sind. Das beweisen doch wohl vor allem die überall in den heutigen Wäldern und auf Heiden anzutreffenden zahlreichen Flach- und Hügelgräber und umfangreichen Siedelungsreste. Derartige Anlagen wurden jedenfalls nicht in bestehenden Wäldern hergestellt und dann darf nicht vergessen werden, daß zu den Siedelungen auch das nötige Acker- und Weideland vorhanden sein mußte, das unter Waldbeständen nicht zu suchen ist. Und wie häufig treffen wir in unseren Wäldern große, möglichst ebengelegte Bodenflächen an, die jeder Forstmann auf das bestimmteste als ehemalige Ackerraine bezeichnet. Diese Spuren ehemaliger Siedelungen und Ackerlandes in heutigen Waldgebieten reichen sogar bis ins späte Mittelalter und an die Neuzeit heran und zeigen uns nicht nur, wie der Wald sich noch bis zur Neuzeit ausgebreitet hat, sondern auch, wie eine vernünftige Forstwirtschaft der beiden letzten Jahrhunderte Ödländereien und kahle Heideflächen planmäßig aufgeholzt hat. Für den geringen Waldbestand der jüngeren Steinzeit wird aber auch das nach der Eiszeit noch lange vorherrschende kontinentale Klima in Betracht zu ziehen sein, das sich für die Rheinlande erst allmählich zu einem maritimen ausgebildet hat. Wir werden für die Siedelungen der jüngeren Steinzeit zumeist Gegenden mit ziemlich baumarmer Steppenheide annehmen dürfen, wie sie sich auf den sonnigen löß- und sandbedeckten Rändern und Hängen der oberrheinischen Tiefebene, im Rheingau, in der Wetterau, im unteren Nahetal usw. finden [2]). Auf der ganzen von Felsen eingeengten Strecke des sogen. Mittelrheines von Bingen bis Bonn kommen dagegen nur einzelne kleine muschelförmige Talebenen, wie bei Bacharach, Oberwesel, Boppard, Braubach, Rhens, Lahnstein, Sinzig,

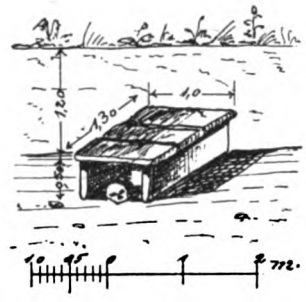


Abb. 6. Plattengrab der Zonenbandkeramik vor dem westlichen Sohlgraben.

[1]) Vgl. „Mannus", III. Jahrg. Günther, 2 Becher der Zonenbandkeramik aus Urmitz.

[2]) Vgl. auch Wahle, „Die Besiedelung Südwestdeutschlands in vorrömischer Zeit nach ihren natürlichen Grundlagen" im XII. Bericht der Römisch-Germanischen Kommission 1920.

Linz, Honnef usw. in Frage, die mit ihren lößbedeckten sonnigen Höhen zur Siedelung einluden. Und wenn auch Wasserpfahlbauten für die ganze Strecke des Rheintales von Bingen bis Andernach angenommen werden dürfen, so gab es für ein gleichzeitig auch für größere Siedelungen und für alle Zwecke des Ackerbaues und der Viehzucht dienendes Gelände kein besser geeignetes Gebiet als die große zu beiden Seiten des Rheines in einer Länge von etwa 18 km und in Breiten von linksrheinisch etwa 3 km, rechtsrheinisch bis zu 7 km sich ausdehnende Ebene mit ihren sonnigen Hügelrändern, denen sich auf der linken Stromseite auch noch das fruchtbare Plateau des Maifeldes zwischen Mosel und Nette anschließt. Gerade hier kamen die Lage- und Bodenverhältnisse den verschiedensten Lebens- und Siedelungsbedingungen in reichstem Maße entgegen. Inmitten der Ebene der breite und doch ziemlich flache Rheinstrom mit verschiedenen größeren Inseln, der zu Wasserpfahlbauten und Fischfang einlud, in der Ebene auf der tiefgründig verwitterten lockeren Bimssanddecke weite Steppenflächen, die fast mühelos zum Ackerbau hergerichtet werden konnten, auf den Hügelrändern fruchtbare Löß- und Bimssandböden und endlich die fruchtbare Lößlandschaft des Maifeldes. Dazu dann noch außer Rhein, Mosel und Nette eine ganze Anzahl wasserreicher Bäche, die nach allen Richtungen hin das Gelände zerschneiden und die Wasserbedürfnisse der Siedelungen reichlich befriedigen konnten. Und so sehen wir hier die verschiedensten Kulturen der jüngeren Steinzeit, wie auch alle späteren Kulturperioden neben und nacheinander auftreten. Hier kreuzen sich seit der fernsten Urzeit Tagen die wichtigsten Verkehrsstraßen aus allen Himmelsrichtungen, die Handel und Kultur auf beiden Seiten des Stromes verbreiten und die verschiedenen Völker von Süd und Nord miteinander verbinden. Hier ist geradezu ein Brennpunkt und ein Kulturzentrum im Völkerleben aller Zeiten, von der diluvialen Urzeit an bis zur Neuzeit gewesen [1]).

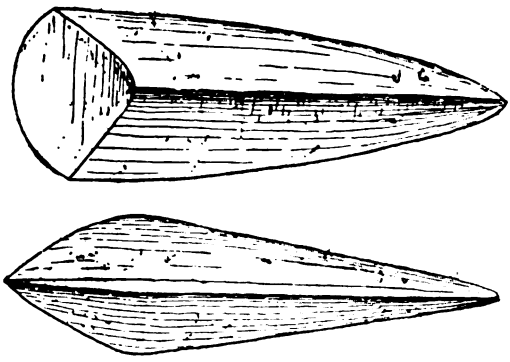


Abb. 7. Geschliffenes Feuersteinbeil (etwa $^1/_3$ nat. Größe).

Hier treffen die vom Ober- und Mittelrhein mit seinen Nebentälern kommenden Kulturen der jüngeren Steinzeit zusammen, teilen das ihren Zwecken entsprechende Siedelungsgelände auf und entsenden Ausläufer nach dem Niederrhein und Belgien. Hier begegnen sich auch die Kulturen der ausgehenden Steinzeit, die Völker der mitteldeutschen Schnur- und der südwesteuropäischen Zonenbandkeramik, ebenso wie die Kulturen aller späteren Zeitperioden in fast ununterbrochener Siedelungsfolge bis in die Merowinger Zeit. Eine gewisse Siedelungslücke scheint nur in der frühen Bronzezeit bestanden zu haben, beginnt aber doch durch, wenn auch vorläufig nur vereinzelte Funde sich allmählich zu schließen und mag vielleicht auch auf einer

[1]) Vgl. Niessen, Bonn. Jahrb., Heft 104 und A. Günther im „Mannus" II u. III, a. a. O.

länger andauernden Steinzeitkultur beruhen. Aus dem letzteren Grunde könnte möglicherweise die Überlagerung einzelner nur in ihren untersten Schichten mit steinzeitlichem Inventar ausgefüllten Herd- und Abfallgruben mit jungbronze- und hallstattzeitlichen Scherben und Abfallresten wie auch die oben erwähnte Umgehung der Erdfestung durch die heutige Landstraße sich erklären lassen. Zur Zeit der Errichtung unserer Festung muß nun ein großer Stamm der Pfahlbauleute sich in der Ebene niedergelassen haben, dem wir nicht nur die Erbauung der Festung und vereinzelte Siedelungen zu beiden Seiten des Stromes und auf den Höhen, sondern vor allem auch die Errichtung der gleichalterigen und in ihren technischen Details und Fundstücken unserer Anlage entsprechenden Erdfestung bei Mayen, sowie Siedelungen bei Kottenheim und Gehring zu verdanken haben. Wie schon oben erwähnt, finden sich im Urmitz-Weißenthurmer Erdwerk auch Gefäße und Scherben der Rössen-Niersteiner und der Spiralmäander- (Plaidter Typ)-Keramik, doch ist eine geschlossene Siedelung der ersteren in einzelnen Kochgruben, Gefäß- und Scherbenfunden bisher nur am Jägerhaus bei Mülheim etwa 2,5 km südöstlich der Festung festgestellt worden [1]), während kleinere Scherbenfunde auch auf der rechten Rheinseite bei Bendorf gemacht wurden. Bedeutender ist dagegen die Verbreitung der Bandkeramik, von der eine durch feine Gefäßarbeit und zierliche Verzierung sich besonders auszeichnende Unterabteilung nach dem Fundort eines umwehrten Herrenhofes bei Plaidt [2]) die Bezeichnung Plaidter Typ erhalten hat und sich über das ganze Maifeld von der Nette bis zur Mosel ausbreitet. Den Bestand der Michelsberger Kultur und Festung haben diese beiden Kulturen nicht geschädigt, vielmehr eher fördernd auf erstere durch Zuführung neuer Elemente gewirkt. Ob nun unsere Pfahlbaubevölkerung auch im Strom und an den Inseln Wasserpfahlbauten errichtet hat, wird sich, nachdem die Rheinufer und die Stromrinne im Laufe der Jahrtausende, besonders aber im letzten Jahrhundert, durch die Stromregulierungen und Wasserbauten die verschiedensten und mitunter tiefeingreifenden Veränderungen erlitten haben, heute nicht mehr feststellen lassen. Glaubt doch Wasserbauinspektor Isphording [3]) annehmen zu müssen, daß allein auf der linken Rheinseite, vor dem Gebiet der Festung, ein etwa 70 m breiter Uferstreifen im Laufe der Zeit abgegraben worden sei. Nach dem ganzen Befund und Bestand des Ufergeländes und des Strombettes kann ich mich zwar bezüglich des Breitemaßes nicht ganz dieser Annahme anschließen, immerhin aber sind Geländeabgrabungen und Baggerarbeiten vorgenommen worden, die genügten, alle etwa vorhanden gewesenen Reste und Spuren von Wasserpfahlbauten zu zerstören. Doch wird an ihrem ehemaligen Vorhandensein wohl kaum gezweifelt werden dürfen.

Auffallend ist im Innern der Festung die verhältnismäßig geringe Zahl der beobachteten Herd- und Abfallgruben. Mögen auch viele bei den Bodenabtragsarbeiten unbeachtet zerstört worden oder auch viele ihrer Spuren in dem tiefgründig bearbeiteten, lockeren und durchlässigen Ackerboden verschwunden sein, so muß ich doch nach den von mir selbst seit 1910 gemachten Beobachtungen die Bebauung und Bewohnung tatsächlich für ziemlich gering halten, besonders wenn nicht dazu noch eine Anzahl Wasserpfahlbauten angenommen werden dürften. In der ganzen westlichen Hälfte des Festungs-

[1]) A. Günther, Mannus II, a. a. O. und Bonn. Jahrb., Heft 110. Vorgeschichtliche Ansiedelungen am Jägerhaus bei Mülheim.
[2]) Lehner, Bonn. Jahrb. Heft 122; 1923.
[3]) Isphording, Bonn. Jahrb. Heft 82.

geländes habe ich bisher nur etwa 40 Grubenreste überall zerstreut, oder auch in Gruppen verteilt, angetroffen. Allerdings sind mir ja lange nicht alle bereits vorher oder in dieser letzten Zeit zerstörten Gruben bekannt geworden. Auch sind manche Grundstücke noch nicht ausgebeutet, während andere schon lange vor meinem Dazwischentreten ausgeschachtet waren. Aber selbst wenn ich das zehn- bis fünfzigfache jener Zahl für dieses Gelände, also etwa die Hälfte des ganzen Festungsgeländes, annehme, so würde das immer noch gar kein Verhältnis der Besiedelung zu der Gesamtfläche und der Ausdehnung der Festungsanlage ergeben. Ich will auch hierbei nicht übersehen, daß in den so tiefgründig von 0,80—1,40 m Höhe verwitterten und durcharbeiteten Abdeckungsbodenschichten recht viele Hütten- und Grubenreste spurlos verschwunden sind. Aber es muß auch in Betracht gezogen werden, daß bei dem jedenfalls sehr langen Bestande der Siedelung hier Wohnstellen aufgegeben, dort neue angelegt wurden, so daß eine ständige Vermehrung der Grubenreste entstehen müßte, die also durchaus nicht alle als gleichzeitig oder als zu gleicher Zeit benutzt, angesehen werden dürfen. Es kann daher auch die Zahl der festgestellten und der ohne Beobachtung verschwundenen wie auch die der noch zu erwartenden Grubenspuren niemals das richtige Bild einer gleichzeitigen Besiedelung oder Bewohnung in normalen Zeiten ergeben. Verhältnismäßig groß ist dagegen die Zahl der von mir gelegentlich und auf nur kleineren einzelnen Strecken der westlichen Sohlgräben festgestellten Gruben mit etwa 20 Stück. Und selbst hierbei habe ich nicht einmal die Stellen berücksichtigt, wo keine richtigen Gruben, sondern nur ganz geringe Scherben- und Stein- oder Knochenreste angetroffen wurden, ebensowenig wie Gruben, die keinen des Sammelns werten Inhalt hatten. Nach dieser spärlichen Besiedelung des Innern und nach den verhältnismäßig sehr zahlreichen Spuren von Herd- und Abfallgruben in den Sohlgräben bin ich geneigt, die Festungsanlage eher als eine Zufluchtsstätte des Stammes im Falle der Not als für eine befestigte Siedelung anzusehen. Daß Wohnstätten der gleichen Kultur auch außerhalb der Festungsgräben vorkamen, hat bereits Lehner, Bonn. Jahrb. 110 a. a. O. erwähnt und über die Fundstücke berichtet. Eine eigenartige Gruben- oder Siedelungsanlage im Außengebiet konnte auch ich im Februar 1911 etwa 12 m westlich der Kapelle „Am Guten Mann" zwischen Rheinweg und Rheinstrom feststellen (Abb. 2, Fig. 4). Leider hatten die Arbeiter schon längere Zeit, bevor ich an die Stelle kam, nicht nur den in etwa 0,80—1,00 m Höhe auflagernden Deckboden entfernt, sondern auch die in die Bimskiesel einschneidende Grubenfüllung sauber ausgeräumt, so daß ich von etwa vorhandenem Inventar und damit von der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Kulturgruppe nichts Bestimmtes mehr feststellen konnte. Nach der tiefen Lage unter der heutigen Bodenoberfläche läßt sich indessen die Zugehörigkeit zur jüngeren Steinzeit mit einiger Sicherheit annehmen. Im allgemeinen räumen die mit den Bodenabdeckungsarbeiten über dem Bimssand beschäftigten Arbeiter die in diesem etwa vorhandenen Gruben oder Gräben so sorgsam und sauber aus, daß außer dem Füllgrund auch nicht das geringste von der ursprünglichen Bimssandumlagerung weggenommen wird. Die angetroffenen Gruben und Gräben erscheinen also vollständig wieder in dem Zustand, wie sie ursprünglich in den Bimssand eingeschnitten worden sind. Den Haupt- und Mittelpunkt der auf diese Weise aufgedeckten Siedelungsanlage bildet ein Rechteck von 6,5 m Länge und 3.5 m Breite, 20 cm tief in den Bimssand eingeschnitten. An dieses schließen sich nordöstlich eine trichterförmige Koch- und Abfallgrube von 2 m Durchmesser und 70 cm

Tiefe und eine längliche Grube von 3 m Länge zu 1,40 m Breite und 65 cm Tiefe unmittelbar an. Südlich und westlich sind dem Rechteck zusammen fünf trichterförmige Gruben vorgelagert; zwei von 1,75 m Durchmesser und 80 bzw. 70 cm Tiefe, eine dritte von 2 m Durchmesser und 1,10 m Tiefe, die vierte von 2 m Durchmesser und 50 cm Tiefe, die fünfte, mehr oval, von 1,60 bis 2 m Durchmesser und 50 cm Tiefe. Endlich zeigte sich auf der Ostseite, in 1,20 m Abstand von der nordöstlichen Ecke des Rechtecks der Anfang einer länglichen Grube von 1 m Breite und 40 cm Tiefe. Alle diese Maße sind in etwa 80 cm bis 1 m Tiefe unter der heutigen Geländeoberfläche gemessen, so daß gemäß der ursprünglichen, aber wahrscheinlich mit der heutigen ziemlich zusammenfallenden Geländehöhe, sich sowohl die Maße der Durchmesser der Gruben, wegen der trichterförmigen Erweiterung nach oben hin, als besonders die der Tiefen sich entsprechend erhöhen. Pfostenlöcher waren bei der tiefen Lage des Bimssandes und auch aus den sonst schon angegebenen Gründen nicht festzustellen.

Nach dieser spärlichen Besiedelung des Innern und nach den verhältnismäßig zahlreichen Spuren von Koch- und Abfallgruben in den Sohlgräben bin ich also geneigt, unsere Erdfestung eher als eine Zufluchtsstätte des Stammes im Falle der Not als für eine befestigte Siedelung anzusehen. Den Vorschlag Oelmanns[1]) in Überlegung zu ziehen, ob nicht das große Erdwerk dem Bedürfnis nach einem periodischen oder ständigen Markte seine Entstehung verdanke, vermag ich mich nicht anzuschließen. Das müßte doch Handelsverbindungen voraussetzen, wie sie zu der Zeit am Rhein nicht erwartet werden können und die doch jedenfalls Spuren fremden Importes an Waren, Werkzeugen usw. hinterlassen haben müßten. Als Importwaren kann ich bisher einzig und allein nur den Silex zu den Werkzeugen und Geräten ansprechen, dessen Beschaffung aber doch noch nicht die Anlage eines Marktes erfordert haben wird. Noch weniger aber vermag ich der Ansicht beizupflichten, die Festung habe einen „Stromübergang" zu schützen gehabt. Das wäre wohl nur für den Fall des Bestandes einer stehenden Brücke verständlich, den wir unserer Pfahlbaubevölkerung bei aller Hochachtung vor ihrer Intelligenz denn doch nicht zutrauen möchten. Gelegenheit zu Stromübergängen und Brückenschlagen gab es im Neuwieder Becken aber außer dieser noch eine ganze Reihe geeigneter Stellen, sowohl rheinauf- wie rheinabwärts, und Kahn- und Floßüberfahrten wären erst recht überall möglich gewesen. Jedenfalls hätte der Bestand der Festung allein sie nicht verhindern können. Wenn Oelmann endlich auch noch meint, daß „das gänzlich offene, jeden natürlichen Schutzes entbehrende Gelände unmöglich zu dem Zwecke einer Fluchtburg ausgesucht sein könne", so müßte ihn eigentlich das Vorkommen der beiden römischen, dem Agrippa und dem Drusus zugeschriebenen Erdkastelle auf der Ostecke unserer Pfahlbaufestung eines anderen belehren. Wenn der hochstehend entwickelten römischen Kriegstechnik die Lage des Geländes zur Errichtung der verschiedensten Kastell-, Brücken- und Siedelungsanlagen zweckmäßig und geschützt genug erschien, um wie viel mehr muß das dann für die Zeit unserer Pfahlbaukultur genügt haben. Im Gegenteil! Ihrer mächtigen und auch in den technischen Einzelheiten (Doppelgräben, Erdwall, Palisadenwand, Torsperren usw.) vollendeten Anlage gegenüber erscheinen die römischen Erdkastelle fast als Kinderspielwerk. Und gerade die durch

[1]) Bonner Jahrb. Heft 128. Franz Oelmann, Gallorömische Straßensiedelungen und Kleinhausbauten.

die bleibende Besiedelung nicht bedungene Ausdehnung jener Anlage zeigt, daß sie auch für die Aufnahme weiterer Stammesgenossen samt ihrem Hab und Gut, besonders dem Viehbestand, vorgesehen war.

Was wir nun von der Lebensart und Lebenshaltung der Bewohner unserer Festung zu halten haben, ist zunächst, daß sie ziemlich bedeutende Viehzucht trieben. Dazu war der steppenartige Charakter der Ebene von vornherein ganz besonders geeignet und darauf weisen vor allem die außerordentlich zahlreich in den Herd- und Abfallgruben wie in dem Füllgrund der Sohlgräben vorkommenden Knochenreste usw. des Hausrindes (bos taurus) hin. Weniger zahlreich scheint das Schwein (sus scrofus) gewesen zu sein, von dem ich bisher nur spärlich Zähne und Knochenreste angetroffen; aber wie auch für sonstige kleinere Haustiere, Schaf, Ziege, Geflügel und selbst den Hund, die mir hier noch nicht begegnet sind, so gilt auch hierfür, daß leider der Inhalt der Herd- und Abfallgruben auf diese Reste hin noch viel zu wenig beobachtet und untersucht worden ist, um das mehr oder minder starke Vorkommen einiger oder gar das völlige Fehlen anderer Tierarten daraus folgern zu dürfen. Dagegen scheint Wild nach dem außerordentlich spärlichen Vorkommen der Reste von Hirsch und Reh und dem bisherigen Fehlen von Geweihwerkzeugen nur sehr gering gegenüber dem Haustier vertreten zu sein. Sehr wichtig erscheint noch das nach einzelnen Backzähnen in drei Herdgruben an verschiedenen Stellen des Innern festgestellte Vorkommen des Pferdes. Und zwar sind es nicht die Zähne des diluvialen dickköpfigen Wildpferdes, sondern einer zierlicheren Pferderasse. Ob es nun als Haus- oder Jagdtier zur Pfahlbauzeit hier aufgetreten ist, seine Lebensbedingungen waren in beiden Fällen günstig. Reiche Nahrung und seinen Lebensbedürfnissen angepaßte Verhältnisse bot ihm die Steppenlandschaft, und bis ins 18. Jahrhundert hinein wird noch von der Haltung und der Jagd wilder Pferde auf den Westhängen des Westerwaldes im Neuwieder Becken berichtet [1]).

Auffallend aber ist bisher das Fehlen von Fischgräten oder Rückenwirbeln, sowie von Fischereiwerkzeugen geblieben und doch muß Fischfang ebenso wie Schiffahrt betrieben worden sein, wie es sich für eine Pfahlbauwirtschaft von vornherein gehört. Auf Schiffahrt weist ja schon das Vorhandensein von Siedelungsresten der gleichen Kulturstufen auf der rechten Rheinseite hin und sie ist ja in allen ur- und vorgeschichtlichen Zeiten ganz selbstverständlich. Auch bezüglich der Feststellung der Fischerei wird es hier sich nur um Mangel an Beobachtung oder die Zerstörung der Reste in den hohen lockeren Bodenschichten der Ackerkrume handeln.

Daß die Bevölkerung der Pfahlbauzeiten auch intensiven Ackerbau betrieb, ist aus den vielen Funden und Beobachtungen in anderen Gegenden, sogar mit der Kunde der einzelnen Getreidearten und den Ackerbaugerätschaften, Hirschhorn- und Steinhacken zur Genüge bekannt.

Von der Verwendung des Getreides geben für unsere Siedelung die fast in jeder Herdgrube anzutreffenden Reibevorrichtungen, sowohl Unterlags- und Läufersteine (Abb. 17), als auch sogen. „Kornquetscher", Klopf- und Reibsteine aus den verschiedensten Steinarten, wie Quarzit, Bundsandstein, Basaltlava und Flußgeschiebe, wie ferner die ebenso häufigen Scherben von Backtellern Kunde. An der Beobachtung und Feststellung von Getreidekörnern fehlt es leider noch gänzlich; in dem meines Wissens einzigen Falle, wo

[1]) Heinr. von Isenburg überläßt 1264 der Abtei Rommersdorf die wilden Pferde und den Genuß ihrer Weide im ganzen Umfang seiner Herrschaft. (Rhein. Antiquarius, Abt. III, Bd. 1, S. 545.)

einzelne verkohlte Körner in einem Gefäßbodenstück angetroffen worden sind, hatten die Arbeiter diese bereits vor meinem Dazwischentreten verschleudert.

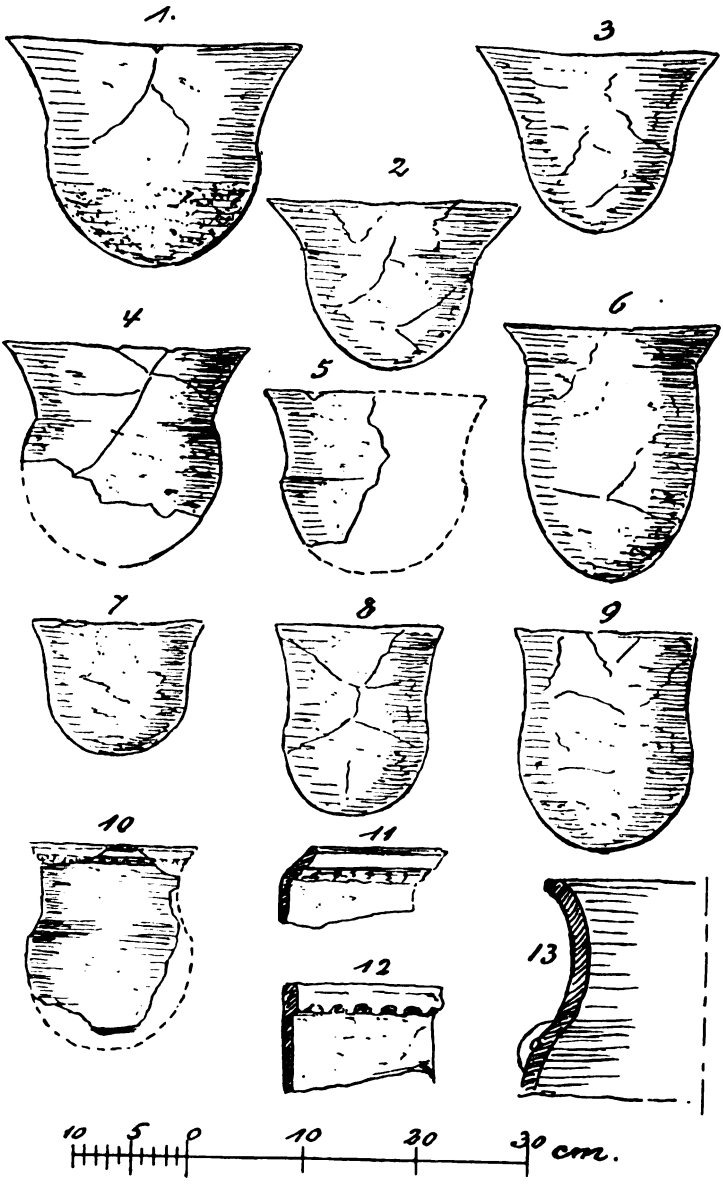


Abb. 8.

Ebenso fehlt die Beobachtung von Frucht- und Obstkernen und auch von der ganzen Flora der Zeit geben uns keine erhaltenen Pflanzenreste Nachricht. Auch von den bei den Pfahlbauleuten sonst üblichen Hirschhornhacken und

Pickel sind mir bisher keine Funde bekannt geworden. Meines Erachtens haben sie hier zur Bodenbearbeitung ziemlich schwerfällig hergerichtete Steinhacken (Abb. 12, Fig. 1—3) gebraucht, die wohl in hakenförmige Holzstiele oder in Hirschhornfassungen eingebunden waren. Eine Sichelklinge aus Feuerstein mag vielleicht das Abb. 14, Fig. 12 abgebildete Steinwerkzeug darstellen.

Am charakteristischsten für die Kulturperiode unserer Festungsstadt sind die ziemlich zahlreichen Tongefäße und Scherbenreste, wie sie das Bonner Provinzialmuseum und ich für unser Coblenzer Museum aus den Herd- und Abfallgruben und den Sohlgräben erhoben und gesammelt haben.

Am häufigsten und in den verschiedensten Formen und Größen ist der sogen. Tulpenbecher (Abb. 8, Fig. 1—6 und Abb. 11, Fig. 4—6) vertreten, keiner aber in der Art der überschlanken eleganten Becher von Michelsberg, Goldberg, Schierstein usw., sondern mehr getaucht und kesselförmig. Die schlauchförmigen Becher, Abb. 8, Fig. 8 und 9, erinnern sehr an die primitiven Formen der ältesten Bodensee-Pfahlbaukultur (Hinterhausen usw.) und die Gefäße der Dolmenkultur von El Argar, dagegen weisen andere mit den trichterförmig weit ausladenden Rändern schon auf die Trichterbecher der nordwestdeutschen Megalithkultur (Abb. 8, Fig. 1—4). Vermittelnd treten zwischen diese beiden Formen die schlanken Gefäße Abb. 8, Fig. 6 und Abb. 11, Fig. 6 auf. Zumeist erscheinen die Becher glatt, ohne Zierraten, doch kommen auch schon weit ausladende profilierte Randleisten und schmale Tupfenleisten um den Rand vor. (Abb. 8, Fig. 10—12.)

Ziemlich häufig sind auch große Kochtöpfe oder vielmehr die Scherben von solchen, mit halbkugelförmigem Bauch und hohem steilen oder leicht geschweiften Hals. Meist ist der Rand durch eine Tupfen- oder Profilleiste verziert (Abb. 9, Fig. 1 und 4—10), bei dem Gefäß Abb. 11, Fig. 2 ist auch der Hals noch mit sechs Reihen Tupfenschmuck versehen, während bei der Scherbe Abb. 9, Fig. 4 der Hals dicht mit rauhen Lehmkrumen beworfen ist. Die Form dieser Kugeltöpfe ähnelt im allgemeinen sehr den von Kossinna im „Mannus" XIII, Heft 1 und 2 veröffentlichten Bechern von Bornholm, doch sind unsere Kochtöpfe meist doppelt so groß als diese.

Einen Übergang von den Bechern zu den großen Kochtöpfen scheinen die glatten Gefäße Abb. 9, Fig. 2 u. 3 und Abb. 11, Fig. 5 zu bilden. Seltener vorkommend sind große Vorratsgefäße, wie das vom Bonner Provinzialmuseum erworbene eiförmige Gefäß mit engem Hals und Schnuröſenbesatz. (Abb. 11, Fig. 1.)

Eine in der Pfahlbaukeramik eigenartige Erscheinung mag das große faßförmige Gefäß Abb. 10, Fig. 2 darstellen, das mit der Urne, Abb. 10, Fig. 1 den Scherben ähnlicher großen Gefäße, den Scherben Abb. 10, Fig. 3 und 4 und zahlreichen starkgebrannten Stücken Hüttenlehm in eine Wohngrube im Innern der Festung aufgefunden wurde. Möglicherweise ist die Form und die Verzierung auf eine Mischung von Pfahlbau- und Rössener Kultur zurückzuführen, worauf die kleinen Schnuröſen, der gekerbte Rand und die gekerbte Schultergurtleiste hinzudeuten scheinen.

Im übrigen kamen weiter vor: beutelförmige Gefäße mit Schnuröſenkranz, wie Abb. 10, Fig. 9 und 11, oder ohne Schnuröſen wie Abb. 11, Fig. 7, Kugeltöpfe mit Trichterrand, Abb. 10, Fig. 10 und Abb. 11, Fig. 10, einfache Näpfe, Abb. 10, Fig. 7 und Schöpfkelle in Form einer Schädelkalotte, Abb. 10, Fig. 6. Interessant ist auch das Vorkommen des kleinen Tonlöffels, Abb. 10,

Fig. 5, wie ähnliche sowohl bei Walternienburg [1]) als bei Champ de Chassey [2]) gefunden wurden.

Neben den Tulpenbechern und ihren Scherben sind die zahlreichen

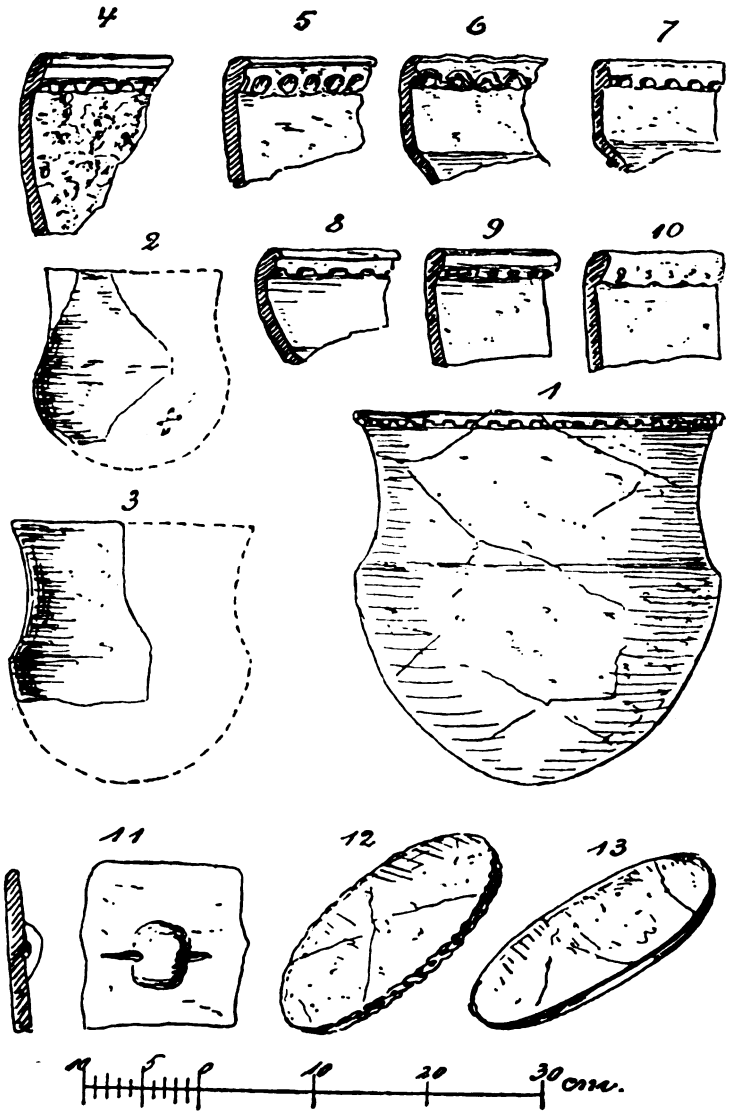


Abb. 9.

„Backteller"scherben die Leitmuscheln bei den Scherbenhaufen in den Herd- und Abfallgruben, wo sie sich sowohl mit glattem wie mit Tupfenschmuck

[1]) A. Goetze, Das neolithische Gräberfeld von Walternienburg (Kreis Jerichow). Jahresschr. f. Vorgesch. d. sächs.-thüring. Länder. Bd. X. Halle 1911.
[2]) Dechelette, Mannuel d'Archéologie I.

geziertem Rand, in kleineren oder größeren Stücken fast überall vorfanden. (Abb. 9, Fig. 12 u. 13.) Mehrfach wurden auch in diesen Scherbenhaufen Bruchstücke von Gefäßhenkeln, sowohl von flachen breiten nach unten ver-

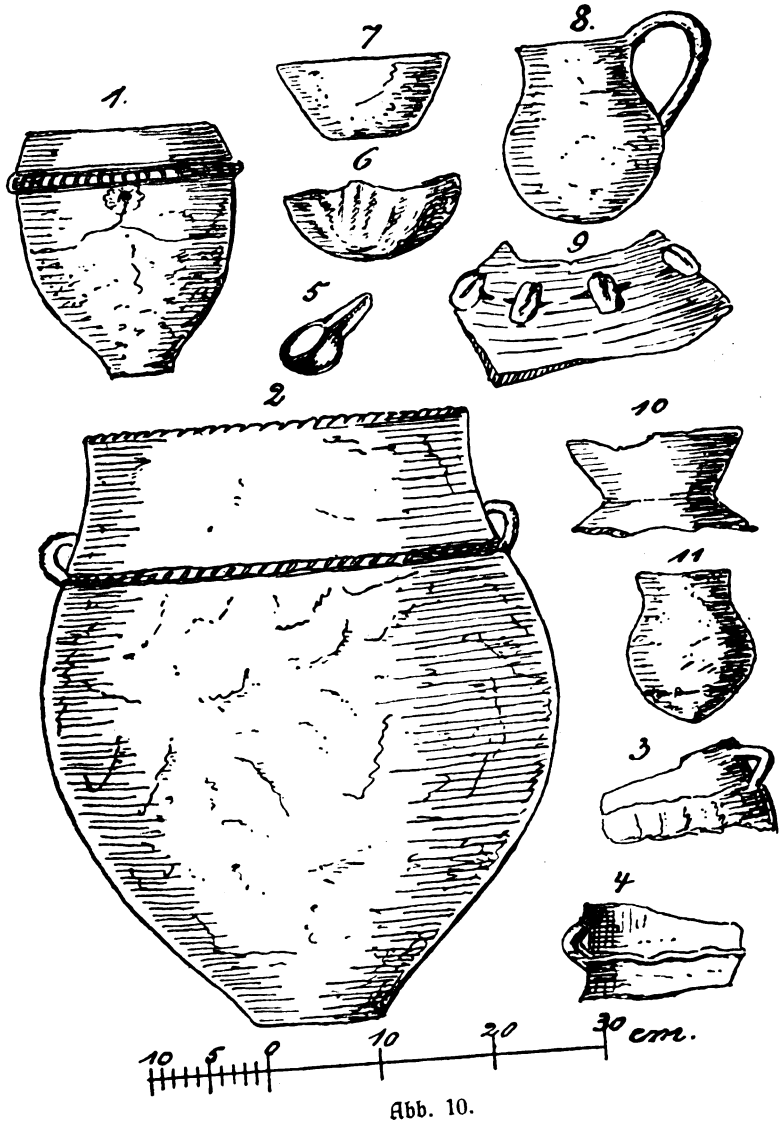


Abb. 10.

jüngten als gleichmäßig breiten flachen oder runden Henkeln gefunden, doch nur einmal wurde bisher ein Kugeltopf mit breitem flachem Henkel in einer Herdgrube angetroffen (Abb. 10, Fig. 8). Sehr häufig waren auch Scherben mit breiten flachen, wie auch mit henkelförmigen Schnuröfen, doch ist davon noch kein ganzes Gefäß gefunden. Die Gefäße sind durchweg auf den Außen-

seiten geglättet, einzelne auch schwarz gedämpft; der Ton enthält fast allgemein eine starke Beimischung von Quarzkörnern.

Das Bonner Provinzialmuseum besitzt an Gefäßen und Scherben u. a.: Ein großes eiförmiges lederfarbenes Vorratsgefäß Abb. 11, Fig. 1 mit ziemlich engem Hals, 63 cm hoch; um den Bauch vier größere, auf der Schulter zehn kleinere Schnuröse. Fand sich in einer außerhalb des südlichen Grabens befindlichen Grube und war mit der glockenförmigen Schüssel, Abb. 11, Fig. 3 überdeckt. Diese 18 cm hoch und 26 cm weit, mit dünn auslaufender leicht geschweifter Wandung ist gut geglättet und mit vier Griffwarzen versehen.

Aus den Sohlgräben der Festung:

Abb. 11, Fig. 2. Großer lederfarbener rundbauchiger Topf, geglättet, mit hohem von 6 Reihen Tupfenleisten umzogenen Hals. 34 cm hoch, Rand 27 cm weit.

Abb. 11, Fig. 5. Ziemlich dickwandiger Tulpenbecher, Ton stark mit Quarzkörnern gemischt, 16 cm hoch, Rand 17 cm weit.

Abb. 11, Fig. 1. Scherbe eines ähnlichen Gefäßes.

Dabei fanden sich das Schneidestück eines Steinbeiles aus Feldspatbasalt 8 cm lang, flach walzenförmig, seitlich abgefast und das Bruchstück eines durchlochten Steingerätes aus Diabas.

Abb. 11, Fig. 7. Rundbauchiger lederfarbener Becher mit ausgeschweiftem Rand, 10 cm hoch; lag mit der Scherbe eines Tulpenbechers von 16:13 cm bei einem Skelett, von dem nur mehr die Zähne erhalten waren [1]).

Aus dem südlichen Graben:

Scherben von dickwandigen Gefäßen: Trichterrand eines rundbauchigen Topfes, Abb. 11, Fig. 10. und eines schlanken Tulpenbechers, Abb. 11, Fig. 11, dabei Randscherben eines weiteren Gefäßes mit rundbogenfriesartiger Tupfenleiste.

Aus sonstigen Teilen des Sohlgrabens:

Die Scherbe eines größeren gelblichroten bauchigen Gefäßes, rauhwandig mit starkem Quarzzusatz, mit schnuröſenförmigem Henkel.

Aus dem Innern der Festung:

Abb. 11, Fig. 6. Tulpenbecher mit stark ausgeschweiftem Rand, außen rötlich, innen schwarz gedämpft, 19 cm hoch, 21 cm Randdurchmesser.

Abb. 11, Fig. 4. Lederfarbener Tulpenbecher mit stark ausladendem Rand, dickwandig; 16 cm hoch, 24 cm Randdurchmesser. Dabei lag eine Feuersteinklinge mit abgerundeter Spitze 4,5 cm lang, 2,2 cm breit und ein Klingenstück, 4 cm lang, 3 cm breit.

Das Coblenzer Museum besitzt außer zahlreichen kleineren Scherben:

Aus dem Innern der Festung:

Abb. 10, Fig. 11. Rotbrauner, beutelförmiger Becher mit spitzrundem Bauch und leicht nach außen umbiegenden Rand. Um den Unterteil des Bauches eine Reihe meist abgebrochener Schnuröſen. 14 cm hoch, 8 cm Randdurchmesser. Dabei lagen die Feuersteinklingen (Abb. 16, Fig. 3 und 4).

Abb. 8, Fig. 7. Graugelber, sackartiger Topf mit rundem Boden und leicht ausladendem glatten Rand. 11,5 cm hoch, 14,5 cm weit. Dabei lagen einige Gefäßscherben und ein Stück Lehmestrich.

Abb. 8, Fig. 1. Gelbbrauner Tulpenbecher mit schräg ausladendem breiten Rand und abgerundetem Boden. Oberteil sauber geglättet, Unterteil

[1]) Lehner, Jn B. J., Heft 110.

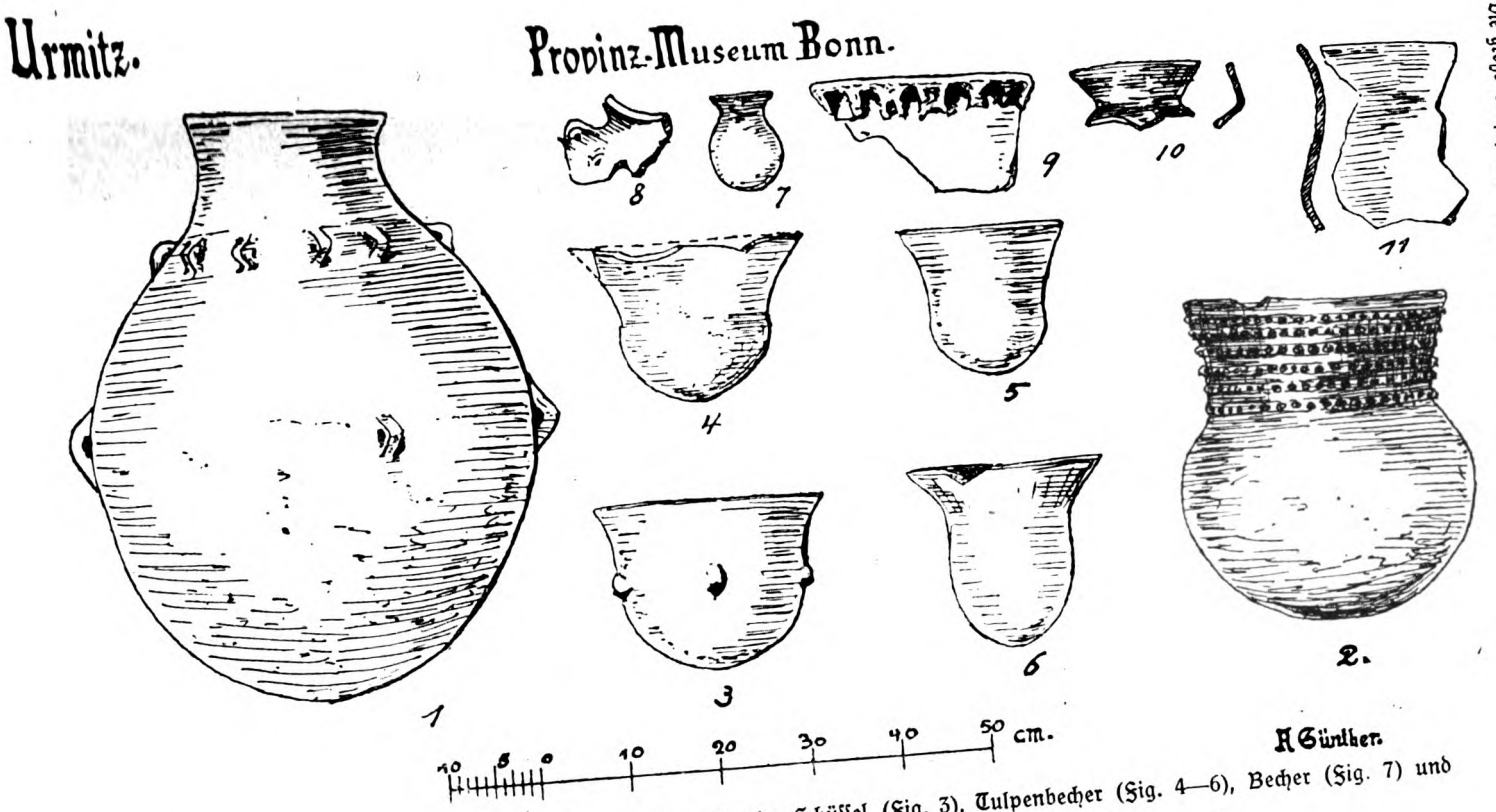


Abb. 11. Vorratsgefäß (Fig. 1), Kochtopf (Fig. 2), glockenförmige Schüssel (Fig. 3), Tulpenbecher (Fig. 4—6), Becher (Fig. 7) und Gefäßscherben (Fig. 8—11).

berauht und ſtark verbrannt. 19 cm hoch, 24 cm Randdurchmeſſer. Dabei die Feuerſteinklingen Abb. 14, Fig. 4 und 5 und das Bruchſtück einer ſolchen.

Abb. 9, Fig. 12. Scheibenförmiger gelbgrauer Backteller. Oberſeite geglättet, Unterſeite berauht, die Kanten mit Tupfenſchmuck geziert. 27 cm Durchmeſſer, 2 cm ſtark.

Abb. 9, Fig. 13. Desgleichen mit glatten Kanten. Unterfläche rauh geſtrichelt. 24 cm Durchmeſſer, 2 cm ſtark.

Die beiden Backteller lagen zuſammen mit den Scherben verſchiedener Gefäße, dem Beilchen Abb. 13, Fig. 9 und anderen kleinen Steinwerkzeugen und Geſchiebeſtücken.

Abb. 10, Fig. 7. Schwarzer Napf mit flachem Boden, ſchräganſteigender Wandung und glattem Rand; 14 cm Durchmeſſer, 7 cm hoch. Lag mit vielen Gefäßſcherben uſw. zuſammen.

Abb. 10, Fig. 10. Trichterrand, 15 cm Durchmeſſer, 6 cm hoch, eines bauchigen, lederfarbenen Gefäßes. Lag mit anderen Gefäßſcherben und der Feuerſteinklinge, Abb. 15, Fig. 7 zuſammen.

Abb. 10, Fig. 8. Graubrauner Kugeltopf mit verengtem Hals, abgerundeter Randkante und breitem großen Henkel. 15,5 cm hoch, 13,5 cm Bauchdurchmeſſer und 10,5 cm Randweite.

Abb. 10, Fig. 5. Graubraunes Löffelchen mit halbkugelförmiger Kelle und glattem kurzen Stiel. 8,5 cm lang, Kelle 4,2 cm Durchmeſſer.

Dicht dabei:

Abb. 10, Fig. 1. Rauhwandige graue Urne mit ſchlankem geſchweiftem Unterteil, um die Schulter gekerbte Gurtwulſte, Rand nach innen ſchräg anſteigend. Unter der Gurtwulſt ein vor dem Brande eingebohrtes Loch. 23 cm hoch; Boden 5,5 cm, Bauch 23 cm, Rand 16 cm Durchmeſſer.

Abb. 10, Fig. 2. Graugelbes, faßartiges Gefäß, rauhwandig, mit plattem Fuß, leicht geſchweiftem Hals und gekerbtem Rand. Um die Schulter gekerbte Gurtwulſte, über dieſer zwei kleine rundliche Henkel. 54 cm hoch, Boden 11 cm, Bauch 45 cm, Rand 37 cm Durchmeſſer.

Abb. 9, Fig. 4. Randſcherbe eines gelbroten Topfes von 35 cm Durchmeſſer. Rand mit Tupfenſchmuck und Profilleiſte glänzend geglättet, die Außenflächen im übrigen mit grobem Tonkrumenbewurf bedeckt, die Innenſeite mit rotgelbem Tonüberzug ſauber geglättet. 13 mm Wandſtärke. Bei den drei vorgenannten Gefäßen lagen Scherben eines Abb. 10, Fig. 2 ähnlichen Gefäßes, die Scherben Abb. 10, Fig. 3 und 4 mit kleinen Henkeln; außerordentlich ſtark (wohl durch Hüttenbrand) gebrannte Scherben und kräftige Brocken Hüttenlehm, ſowie ein prismatiſches, an einem Ende ſchräg abgeſchliffenes Geſchiebeſtück, 8 cm lang, 1,5 cm:1 cm ſtark. Nach Ausſage der Arbeiter ſoll das Gefäß Fig. 2 einige verkohlte Getreidekörner enthalten haben.

Abb. 9, Fig. 5. Randſcherbe eines großen lederfarbenen Gefäßes von etwa 35 cm Durchmeſſer mit 33 mm hoher Profil- und Tupfenleiſte. Lag mit ähnlichen Gefäßſcherben und Feuerſteinklingen zuſammen.

Abb. 9, Fig. 6. Randſcherbe eines graugelben Kugeltopfes mit hohem Hals von 30 cm Weite und 25 mm hoher Randleiſte mit rundbogenfriesartigem Tupfenſchmuck.

Abb. 9, Fig. 7. Randſcherbe eines graugelben Kugeltopfes mit hohem Hals von 20 cm Weite und 25 mm breiter, nach unten mit halbkreisförmigen Tupfenreihen, oben mit leicht überhängender, ſchmaler Leiſte abgeſchloſſener Randeinfaſſung.

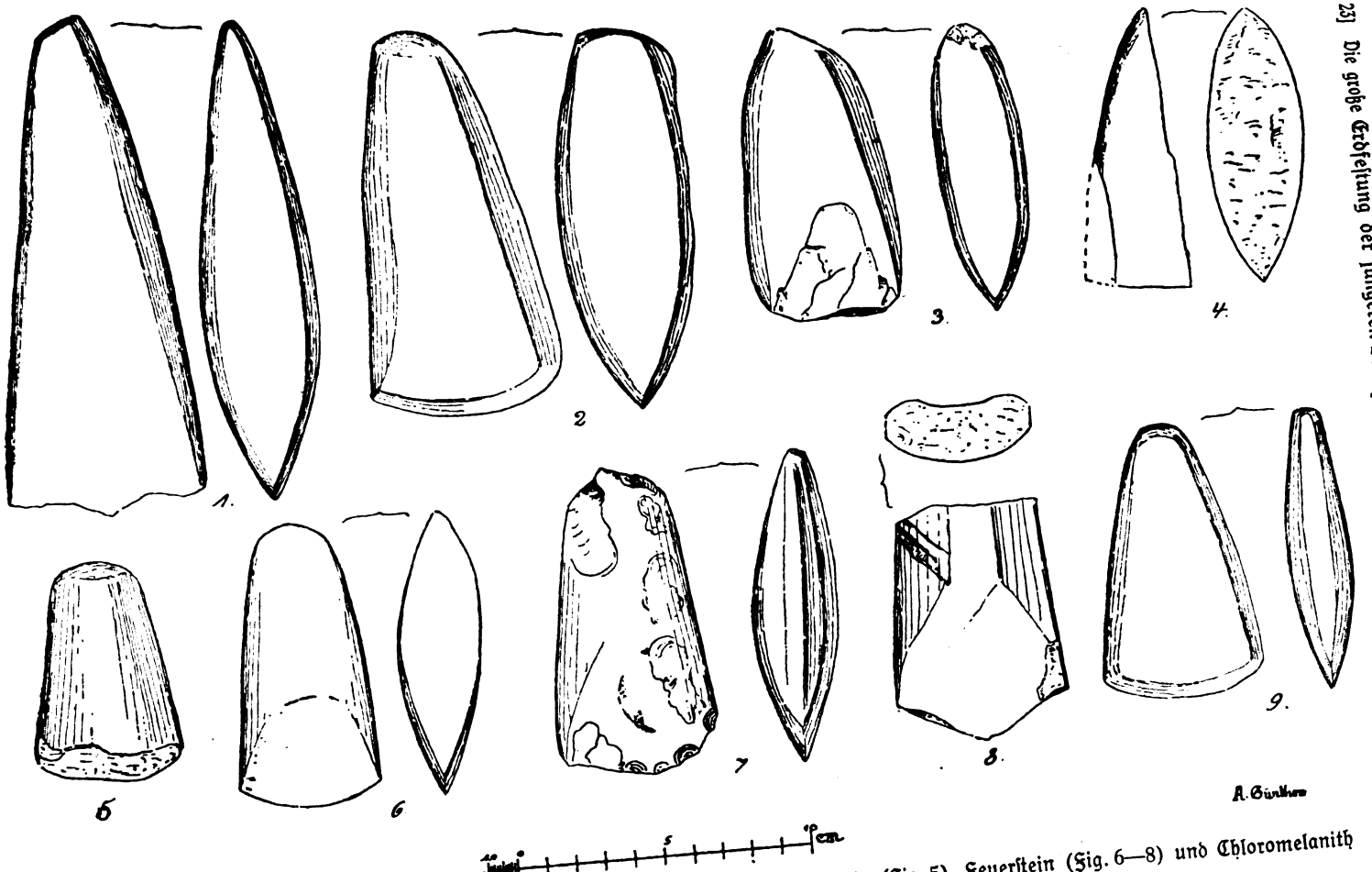


Abb. 12. Steinärte aus Diabas (Fig. 1—3), Steinbeile aus Lydit (Fig. 4), Serpentin (Fig. 5), Feuerstein (Fig. 6—8) und Chloromelanith (Fig. 9). Museum Coblenz.

Abb. 9, Fig. 9. Randscherbe eines rötlichgelben, innen schwarz gedämpften Kugeltopfes mit hohem Hals von 24 cm Weite, mit 25 mm hoher und 10 mm stark ausladender, oben mit leichter Leiste, unten mit dichtgestellten halbkreisförmigen Tupfenschmuck abgeschlossener Randeinfassung.

Abb. 8, Fig. 11. Randscherbe eines rötlichbraunen, innen schwarz gedämpften Bechers oder schlauchförmigen Gefäßes mit schräg ausladendem Rande und breiter, schräg abgefaster Tupfenschmuckleiste von roher Ausführung.

Abb. 9, Fig. 8. Randscherbe eines dickwandigen rötlichbraunen Gefäßes (Kugeltopf?) von 27 cm Weite mit leicht geschweiftem hohem Hals mit 27 mm

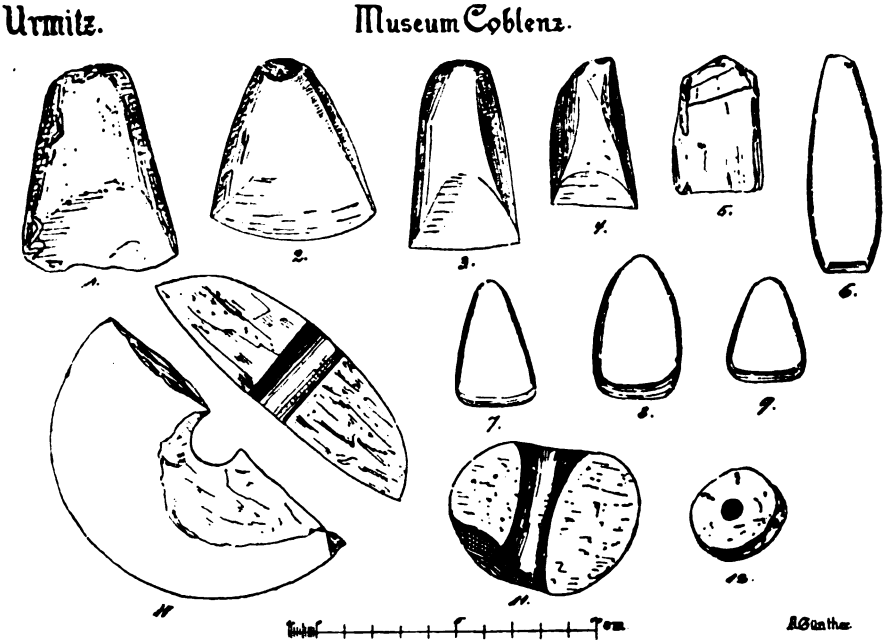


Abb. 13. Steinbeile aus Kieselschiefer und Silex (Fig. 1—5). Meisel oder Ziehklingen aus geschärften Geschiebestücken (Fig. 6—9), Scheibenkeule (Fig. 10) aus Kieselschiefer, Keulenknopf (Fig. 11) aus Basaltlava und Spinnwirtel (Fig. 12) aus Ton.

breiter Randeinfassung, unten mit schräg ansteigender Tupfenschmuckleiste, oben mit überhängender schmaler Leiste abgeschlossen. Lag mit Gefäß- und Backtellerscherben, einem eiförmigen 8:7:5,5 cm starken Klopfstein aus sehr dichtem Taunusquarzit zum Herrichten von Steinwerkzeugen und der spitzen Messerklinge, Abb. 15, Fig. 7 zusammen.

Abb. 9, Fig. 9. Randscherbe eines dunkellederfarbenen, innen schwarz gedämpften Gefäßes von 25 cm Weite mit Tupfenschmuckrandleiste. Lag mit vielen anderen kleinen Gefäß- und Backtellerscherben und einer vollständigen Mahleinrichtung: Unterlagsplatte aus Quarzit, 28 cm lang, 13 cm breit und 2 cm stark, dem Läufer aus dichtgefügiger Basaltlava, einem abgestumpften kegelförmigen Reibstein oder Stößer 7 cm hoch, 4,5 cm Durchm. und einem würfelförmigen 4:4:4 cm starken sogen. Kornquetscher aus graugelbem hartem Bundsandstein zusammen.

Ziemlich mannigfaltig, an Form ſowohl wie an Material ſind die Steinwerkzeuge, Gerätſchaften und Waffen. Da gibt es ſpitz- und ſtumpfnackige, Walzen- und Flachbeile (Abb. 12), trianguläre Beilchen und mehr meiſelförmige (Abb. 13); Meſſer, Kratzer, Schaber, Bohrer uſw. von allen Formen (Abb. 14 und 15), wie ſie teils zufällig bei dem Abſchlag von Feuerſteinknollen entſtanden, oder durch ſorgfältigſte Retouchierung und Schliff hergerichtet wurden (Abb. 14—16). Dabei zeigen ſich auch noch ſtark an das Paläolithikum erinnernde Formen und Techniken (Abb. 14, Fig. 7, 8, 10, Abb. 15, Fig. 3, 9 und 10) neben den ganz den neueren Verhältniſſen angepaßten Inſtrumenten. Selbſtredend wurden auch Geſchiebeſtücke und ſonſtige Naturbildungen aus Stein, die ſich ihrer Geſtaltung nach dazu eigneten,

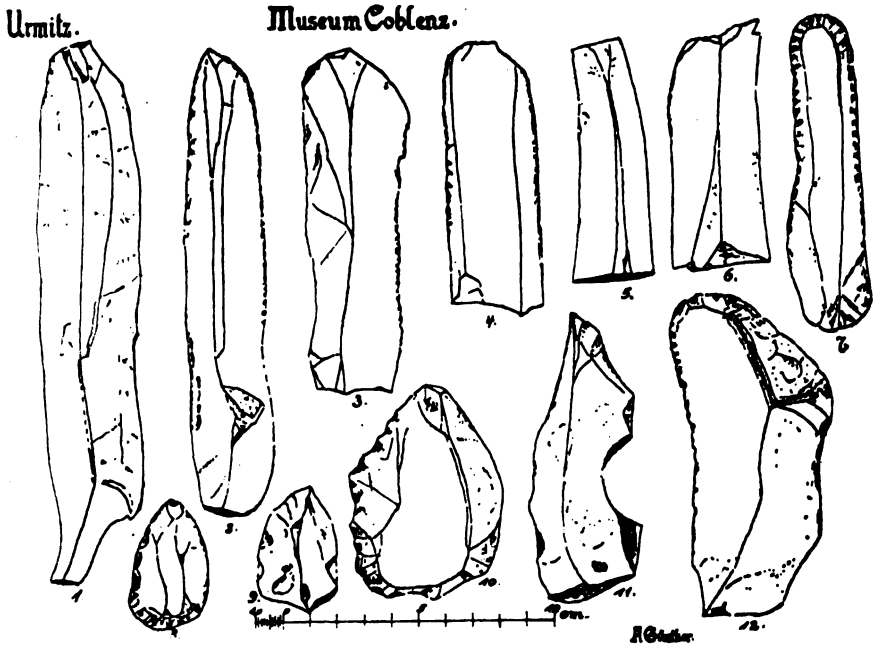


Abb. 14. Feuerſteinwerkzeuge und Geräte: Meſſer, Klingen und Schaber (Fig. 7, 8 u. 10). Muſeum Coblenz.

unter einfachem Anſchleifen von Schneiden zu paſſenden Werkzeugen gemacht (Abb. 13, Fig. 6—9). Ein ſehr eigenartiges Inſtrument mag die Feuerſteinklinge Abb. 15, Fig. 16 darſtellen, an der man eine in ſorgfältigſter Retouche ſich von der übrigen Klinge abhebende rundliche Spitze erkennt, deren rechte Seite leider ausgebrochen iſt. Einen ähnlichen Eindruck kann wohl auch Abb. 15, Fig. 17 machen, doch läßt ſich hier nicht ſo beſtimmt eine gewollte Form feſtſtellen und auch die Arbeit iſt viel roher. Eine Sichelklinge, ähnlich den aus Dänemark uſw. bekannten [1]), könnte vielleicht die kräftige Feuerſteinklinge Abb. 14, Fig. 12 geweſen ſein. Sehr ſorgfältig bearbeitet iſt der prächtige Steindolch Abb. 15, Fig. 4, deſſen in den Schaft aufzunehmendes Ende die rohe Silexknollenkruſte zeigt, während die kleinere Dolchklinge oder

[1]) S. Müller, Urgeſchichte Europas. Straßburg 1905, S. 105.

Speerspitze, Abb. 15, Fig. 5, gröbere Bearbeitung und muschelförmige Retouchen zeigt und möglicherweise einer späteren Periode des Neolithikums, etwa der Zonenbandkeramik, angehören könnte. Friedlicheren Zwecken als die beiden letztgenannten Instrumente dürften wohl die flachen spitzen Messerklingen (Abb. 15, Fig. 6 und 7) gedient haben. Als hervorragende Werkzeugstücke werden die kurzen Klingen, Abb. 15, Fig. 12 und 13, als Bohrer in den „Fiedelbogen" (Drill- oder Wendelbohrer) eingesetzt, gedient haben; erstere zur Herstellung weiter Löcher, letztere für engere Löcher und Durchbohrungen in Knochen, Horn, Holz usw. Außer den Dolchen sind als Waffen die Scheibenkeule, Abb. 13, Fig. 10 und der Keulenknopf, Abb. 13, Fig. 11, anzusprechen.

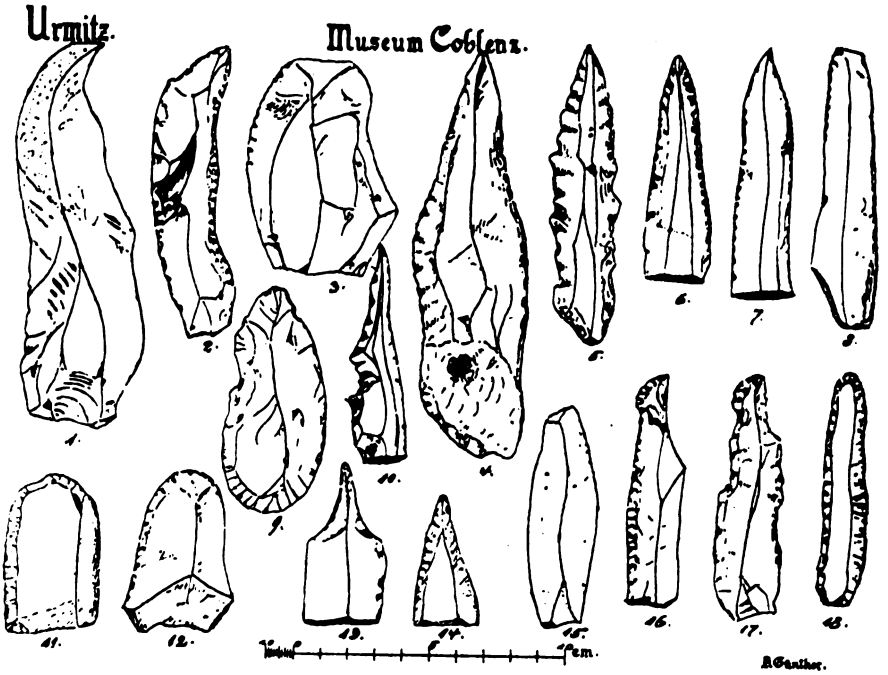


Abb. 15. Feuersteinwerkzeuge: Messer, Schaber (Fig. 9, 15 u. 18), Dolche (Fig. 4 u. 5), Bohrer (Fig. 12 u. 13). Museum Coblenz.

Diese beiden Stücke sind übrigens die einzigen durchbohrten Steinwerkzeuge, die ich bisher bei unserer Festung gefunden habe.

Nach dem Berichte im Heft 110 der Bonner Jahrbücher besitzt das Provinzialmuseum Bonn u. a.:

Das Bruchstück eines durchbohrten Steinwerkzeuges aus Diabas, 4 cm lang, und das Schneidestück eines großen Steinbeiles aus Diabas, 8 cm lang, beide bei dem Gefäß Abb. 11, Fig. 2 usw. gefunden.

Im äußeren Sohlgraben auf der Nordseite: einen sog. Schuhleistenkeil (Steinpickel oder Hammer) aus quarzitischem Sandstein des Devons, 10 cm lang, und das Fragment eines Steinwerkzeuges oder Naturproduktes aus Devonschiefer (konkretionäre Linse aus Unterdevon), 6 cm lang. Aus dem südlichen Sohlgraben einen Kornreiber aus Quarzit, 11,5 cm lang, und einen dreikantigen Feuersteinsplitter von einem Messer, 5,7 cm lang.

Aus dem Innern der Feſtung:

Feuerſteinſplitter eines langen Meſſers (?) von trapezförmigem Querſchnitt, an beiden Enden abgebrochen, 4,5 cm lang, 2,2 cm breit, 5,7 cm ſtark, und einen anderen Feuerſteinſplitter, abgebrochenes Ende eines Inſtrumentes, 4 cm lang, 3 cm breit, gefunden bei dem Gefäß, Abb. 11, Fig. 4.

Ein an beiden Seiten geſchärftes Meſſer aus Feuerſtein mit erhöhtem Mittelgrat, im Profil etwas gebogen, 16 cm lang, 3 cm breit und ein ähnliches, 15 cm lang, 2,8 cm breit, gefunden in einer Grube im Innern.

Ferner aus dem Bereich der Feſtung:

Ein Steingerät aus unbeſtimmtem ſchwarzen Stein, an einem Ende

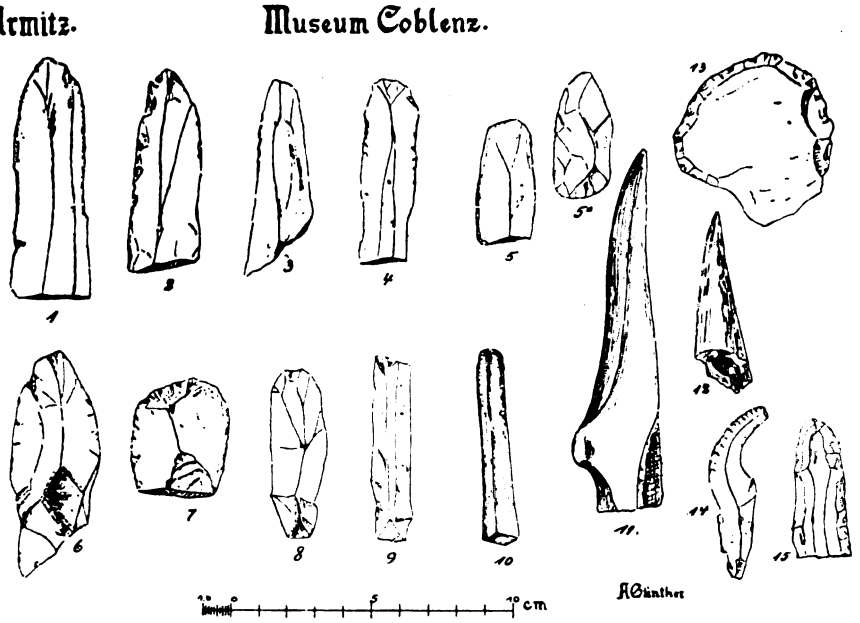


Abb. 16. Feuerſteinwerkzeuge u. Geräte: Meſſer, Klingen und Schaber (Fig. 1—10 und 13—15). Knochendolch und Bruchſtück eines ſolchen (Fig. 11 u. 12). Muſeum Coblenz.

durchbohrt. Anhängſel 6,4 cm lang. Gefunden unterhalb der Kapelle Am guten Mann.

Steingerät aus tertiärem Feuerſtein: an beiden Seiten gezahnte Säge mit erhöhtem Mittelgrat, im Profil etwas gebogen, 22,2 cm lang, 2,8 cm breit. Gefunden ſüdweſtlich der Feſtung nahe der Coblenzer Straße.

Hälfte eines durchbohrten Hammers aus ſchwarzem Amphibolitſchiefer, jetzt 7,5 cm lang, 4,5 cm breit, aus einer Grube ſüdweſtlich der Feſtung.

Hammerförmiges Werkzeug bzw. Klopf- oder Reibſtein aus Baſaltlava, 12,5 cm lang, 9 cm größte Breite. Gefunden in einer Grube bei der Kapelle Am guten Mann.

Steingerät aus Feuerſtein, an einem Ende gerundet, am anderen zugeſpitzt (mandelförmiger Schaber 4,5 × 3 cm.) Spitze eines Feuerſteinwerkzeuges (Hornſtein), Meſſer oder Schaber 3,6 cm lang, ebendort gefunden.

Das Coblenzer Museum besitzt außer sonstigen Bruchstücken, atypischen oder nur zum Feuerschlagen usw. dienenden Steingerätschaften, aus den Wohngruben im Innern und den Sohlgräben der Festung:

(Nachstehend: W. = Wohngrube im Innern der Festung, S-Gr. = desgleichen im Sohlgraben.

Äxte, Hacken, Beile:

Abb. 12, Fig. 1. Axt oder Hacke aus Diabas (Grünstein), Ober- und Unterseite stark gewölbt, die Seitenkanten leicht abgerundet, geschliffen, die Schneide fein geglättet, aber stark abgesplittert. 14 cm lang, bis zu 6,5 cm breit, 4 cm stark. W.

Abb. 12, Fig. 2. Desgleichen aus sehr feinkörnigem, hellgrauen Diabas, anscheinend Geschiebestück, hergerichtet. Oberseite gewölbt und geschliffen, die Unterseite von Natur abgeplattet, die Seitenkanten abgerundet. Schneide stark abgenutzt und vollständig stumpf, das Kopfende gleichfalls abgenutzt und abgestumpft. 13 cm lang, bis zu 6 cm breit und 4,5 cm stark. S-Gr.

Abb. 12, Fig. 3. Desgleichen aus Diabas; Ober- und Unterseite gewölbt, die Seitenkanten abgerundet, sauber geschliffen. Die Schneide stark ausgesplittert und vollständig stumpf, das Kopfende abgenutzt. 10,5 cm lang, bis zu 5 cm breit und 3 cm stark. S-Gr.

Abb. 12, Fig. 4. Abspliß eines feingeschliffenen und polierten Steinbeiles aus schwarzem Kieselschiefer von spitzovalem Vertikalschnitt, Ober- und Unterseite stark gewölbt, Seitenkanten leicht abgerundet, gewölbte Schneide. Ursprünglich anscheinend trianguläre Form nach Art der kleinere Beilchen, Abb. 13, Fig. 2. Jetzt 10 cm lang, bis zu 3 cm stark. S-Gr.

Abb. 12, Fig. 5. Bruchstück eines großen Walzenbeiles (oder abgestumpfter kegelförmiger Kornreiber, Stößer, wogegen allerdings die nicht abgeriebene untere Bruchfläche spricht) aus Serpentin von ovalem Querschnitt. Kopfende stark abgenutzt, unteres Ende zeigt Bruchfläche. Außenseiten poliert, 7.5 cm hoch, unten 5:3, oben 3:2 cm Querschnitt. Lag mit Tierknochen, Gefäßscherben und Reibsteinen zusammen. S-Gr.

Abb. 12. Fig. 6. Sauber geschliffenes und poliertes Beil aus Feuerstein mit gut erhaltener gewölbter Schneide und stark abgenutztem Kopfende. Ober- und Unterseite stark gewölbt, Seiten kantig abgefast. 11 cm lang, Schneide 5,5 cm, Kopfende 3 cm breit, bis zu 3 cm stark. Lag mit Beil, Abb. 13, Fig. 1 zusammen. W.

Abb. 12, Fig. 7. Sauber geschliffenes und poliertes, aber stark ausgewittertes und an der Schneide abgenutztes Beil aus Feuerstein. Ober- und Unterseite kräftig gewölbt, Seiten kantig abgefast. 11 cm lang, Schneide 5,5 cm, Kopfende 3 cm breit, bis 3 cm stark. Lag mit Beilchen, Abb. 13, Fig. 2 und den Scherben, Abb. 16, Fig. 13—15 zusammen. W.

Abb. 12, Fig. 8. Bruchstück eines großen, geschliffenen und polierten Beiles aus weißem Braunkohlenquarzit. Schneide und Kopfende abgebrochen. Oberfläche kräftig gewölbt, untere Fläche leicht gehöhlt, Seiten kantig abgefast. Noch 8 cm lang mittlerer Querschnitt 5:2,5 cm. Lag mit Feuersteinklingen, Schabern und Bruchstücken zusammen. W.

Abb. 12 Fig. 9. Sauber geschliffenes und poliertes Beil aus Chloromelanit, trianguläre Form mit flach gewölbten Ober- und Unterflächen und kantig abgefasten Seiten. Gewölbte Schneide und abgenutztes Kopfende. 9 cm lang, Schneide 5,5 cm, Kopf 1,5 cm breit, bis zu 2 cm stark. Einzelfund.

Abb. 13, Fig. 1. Sauber geschliffenes und poliertes Beil aus Kieselschiefer (bzw. konkretionäre Kieselknolle des Devons) mit stark abgenutzter

und verwitterter Schneide und Kopfende. 7,5 cm lang, Schneide 5 cm, Kopfende 2,5 cm breit, bis zu 3 cm ſtark. W.

Abb. 13, Fig. 2. Sauber geſchliffenes und poliertes Beilchen von triangulärer Form aus Kieſelſchiefer mit gewölbter Schneide, abgeplatteter Unterſeite und flach gewölbter Oberfläche, die Seiten kantig abgefaſt, Kopfende abgeſplittert. 7 cm lang, Schneide 5,5 cm breit, Kopf 2 cm breit, bis 2,25 cm ſtark. W.

Abb. 13, Fig. 3. Sauber geſchliffenes und poliertes Beilchen oder Meißel aus feinkörnigem Diabas, Unterſeite abgeplattet, Oberfläche gewölbt, Seiten kantig abgefaſt, Schneide leicht gewölbt, Kopfende abgenutzt. 7 cm lang, Schneide 3,7 cm, Kopfende 2 cm breit, bis zu 2,25 cm ſtark. W.

Abb. 13, Fig. 4. Desgleichen aus Feuerſtein mit gerader ſcharfer Schneide. Untere Seite abgeplattet, Oberfläche gewölbt; Seitenkanten ſtark abgefaſt. Kopfende abgeſplittert. 5,2 cm lang, Schneide 3 cm, Kopfende 1,7 cm breit, bis 1,5 cm ſtark. W.

Abb. 13, Fig. 5. Stark verwittertes Stück eines flachen Beilchens oder Meißels aus weißem Geſtein (Braunkohlenquarzit?), 5 cm lang, 2,3—3 cm breit. Einzelfund. Ferner das Bruchſtück eines ſauber geſchliffenen Beiles aus Serpentin ganz in der Form und Größe wie Abb. 12, Fig. 6 und das Bruchſtück eines geſchliffenen Flachbeiles aus Diabas.

Abb. 13, Fig. 6. Länglich ovaler Meißel aus flachem Kieſelſchiefer. Flußgeſchiebe in Naturform, nur die Schneide angeſchliffen. 7,3 cm lang, 1,4—2,7 cm breit. W.

Abb. 13, Fig. 7. Flacher, dreieckiger Meißel oder Hobelklinge aus deveniſchem Flußgeſchiebe in Naturform, nur die Schneide angeſchliffen. 4,5 cm lang, an der Schneide 3 cm breit. W.

Abb. 13, Fig. 8. Flaches Beilchen oder Meißel, ſpitzovale Naturform aus ſchwarzgrauem Flußgeſchiebe, nur die Schneide angeſchliffen. 5,4 cm lang, an der Schneide 4,1 cm breit. S-Gr.

Abb. 13, Fig. 9. Flaches dreieckiges Beilchen oder Hobelklinge in Naturform, aus deveniſchem Flußgeſchiebe, nur die Schneide angeſchliffen. 3,4 cm lang, an der Schneide 2,7 cm breit. W.

Abb. 13, Fig. 10. Bruchſtück (Hälfte) einer Scheibenkeule, linſenförmig; Unterſeite leichter, Oberſeite ſtärker gewölbt mit ſcharfen Kanten aus Grauwacken-Tonſchiefer des Rhein. Schiefergebirges. 11,5 cm Durchmeſſer, bis zu 3,3 cm ſtark; in der Mitte 1,5 cm weit durchbohrt. S-Gr.

Abb. 13, Fig. 11. Bruchſtück (Hälfte) eines Keulenknopfes aus Baſaltlava, abgeplattet-kugelförmig, durchbohrt. 7 cm Durchmeſſer, 5,5 cm hoch. W.

Ein ſehr friedliches Gerät endlich iſt Abb. 13, Fig. 12. Spinnwirtel aus Ton, ziemlich ſchwach gebrannt, ſcheibenförmig, flach, 3 cm Durchmeſſer, 1 cm ſtark. W.

Klingen, Meſſer, Dolche, Schaber, Kratzer, Bohrer uſw.

Abb. 14, Fig. 1. Langer, ſchwarzgrauer Feuerſteinſpahn, einfacher Abſchlag ohne Retouche mit ſehr dünner ſcharfer Schneide, auf der rechten Seite die Naturkruſte des Feuerſteinknollens. 19 cm lang, 4 cm breit. S-Gr.

Abb. 14, Fig. 2. Langes, ſtarkgewölbtes ſchwarzgraues Feuerſteinmeſſer mit ſpitzovalem Ende und feinen ſcharfen Randretouchen. 17 cm lang, 3 cm breit. Lag mit Keulenknopf, Abb. 13, Fig. 11 zuſammen. W.

Abb. 14, Fig. 3. Breite Klinge aus ſchwarzgrauem Feuerſtein von flachdreieckigem Querſchnitt, mit retouchierten Seitenkanten, 12,5 cm lang, 3—4 cm breit. W.

Abb. 14, Fig. 4. Breite schwarze Feuersteinklinge mit flachem Rücken, abgefasten Seitenkanten und retouchierten Schneiden. 10 cm lang, 3,5 cm breit. W.

Abb. 14, Fig. 5. Schwarzgraue, leicht gebogene Feuersteinklinge mit abgeplattetem dreieckigem, nach der Spitze hin flachverlaufendem Querschnitt. 8,5 cm lang, 1,7—3 cm breit. W.

(Fig. 4 und 5 lagen mit Tulpenbecher, Abb. 8, Fig. 1 in einer Wohngrube zusammen.)

Abb. 14, Fig. 6. Bruchstück einer breiten, schwarzen Feuersteinklinge von flachdreieckigem Querschnitt. 8,5 cm lang, 3 cm breit.

Abb. 14, Fig. 7. Langer Schaber aus dunkelhoniggelbem Feuerstein mit abgerundeter Spitze und sorgfältig retouchierten Rändern, die linke Seite stark abgenutzt. (Erinnert sehr an paläolithische Typen). 11,6 cm lang, 2,3—3,9 cm stark Einzelfund.

Abb. 14, Fig. 8. Ovaler Schaber (mandelförmig), rundum retouchiert. 4,6 cm lang, 2,8 cm breit, 8 mm stark. Form wie bei Champ de Chassey (Dechelette, a. a. O.). S-Gr.

Abb. 14, Fig. 9. Spitze einer grauen Feuersteinklinge, roh zugerichtet und stark abgeblättert. 4,3 cm lang, 2,9 cm breit. W.

Abb. 14, Fig. 10. Flache Handspitze aus grauem Feuerstein, die linke Randseite retouchiert, die rechte mit der Naturkruste versehen. 7,5 cm lang, 5,5 cm breit. W. (Lag mit Keulenknopf und Spinnwirtel zusammen.)

Abb. 14, Fig. 11. Dicke geschweifte Klinge (roher Abschlag, keine beabsichtigte Form) mit halbkreisförmigem Ausschnitt auf der rechten Seite. 10,5 cm lang, 3 cm breit. S-Gr.

Abb. 14, Fig. 12. Breite Silex-Klinge (großer Schaber oder Sichel) mit abgerundeter Spitze und hohler, leicht retouchierter Schneide. Auf der anderen Seite ein Stück Naturkruste. 12 cm lang bis 5,2 cm breit. W. Lag mit Bohrer, Abb. 15, Fig. 12 und Gefäßscherben zusammen.

Abb. 15, Fig. 1. Roh abgeschlagener Feuersteinspahn von geschweifter, aber nicht beabsichtigter Form, mit feinen haarscharfen Schneiden, immerhin ein sehr kitzeliges Mordinstrument darstellend. 14 cm lang bis zu 4 cm breit. W.

Abb. 15, Fig. 2. Roh zugeschlagene geschweifte Klinge aus grauem Feuerstein mit Spitzen und Randretouche. 10,5 cm lang, 2,3 cm breit. W.

Abb. 15, Fig. 3. Breiter flacher Schaber (Ziehklinge), aus grauem Feuerstein. 7,5 cm hoch, 6 cm breit. W.

Abb. 15, Fig. 4. Dolchklinge aus grauschwarzem Feuerstein, sorgfältig bearbeitet mit Rückenkante und stark retouchierten Schneiden. Am unteren, wohl zum Einsetzen in einen Holz- oder Horngriff bestimmten Ende die Naturkruste des Feuersteins. 14,5 cm lang bis zu 4 cm breit, 2 cm stark. Lag mit Mahlsteinen, Kornquetschen und Bruchstücken von Steinwerkzeugen zusammen. W.

Abb. 15, Fig. 5. Dolch oder Speerspitze aus grauschwarzem Feuerstein, schmale lanzettliche Form mit dreikantigem, oben abgeflachtem Querschnitt mit kräftigen gemuschelten Seitenretouchen. 11 cm lang, 2 cm breit, 13 mm stark. W.

Abb. 15, Fig. 6. Spitzes Messer mit gewölbtem, abgeflachtem Rücken und stark retouchierten Schneiden aus grauschwarzem Silex. 8 cm lang, 2,3 cm stark. S-Gr.

Abb. 15, Fig. 7. Geschweifte spitze Messerklinge mit Rückengrat und

fein retouchierten Schneiden aus grauschwarzem Silex. 8,7 cm lang, 2,2 cm breit. Lag mit Backteller und Gefäßscherben, Klopfsteinen usw. zusammen. W.

Abb. 15, Fig. 8. Schmale flache Klinge mit leichtem Rückengrat aus grauschwarzem Feuerstein. 10,2 cm lang, 2 cm breit.

Abb. 15, Fig. 9. Großer, länglich-spitzovaler Schaber aus braunem Hornstein mit halbrund gearbeitetem, gut retouchiertem Ende und abgestumpfter Spitze. Unterseite glatt, Oberfläche mit Rückengrat. 8 cm lang, 3,7 cm breit. W.

Abb. 15, Fig. 10. Schmale, geschweifte Feuersteinspitze, wohl ursprünglich nicht beabsichtigte Form, nach der Spitze zu aber fein retouchiert. 8 cm lang, 2 cm breit. W.

Abb. 15, Fig. 11. Breites, flaches Klingenstück aus schwarzem Silex mit abgerundetem Ende und abgefasten und retouchierten Rändern. 6 cm lang, 3,5 cm breit. Lag mit der großen Klinge, Abb. 14, Fig. 1 und der Klinge, Abb. 14, Fig. 11 zusammen. S-Gr.

Abb. 15, Fig. 12. Sehr sorgfältig bearbeitete kurze Klinge mit halbrunder Spitze aus grauschwarzem Silex. Da das untere Ende schon die Naturkruste zeigt, so kann das Stück nur in einem Stiel oder Schaft gebraucht worden sein. Ich möchte es vor allem als eine Art Drill- oder Löffelbohrer zur Herstellung weiter Löcher in Holz oder Knochen ansprechen. 5,7 cm lang, 3,7 cm breit. Lag mit der großen Feuersteinklinge (Sichel?), Abb. 14, Fig. 12, Gefäßscherben usw. zusammen. W.

Abb. 15, Fig. 13. Bohrer mit breiter Klinge und lang ausgezogener schmaler Spitze aus grauschwarzem Silex. 5,5 cm lang, 2,8 cm breit. Entspricht genau der bei Dechelette, a. a. O. veröffentlichten Bohrerklinge von Champ de Chassey. Lag mit Spinnwirtel, Gefäßscherben und Feuersteinklingen und -Stücken zusammen. W.

Abb. 15, Fig. 14. Spitze eines flachen Messers aus gelbrotem Feuerstein mit feiner Randretouchierung. 4,5 cm lang, 2,3 cm breit. Lag mit Beilchen, Abb. 13, Fig. 8 usw. zusammen. S.-Gr.

Abb. 15, Fig. 15. Flacher Schaber aus grauem Feuerstein ohne jede Randretouche mit leichtem Rückengrat, 8 cm lang, 2,5 cm breit. W.

Abb. 15, Fig. 16. Schwarze Feuersteinklinge von dreikantigem Querschnitt mit halbkreisförmig erbreiterter, fein retouchierter Spitze (die rechte Seite der ganzen Länge nach ausgesprungen). Jedenfalls beabsichtigte Form zu bestimmten Zwecken (vielleicht chirurgischen). S-Gr.

Abb. 15, Fig. 17. Ziemlich roh bearbeitete Klinge aus hellgrauem Silex von einer gewissen Ähnlichkeit mit Fig. 16, doch mag hier eine bestimmte Absicht oder Zweck nicht vorgelegen haben. Insbesondere sind die Randretouchen grob gehalten. 9 cm lang, 2,5 cm breit, 13 mm stark. S-Gr.

Abb. 15, Fig. 18. Schmaler, langer Schaber aus graugelbem Feuerstein, mit abgerundeten Enden und umlaufender Randbearbeitung. In der Form und Bearbeitung an den Schaber Abb. 14, Fig. 7 erinnernd. 8,5 cm lang, 11—18 mm breit. W.

Abb. 16, Fig. 1. Breite flache Klinge mit abgerundeter Spitze aus schwarzgrauem Silex mit leichter Randbearbeitung. 8,5 cm lang, 3 cm breit. W.

Abb. 16, Fig. 2 desgleichen. 7,1 cm lang, 2,7 cm breit, lag mit dem Bruchstück eines Walzenbeiles aus Augit-Andesit und dem Schaber, Abb. 14, Fig. 8 usw. zusammen. S-Gr.

Abb. 16, Fig. 3. Dünne, graugelbe Messerklinge aus Feuerstein, die eine Seite mit feinen Retouchen, die andere ohne solche, aber glatt und scharf.

7 cm lang, 11—20 mm breit. Lag mit dem beutelförmigen Schnuröſenbecher, Abb. 10, Fig. 11 und Feuerſteinklinge, Fig. 4 zuſammen.

Abb. 16, Fig. 4. Meſſer aus ſchwarzem Feuerſtein mit abgerundeter, teils ausgewitterter Spitze. 6,5 cm lang, 2 cm breit. Lag mit Fig. 3 uſw. zuſammen. W.

Abb. 16, Fig. 5. Meſſer- oder Schaberklinge aus ſchwarzem Feuerſtein mit abgeplatteter und abgerundeter Spitze und fein retouchierten Schneiden. 4,4 cm lang, 2.1 cm breit. Lag mit Spinnwirtel und Schaber, Fig. 6 uſw. zuſammen. W.

Abb. 16, Fig. 5a. Länglichovaler Schaber aus graugelbem Feuerſtein mit fein retouchierten Seiten, 4,5 cm lang, 2,2 cm breit. Lag mit vorſtehender Fig. 5 uſw. zuſammen. W.

Abb. 16, Fig. 6. Breites Klingenbruchſtück mit abgebrochener Spitze und gewölbter Rückenkante aus grauſchwarzem Feuerſtein. 8 cm lang, 3,5 cm breit, 2 cm ſtark. W.

Abb. 16, Fig. 7. Breites Klingenbruchſtück mit abgerundeter, retouchierter Spitze aus ſchwarzgrauem Feuerſtein. 4,4 cm lang, 3,2 cm breit. W.

Abb. 16, Fig. 8. Schaber; einfacher, flacher Feuerſteinabſplitz mit abgerundeten Enden, ohne Retouchen, 6 cm lang, 2 cm breit. W.

Abb. 16, Fig. 9. Schmale Klinge mit ſcharfen, nicht retouchierten Seiten und breitem Rückengrat aus Feuerſtein. 8,5 cm lang, 1,3 cm breit.

Abb. 16, Fig. 10. Stielartiges, ſchmales prismatiſches Schieferſtück, unten von rechteckigem, oben von rundem Querſchnitt. 6,5 cm lang, unten 10 × 10 mm ſtark, oben 7 mm Durchmeſſer. S-Gr.

Abb. 16, Fig. 13. Scheibenförmiger Schaber, flach mit abgeſchrägten Kanten aus ſchwarzgrauem Feuerſtein. 5,5 cm × 6 cm breit, bis 1 cm ſtark. W.

Abb. 16, Fig. 14. Sichelförmig gekrümmte Feuerſteinklinge. Zufallsform aber durch die ſorgfältige Retouche der Außenſeite als Inſtrument hergerichtet. 6 cm lang, 1,4 cm breit. S.-Gr.

Abb. 16, Fig. 15. Dicke Klinge mit abgerundetem Ende aus hellgrauem Feuerſtein, grobe Bearbeitung wie bei Abb. 15, Fig. 5a. 17,5 cm lang, 19 mm breit.

Geräte und Werkzeuge aus Geweihſtücken ſind bisher überhaupt nicht, ſolche aus Knochen nur in dem ſchönen Knochendolch, Abb. 16, Fig. 11 aus der Elle von bos taurus, 13 cm lang, unteres Ende abgebrochen, der Spitze eines anderen Knochendolches, von 5,5 cm Länge (Abb. 16, Fig. 12) und dem Bruchſtück eines weiteren aus Rippenknochen hergeſtellt, in Wohngruben des Innern gefunden worden.

Zur Herrichtung der Steinwerkzeuge dienten u. a. runde oder ovale Klopfer aus Silex, Kieſelſchiefer von der Lahn, Baſalt uſw., während für das Schleifen feinkörnige Buntſandſtein- oder Quarzitplatten benutzt wurden, deren Bruchſtücke ſich häufig in den Herd- oder Abfallgruben vorfanden.

Wie in den Wohngruben im Innern der Feſtung, ſo wurden auch in den Herdabfallgruben der Sohlgräben häufig vollſtändige Handmühlvorrichtungen, beſtehend aus Unterlagsplatte und Läuferſteinen (Abb. 17), dabei auch vielfach die ſog. Kornquetſcher von Würfelform mit abgerundeten Kanten ſowie eiförmige oder abgeſtumpft koniſche Zerreiber oder Stößer gefunden. Die Unterlagsplatten ſind aus Quarzit-, Buntſandſtein- oder Trachitplatten, die ſogen. Kornquetſcher aus hartem Buntſandſtein, die Zerreiber oder Stößer aus Baſaltlava oder Buntſandſtein hergeſtellt; als Läufer dienten geeignete glatte Geſchiebe neben handlich hergerichteten Baſaltlavaſtücken.

Endlich fanden ſich auch in dieſen Wohn-, Herd- und Abfallgruben ſehr häufig unbearbeitete Stücke Baſaltlava, Buntſandſtein bzw. Quarzit und durch ihre natürlichen Formen von vornherein zur Herrichtung von Werkzeugen oder auch Schmuck (Anhänger, Ketten uſw.) geeignete Flußgeſchiebe, ſowie grobe Stücke weißes Quarz, Wacken oder Feldſpat, vor. Letztere wurden am Feuer geröſtet, in Körner zerkleinert und dem Gefäßton zur Erzielung größerer Haltbarkeit beigemiſcht, während die erſterwähnten Steinſorten teils zur Benutzung im rohen Zuſtand als Klopfer oder Reiber benutzt oder anderweitig verarbeitet werden konnten. Aber auch durch ihre Färbung und Glätte auffallende Geſteinſtücke aus den Flußgeſchieben, wie Kieſel, Porphyre, ſchwarze, rote und gelbe Kieſelſchiefer uſw. wurden geſammelt. Daß der Menſch bei dieſer Sammeltätigkeit auch ſchon auf beſondere Naturmerkwürdigkeiten achtete, mag eine kleine Devonplatte mit dem rädchenförmigen Querſchnitt eines Krinoidenſtieles und ein vom Waſſer abgerolltes Devonſtückchen mit dem hohlen Abdruck eines ſchraubenförmigen Schneckengehäuſes zeigen. Endlich muß noch ausdrücklich feſtgeſtellt werden, daß ſich bisher noch in keinem der in der Bimskieſel reichenden Einſchnitte irgendwelche Spur von Metall (Kupfer oder Bronze) gefunden hat, wir haben es alſo hier nur mit einer rein ſteinzeitlichen Pfahlbaukultur zu tun.

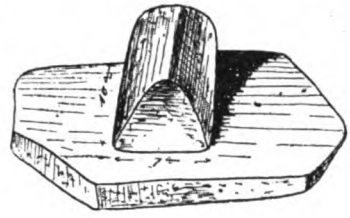


Abb. 17. Handmühle.

Mit Ausnahme des im ganzen Rheintal ſelbſt nicht vorkommenden Feuerſteines, der vielleicht aus Belgien bezogen wurde, entſtammt faſt das geſamte bearbeitete wie rohe Steinmaterial der näheren und weiteren Umgebung oder den Bach- und Flußgeſchieben, ſo daß ſich hieraus nicht auf weitreichende Handelsbeziehungen oder große Wanderungen ſchließen läßt.

Nach allem im Vorſtehenden Geſagten haben wir es mit einem großen ſeßhaften Stamme zu tun, der wohl vom Oberrhein herziehend, von ſeinen dortigen Stammesgenoſſen durch im Laufe der Zeiten ſich zwiſchenſchiebende fremde Kulturen allmählich abgedrängt, ſich lange an dieſer Stelle erhielt, in der Umgebung ausbreitete, als Tochtergründung die Mayener Erdfeſtung errichtete und einzelne Ausläufer nach dem Niederrhein entſandte, vielleicht auch noch in den Pfahlbauern Nordweſtdeutſchlands Verwandte hatte. Auf Beziehungen zu der Dolmen- und Megalithkultur Frankreichs und Nordweſtdeutſchlands mögen die angeführten Gefäßformen und Werkzeuge ſchließen laſſen. Röſſen-Nierſteiner- und Spiralmäander-Kultur ſcheinen unſere Pfahlbauleute nur in freundſchaftlichem Sinne beeinflußt zu haben. Als gute Nachbarn dürften ſie, wechſelſeitig gebend und nehmend nebeneinander, hier und da auch gemiſcht wie anderwärts, gewohnt haben. Verhängnisvoller wird ihnen die Überflutung Weſteuropas durch die Leute der Zonenbandkeramik (um 2000 vor Chr.) geworden ſein, die vielleicht die Eroberung und Zerſtörung der Pfahlbaufeſtung herbeiführte. Daß die Pfahlbaubevölkerung von den Siegern nicht ausgerottet wurde, ſondern ſich mit ihnen und den ſpäteren Kulturen miſchte und erhielt, darauf dürften die mancherlei Anklänge der ſpäteren Bronze- und Hallſtattzeiten in ihren Gefäßformen gerade in dieſer Gegend, vielleicht ſogar noch in der großen Siedelungsanlage von Neuhäuſel hindeuten.

Subfossile Knochenreste aus dem Untergrunde der Stadt Braunschweig.

Von L. Knoop, Börßum.

Vor ungefähr 25 Jahren wurden in der Stadt Braunschweig bei Kanalisationsarbeiten in der Nähe des Landestheaters in einer Tiefe von 2 m und bei der Anlage des Fernheizwerkes im Zuge der Wilhelmstraße ebenfalls in 2 m Tiefe verschiedene subfossile Knochen gefunden, die für die Urgeschichte der Braunschweiger Gegend von besonderer Bedeutung sein werden.

Das fragliche Knochenmaterial besteht in drei Hornzapfen und in einer unteren Epiphyse eines Metakarpalknochens verschiedener Rinder (Boviden).

Beide Fundstellen liegen im schlammigen Tonboden, dessen Entstehung und weitere Ablagerung in folgender Weise vor sich gegangen sein wird. Die Umgegend der Stadt Braunschweig war in vorgeschichtlicher Zeit stark sumpfig, und infolge der fast alljährlich wiederkehrenden Überschwemmungen der Oker ist den im Bereiche des Hochwassers liegenden Sümpfen und Teichen der moorige Grund genommen, vom Strome weiter geführt und an ruhigen Stellen zu neuen Ablagerungen gekommen. Daß das abziehende Wasser alle von ihm erreichbaren Gegenstände von nicht besonderem Gewichte mit fortschwemmte, ist natürlich. Diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß die bezeichneten Knochenreste nun ihre endgültige Ablagerung fanden. Sie wurden also an sekundären Stellen entdeckt.

Die osteologischen Untersuchungen hatten folgendes Ergebnis. Der größere Hornzapfen aus der Nähe des Landestheaters hat eine Achsenlänge von 212 mm, der Umfang an der Basis beträgt 191, der größte Durchmesser daselbst 69, der kleinere 53 mm. Die Richtung der Längsachse zur Basis schließt eine Verwechslung mit Bos frontosus aus. Es handelt sich hier um ein jüngeres Exemplar von Bos primigenius Boj. Die von mir gesammelten gleichen Stücke aus dem Börßumer und Offlebener älteren Alluvium haben, trotz der gewaltigen Größe dieselbe Zugrichtung. Zwecks weiterer Vergleichung verweise ich auf die Arbeit: „Versuch einer natürlichen Geschichte des Rindes, 1. Abteilung, Tafel IV, Bos primigenius, Wildvieh vom Lyme-Park" von Prof. Dr. Rütimeyer. Die übrigen Hornzapfen, die durch ihre geringe Größe auffallen, gehören einem männlichen und einem weiblichen Torfrinde, Bos palustris Rütimeyer, an. Der kleinere Zapfen, vom männlichen Tiere, hat eine Achsenlänge von 131 mm, sein größter Durchmesser an der Basis beträgt 36, der kleinere 28 mm. Der Zapfen ist von der rechten Seite des Schädels

abgebrochen. Der zweite Zapfen, von der linken Seite abgeschlagen, ist weit schlanker gebaut. Seine Maßverhältnisse sind dem vorigen entsprechend 155, 37 u. 30 mm. Eine genaue Vergleichung mit den Funden der Pfahlbaudörfer der Schweiz dürfte in der Stirnbildung gewisse Abweichungen ergeben, die jedoch in den geographischen bzw. klimatischen Verhältnissen ihre Begründung finden. Neben dem größeren Hornzapfen von Bos palustris R. wurde noch die untere Epiphyse des Metakarpalknochens vom Torfrinde gefunden[1]).

Wie bereits am Eingange bemerkt, sind diese Funde für die Vorgeschichte Braunschweigs von besonderem Werte. Es zeigen die Hornzapfen von Bos primigenius sowie der größere Zapfen des Torfrindes und das Bruchstück des Metakarpus menschliche Bearbeitungsspuren. Offenbar sind sie mit steinernen Handwerkszeugen verursacht, um die Hörner — also Zapfen nebst Scheide — vom Schädel zu trennen. Vor dem Ansatze des Primigeniuszapfens liegt auf dem Schädelreste eine in ganzer Hornbreite mit einem Steinschaber (racloir) hergestellte schwache Furche, die noch deutlich die Schrammen des Schabers erkennen läßt. Ohne Zweifel hat der Arbeiter das Horn mit diesem unpraktischen Gerät abtrennen wollen. Er ist aber der mühevollen Arbeit überdrüssig geworden und versuchte nun, siebenmal mittelst scharfer Klinge aus Flint sein Vorhaben auszuführen. Da auch dies nicht gelingen wollte, schlug er mit starkem Handsteine oder schwerer Keule das Horn vom Schädel ab, wodurch natürlich ein größeres Stück des Stirnbeines haften blieb. An dem Hornzapfen des weiblichen Torfrindes zeigen sich gleichfalls 8 Klingenschnitte. Auch hier ist anzunehmen, daß dem Arbeiter mit seinem primitiven Werkzeuge die Absicht, das Horn zu gewinnen, nicht gelungen ist, weshalb er gleichfalls das Horn vom Schädel abschlug, um nachher bequemer arbeiten zu können. Das erwähnte Metakarpalbruchstück, dessen Wellenbreite 47 mm mißt, ist in der Höhe von 32 mm vom Schafte abgesägt. Der Schnitt drang 9 mm ein. Da ein tieferes Eindringen mittelst Klinge oder eines sägeartigen Geräts unmöglich war, schlug der Arbeiter das Stück vom Schafte ab. Die Schnitte lassen teilweise noch die Züge erkennen, die von den Zähnen des Gerätes verursacht wurden.

Um für die Altersbestimmung der menschlichen Tätigkeit bestimmte Anhaltspunkte zu erlangen, sei auf anderweitige Vorkommnisse hingewiesen. Schaberarbeit, wie sie das gedachte Primigeniusrind aufweist, sind mir von Isingerode und Offenbach bekannt geworden. In beiden Fällen handelte es sich darum, gewisse Teile aus starken Geweihen des Edelhirsches zu gewinnen. Auch in diesen Fällen ist der Rest der Arbeit durch Abschlag vollendet. Die Schnittspuren habe ich auch an Geweihsprossen der gleichen Hirsche und dem Altalluvium von Salzdahlum, Schöppenstedt, Börßum und Tempelhof bemerkt. Die Breite der Schnitte schwankte zwischen 1½ und 2½ mm.

Die Herstellung der Geräte aus Horn oder Knochen sowie die geologische Beschaffenheit der Fundstellen führt uns in die Zeit zurück, die der jüngeren Steinzeit vorangeht. Wir haben es also mit Funden des Mesolithikums zu tun.

[1]) Interessenten möchte ich hierbei auf meinen im Jahre 1915 gemachten Fund, ein vollständiges Skelett desselben Rindes, aufmerksam machen, über welches ich im „Landwirtschaftlichen Jahrbuche, Zeitschrift für wissenschaftliche Landwirtschaft" Heft V, S. 791 genauen Bericht erstattete.

Ein germanisches Gräberfeld bei Mayen (Rheinland).

Von Peter Hörter.

Mit 6 Tafeln (III—VIII).

Wenn wir von der im Tale der Nette liegenden Kreisstadt Mayen die steil ansteigende St. Veitstraße aufwärts gehen, kommen wir nahe der Stelle, wo diese sich mit der Koblenzer Straße vereinigt, an das rechts der Straße liegende Amtsgerichtsgebäude. Auf dem jetzt erreichten welligen Hochplateau liegt links der Ostbahnhof und etwa 1 km weiter die Stelle, wo im Jahre 1908 und 1909 das Bonner Provinzialmuseum, zusammen mit dem Mayener Geschichts- und Altertumsverein, zwischen Ostbahnhof und Katzenberg das bekannte neolithische Erdwerk der Michelsberger Kultur aufgedeckt hat. Die Koblenzer Straße ist eine alte vorrömische, von den Römern ausgebaute Straße, welche in der Nähe des Ostbahnhofes nach Andernach und nach dem Neuwiederbecken abzweigte. Der rechts an der St. Veit- und Koblenzer Straße liegende Felddistrikt links neben dem Amtsgericht heißt „Konn", hinter dem Amtsgerichtsgebäude „Konnerhöll". Letzteren Distrikt, unser Gräberfeld, erreichen wir auf einem an der Ostseite des Gebäudes vor einigen Jahren neu angelegten Feldwege. Es ist eine ebene Fläche, welche aber bald nach Westen zu steil nach dem Nettebach abfällt. Ein Feld rechts des neuen Weges gehört der Stadt, welche dieses in Parzellen einteilen und verpachten ließ. Ein Pächter namens Ad. Giefer, der seinen Teil zu einem Garten herrichtete, stieß dort im Frühjahr 1924 auf Tongefäße, welches er sofort dem Schreiber dieses mitteilte. An der Fundstelle angekommen sah ich, daß es sich um handgemachte Ware handelte, welche in einer Grube von nur 35 cm Tiefe stand. Eine große Schüssel enthielt den Leichenbrand. Um die Schüssel standen 4 Schalen, wovon die eine, einige kleinere, noch nicht bestimmte Knochen enthielt. Wegen der schon zu weit vorgeschrittenen Gartenarbeit war eine sofortige Durchgrabung der Parzelle nicht mehr möglich, sondern mußte bis zum Spätherbst verschoben werden. Ein dem von Ad. Giefer auf der anderen Seite des neuen Flurweges gegenüber liegendes Grundstück, in welchem wir auch Gräber vermuteten, war mit Korn bestellt und wurde Ende August frei. Hier konnten wir nun mit Erlaubnis des Eigentümers Josef Ortel im September mit unseren Grabungen anfangen und schon am ersten Tage wurden mehrere Gräber aufgedeckt. Im ganzen wurden in diesem Felde und dem ebenfalls durchgegrabenen Flurwege 28 Gräber freigelegt. Im November 1924 und Februar 1925 wurde dann

noch der inzwischen frei gewordene Garten von Ad. Giefer durchgegraben und einige Versuchsschnitte in den angrenzenden Feldern gemacht, wobei noch 8 Gräber aufgedeckt wurden, zusammen also 36 Gräber.

Das Grabinventar ist einheitlich und stimmt überein mit dem der in den Jahren 1912 und 1913 zusammen mit dem Leiter des Prähistorischen Museums Köln, Direktor Rademacher aufgedeckten, noch nicht veröffentlichten Grabfeldern von Ettringen und Kottenheim und mit den Funden von Andernach und Saffig im Kreise Mayen. Bei allen genannten Orten handelt es sich um germanische Begräbnisstätten aus der letzten Hälfte des letzten vorchristlichen Jahrhunderts und den ersten Jahrzehnten des ersten Jahrhunderts nach Christi Geburt.

Die Bodenverhältnisse auf unserem Grabfelde stellen sich folgendermaßen dar. Der Mutterboden hat eine Stärke von 20—30 cm, dann folgt eine 25—35 cm mächtige vulkanische Sandschicht und unter dieser folgt ein sandiger Lehmboden. Die meisten Gräber standen in der Sandschicht. Nur einige wenige Gruben waren ein paar Zentimeter in den Lehmboden eingegraben. Andere Gräber standen in so geringer Tiefe, daß sie durch Feld- und Gartenarbeiten fast ganz zerstört waren, so daß nur mehr die Böden der Grabgefäße an ihrem ursprünglichen Standort vorhanden waren. Doch fanden sich die tiefer stehenden Gräber meist noch ungestört vor.

Bis auf ein Brandgrubengrab sind alle Gräber Urnengräber, d. h., die verbrannten Knochen sind sauber aufgelesen und in einem, mehreremale auch in 2 Gefäßen geborgen. Leider war kein Sachkenner zur Hand, welcher die Knochen, ob von Mensch oder Tier herrührend, bestimmen konnte. Doch fanden sich einige Male in der Haupturne zwischen größeren Knochen und in einigen Beigefäßen auch für den Laien erkennbare Knochen von einem größeren Vogel, Huhn oder Taube vor. Wie mir Rademacher mitteilte, fanden sich in einer Graburne von Ettringen zusammen Knochen vom Mensch, Schwein und Huhn. Nur in einigen Gruben außer dem oben genannten Brandgrubengrab, fanden sich in der Grube oder in den Urnen einige Holzkohlenstückchen. Da sich auch keine Steinsetzung fand, welche die Gräber im voraus anzeigte, war die größte Vorsicht für unsere Arbeiter nötig. Ein 20 cm hoher und 10—12 cm breiter unbearbeiteter roher Basaltstein, welcher sich einmal in der Nähe einer Urne fand, wird wohl durch Zufall dorthin gekommen sein. Da sich auch weder Nägel noch Kistenbeschläge fanden, muß man annehmen, daß die Grabgefäße ohne jeden Schutz in die Grube gestellt wurden.

Wie bei den noch ungestörten Gräbern festgestellt wurde, sind alle Gefäße bis auf 2 ganz ins Grab gekommen. Von den beiden letzteren stand eines in 2, das andere in 3 Teilen etwas voneinander in der Grube; diese müssen demnach schon zerbrochen gewesen sein, ehe sie in die Erde kamen. Bei keinem der Gefäße oder den Bronzefibeln ließen sich Brandspuren feststellen. Es fand sich zwar eine verbogene Fibel, aber es ließ sich nicht feststellen, ob dies von der Einwirkung des Feuers herrührte. Überhaupt fanden sich keine verschmolzenen Bronzestücke, wie dies in späteren Gräbern so oft bei uns vorkommt, demnach haben die Beigaben den Leichenbrand nicht mitgemacht. Von echten römischen Gefäßen, wie Sigillata oder Gläsern, fand sich nicht das geringste, auch keine römische Münze wurde gefunden. Wohl aber wurden in mehreren Gräbern gut gedrehte, graue oder gelbliche sogenannte belgische Tonware gefunden. Als Knochenbehälter diente in den meisten Fällen eine größere Schüssel. Dieselbe Beobachtung wurde auch auf

dem germanischen Gräberfelde bei Bad Nauheim in Oberhessen gemacht. (S. Quilling, „Die Nauheimer Funde".)

Die große Mehrzahl der Knochenbehälter waren bei der Auffindung unbedeckt. Es kann aber sein, daß viele Deckelgefäße, zumal bei den nicht tief stehenden Gräbern durch den Pflug abgefahren waren. Da sich wenig Verschiedenheit in der Aufstellung und dem Aufbau der Gräber fand, will ich, um nicht zu ermüden, nur einen Teil davon näher beschreiben. Bei Angabe des Tiefstandes ist immer das Maß bis zur Sohle der Grube zu verstehen.

Grab 4. Die Grube war 42 cm tief ausgehoben. In der Mitte stand ein rötlicher Krug mit abgefahrener Randlippe, von noch 23 cm Höhe mit zwei Wulsten unter dem Rand (Abb. 8—1). Dieser enthielt die gebrannten Knochen und zwischen den Knochen fanden sich 2 Bronzefibeln (Abb. 5—2), ein Eisenring (Abb. 7, Nr. 2) und ein Eisenhaken (Abb. 7, Nr. 1). Neben dem Krug stand nach Nordwesten ein bauchiger Becher von 13 cm Höhe, fleckig braunschwarz und eine graue Schale mit flacher Deckelrille von 7 cm Höhe und 12,5 cm Mündungsdurchmesser, wie Abb. 2, Nr. 2. Alle Gefäße sind handgemacht.

Grab 5. Stand 47 cm tief. Als Knochenbehälter diente ein gedrehtes belgisches Gefäß von 25 cm Höhe mit zwei gestrichelten Gurtbändern um den Bauch. Dieses war mit einer ebenfalls gedrehten grauen Schale bedeckt, deren Mündung nach oben stand. Im Innern des die Knochen bergenden Gefäßes fanden sich 2 Bronzefibeln, wie bei Grab 4, Abb. 5, Nr. 1 und eine Distelfibel aus Bronze (Abb. 5, Nr. 2).

Grab 6, Abb. 1. Die Grube war 60 cm tief ausgehoben. Ein 29 cm hoher, ohne Drehscheibe hergestellter Krug (Abb. 1, Nr. 1) von rötlicher Farbe barg den Leichenbrand. In diesem lag zwischen den Knochen eine Distelfibel, wie bei Grab 5 Abb. 5, Nr. 2, aber nur 5,5 cm lang und eine solche wie bei Grab 4 Abb. 5, Nr. 1. An die Graburne angelehnt stand auf der Hochkante nach Norden zu die Kumpe (Abb. 1, Nr. 2). Dieser gegenüber ebenfalls an die Urne angelehnt und auf der Kante stehend eine rotbraune Schale (Abb. 1, Nr. 3). Diese ist innen und außen mit einer schwarzen Lackfarbe gestrichen. Auch die Kumpe zeigt noch Reste dieses schwarzen Farbstriches.

Grab 7, Abb. 2. Tiefe der rundlichen Grube 50 cm. In dieser stand auf der Südseite eine 16 cm hohe und 23 cm Mündungsdurchmesser haltende Schüssel (Abb. 2, Nr. 1) aus grauem, fein geschlemmten Ton, sauber und dünn gedreht und ganz mit roter Farbe gestrichen. Der Rand ist nach innen abgeschrägt. Diese enthielt gebrannte Knochen. Zwischen den Knochen lagen 2 bronzene Bügelknopffibeln und ein Bruchstück einer solchen, wie Abb. 5, Nr. 3. Auf den Knochen in der Schüssel stand mit der Mündung nach unten eine handgearbeitete Schale (Abb. 2, Nr. 2) von 13,5 cm Durchmesser und 5,5 cm Höhe, mit nach innen eingezogenem Rande mit schwach eingefurchter Deckelrille. Unter der Schüssel lag mit der Mündung nach unten eine Schale (Abb. 2, Nr. 3) und unter dieser ein 35 cm langes Eisenmesser, wovon 14 cm auf den Griff kommen (Abb. 7. Nr. 3). Wie man auf der Zeichnung sieht, ist der untere Teil der Klinge in einer Breite ausgeschmiedet und dann durch Umbiegen der beiden Seiten nach innen der Griff hergestellt worden. Nach Norden zu stand eine gelblichweißer, 22,5 cm hoher auf der Drehscheibe hergestellter Grätenbecher (Abb. 2, Nr. 4), sogenannte belgische Arbeit. Auf diesem stand ein handgemachter dickwandiger, 14 cm hoher Becher aus sandigem roten Ton mit schwarzen Farbflecken (Abb. 2, Nr. 5). Auf der Westseite stand

ein 16 cm hohes Gefäß mit nur 6 cm Mündungsdurchmesser, ebenfalls Handarbeit und außen ganz mit schwarzer Lackfarbe gestrichen (Abb. 2, Nr. 6). Alle drei zuletzt genannten Gefäße enthielten einige gebrannte Knochen, ob von Mensch oder Tier, ist nicht festgestellt worden.

Grab 9, Abb. 3. Tiefstand 55 cm. In einer sehr sauber und dünn abgedrehten, glänzend schwarz gestrichenen Schüssel (Abb. 3, Nr. 1) aus feingeschlemmtem grauen Ton von 22,5 cm Höhe und 22 cm Mündungsdurchmesser, lagen die Reste vom Leichenbrand. Zwischen den Brandresten fanden sich 2 Distel- und 2 Kragenfibeln (Abb. 5, Nr. 2 und 4). Neben der Schüssel stand nach Westen zu ein 18 cm hoher Krug (Abb. 3, Nr. 2) aus rotem Ton mit Resten von schwarzem Farbstrich, gefüllt mit eingedrungenem Sand. Nach Osten stand eine ebenfalls mit Sand gefüllte Schale von 14,5 cm Durchmesser und 6,5 cm Höhe (Abb. 3, Nr. 3). Schale und Krug sind dickwandig und freihändig ohne Scheibe geformt.

Grab 10 (Kindergrab). In einer 66 cm tief ausgehobenen Grube stand in der Mitte eine 10 cm hohe und 18 cm im Durchmesser haltende Kumpe mit Deckelrille wie Abb. 8, Nr. 4, welche die verbrannten Knochen eines Kindes enthielt. Auf den Knochen, diese bedeckend, stand eine Kugelurne von 14 cm Höhe. Rund um den Knochenbehälter lagen auf der Seite, alle so ziemlich nach Norden mit der Mündung gerichtet, noch 6 meist faßförmige Becher von 10—6 cm Höhe und eine kugelige Tonrassel von 7 cm Durchmesser. Ein Becher enthielt einige kleine Tierknochen. Alle Gefäße aus diesem Grab sind aus sandigem roten Ton ohne Drehscheibe gefertigt.

Grab 13. 50 cm tief stand eine handgearbeitete, 25 cm hohe faßförmige Urne (Abb. 8, Nr. 2), welche die Brandreste enthielt. Rund um die Urne standen noch 3 Gefäße, alle nur mit eingedrungenem Sand gefüllt. Es sind ein Krug von 16 cm Höhe und 8 cm Mündungsdurchmesser, wie Abb. 2, Nr. 6 aus rotem Ton von Hand geformt, eine Kumpe wie Abb. 8, Nr. 4 von 9,5 cm Höhe und 18 cm Mündungsdurchmesser, ebenfalls Handarbeit und ein dünn gedrehter schwarz geschmauchter Becher von 15 cm Höhe. Auf dem unteren Teil der Wandung sind abwechselnd matte und glänzende Bänder eingeglättet.

Grab 16 stand nur 40 cm tief. Eine große, etwa 35 cm im Durchmesser haltende Schüssel barg die Brandreste, aber sie war durch die Feldarbeiten so zerstört, daß sie nicht mehr zusammengesetzt werden konnte. Auf der Schüssel lagen Reste eines Schildbuckels (Abb. 7, Nr. 5), welcher im Zentralmuseum Mainz zu $^2/_3$ wieder hergestellt wurde. Er ist von halbrunder Form, hat eine Höhe von 6,5 und mit Rand 16,5 cm Durchmesser. Der Rand ist 2,5 cm breit und der Buckelkragen ist 2 cm hoch. Er war mit 4 Nietnägeln, wovon 3 noch erhalten, auf den Holzschild befestigt. Dieser kann nach der Umbiegung der Nietnägel zu schließen nur 1 cm dick gewesen sein. Es ist möglich, daß der Schild das ganze Grab bedeckt hat wie auch schon an anderen Stellen beobachtet wurde (M. Jahn, Die Spätlatènefunde von Tschiläsen, Kreis Guhra, Schlesien". Mannus, Bd. 10, 1918). Auch waren nach der Ansicht von Quilling (Die Nauheimer Funde) bei Fund 44 die Knochen in einem Schilde beigesetzt. In der Schüssel zwischen den Knochen fand sich eine Bronzefibel (Abb. 6, Nr. 7). Unter der Schüssel lag eine 24 cm lange eiserne Lanzenspitze (Abb. 7, Nr. 4), wovon 4,5 cm auf die Tülle kommen. Neben der Schüssel stand nach Süden zu eine handgearbeitete Schale von 12 cm Durchmesser, wie Abb. 3, Nr. 3.

Grab 17. Dieses Grab fand sich in dem neuangelegten Feldwege. In einer Tiefe von 55 cm stand ein 20 cm hoher handgemachter Krug, wie Abb. 2 Nr. 6. Unter diesem, welcher außer eingedrungener Erde nur ein paar Knochensplitter enthielt, lag ein Häufchen gebrannter Knochen. In diesen fand sich eine sehr gut erhaltene keltische Potinmünze. Nach gefl. Bestimmung von Professor Behrens in Mainz und J. Hagen in Bonn ist es eine Münze der Senones, welche in Mittelfrankreich ihren Wohnsitz hatten. Zwei gleiche Münzen sind unter anderen gefunden in Alzey und eine auf dem Marsberg bei Pommern an der Mosel. Neben dem Krug stand im Westen noch ein 8 cm hoher bauchiger Becher, ebenfalls Handarbeit.

Grab 26. Dieses war ein sog. Brandgrubengrab, ziemlich rechteckig, 90 cm lang und 50 cm breit, bei einer Tiefe von 53 cm. An der Sohle der Grube lag eine Kohlenschicht von 25 cm Stärke, gemischt mit Knochensplittern und Gefäßscherben, darunter Stücke von zwei gedrehten und einem handgemachten Gefäß. Die Gefäßformen sind dieselben, wie diese in den vorher besprochenen Gräbern vorkamen, nur scheint mehr gedrehte Ware vorhanden gewesen zu sein.

Grab 27. Abb. 4. In der Tiefe von 43 cm stand eine braunrote Schüssel (Abb. 4 Nr. 1) mit profiliertem Rande. Diese hat einen Durchmesser von 27½ cm und eine Höhe von 17 cm und enthielt die verbrannten Knochen. In der Schüssel lag eine verbogene Bronzefibel (Abb. 6 Nr. 11) und ein Bruchstück einer solchen. Nach Nordwesten stand eine zweite auch mit Knochen gefüllte Schüssel von schwärzlicher Farbe, welche aber so beschädigt war, daß sie nicht wieder hergestellt werden konnte. Im Westen der zuerst genannten Schüssel stand eine ebenfalls profilierte kleinere Schüssel von braunroter Farbe (Abb. 4 Nr. 2). Diese, welche nur Sand enthielt, war bedeckt mit einer Schale (Abb. 4 Nr. 3), Höhe 6, Durchmesser 15 cm). Dann stand auf der Kante, an die große braunrote Schüssel angelehnt, eine stark beschädigte zweite Schale, ähnlich wie die Deckelschale, welche auch nicht mehr herzustellen war. Zwischen den Gefäßen fand sich noch ein Eisenring und eine beschädigte Eisenfibel, wie Abb. 4 zeigt. Alle Gefäße dieses Grabes sind ohne Drehscheibe gefertigt. Ausnahmsweise fanden sich bei diesem Grabe sowohl zwischen den Knochen in den Schüsseln, als auch auf dem Boden der Grube einige Holzkohlenstückchen.

Nachdem noch ein Grab ohne besondere Beigaben aufgedeckt wurde, war das Feld von J. Örtel soweit ganz durchsucht, und es wurde, weil inzwischen die Jahreszeit schon weit vorgeschritten war, für dieses Jahr Schluß gemacht. Anfang Februar 1925 wurde dann der Garten von A. Giefer, wo der erste Fund zutage kam, weiter durchsucht.

Grab 29. Die rundliche Grube von 55 cm Tiefe war noch einige Zentimeter in dem unter dem Sand anstehenden Lehmboden eingegraben. Bei diesem Grabe war eine große handgemachte Schüssel allem Anschein nach nicht ganz in die Erde gekommen, denn sie stand in zwei Hälften etwa 20 cm voneinander. Sie hat 20½ cm Durchmesser und 11 cm Höhe und ist braunrot von Farbe (Abb. 8 Nr. 6). Dann standen noch drei handgemachte Kumpen um die Schüssel auf der Hochkante und ein nicht mehr ganz erhaltener grauer belgischer Becher enthielt die sauber aufgelesenen verbrannten Knochen. Zwischen den Knochen lag eine Bronzefibel (Abb. 6 Nr. 8) und ein Fuß einer solchen (Abb. 6 Nr. 9). Ferner wurde eine eiserne Ringgürtelschnalle (Abb. 7 Nr. 7) und zwei stark verrosteten Eisenfibeln (ähnlich Abb. 6 Nr. 10) gefunden

Unter der großen Schüssel lagen ebenfalls gebrannte Knochen. Von den zwei noch ganz erhaltenen Kumpen hat eine 18, die andere 14 cm Mündungsdurchmesser, letztere mit umlaufender Hohlrille unter dem Rand wie Abb. 8 Nr. 6.

Grab 33. Die Grube war 55 cm tief ausgehoben. Hier stand eine Schüssel von 24 cm Durchmesser und 10 cm Höhe mit dem Leichenbrand. Über der Schüssel lag mit der Spitze nach Norden eine 21 cm lange eiserne Lanzenspitze mit geschweiftem Blatt (Abb. 7 Nr. 8). Unter der Schüssel lag ein fast ganz zerstörter Schildbuckel von halbrunder Form, mit einer nur 1 cm hoher viereckiger Stange als oberen Abschluß (Abb. 7 Nr. 9).

Grab 36. Bis zur Sohle der Grube wurden 40 cm gemessen. Hier lag ein Häufchen gebrannter Knochen. Auf diesen standen noch die unteren Teile einiger handgemachter, durch den Pflug abgefahrener Gefäße. Zwischen den Knochen fanden sich eine Anzahl unbestimmbarer Eisengegenstände und eine Eisenfibel wie Abb 6 Nr. 10. Die Eisensachen sind: 3 Doppelhaken mit Ösen (Abb. 7 Nr. 11) von 10, 8½ und 8 cm Länge. Ein 16 cm langes flaches, 1 cm dickes Eisenstück mit Loch an einem Ende und mit Nietplatte an dem anderen Ende (Abb. 7 Nr. 10) und ein 10 cm langes rundes Eisenstück (Abb. 7 Nr. 12), welches an einem Ende umgebogen ist.

Weitere Gräber wurden in diesem Grundstück nicht mehr gefunden. Bei einigen Versuchsschnitten, welche in einem an das Feld von Oertel im Südosten anstoßenden Felde angelegt wurden, fanden sich 3 Brandgruben in verschiedenen Größen 60 × 75 und 40 × 40 und 50 × 60 cm, welche 70—70 und 65 cm tief waren. Hier fanden sich Brandschichten von 10—15 cm Stärke, welche aber weder Knochenspuren noch Gefäßreste enthielten. Wie diese zu erklären sind, ist mir unklar. Lienau hält solche in Ost- und Norddeutschland öfter beobachtete Gruben (Mannus B 11/12 1920) für Opfergruben, und zwar solche ohne Knochenspuren, wo Feldfrüchte, und solche mit Knochenspuren, wo Tiere geopfert wurden.

Die Gefäße.

Die meisten Gefäße sind aus rotem sandigem Ton, ohne Drehscheibe hergestellt. Ein hiesiger Töpfermeister, welchem ich verschiedene Bruchstücke zeigte, meint, sie seien aus dem auf dem Gräberfeld selbst vorkommenden Ton verfertigt, was mir wohl für die gewöhnlichen Gebrauchswaren an allen Orten, wo Ton vorkommt, annehmen müssen. Diese Ware hat man sicher nicht weit hergeholt, dafür war sie zu wertlos und zu schwer, denn einzelne haben bis zu 12 mm dicke Wandungen. Anders verhält es sich bei den gedrehten, sog. belgischen Gefäßen aus grauem feingeschlemmtem Ton, die wohl aus Töpfereibetrieben bezogen wurden, welche ja auch nicht weit von Mayen, z. B. in Carden und Cobern a. d. Mosel, nachgewiesen worden sind (Lehner, Führer durch die antike Abteilung des Provinzialmuseums, Bonn). Außer der bekannten belgischen Ware kommen vereinzelte aus grauem Ton hergestellte Gefäße, meist Schüsseln (siehe Abb. 2 Nr. 1 und 3 Nr. 1) von äußerst sauberen Dreharbeiten mit scharf profiliertem Rande vor, welche nur durch ihre edle Form und ihren glänzenden schwarzen oder roten Farbstrich wirken.

Dieselben Gefäße wurden auch auf anderen Grabfeldern dieser Zeit, so bei Lautenbach (Trierer Jahresbericht Heft 3 1910 Abb. 1 D) und bei Hirstein, Kriegshübel. (Baldes und Behrens Katalog Birkenfeld Tafel XIV Abb. 24) gefunden. Von den sonst oft auf Grabfeldern der Spätlatène- und

frühen Kaiserzeit gefundenen Gefäßen mit eingeglätteten Mustern kam nur ein Becher zutage. Es zwingt uns nichts dazu, letztere Gefäße als aus dem Belgengebiet eingeführt anzunehmen, denn bekanntlich kommen in genannter Zeit auch bei den Elbgermanen, in Thüringen und bis an die Mainmündung schon auf der Drehscheibe in sauberster Ausführung hergestellte Gefäße vor. Auffallend ist ein bei vielen handgemachten Gefäßen vorkommender, bei anderen Kulturen hier noch nicht beobachteter dicker schwarzer Lackfarbenstrich. Bei einzelnen Gefäßen ist die ganze Außenseite, bei Schalen oft auch die Innenseite, oder nur der Rand mit dieser Farbe gestrichen. Es kommt dann öfter vor, daß einzelne Streifen nach unten verlaufen Derselbe Farbstrich kommt auch bei einzelnen Gefäßen von Ettringen, Saffig und Andernach vor. Letztere Grabfunde wurden 1913 in Andernach, Bachstraße unter der römischen Schicht gemacht und sind wie die Funde von Saffig, Ettringen und Kottenheim noch nicht veröffentlicht. Auch eine Schale mit schwacher Deckelrille, welche in Diez an der Lahn gefunden wurde und deren Photographie ich Herrn Herm. Heck daselbst verdanke, zeigt denselben schwarzen Lackstrich. Es werden auch von anderen germanischen Fundstätten z. B. Nauheim und Lautenbach, Bezirk Trier, schwarz gestrichene Gefäße gemeldet, ob dies aber derselbe lack- oder asphaltartige Farbstrich ist wie bei unseren Gefäßen, kann ich aus den Berichten nicht ersehen.

Andere oft vorkommende handgearbeitete Schüsseln und Kumpen aus rotem Ton, sind öfter außen sauber geglättet, von grauer oder braunroter Farbe und mehrere Male mit profiliertem Rande wie Abb. 4 Nr. 1 und 2 oder mit Deckelrillen wie Abb. 8 Nr. 4 versehen.

Faßförmige Urnen wie Abb. 8 Nr. 2 finden sich auf allen Grabfeldern der Spätlatène- und frührömischen Zeit ziemlich häufig in allen Größen mit mehr oder weniger ausladendem Bauche bis zur Kugelurne, wie die von Ettringen (Abb. 8 Nr. 8). Flaschen und krugartige Gefäße sind bei unsern Grabfunden stark vertreten Die Form Abb. 8 Nr. 1 mit zwei Wulsten unter dem Halse ist nur einmal gefunden worden Ähnliche Gefäße sind öfter in Rheinhessen gefunden (abgeb. Behrens, Germanische Denkmäler der Frühzeit, Heft 1). Doch sind die dort abgebildeten meist Scheibenarbeiten, während die unsrigen freihändig geformt sind. Die Krugform, Abb. 2 Nr. 6 und Abb. 3 Nr. 2, kommt dagegen auf den Grabfeldern von Mayen, Ettringen und Saffig häufig vor. Parallelen dazu fanden sich bei Eberstadt, Kreis Gießen (Kramer: Spätlatène-Siedlungen. Röm.-germ. Korrespondenzblatt Jahrgang VII, 1914, Abb. 21 Nr. 9). Weitere Fundorte: Weisenau und Bingen (Abgeb. Germ. Frühzeit S. 4, Nr. 3 und Bingen S. 7, Abb. 8 Nr. 5). Der Becher mit geschweifter Wandung (Abb. 8 Nr. 9) aus Ettringen fand sich auf den anderen Grabfeldern unseres Gebietes sonst nicht mehr. Sie sind nach Behrens, Katalog Bingen, typische Vertreter der Spätlatènezeit Rheinhessens und der angrenzenden Gebiete. Die faßförmige Urne aus Ettringen mit senkrecht durchbohrten Griffzapfen, Abb. 8—7, hat ein Gegenstück im Provinzial-Museum Bonn. S. Koenen: Bonner Jahrbücher Heft 86, Tafel IV, Nr. 1.

Fibeln.

Gewandnadeln von Mittellatèneform wurden auf keinem der oben genannten Gräberfeldern unseres Gebiets gefunden. Die sog. Nauheimer Fibel in Bronze kam nur einmal aus einem Grabe von Kottenheim zum Vorschein, doch haben mehrere Eisenfibeln vom Gräberfeld am Amtsgericht

dieselbe Form. Häufiger erscheinen die spätlatènezeitlichen, noch in die Kaiserzeit hineinreichenden Bügelknopffibeln (Abb. 5 Nr. 3) in Bronze und Eisen mit geknicktem und gebogenem Bügel, wie auch die Distel (Abb. 5 Nr. 2) und Kragenfibeln (Abb. 5 Nr. 4 und Abb. 6 Nr. 6), viele mit durchbrochenem Fuß. Die Bügelknopffibeln kommen mehr in Ost- und Norddeutschland aber auch im Westen, die Distel- und Kragenfibeln mehr in Frankreich, der Schweiz und auch häufig am Rhein in frührömischen Gräbern vor. Da letztere öfter mit gallischem Firmenstempel gefunden werden, müssen wir sie als gallisches Fabrikat ansehen Nach Krüger gehören die im römisch-germanischen Korrespondenzblatt unter Abb. 8 a und b aus Biewer wiedergegebenen Fibeln, welche den unsrigen Abb. 5 Nr. 5 und Abb. 6, 6—7 und 11 gleichen, der Zeit um 50 bis 30 vor Christi Geburt an. Die Distelfibel kommt nach Almgrem schon in dem 5. oder 6. vor Chr. Geb. verlassenen Bibrakte vor.

Die Eisenfunde.

Der Schildbuckel (Abb. 7 Nr. 5), welcher in Grab 16 gefunden wurde, ist von halbkugeliger Form mit Kragen wie bei M. Jahn, die Bewaffnung der Germanen (Tafel 3 Nr. 2). Jahn schreibt dazu: „Der Buckelkragen, der an allen Formen außer der halbkugeligen auftritt, ist in der Latènezeit 1 bis 2 cm hoch (an unserem 2 cm), selten erreicht er eine Höhe von 3 cm." Die alten Buckel haben schmale Ränder von 2—3 cm, wie zum Beispiel von Derwitz, Kreis Zauch-Belzig (der Rand des unsrigen mißt 24—25 mm). Demnach gehört er noch zu der alten germanischen Form. Nach Behrens „Germanische Denkmäler der Frühzeit" gehören die S. 12 Abb. 16 abgebildete halbrunde Schildbuckel mit und ohne Kragen von Neunkirchen, Sötern, Cobern und Mühlbach schon der frührömischen Kaiserzeit an. Dies würde also der Ansicht Jahns, nach welchen sie der Spätlatènezeit angehören sollen, widersprechen, doch ist zu bedenken, daß sich Waffen und Schmuck, gerade wie in der Ritterzeit und auch heute noch durch ganze Generationen vererben, denn die typische Form der frührömischen Zeit ist doch der Spitzen- oder der Stangenbuckel. Zu dem Buckelrest mit niedriger Stange (Abb. 7 Nr. 9) kann ich kein Gegenstück finden, auch nicht bei Jahn. In Ettringen wurde ein Buckel mit Trapezflügeln gefunden wie Jahn, Abb. 41, doch läuft die Wölbung zu einer kleinen Spitze aus. Es ist eigentlich eine keltische Form, doch kommt er in Westdeutschland auf germanischen Grabfeldern mehrfach vor, z. B. Nauheim, im Wangionengebiet nach Behrens sogar häufiger als der halbrunde oder spitze Buckel.

Lanzenspitzen sind am Amtsgericht nur 2 Stück gefunden worden. Die im Grab 16 gefundene (Abb. 7 Nr. 4) hat eine verhältnismäßige kurze Tülle von 4½ cm Länge Die geschweifte Lanzenspitze aus Grab 33 ist 24 cm lang (Abb. 7 Nr. 8). Leider wurde sie mit der Hacke beschädigt, indem der obere Teil, auf der Zeichnung rechts des Mittelgrates, abgeschlagen wurde. Die geschweiften Lanzenspitzen sind am Rhein selten. Parallelen dazu sind: ein Stück gefunden in Coblenz-Neuendorf (Bonner Jahrb. 107, S. 86, Abb. 8, 6), eine vom Marberg bei Pommern a. d. Mosel und eine von Bingen (G. Behrens, Germanische Denkmäler der Frühzeit, Abb. 5, 1); häufig sind sie dagegen bei den Ostgermanen. Auf dem Grabfelde von Ettringen wurden die beiden Lanzenspitzen Abb. 7 Nr. 13 und 14 gefunden.

Geschweifte Messer wie Abb. 7 Nr. 3 aus Grab 7 sowie solche mit Ring am Ende des Griffes (Abb. 7 Nr. 6), aus Grab 24, kommen vielfach in Gräbern der Spätlatène- und frührömischen Zeit in ganz Deutschland vor. Ringförmige

Gürtelschnallen (Abb. 7 Nr. 7) werden viele in hessischen Gräbern dieser Zeit gefunden. Wozu die in Grab 36 gefundenen Eisensachen (Abb. 7 Nr. 10 bis 11 und 12) gedient haben, ist mir nicht klar. Seitenstücke dazu sind mehrfach gefunden, so in Andernach, Nauheim und verschiedene Male in der Provinz Brandenburg. (Wenn wir das gesamte Grabinventar mit dem von anderen germanischen Fundstätten der Spätlatènezeit, besonders aus den hessischen Ländern vergleichen, so finden wir viele Parallelen unter den Gefäßen und Fibeln, aber andererseits auch sehr beachtenswerte Verschiedenheiten Die Gefäße aus den Fundstätten unseres Bezirks sind in der Mehrzahl aus freier Hand gefertigt, dagegen in Nauheim und Rheinhessen bilden die Scheibenarbeiten die Mehrheit. Während in den genannten Gegenden die handgemachten Gefäße öfter, wenn auch roh verziert sind, ist das bei keinem der in unserem Gebiet gefundenen Grabgefäße der Fall. Auch mehrfarbig bemalte Gefäße sind nicht gefunden worden. Auffallend ist bei unseren Gräbern das gänzliche Fehlen von Glasbeigaben. Weder einer der in den hessischen Gräbern oft vorkommenden Glasringe, noch eine Perle wurde gefunden.

Als Waffen kamen wohl wie in den andern Fundstätten Lanzen, Messer und Schildbuckel vor, aber kein Schwert, wie in Rheinhessen und Nauheim. Figürliche Arbeiten aus Ton oder Bronze, wie solche in Heggenheim, Osthofen, Darmstadt usw. gefunden wurden, fehlen ebenfalls. Alles deutet darauf hin, daß die in das hessische Gebiet in der Spätlatènezeit eingedrungenen germanischen Stämme (Wangionen) mehr dem keltischen Einfluß unterstanden, als die welche um dieselbe Zeit sich hier angesiedelt haben.

Nun noch die Frage, welchem Volksstamme gehören die Gräber am Amtsgericht und an den anderen genannten Fundstätten unseres Gebietes an. Daß es sich um germanische Grabstätten handelt, ist sicher, aber welchem Stamme diese angehören, ist schwerer zu beantworten. Für das letzte Jahrhundert vor Chr. Geb. passen noch besser die Worte, welche Eugen Lüthgen in seiner Geschichte der Rheinischen Kunst des Mittelalters für diese Zeit anwendet. Er schreibt: „Kein Land auf westeuropäischem Boden war so unausgesetzt ferneren und näheren Wechselbeziehungen aller Art unterstanden, wie das Rheinland." Am einfachsten ist es die Funde den Treverern zuzuschreiben, zu deren Gebiet ja der Kreis Mayen gehörte, denn dieses Volk war zu Cäsars Zeiten so mit Germanen durchsetzt, daß, wie uns Tacitus berichtet, sie sich mit Recht germanischer Abkunft rühmen konnten, wie ja auch die Grabfunde vom Hunsrück, nämlich Hirstein, Kriegshübel, Birkenfeld, Burg, ferner Lautenbach, Gürgelborn und Biewer im Bezirk Trier, welche ja auch mit den unsrigen viele Analogien aufweisen, den Treverern zugerechnet werden. Jedoch wenn wir uns die germanischen Fundorte unseres Kreises auf der Karte ansehen, so finden wir, daß sie von der uralten Einbruchsstelle im Neuwiederbecken an ausgehen und an der vorrömischen Straße (Cäsarstraße) liegen, welche von dort nach Mayen, durch die Eifel nach Belgien führt; es ist Andernach (Funde von 1913 im Museum Andernach), Saffig (Funde im Museum Andernach, Bonn und Köln), Mayen am Amtsgericht (Funde im Museum Mayen). Die weiteren Fundstellen Ettringen und Kottenheim etwa 3—4 Kilometer von Mayen, liegen an einer anderen ebenfalls vorrömischen Straße, welche von der Mosel kommt, bei Mayen die Cäsarstraße schneidet, und dann zwischen Kottenheim und Ettringen durchzieht an dem Laacherseе vorbei nach dem Rhein, und in der Nähe der Grenze zwischen Ober- und Niedergermanien mündet. Die Funde von den beiden letztgenannten Orten befinden sich im Prähistorischen Museum Köln und

in Mayen. Wenn wir nun an die vollständige Gleichartigkeit aller genannten Fundstellen denken, so ist es sehr wahrscheinlich, daß wir es mit einem anderen germanischen Stamme zu tun haben, welcher im ausgehenden letzten Jahrhundert vom Neuwieder Becken aus dem Nettetal nach vorgedrungen ist. Weder nördlich und südlich des Nettetales, noch westlich nach der Hocheifel zu sind mir weitere Fundstätten dieser Kultur bekannt. Auf der rechten Rheinseite finden sich dann wieder gleichartige Funde bei Neuwied (A. Rademacher, Chronologie der Germanengrabfelder in der Umgebung von Köln: Mannus, Bd. 14, 1922), bei Diez an der Lahn und weiter fort bei Eberstadt, Kreis Gießen. Rademacher möchte das Grab von Neuwied den Sugambern zuschreiben. Cäsar berichtet uns von dem Auftreten der Sweben an der unteren Lahn, den Treverern gegenüber. Ob diese aber hier auch auf das linke Rheinufer übersetzten, wird uns nicht gemeldet. Auch die Tencterer und Usipeter kommen in Betracht. K. Schumacher (Siedlungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande) schreibt S. 145: „Seit dem Jahre 58 wurden sie (Ubier) und die angrenzenden Usipeter und Tencterer, die im Westerwald und Lahntal wohnten, durch die Sueben zurückgedrängt" und weiter „Die Tencteri und Usipi wurden im Jahre 55 von Cäsar ad confluentem Mosae et Rheni (bell. gall. IV, 15) zweifelsohne am Zusammenfluß von Mosel und Rhein, also wohl in der Gegend von Ochtendung (Kreis Mayen in der Nähe von Saffig) geschlagen und dann im Gebiet der Ubier und Sugambrer angesiedelt (bell. gall. IV, 8), wo sie zu Tacitus Zeiten noch saßen." Wenn nun die Tencterer und Usipeter zu Cäsars Zeiten in unser Gebiet eingedrungen und hier von Cäsar geschlagen wurden, müssen wir, auch wenn sie nur kurze Zeit hier waren, ihre Spuren finden, denn eine so gewaltige Volksmasse, Cäsar spricht von 430000 Köpfen, kann nicht spurlos verschwinden; auch ist es möglich, daß einzelne Volksreste hier sitzen blieben. So wird wohl Schumacher das Richtige treffen, wenn er in der Prähistorischen Zeitschrift 1916 „Besiedlungsgeschichte des Hunsrücks" S. 151 schreibt: „Während in der Mittellatènezeit die germanische Gefahr von Norden droht, kam sie in der Spätlatènezeit von Süden und Osten", für unsere Gegend also vom Lahntale her.

Vom Niederrhein sind nur ein paar Einzelfunde, welche sich im Prähistorischen Museum Köln befinden, bekannt. Allerdings ist dort überhaupt noch kein Gräberfeld der Spätlatènezeit, welche wir auch dort annehmen müssen, aufgedeckt worden und die Auffindung eines solchen könnte möglicherweise allerhand Überraschungen bringen.

Zum Schluß möchte ich noch auf etwas aufmerksam machen, welches in die Besiedlungsgeschichte unseres Gebietes einiges Licht werfen könnte. Von Mayen aus nach der Hocheifel zu werden oft in ganz unwirtschaftlichen Walddistrikten Hügelgräber mit vollständigem römischem Inventar aus dem 1. und 2. Jahrhundert gefunden. Solche Grabhügel fehlen nun vollständig nach dem Rheine zu in dem fruchtbaren Maifeld und der Pellenz. Demnach haben die im letzten vorchristlichen Jahrhundert eingewanderten, nicht unter Hügel begrabenden Germanen für sich die besten Gebiete in Besitz genommen und die Kelten oder keltisierten Germanen in das unfruchtbare Hinterland gedrängt, wo diese nach Altväter Sitte weiter ihre Toten unter Grabhügel beisetzten. Also auch hier eine vom Rheine aus, von Ost nach West, vorgedrungene Bevölkerung bis zu der Grenze (Mayen), wo, wie wir gesehen haben, nach der Eifel zu die frühgermanischen Gräber aufhören.

Germanische Gefäße frührömischer Kaiserzeit.

Von Dr. phil. h. c. Konstantin Koenen, Neuß a. Rh.

Mit 1 Textabbildung.

Im Heft 72, 88f. der Bonner Jahrbücher habe ich das Hügelgräberfeld von Rheindahlen bei M.-Gladbach mit der ältesten niederrheinischen Germanenausbreitung in Zusammenhang gebracht und die jüngsten Graburnen desselben in die erste römische Kaiserzeit hineinreichen lassen, weil der damals aufmerksamste und gewissenhafteste Sammler der in der Düsseldorfer Gemarkung gefundenen, mit den Rheindahlener durchaus gleichartigen Gefäße in einer der Graburnen die bekannte Augustusmünze mit dem Stern gefunden hatte, weil ferner eine der Rheindahlener Urnen das zweifellos römische Graphito trug.

In seiner Vorstellung, daß derartige Töpfe unmöglich der römischen, sondern der Hallstätter- und noch älterer Kulturperiode angehörten, hat in seinen Veröffentlichungen Museumsdirektor Herr Rademacher sen. in Köln sowohl das Graphito als auch den Münzfund verdächtigt. — Die charakteristischen Typen der älteren Urnen dieser Gräberfelder sind die von mir in meiner Gefäßkunde, Taf. XIX, Fig. 1—3 aufgezeichneten. Herr Regierungsbaurat Rademacher stimmte mit seinem Herrn Vater überein. Beide Herren fassen den Gefäßkunde Taf. XIX, Fig. 8—13 wiedergegebenen, besonders in dem von Hostmann beschriebenen Urnenfriedhof von Darzau i. d. Prov. Hannover, reich und charakteristisch auftretenden Gefäßstil als den eigentlich germanischen auf und suchen zu beweisen, daß dieser bereits in der Zeit, in welche ich das Rheindalener Gräberfeld gesetzt habe, am Niederrhein im Lande der ältesten Germanenstämme verbreitet gewesen sei. — Ich habe diese Keramik erst in den Gräbern der nachaugustischen Zeit am Niederrhein vorgefunden, besonders in solchen der nach den Satzungen der Belgica I verwalteten germanischen Gaue der Usipier, Tenkterer, Katuarier, die unter Gallienus von den Bructeren erobert wurden. In den Arbeiten der Herren Rademacher finde ich auch keine Anhaltspunkte aus denen hervorgeht, daß Keramik der beiden Unterrheinseiten schon in der älteren Zeit des Augustus jenen auf der rechten Seite des Unterrheins zweifellos in der Antoninezeit mit römischen Sigillatagefäßen und anderen römischen Kulturresten auftretenden keltiberisch-griechischen Typus aufzuweisen hat. Dieser Typus entwickelt sich meines Erachtens, wie die von mir bearbeitete keltiberische Keramik von Numantia und deren historische Entwicklung verdeutlicht, im griechisch beeinflußten iberischen Küstengebiet und breitet sich von da erst ganz allmählich

nach hier aus, ſo daß er jedenfalls die nördlichen Germanen erſt zuletzt erreichte.

Was nun das von Herrn Rademacher angezweifelte Graphito betrifft, ſo iſt natürlich nicht, wie ich dazumal dachte, L (epio) XXX F (ecit) zu leſen, ſondern offenbar:

P (ondo) XXX F (ar).

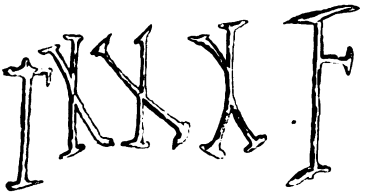


Abb. 1. Rheindalen, Kr. M.-Gladbach.

‚Far' iſt bekanntlich (vgl. J. Marquardt, Röm. Privatalterthümer, II. Abt., S. 23—24) der in der älteren Bodenkultur Italiens eine Rolle ſpielende Dinkel. „Denn", ſo ſagt Marquardt (a. a. O.) „von den bei uns üblichen Getreideſorten galt den Römern Roggen (secale) als Unkraut; Hafer bauten ſie als Viehfutter, ſo daß außer dem in älteſter Zeit überwiegend kultivierten Dinkel (far) als gewöhnliches Nahrungsmittel nur Weizen übrigblieb." Marquardt verweiſt auf Plin. XVIII, S. 62: populum Rom. farre tantum e frumento CCC annis usum Verrius tradit.

Entgegnung auf K. Koenens Aufsatz.

Von E. Rademacher, Jülich.

Herrn Koenens obige Zuschrift gibt mir eine nicht unwillkommene Gelegenheit, die angezogene Urne aus der Nähe von Rheindahlen kurz zu besprechen.

Vor langer Zeit wurde von den Bauern in dem Grabhügelfelde auf der Haardt bei München-Gladbach herumgewühlt und verschiedene Gefäße kamen nach Rheindahlen. Darunter auch die hier besprochene Urne, die sich jetzt im Provinzmuseum Bonn befindet. Ihre Höhe beträgt etwa 25 cm. Sie ist dunkelbrauntonig, fast schwärzlich. Die Glättung der Oberfläche ist die der hiesigen Keramik von der späten Bronzezeit bis zur späten Kaiserzeit. Hieran ist also nichts zu sehen. Die Fundumstände sind gänzlich unbekannt. Sie kann aus einem Hügel sein und dafür spricht die Wahrscheinlichkeit. Ob sie aber das Hauptgrab oder eine spätere Nachbestattung ist, darüber kann bekanntlich nur eine brauchbare Ausgrabung Aufschluß geben, und davon ist hier keine Rede.

Bleibt die Form. Eine ganz einfache, unbezeichnende Eimerform mit schwach eingezogenem Rande. Solche gewissermaßen „charakterlosen" Formen sind schwer zu bestimmen und sie könnte ebensogut späthallstättisch als germanisch bis in das erste Jahrhundert nach Chr. sein. Ähnliche Scherben liegen in Bonn (Prov.-Mus.) aus den ältesten Schichten des Lagers von Xanten. Von „Hallstattform" ist keine Rede — aber selbst das hätte nichts zu sagen, da ja bekanntlich den Hallstättern ähnliche Formen in der späteren germanischen Latènezeit und nach Chr. vorkommen, die an Ort und Stelle, besonders in Niedersachsen sich bodenständig entwickelt und keine Spur von Zusammenhang mit den Hallstattkreisen haben. — Diese Erscheinung ist übrigens manchen Archäologen gerade hier am Rhein gänzlich unbekannt.

Die Urne von der Haardt möchte ich am liebsten ihrem Aussehen nach in die späte Hallstattzeit setzen.

Nun aber trägt sie das „römische" Graffito! Früher hieß es L (egio) XXX F (ecit); jetzt P (ondo) XXX F (ar). Der erste „Buchstabe" kann als alles gelesen werden, ein P ist er so wenig wie ein L. Übrigens steht noch eine archäologische Untersuchung darüber aus, von welcher römischen Gewichts- oder Hohlmaßeinheit ihrer 30 in den kleinen Topf gehen!

Hier ist zunächst ein Irrtum festzustellen. Die Inschrift soll nach Koenen, Bonn. Jahrb. 72, S. 88 vor dem Brande eingeritzt sein. Das ist irrig. Sie ist in die völlig fertige und gebrannte Tonwand hineingeschnitten worden, wie die vielen Aussplitterungen und Brüche der Schnittränder sofort beweisen. Außerdem genügt ein Versuch an einem Scherben. Ein Ritzen in den noch nicht gebrannten Ton gibt gleichmäßige Striche mit aufgeworfenen Rändern, ganz anders als hier. Ob es sich nun um eine Fälschung oder möglicherweise um ein Germanengrab aus der Römerzeit handelt — jedenfalls kann dieser Topf nicht dazu benutzt werden, um die Grabhügelfelder des Niederrheins

bis in die Kaiserzeit zu ziehen. Denn das ist der nicht offen genannte Zweck der ganzen obigen Zuschrift. Es ist merkwürdig, daß überall da, wo Bauern oder ihnen auf vorgeschichtlichem Gebiete ähnlich Gebildete in den Hügeln herumwühlen, sich nie Nachbestattungen — die doch aus aller Herren Länder mehr als bekannt sind — finden, sondern stets Hallstattgräber aus der Latène- und Kaiserzeit und dergleichen mehr. Im Bonner Provinzmuseum liegen sogar Rand- und Absatzbeile und Nadeln mit geschwollenem Halse bei Latènefunden. Und überall, wo richtig gegraben wird, da findet sich nie — ich spreche aus einer Erfahrung, die über ganz außerordentliche Zahlen von Hügeln geht — etwas bei der Hauptbestattung, das jünger ist als etwa 500 vor Chr. Wohlgemerkt: Ich meine hier den Niederrhein nördlich der Linie Andernach-Eschweiler.

Noch merkwürdiger aber ist es, daß die meist dem vergangenen Jahrhundert angehörenden Funde, die den oben besprochenen Wühlereien entstammen und übrigens zum großen Teil gar nicht einmal aus Grabhügeln herrühren (so die Düsseldorfer Funde), immer und immer wieder in der leichtfertigsten Weise benutzt werden, um chronologische Fehlschlüsse daraus zu ziehen. Dabei kann jeder sehen, wie die germanischen hügellosen Gräber der Latènezeit und Kaiserzeit — Brandschüttungsgräber und Brandgruben — zu Hunderten gefunden werden. Ich erinnere an meine Arbeiten „Chronologie der Germanengräber der Umgebung von Köln", Mannus 1922, und „Die niederrheinische Hügelgräberkultur vor 2000—500 vor Chr.", Mannus, Ergänzungsband IV, 1925.

Wahrlich, fast wird man es leid, immer wieder gegen den gleichen Unverstand zu Felde ziehen zu müssen!

Zum Schlusse möchte ich noch bemerken, daß sich im Kölner Museum, dann auch in Crefeld und M.-Gladbach noch viele Gefäße aus den Hügeln der Haardt befinden. Alle sind der mittleren bis späten Hallstattzeit angehörig. Nichts späteres ist irgendwo vorhanden. Auch von Nachbestattungen späterer Zeit ist nichts bekannt. Immerhin wäre es von Wichtigkeit, wenn eine Untersuchung auf germanische Brandschüttungsgräber auf und zwischen den Hügeln stattfände, da die Urne die entfernte Möglichkeit germanischer Brandgruben, bei denen auch ein römisches graffito vorkommen könnte, offen läßt.

Auf die in der Zuschrift genannten „keltiberisch-griechischen Typen germanischer Keramik" einzugehen, halte ich für überflüssig.

Daß niederrheinische Gaue der Usiper, Tenkterer, Casuarier nach den Satzungen der Belgica prima verwaltet und unter Gallienus von den Brukterern erobert seien, ist irrige Wiedergabe einer Stelle aus Geographi latini minores, jetzt am bequemsten bei Riese, Germanien, S. 208. Tenkterer werden dort nicht genannt, ebensowenig Brukterer. Es handelt sich um Stämme in der Maingegend, im Vorgelände des Limes. Vgl. Chronologie der Germanengräber: Mannus 1922, S. 246. In der obigen Wiedergabe wird durch die Hinzufügung der niederrheinischen Stämme der Anschein erweckt, als handele es sich um den Niederrhein.

Daß ich die Darzautypen für den Niederrhein und die Zeit des Augustus zu erweisen „suche", ist mir gänzlich neu. Ich habe vom Treverergebiet bis Westfalen die Biewerer Ware dieser Zeit nachgewiesen, die etwas sehr anderes ist. Vgl. Chronologie der Germanengräber, Mannus 1925, S. 197, 203, 205. Diese Biewerer Ware um Chr. Geb. hat bei Beziehungen zu den Darzaugefäßen (Kelchbechern) einen merklichen gallischen Einschlag.

Beiträge zur Rethrafrage.

Von Dr. Emil Schwartz, Prenzlau.

Die seit vierhundert Jahren viel erörterte Frage, wo Rethra gelegen habe, kann durch die Ergebnisse der Forschungen Schuchhardts auf dem Schloßberge bei Feldberg wohl als gelöst angesehen werden. Nach den dort gemachten Entdeckungen erscheint ein Zweifel daran, daß die Tempelburg der Redarier auf dem Kap am Breiten Luzinsee gestanden hat, nicht mehr möglich. Nur in zwei Punkten halte ich Schuchhardts Darstellung über das Schicksal und die Verhältnisse Rethras, wie sie in den Sitzungsberichten der Preußischen Akademie der Wissenschaften 1923, S. 184ff. niedergelegt ist, für anfechtbar, nämlich erstens hinsichtlich der Zeit der Zerstörung Rethras und zweitens hinsichtlich der Lage des Tempels selbst innerhalb der Burganlage. Diese beiden Punkte möchte ich daher noch einer Betrachtung unterziehen.

1. Die Zeit der Zerstörung Rethras.

Schuchhardt nimmt an, daß Rethra im Winter 1068/69 von Bischof Burkhard von Halberstadt zerstört sei, weil der Bischof das heilige Pferd, das in Rethra göttliche Verehrung genoß, im Triumph nach Sachsen hineingeritten habe und deshalb notwendig auch Rethra selbst, von dem nach 1068 keine Rede mehr sei, zerstört haben müsse[1]), und hält diese Schlußfolgerung dadurch für bestätigt, daß Scherben spätslawischer Gefäße, wie sie seit der Mitte des 11. Jahrhunderts allgemein werden, auf dem Schloßberge bei Feldberg nicht gefunden sind[2]). Es sei mir gestattet, diese Beweisführung auf Grund der Quellenstellen näher zu prüfen.

Über den Zug des Bischofs Burkhard gibt es nur zwei zeitgenössische Berichte. Der eine sagt ganz kurz: Burchardus ... gentem Leuticiorum viriliter devastavit, und setzt das Ereignis in das Jahr 1067[3]). Der Bericht der Augsburger Annalen[4]) gibt den Feldzug zum Jahre 1068 an und sagt: Burchardus Halberst. episcopus Liuticiorum provinciam ingressus incendit vastavit, avectoque equo, quem pro deo in Rheda colebant, super eum sedens in Saxoniam rediit.

Aus diesen Quellenstellen zu folgern, daß Burkhard das große Wendenheiligtum vernichtet habe, erscheint mir gewagt. Gewiß ist es richtig, daß Burkhard die Macht hatte, den Tempel und die Burg zu zerstören, wenn er das Pferd von Rethra holen konnte[5]), es fragt sich aber, ob er das Pferd

[1]) a. a. O., S. 194.
[2]) a. a. O., S. 220.
[3]) Comp. Sanblas. S. S. V. 273.
[4]) Annal. August. S. S. III. 128.
[5]) Schuchhardt, a. a. O., S. 194 unter Berufung auf Beltz.

wirklich aus Rethra heraus geholt hat, denn davon sagen die Augsburger Annalen nichts. Sie berichten nur, Burkhard habe das Pferd mit sich fortgeführt, das in Rethra verehrt wurde, sie sagen aber mit keinem Worte, daß die Fortführung aus Rethra selbst geschehen sei, und es bleibt daher die Möglichkeit offen, daß die Liutizen das Pferd mit sich ins Feld nahmen, als sie auf die Kunde vom Herannahen Burkhards ihm entgegenzogen, was sie doch zweifellos getan haben werden und daß sie es im Felde an die Sachsen verloren haben [1]).

Wäre Bischof Burkhard wirklich nach Rethra gelangt und hätte er die Burg zerstört, so würde der Schreiber der Augsburger Annalen diese wichtige Tatsache bei seinem ausführlichen Bericht doch sicherlich nicht verschwiegen haben. Ich denke mir den Verlauf der Ereignisse danach so, daß Burkhard in der bei den Kriegen zwischen den Sachsen und Wenden üblichen Weise in das Gebiet der Liutizen raubend und brennend einfiel, daß die Liutizen ihre Mannschaft sammelten und ihm entgegenzogen und daß es zwischen den feindlichen Heeren zu einem Zusammenstoß im offenen Felde kam, bei dem die Liutizen zwar eine Schlappe erlitten und ihr heiliges Roß verloren, der aber den Bischof doch auch veranlaßte, den Rückzug anzutreten, da er nach diesem Erfolge in jedem Falle in Sachsen auf hohe Anerkennung rechnen konnte und die gemachte Beute nicht mehr aufs Spiel zu setzen brauchte [2]).

An diesem Ergebnis wird nichts dadurch geändert, daß Schuchhardt [3]) den Zug Burkhards zu demselben machen will, den die Weißenburger Annalen zum Jahre 1069 dem König Heinrich IV. zuschreiben. Diese Quelle sagt [4]): Rex Heinricus barbaros trans Alpiam flumen constitutos cum exercitu invasit, populum multum occidit, civitates destruxit, fana cum simulacris succendit, captivitatem magnam cum victoria reportavit; sie enthält also nichts, was auf eine Beteiligung Burkhards und die Einnahme von Rethra schließen ließe.

Wir besitzen im übrigen einen andern, ausführlicheren Bericht über diesen Feldzug Heinrichs in den Altaicher Annalen, in denen es zum Jahre 1069 heißt: [5]) rex mox (nach dem Weihnachtsfest 1068) expeditionem contra Liuticios in ipso hiemis tempore parari iussit ... Expeditio, quamvis subito iussa esset et facta, tamen admodum utilis est probata. Terra etenim illa paganorum aquis et paludibus est plena, sed tunc, hiemis scilicet tempore, nimium erat congelata, et ideo exercitui facta est facilis ingrediendi et egrediendi via. Levi igitur congressione urbes aliquot ceperunt villas innumeras vastantes succenderunt, predam et captivitatem immensam secum abduxerunt. Diese Darstellung scheint mir geradezu auszuschließen, daß Heinrich an Burkhards Zug beteiligt war und nach Rethra gelangte;

[1]) Beyer, Die wendischen Schwerine im Jahrb. f. mecklenb. Geschichte und Altertumskunde. Bd. 32, S. 148 sagt unter Berufung auf Saxo Gram. (ed. Müller), S. 825 von dem Tempel auf Arkona, daß die gewöhnlichen Diener des Tempels zur Kriegszeit mit den Tempelrossen beritten gemacht wurden und daß sie der Priester auf dem Leibroß des Gottes führte.

[2]) Auch Meyer v. Knonau, Heinrich IV., Bd. 1, S. 585 nimmt nach den mitgeteilten Quellenstellen nicht an, daß Burkhard Rethra zerstört habe, wohl aber, daß Burkhard bis Rethra vorgedrungen sei und das Pferd von dort weggeführt habe, was die Quellen nicht sagen.

[3]) a. a. O., S. 194, Anm. 4.

[4]) S. S. III 71.

[5]) Annal. Altah. maj. S. S. XX 819f. — Zwei weitere Berichte über denselben Feldzug in Comp. Sanblas. S. S. V, 274 und Sigeb. Chron. S. S. VI 362 geben zum Jahre 1069 in kurzen Worten denselben Tatbestand.

insbesondere kann man nicht sagen, Heinrich und Burkhard hätten im Winter 1068/69 den Zug ins Redarierland unternommen. Denn Heinrichs Unternehmen wurde erst nach Weihnachten 1068 befohlen, kann also mit Burkhards schon 1068 durchgeführten Kriegszug nicht ein- und dasselbe sein. Offenbar dachte der König, er könne ebenso wie Burkhard es im Vorjahre getan, seinen Kriegsleuten einen beutereichen Zug ins Wendenland bei guter Gelegenheit gestatten und setzte das aufs beste ins Werk, ohne daß über diesen Zweck hinaus irgendwelche politischen Ziele oder gar die Bekehrung der heidnischen Slawen zum Christentum auch nur angestrebt worden wäre. Hätte der König gleichwohl bei dieser Gelegenheit ein so berühmtes Heiligtum wie Rethra zerstört, so hätte der Altaicher Annalist, der über den Feldzug sonst so gut unterrichtet ist, das doch ganz gewiß nicht unerwähnt gelassen [1]).

Endlich bleibt aber noch zu erwägen, daß Adam von Bremen, der seine gesta Hammaburgensis ecclesiae pontificum um das Jahr 1075 niederschrieb, Rethra als noch bestehend behandelt. Man kann also aus der Tatsache, daß der Name Rethras nach 1068 bei keinem Ereignis im Slawenlande mehr erwähnt wird, nicht wohl folgern, es habe in diesem Jahre zu bestehen aufgehört [2]), denn Adam könnte sich kaum so ausgedrückt haben, wie er es tut, wenn Rethra bereits sieben Jahre zuvor zerstört worden wäre. Er sagt, die mittelste und mächtigste Völkerschaft unter den Slawen zwischen Elbe und Oder seien die Redarier, ihre Burg sei Rethra, der Sitz der Abgötterei; dort sei den Göttern, deren oberster Radigast heiße, ein großer Tempel erbaut; sein Bild sei von Gold, sein Bett von Purpur [3]). Kann man so noch von einem Volksstamme sprechen, der wenige Jahre vorher durch Zerstörung seines Heiligtums vernichtend getroffen ist? Daß aber Adam von dieser doch stattgefundenen Zerstörung nichts erfahren haben sollte, ist nicht anzunehmen.

Gegenüber diesen Tatsachen kann es meines Erachtens nicht von ausschlaggebender Bedeutung sein, wenn bei den Ausgrabungen auf dem Schloßberge spätslawische Gefäßscherben, die auf den Fortbestand Rethras bis ins 12. Jahrhundert hindeuteten, nicht gefunden worden sind. Denn Schuchhardt sagt selbst [4]), die Keramik der Burg auf dem Schloßberge habe einen so einheitlichen Charakter gezeigt, daß Beltz gemeint habe, man könne hier von einem besonderen Feldbergtypus sprechen. Daran wird die Vermutung geknüpft, es habe sich hier um Geschirr gehandelt, wie es der Benutzung durch eine ausgezeichnete Gruppe der Bevölkerung vorbehalten war. Man kann also sehr wohl annehmen, daß die Geschirre für die Burgbesatzung, die nur aus Priestern und Kriegern bestand, auch noch sechzig Jahre länger nach dem hier von alters üblichen Muster vielleicht in einer eigenen Töpferei gefertigt worden sind, da ja gerade in einem alten Nationalheiligtum der Wandel des Zeitgeschmacks am wenigsten Gelegenheit gefunden haben wird, sich durchzusetzen.

Schuchhardt hat endlich der Ansicht Ausdruck gegeben, man habe nicht mehr nötig, die Zerstörung Rethras in die Zeit des Königs Lothar, etwa in das Jahr 1127 zu setzen, da das zu jener Zeit zerstörte Heiligtum

[1]) Meyer v. Knonau, a. a. O., Bd. I, S. 610 behandelt den Feldzug Heinrichs ebenfalls als ein von Burkhards Zug im Vorjahre unabhängiges Unternehmen. Er spricht S. 584 die Vermutung aus, daß Heinrich wegen seiner noch andauernden Krankheit an Burkhards Zug nicht beteiligt war. Ebenso nimmt Wagner, Die Wendenzeit, Berlin 1899, S. 120f. zwei getrennte Feldzüge ohne nennenswerte Ergebnisse an.

[2]) So Schuchhardt, a. a. O., S. 194.

[3]) Adam v. Bremen (ed. Schmeidler) 1917, II, 21.

[4]) a. a. O., S. 220.

in Gützkow gestanden habe [1]). Ich halte auch diese Ansicht für unrichtig und glaube, daß man bei der früheren Annahme, Lothar habe um 1127 die Redarierveste zerstört, wird bleiben müssen.

Schuchhardt führt aus: Bei Adam von Bremen 1075 habe Liutizien noch aus vier Völkerschaften bestanden, den Tollensern und Redariern südlich der Peene und den Circipanern und Chizzinern nördlich der Peene bis zur Ostsee. 1121 sei die Pommernherrschaft bis zur Peene vorgerückt, die Tollenser und die Redarier bereits in Pommern einverleibt, und das freie Liutizien nur noch von Circipanern und Chizzinern gebildet, das südlich der Peene gelegene Demmin sei eine pommersche Stadt gewesen. Die nördlich der Peene wohnhaften Liutizen seien, als Otto von Bamberg im Frühjahr 1128 nach Demmin kam, aufgebracht gewesen, weil der König Lothar einige Zeit vorher ihre Hauptburg mit dem Tempel verbrannt hatte; sie hätten daher Demmin bedroht, Herzog Wartislaw von Pommern sei der Stadt zu Hilfe gekommen und habe am folgenden Tage einen verwüstenden und beutereichen Zug in das feindliche Land nördlich der Peene unternommen. Otto habe bald darauf in Usedom den Fürsten Mizlav von Gützkow getauft und sei dann über Wolgast nach Gützkow gekommen, wo die Bürger nach anfänglichem Widerstreben ihren eben erst fertig gestellten schönen neuen Tempel auf Ottos Geheiß abgebrochen und das Christentum angenommen hätten. Aus diesem Verlauf der Ereignisse wird der Schluß gezogen, daß das von Lothar zerstörte Heiligtum der Slawen in Gützkow gestanden haben müsse, und daß die Gützkower als Ersatz des zerstörten den neuen Tempel gebaut hätten.

Diese Darstellung ist nicht frei von Unstimmigkeiten. Schon daraus, daß der Fürst Mizlav von Gützkow als Gefolgsmann des Herzogs Wartislav von Pommern auf dem Landtage von Usedom erscheint, ergibt sich, daß das Gebiet von Gützkow nicht im feindlichen Lande gelegen haben kann, gegen das der Pommernherzog Krieg führte; Wartislav hätte dann sein eigenes Land verwüstet. Im übrigen gehört Gützkow aber auch weder zum Gebiete der Circipaner noch der Chizziner, die Schuchhardt allein noch zu den keinem andern Staate unterworfenen Liutizen rechnet, denn die Circipaner wohnten zwischen Recknitz, Trebel und Peene, und die Ost- und Südgrenze der Chizziner bildete die Recknitz [2]), beide Völkerschaften saßen also westlich Demmin, während Gützkow 25 km östlich Demmin liegt. Der Zusammenhang kann schon aus diesen Gründen nicht so sein, wie Schuchhardt ihn sich vorstellt.

In der Tat war die damalige Lage an der unteren Peene und im Lande der Liutizen wesentlich anders. Wenn auch Herzog Boleslav von Polen seinen Eroberungszug durch Pommern im Winter 1120/21 von Pyritz über Stettin westwärts bis in die Gegend des Müritzsees ausgedehnt hatte, so kann doch keineswegs davon die Rede sein, daß die hier betroffenen Gegenden, nämlich die Uckermark, das Land der Redarier, das ungefähr dem heutigen Mecklenburg-Strelitz entspricht, und das Land der Tollenser, deren Gebiet außer dem Raume von Stavenhagen und Penzlin auch die heute zu Pommern gehörigen Landstrecken zwischen Treptow und Demmin umfaßte [3]), bereits Teile des dem Herzog Wartislav von Pommern gehorchenden Gebiets waren; es liegen auch keine Anzeichen dafür vor, daß Wartislav diese Gegenden schon als seiner Herrschaft unterworfen in Anspruch nahm. Ebenso wie die Tollenser

[1]) a. a. O., S. 221ff.
[2]) Wagner, Die Wendenzeit S. 5.
[3]) Wagner, a. a. O., S. 5f.

und Redarier müssen vielmehr auch die Uckrer und die südlich von diesen wohnenden slawischen Völkerschaften noch als freie, keiner auswärtigen Fürstengewalt unterstehende Liutizen (im weiteren Sinne) um diese Zeit gelten. Der Machtbereich des Herzogs Wartislav dehnte sich zu beiden Seiten der Odermündungen aus. „Wollin lag ungefähr in der Mitte des Gebietes, das über die Insel Usedom die Peene hinauf bis nach Demmin, die Oder hinauf an der linken Seite des Stromes mindestens bis Stettin, an der rechten wenigstens bis Pyritz reichte“ [1]). Als 1140 das pommersche Bistum in Wollin die päpstliche Bestätigung fand, wurden ihm die Burgen Demmin, Triebsees, Gützkow, Wolgast, Usedom, Groswin, Pyritz, Stargard, Stettin, Kammin, Kolberg und der Zehnte des Marktes Ziethen zugesprochen [2]). Aus diesen Angaben ist ersichtlich, daß der Schwerpunkt von Wartislavs Herrschaft im heutigen Vorpommern durchaus nördlich der Peene lag. Schon hieraus wird gefolgert werden müssen, daß Wartislaws kriegerisches Unternehmen gegen die Feinde der Demminer, dessen Zeuge Otto von Bamberg wurde, sich nicht gegen Norden, sondern im Gegenteil nach Süden gerichtet haben muß.

Dieser Schluß wird durch die Nachrichten Ebos über jene Ereignisse bei Demmin bestätigt. Als der Bischof Otto sich der Stadt näherte, waren die Bewohner in großer Aufregung vor dem Tore versammelt. Sie waren zum Kriege gerüstet und erwarteten von der einen Seite den Angriff der Liutizen, welche die Zerstörung ihres Heiligtums durch den König Lothar rächen wollten, von der andern den Herzog Wartislav, dessen Hilfe sie erbeten hatten. Als das Volk die lange Reihe Wagen und das Gefolge des Bischofs die Anhöhen herunterkommen sah, meinte es, die Feinde zögen heran und machte sich schon fertig, in die Veste zurückzugehen und sich dort zu verteidigen [3]). Erst als der Zug näher kam, sah man, daß er unbewaffnet war und die Kreuzesfahne in seiner Mitte wallte. Dieser Irrtum der Demminer zeigt deutlich, daß sie ihre Feinde von derselben Seite her erwarteten, von welcher der Bischof Otto kam, also von Süden her [4]). Es ist danach ganz unmöglich, daß die feindlichen Liutizen in Gützkow ihren Sitz gehabt haben könnten, sie müssen vielmehr südlich der Peene gesucht werden.

Hier aber wird man schwerlich ein anderes slawisches Heiligtum finden können, das um jene Zeit noch als Gegenstand eines Vernichtungszuges des deutschen Königs gedacht werden könnte, außer Rethra selbst, das in den vorangegangenen Jahrhunderten stets der Mittelpunkt der heidnischen Priesterhierarchie gewesen war. Von hier aus war der Widerstand gegen das Eindringen des Christentums und die Ausbreitung der deutschen Herrschaft im Wendenlande stets von neuem organisiert, erst seit der Zeit des Königs Lothar ändert sich das Bild. Nur einmal noch nach der in Rede stehenden Zeit zog Lothar im Jahre 1131 gegen aufrührerische Slawen und besiegte

[1]) Giesebrecht, Wendische Geschichten II. 210. — Herbord (Jaffé bibl. rer. Germ. V. Mon. Bamberg) II. 39. S. 786.

[2]) Wehrmann, Gesch. v. Pommern (2. Aufl.) I. 75.

[3]) Ebo III. 5. (Jaffé bibl. rer. Germ. V Mon. Bamberg) S. 657: Ipsa vero die adventus presulis eximii cives Timinenses ante portam conventus forenses agebant. Sed quia civitas in valle posita erat, ipso de montibus cum tam copioso triginta plaustrorum apparatu descendente, plebs omnis, tumultuoso hoc perterrita sonitu hostiumque cuneos super se arbitrata irruere, urbem quantocius ingredi seque ad resistendum preparare molitur. Appropinquante servo Dei, nichil armorum in circuitu eius sed potius vexillum crucis deprehendunt.

[4]) Hierauf hat schon L. Giesebrecht, Wendische Geschichten II, 310 hingewiesen, dessen Darstellung ich oben folge.

sie [1]), doch war dieses Unternehmen wohl ohne nennenswerte Bedeutung; im übrigen vollzog sich seit 1128 das Schicksal der bis dahin noch nicht für das Christentum gewonnenen und der deutschen Botmäßigkeit unterworfenen Liutizen schnell. Von Süden und Westen drang Albrecht der Bär vor, von Norden her dehnte sich seit der Mitte des 12. Jahrhunderts das langsam erstarkende Pommern über das Land der Redarier und die Uckermark aus [2]), bis schließlich brandenburgisches und pommersches Gebiet an einer südlich Prenzlau liegenden Linie, deren Führung im einzelnen hier nicht interessiert, zusammenstießen. Sollte diese lange angestrebte und früher nie erreichte Entwicklung nicht gerade darin ihre entscheidende Ursache haben, daß man nun endlich das Machtzentrum der liutizischen Völkerschaften von Grund aus vernichtet hatte? Diese Vermutung gewinnt eine starke Stütze in der allgemeinen Lage um jene Zeit. Dem König Lothar, der schon als Herzog von Sachsen sich den Kampf gegen die Slawen hatte angelegen sein lassen, mußte es nahe liegen, diesen Kampf als König mit größerem Nachdruck fortzusetzen. Er hatte im Jahre 1126 den Abt Norbert von Prämonstratum zum Erzbischof von Magdeburg wählen lassen und dieser ging im Verein mit dem König sogleich ernstlich an die Vollendung der Missionstätigkeit im Wendenlande. Es erscheint durchaus glaubhaft, daß Lothar und Norbert bei ihrer Zusammenkunft in Straßburg vor Weihnachten 1126 den Plan für ein entscheidendes Unternehmen gegen die letzten Heiden östlich der Elbe gefaßt haben [3]); das Ziel eines solchen Feldzuges mußte dann notwendig Rethra sein. Auf der anderen Seite war Herzog Wartislav von Pommern durch den Einfall der Polen von 1120/21 unter die Botmäßigkeit des Herzogs Boleslav geraten, und ihm tributpflichtig geworden. Diese Abhängigkeit mochte ihn bald schwer drücken, so daß er eine andere politische Anlehnung suchte. Diese konnte er nur im deutschen Reiche finden, da Dänemark 1121 noch auf Seiten Polens gegen Pommern im Felde gestanden hatte. Was lag näher, als daß Wartislav unter diesen Umständen sich mit Lothar zum Kriege gegen die Liutizen verbündete?. Er konnte damit einen doppelten Vorteil erreichen; denn einerseits durfte er darauf hoffen, daß das Bündnis mit dem deutschen König seine Stellung gegen Polen stärken würde, andererseits konnte er von einem erfolgreichen Kriege gegen die Liutizen eine Ausdehnung seines Gebietes nach Süden und damit die Herstellung einer Verbindung seines Besitzes an der unteren Oder und in Hinterpommern mit den oben gekennzeichneten Landstrichen Vorpommerns auf dem Festlande erwarten. Darum zog er mit Lothar zusammen gegen die Liutizen zu Felde und half ihm, Rethra zu zerstören. Nimmt man das an, so wird auch verständlich, warum die Liutizen 1128 gegen Demmin heranrückten, weil der König Lothar kürzlich ihre Tempelburg eingeäschert hatte. Demmin war eine pommersche Stadt; hätte ihr Landesherr nicht im Bunde mit Lothar gegen Rethra im Felde gestanden, so hätte sich die Rache der Liutizen nicht gegen Demmin richten können [4]).

Nach alledem muß daran festgehalten werden, daß Rethra vom König Lothar zwischen Herbst 1126 und Frühjahr 1128 zerstört ist [5]). Auf die Prüfung

[1]) Bernhardi, Lothar, S. 408.

[2]) 1178 wird Kloster Broda bei Neubrandenburg, 1179 Kloster Gramzow in der südöstlichen Uckermark von pommerschen Herzögen gegründet.

[3]) So Winter, Prämonstratenser, S. 27.

[4]) Mit Recht hat Winter, Prämonstratenser Exkurs 4. S. 297ff. darauf hingewiesen, daß Ebos Satz „quorum civitas usw." nur einen Sinn hat, wenn er kausaler Natur ist. Auch Wagner, a. a. O., S. 136 vermutet ein Bündnis Wartislaws mit Lothar.

[5]) So schon L. Giesebrecht, Wendische Geschichte II. 299.

der vielumstrittenen Frage nach dem genaueren Zeitpunkt dieses Feldzuges Lothars kann für die Zwecke dieser Untersuchung verzichtet werden [1]).

2. Die Lage des Tempels in der Burg.

Die Baufläche für den Tempel glaubt Schuchhardt in einer 15—20 m im Quadrat messenden abgeglichenen Schotterfläche erblicken zu sollen, welche sich ungefähr in der Mitte der Hauptburg befindet [2]). Wenn es auch richtig sein mag, daß diese Fläche geeignet ist, ein hölzernes Tempelgebäude der Art zu tragen, wie es nach Saxos Schilderung in Arkona gestanden hat, so ist doch die Annahme wenig überzeugend, zumal Schuchhardt selbst den Tempel gerade an dieser Stelle erst zuletzt vermutet hat. Nach dem oben erörterten Bericht Ebos war das Heiligtum der Liutizen von König Lothar dem Feuer überliefert; man kann also die Tatsache, daß sich an der angeblichen Tempelstätte kein Brandschutt gefunden hat, auch nicht damit erklären, daß der Tempel, wie in anderen Städten auf Geheiß Ottos von Bamberg geschehen, abgebrochen sei, denn dort handelte es sich um friedliche Vorgänge, hier aber um eine Zerstörung nach kriegerischer Eroberung.

Schuchhardt hat deshalb auch selbst [3]) die Frage aufgeworfen, ob der Tempel nicht etwa doch dort gestanden habe, wo er das Tor 2 der Hauptburg mit der eigenartigen Treppenanlage ermittelt hat, er hat die Frage dann aber verneint, weil es sich hier eben um einen Torbau handelte und man nicht annehmen könnte, daß der Ostrand der Burg von allen Bauten freigehalten war, während man den Tempel doch im Westen versteckte.

War der Tempel aber im Westen wirklich versteckt? Ich möchte diese Frage verneinen. Gerade die Rekonstruktion der urbs tricornis aus der Vogelperspektive (a. a. O., S. 218) zeigt, wie jener Mittelbau über dem Treppentor für jeden, der von der Landseite her sich der Tempelburg näherte, besonders in die Erscheinung treten mußte. Das Tor 2 liegt nach dem Plane (a. a. O., S. 211) an seinem östlichen Ende 28,6 m hoch, die Wallmauer der Vorburg dagegen beim Teich nur in 13,2 m Höhe Ein hochragender Aufbau über dem Treppentor mußte also sogar über die Wallmauer der Vorburg hinweg nach außen sichtbar sein. Warum soll nun dieser Aufbau, den die Rekonstruktion selbst besonders betont, nicht über dem Treppentor den Tempel des Suarasici gebildet haben? Zwingende Gründe dagegen vermag ich nicht zu erkennen, wohl aber scheint manches dafür zu sprechen. Wenn auch die Breite des Bauwerks nur etwa 10 m betragen zu haben scheint, so hat es doch eine Länge von 20 m. In einem solchen Raum ist immerhin schon Platz für einige, der Zahl nach von Thietmar nicht genannte Götterstandbilder, zumal die Wände eines hölzernen Gebäudes keine allzugroße Stärke gehabt haben werden. Wenn Thietmar sagt, der Tempel sei de ligno artificiose compositum, so läßt sich die Vorstellung eines kunstvollen Bauwerks über dem Treppentor recht wohl mit dieser Ausdrucksweise verbinden. Es wird dabei aber auch Thietmars Wendung: „fanum ....., quod pro basibus diversarum sustentatur cornibus bestiarum" deutbar. Gerade wenn das Bauwerk unten eine Toranlage bildet, kann man sich denken, daß man über

---

[1]) Vgl hierzu Bernhardi, S. 158, Anm. 19. Curschmann, Diözese Brandenburg, S. 85, Anm. 1 lehnt die Annahme dieses Feldzuges Lothars meines Erachtens zu Unrecht völlig ab.

[2]) a. a. O., S. 211f.

[3]) a. a. O., S. 215.

dieſem unteren Geſchoß eine Art Geſimſe oder Fries von Tiergehörnen angebracht hat, vielleicht um die obere Ausladung wie durch Kragſteine damit zu ſtützen und den Übergang zu dem eigentlichen Tempel zu vermitteln. Über den Geweihen konnten ſich dann die Tempelwände erheben, in die außen Bilder von Göttern und Göttinen in erhabener Arbeit wunderbar eingegraben und den Beſchauern ſichtbar waren (parietes variae deorum dearumque imagines mirifice insculptae, ut cernentibus videtur, exterius ornant).

Nimmt man den Tempel an dieſer Stelle an, ſo würde er über der unten im Halbbogen herumziehenden Vorburg als prachtvolles hohes Mittelſtück, von allen Seiten ſichtbar „gethront" haben, eine Vorſtellung, die ſchon Koldewey bei den Ausgrabungen für denkbar gehalten hat [1]). Bei dieſer Anordnung „konnte das in der Vorburg zahlreich verſammelte Volk von jedem Punkte aus zum Tempel hinaufſehen und den Opferhandlungen und Reden des Prieſters folgen" [2]), dagegen iſt mir nicht verſtändlich, wie dies hätte geſchehen ſollen, wenn man den Tempel an der von Schuchhardt angenommenen Stelle, von der Vorburg aus gerechnet hinter dem Tore 2 annimmt. Denn vor dem Tore und der nordweſtlichen Wallmauer der Hauptburg fällt das Gelände der Vorburg nach dem Außenwall ſtändig ab, allein ſchon die Steigung des Treppentores von der „Orcheſtra" bis zur Fläche der Hauptburg beträgt 5,08 m; wie ſollte das Volk in der Vorburg alſo von hier unten über die Wallmauer hinwegſehen können, was der Prieſter vor dem Tempel in der Hauptburg tat? War aber der Prieſter vor dem Treppentor auf der Orcheſtra (oder vielleicht über dem Tor auf einer Art Balkon des Tempels?) tätig, ſo konnte man ſeine Handlungen allerdings überall in der Vorburg wahrnehmen. Daß die Volksmenge zur Teilnahme an den heiligen Handlungen in das Innere der Hauptburg hineingelaſſen wurde, nimmt Schuchhardt offenbar ſelbſt nicht an. Der Raum zu beiden Seiten des Tempels wäre dazu auch in der Tat viel zu eng und ungürſtig verteilt geweſen. Ich möchte glauben, daß man in die Hauptburg nur die Perſonen einließ, die dort mit der Prieſterſchaft oder den Kriegsleuten etwas zu tun hatten; auch der Eingang zu dem hochgelegenen Tempel dürfte von hier aus ſeitlich von dem Toraufgang bewerkſtelligt worden ſein.

Hält man die vorſtehenden Ausführungen für zutreffend, ſo bleibt die Frage offen, was für eine Bewandtnis es denn mit der von Schuchhardt als Tempelſtätte angeſehenen viereckigen Schotterfläche gehabt hat. Ich möchte der Vermutung Ausdruck geben, daß dieſe Stelle den Raum zur Unterbringung der heiligen Roſſe getragen hat, die nach Thietmars Angabe in Rethra gehalten wurden. Er ſagt ausdrücklich, man habe equum, qui maximus inter alios habetur et ut sacer ab his veneratur, zu dem Speerorakel gebraucht. Es waren alſo mehrere Pferde in der Burg, die irgendwie religiöſen Zwecken dienten. Dieſe und namentlich das heilig gehaltene Götterpferd dürften ein Unterkommen in der Hauptburg gehabt haben, die feſtgeſtellte Schotterfläche könnte alſo der Fußboden des Pferdeſtalles geweſen ſein.

[1]) Schuchhardt, a. a. O., S. 212.
[2]) Schuchhardt, a. a. O., S. 218.

Über die äußerste Westgrenze der letzten Vereisung in Norddeutschland.

Eine Buchbesprechung.

Von Landesgeologen Prof. Heß v. Wichdorff.

Mit einer Karte.

Die unten erwähnte Abhandlung des sowohl als Geologe wie als geographischer Morphologe recht angesehenen Verfassers bietet auch dem Vorgeschichtsforscher, der mit den geologischen Verhältnissen Norddeutschlands zu tun hat, wertvolle Hinweise und Anregungen. In bemerkenswert sachlicher Form schildert Gripp[1]) in der Einleitung die Schwierigkeiten, die heute noch in der Diluvialgeologie vorliegen. Die heiß umstrittene Frage, ob einmal oder mehrfach das Inlandeis Norddeutschland bedeckte, auch wie oft, wird hier ungemein sachlich erörtert.

Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, bei Annahme mehrerer Vereisungen die Südwestgrenze der letzten Vereisung nach morphologischen Gesichtspunkten festzulegen, da die Ansichten der Diluvialgeologen über diesen Punkt noch erheblich voneinander abweichen. Freilich waren von verschiedenen Diluvialgeologen die typischen Landschafts- bzw. Oberflächenformen und ihre Eigenarten erkannt und gut beschrieben. Man hatte das Gebiet der jüngsten Vereisung mit seinem unruhigen, welligen Gelände und seinen abflußlosen Wannen und Kesseln als nur ganz wenig erodiertes, fast reines Aufschüttungsgebiet ganz richtig umschrieben und das außerhalb der jüngsten Vereisung gelegene Gebiet als ruhige, gealterte Landschaft mit großen Linien geschildert, die nur Erosionsformen, aber keinerlei Aufschüttungsspuren aufweist. Die kartographische Grenze beider grundverschiedenen Landschaftstypen aber ist bisher viel umstritten.

K. Gripp hat nun auf Grund eines umfangreichen Studiums der Meßtischblätter, die er als Höhenschichtkarten farbig anlegte, und eingehender geologisch-morphologischer Beobachtungen in der Natur die Grenze der jüngsten Vereisung genauer festzustellen unternommen. Dieser Versuch gelang ihm unter Zugrundelegung folgender morphologischer Unterschiede der Landschaftsformen: Das Gebiet der letzten Vereisung ist gekennzeichnet durch

[1]) Über die äußerste Grenze der letzten Vereisung in Nordwest-Deutschland. Von Privatdozent Dr. K. Gripp in Hamburg. (Mitteilungen der Geograph. Gesellschaft in Hamburg, Bd. 36, 1924, S. 159—245. Mit 8 Fig. und 1 Karte.)

1. unruhige, regellos verteilte, an Kleinformen reiche Oberflächenformen, 2. abflußlose Wannen und Kessel, 3. falls vorhanden, ein wirres, nicht ausgereiftes Flußnetz, 4. das unausgeglichene Gefälle vieler Wasserläufe. Da-

Abb. 1. Westgrenze der letzten Vereisung Norddeutschlands nach K. Gripp.

gegen ist für das ältere Vorland außerhalb der letzten Vereisung bezeichnend: 1. ruhige, sanftgeneigte Oberflächenformen, 2. das Fehlen von abflußlosen Wannen und Kesseln sowie Seen, 3. das Auftreten kilometerlanger, wasserloser Täler mit ausgeglichenem Gefälle, 4. das Auftreten der sog. Rummeln,

5. das Vorkommen besonderer Erosionsformen an Steilhängen, 6. das Auftreten von meist geradlinigen Wasserläufen und 7. das vollkommen ausgeglichene Gefälle der Wasserläufe. Als Hauptergebnis seiner Arbeit stellt Gripp fest, daß die sanftgeneigten Landschaftsformen der außerhalb der Grenze der letzten Vereisung liegenden Diluvialgebiete, zum großen Teil durch Erscheinungen des sog. Erdfließens bedingt sind, die nur durch tiefgründigen Bodenfrost und zeitweises Auftauen des Bodens zu erklären sind. Diese früher vereist gewesenen Gebiete waren also während der letzten Vereisung eisfrei geblieben, ihr Boden war aber infolge der Nähe des Eisrandes gefroren. Desgleichen zeigen die während der älteren Vereisungen ebenfalls außerhalb des Inlandeises gelegen gewesenen mitteldeutschen Gebirge die gleichen Erdfließ- oder Solifluktionserscheinungen, ein Beweis, daß ihr Boden zur Zeit der älteren Vereisung unter dem Einfluß des glazialen Klimas gefroren war. Wenn man also bisher in den älteren Diluvialgebieten im Gegensatz zu den jugendlich-frischen Landschaften im Bereich der letzten Vereisung „greisenhafte" Formen zu sehen glaubte, so ist dieser Ausdruck zwar anschaulich gewesen, aber nicht zutreffend. Die beigegebene, von Gripp herrührende Übersichtskarte der Grenze der letzten Vereisung zeigt einmal, daß das Gebiet der Elbe und zweitens der Fläming von der letzten Vereisung nicht erreicht wurde.

Literatur zur Vor- und Frühgeschichte Hessen-Nassaus 1900—1922.

II. Kurhessen (Reg.-Bez. Kassel).

Von H. Heck, Diez a. d. Lahn.

Die vortreffliche Arbeit von Otto Kunkel über „Die vor- und frühgeschichtliche Forschung in der hessendarmstädtischen Provinz Oberhessen seit 1900“ (Mannus 16, Heft 3—4) und mein Literaturbericht über Nassau (Mannus 10, Heft 1—2) haben vorliegender Arbeit viel vorausgenommen. Ist es doch natürlich und verständlich, daß bei Gebieten, die teils politisch, teils völkisch zusammengehören, die Verhältnisse oft so stark ineinandergreifen und einander beeinflussen, daß auch die sie behandelnde Literatur Gemeingut beider Teile wird. Ich verweise deshalb zunächst auf die obengenannten Arbeiten, deren Studium die beste Einführung in folgenden Bericht darstellen dürfte.

Kurhessen stand im Gegensatz zu Nassau und Oberhessen in der Erforschung seiner Vorgeschichte bis vor kurzem zurück. Die grundlegende Arbeit von Pinder: „Bericht über die heidnischen Altertümer der ehemals kurhessischen Provinzen Fulda, Oberhessen, Niederhessen, Herrschaft Schmalkalden und Grafschaft Schaumburg“ (Supplement VI der Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde, Kassel, 1878) ist lange ohne Nachfolge geblieben, und selbst bis heute verfügt Kurhessen, bzw. der Reg.-Bez. Kassel, noch nicht über eine den Erfordernissen neuzeitlicher Vorgeschichtsforschung gerecht werdende Gesamtbearbeitung seiner vorgeschichtlichen Denkmäler. Teilweisen Ersatz bietet hier nur H Brunner in seiner Arbeit: „Gudensberg, Schloß und Stadt, und die Grafschaft Maden“ (Kassel, 1922, bei Pillardy), in der der Verfasser zugleich eine Übersicht über die vor- und frühgeschichtliche Entwicklung des ehemaligen Hessengaues gibt.

Besser steht es dagegen seit einiger Zeit mit den einzelnen Gebietsteilen. Die sehr rührigen Zweiggruppen des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde haben zum Teil in zahlreichen Ausgrabungs- und Tätigkeitsberichten Bausteine zur Erforschung der kurhessischen Vorgeschichte zusammengetragen, so daß wir stellenweise bereits ein fast lückenloses Bild vorgeschichtlicher Besiedelung besitzen. So berichten z. B. in regelmäßiger Folge die „Mitteilungen des Vereins für hessische Geschichte und

Landeskunde" in den von Boehlau, Römheld, Donderau, Küster, Küch und anderen herausgegebenen Jahresberichten über die Unternehmungen des Kasseler Museums, der Sammlungen von Eschwege, Fulda, Hanau und Marburg, und auch die Arbeiten von Gg. Wolff, W. Lange, H. Hofmeister und G. Kropatscheck in der „Zeitschrift" und den „Mitteilungen" des oben genannten Vereins geben uns Kunde von mancher bedeutsamen Aufhellung vorgeschichtlicher Siedelungs- und Kulturfragen aus dem Gebiete des Reg.-Bez. Kassel. Zahlreiche Beiträge liefern ferner die „Veröffentlichungen des Fuldaer Geschichtsvereins" und die „Fuldaer Geschichtsblätter", so wie die Zeitschrift „Heimatland" (Beilage zur Hersfelder Zeitung), in der besonders in neuester Zeit W. Bremer und andere wertvolles Material beigebracht haben.

Anhaltspunkte zur Verfolgung der vorgeschichtlichen Literatur Hessens geben die von A. Fey und W. Fabricius zusammengestellten „Verzeichnisse neuer hessischer Literatur" in der Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde und die gleichfalls dort niedergelegten eingehenden Literaturbesprechungen von Wenck, Jacobsohn und Versch. Auch die „Bibliographien zur Römisch-Germanischen Forschung" von Müller, Barthel, Drexel und Unverzagt in den „Berichten der Röm.-Germ. Kommission" geben wertvolle Aufschlüsse.

Die vorgeschichtlichen Sammlungen Kurhessens sind zusammengestellt von H. Moetefindt, in dessen „Verzeichnis der Sammlungen vor- und frühgeschichtlicher Altertümer Deutschlands" (Korrespondenzblatt für Anthropologie pp. 48, 1917, Nr. 4/6, S. 27—50).

Von größeren, während der Berichtszeit erschienenen Arbeiten, die auch die vorgeschichtlichen Verhältnisse Kurhessens ganz oder teilweise in den Bereich ihrer Betrachtung einbeziehen, sind hervorzuheben: K. Schumacher: „Siedelungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande", Bd. I. — Die vorrömische Zeit — (Mainz, 1921, bei L. Wilckens), E. Wahle: „Die Besiedelung Südwestdeutschlands in vorrömischer Zeit nach ihren natürlichen Grundlagen" (Ber. der Röm.-Germ. Kom. 12), vor allem der als Beiheft hierzu erschienene Fundkatalog — und die beiden Schriften von G. Kossinna: „Die Herkunft der Germanen" (Mannusbibl. 1920, Leipzig bei C. Kabitzsch, 2. Aufl.) und „Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragende nationale Wissenschaft" (Mannusbibl. 9, 1925, Leipzig, C. Kabitzsch, 4. verm. u. verb. Aufl.).

„Hessen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit" behandelt ein Aufsatz von W. Lange (Landes- und Volkskunde Bd. 1. Cassel 1906), während es Carl Heßler versucht hat, aufbauend auf den Forschungsergebnissen G. Kossinnas, eine „Urgeschichte und Besiedelung der Umgegend von Cassel" zu schreiben (Leipzig 1920, bei C. Kabitzsch) — vergl. hierzu die Besprechungen von W. Bremer (Mannus Bd. 11/12) und W. Lange (Zeitschr. f. hess. Gesch. u. Landesk. N. F. 43, 1921, S. 121—123).

Unstreitig am besten erforscht ist die Umgebung von Hanau, dank der rührigen Tätigkeit Gg. Wolffs, dessen Arbeiten über die südliche Wetterau ja auch Hanauer Gebiet dauernd berühren. Demzufolge dürfen hier die Wolffschen Schriften nicht übersehen werden. An der Spitze steht das vortreffliche Werk über „Die südliche Wetterau in vor- und frühgeschichtlicher Zeit" (Frankfurt a. Main 1913). Ihm folgen „Frankfurt a. Main und seine Umgebung in vor- und frühgeschichtlicher Zeit" (Hendschels Luginsland, Frankfurt a. M. 1913) und „Neue Funde und Fundstätten

in der südlichen Wetterau" (Ansbach 1921, bei Bürgel u. Sohn), beides Erweiterungen und Ergänzungen zur Arbeit über die südliche Wetterau. Die gleichen Ziele des Verfassers haben seine Aufsätze über die „Besiedelung der südlichen Wetterau in vorgeschichtlicher und römischer Zeit" (Bericht der Röm.-Germ. Kom. 1905, S. 69—82), „Zur Besiedelungsgeschichte des Maingebietes und der Wetterau" — Vortrag — (Alt Frankfurt III, 1911, S. 112—121), „Die Bodenformation der Wetterau in ihrer Wirkung auf die Besiedelung in vorgeschichtlicher Zeit" (Arch. f. hess. Gesch. u. Altertumskunde XII (1920), S. 1—50) und „Vorgeschichtliche Wanderungen durch den Kreis Hanau (Hanauisches Magazin 1921/22, Nr. 1—10). Sie alle müssen teils als Vorarbeiten, teils als Ergebnisse der Wolffschen Erforschung der Südwetterau angesehen werden. Auch seine beiden Abhandlungen über „Leichenverbrennung und Körperbestattung in Geschichte und Vorgeschichte unserer Gegend" (Alt-Frankfurt II, 1910, S. 101) und „Körperbestattung und Leichenverbrennung in Mittel- und Westdeutschland" (Germania, 1922, Heft 2, S. 53—62) dürfen hier nicht unerwähnt bleiben, da sie die hessischen Verhältnisse mehrfach berühren.

Die Hanauer Sammlung vor allem gehört auch zu denjenigen, denen ein den Erfordernissen neuzeitlicher Vorgeschichtsforschung gerecht werdender Museumsführer zur Verfügung steht. Es ist dies der 1923 herausgekommene hanauer Katalog von F. Kutsch (Kataloge West- und Süddeutscher Altertumssammlungen V, Hanau, erster Teil, Frankfurt a. M. 1923, bei Jos. Baer u. Co.), dessen Vorarbeiten noch ganz in die Berichtszeit fallen und der deshalb hier nicht unberücksichtigt bleiben darf. Im „Kulturgeschichtlichen Überblick" gibt Kutsch an Hand des reichen Museumsmaterials ein wohlgelungenes Bild der vorgeschichtlichen Besiedelung des Hanauer Landes. Hoffentlich folgt der noch ausstehende zweite Teil des Kataloges recht bald in gleich guter Ausstattung und in gleicher Gründlichkeit und Ausführlichkeit seiner wissenschaftlichen Bearbeitung!

Gut erforscht ist auch die Umgebung von Fulda, wo besonders Jos. Vonderau viel zur Aufhellung der vorgeschichtlichen Verhältnisse beigetragen hat, vgl. J. Vonderau: „Der heutige Stand der vorgeschichtlichen Forschung im Fuldaer Lande" (Fuldaer Geschichtsblätter 4, 1905), Haas: „Zur Urgeschichte des Fuldaer Landes" (Fuldaer Geschichtsblätter 6, S. 67—108 u. 161—168) und die neuere Arbeit J. Vonderaus über „Denkmäler aus vorgeschichtlicher Zeit im Gebiet der Karlmann-Schenkung an das Kloster Fulda" (Fuld. Zeitg. v. 1. I, 1924).

„Prähistorische Funde in der Rhön" erwähnt W. Lange (Hessenland XVIII, Nr. 13, 1904), der auch über „Prähistorische Forschungen in der Rhön" in den Kasseler Touristischen Mitteilungen (Jahrg. 13, Kassel 1906) berichtet, während Römheld „Vorgeschichtliche Funde in der Eschweger Gegend im Sommer 1913" geborgen hat — Vortragsbericht — (Mitteilungen f. hess. Gesch. u. Landesk. 13/14, S. 126 ff.).

In die Umgebung von Hersfeld führt uns ein Aufsatz von W. Bremer: „Die vorgeschichtlichen Grabhügel in unseren Wäldern" (Mein Heimatland V (1921), Nr 11, 12 u. 13).

Auch die Erforschung der Marburger Gegend hat in der Berichtszeit gute Fortschritte gemacht. Sie wird in erster Linie Gg. Wolff verdankt, der bereits 1916 in einem Aufsatz „Über einige Aufgaben der archäologischen Bodenforschung in Oberhessen" (Zeitschr. f. hess. Gesch.

u. Landesk., N. F. 39, 1916, S. 15—25) auf die Bedeutung der Umgebung von Marburg für die vorgeschichtliche Siedelungsforschung hingewiesen hat. In seiner Arbeit über „Die Besiedelung des Ebsdorfer Grundes in vorgeschichtlicher Zeit" (Zeitschr. f. hess. Gesch. u. Landesk., N. F. 42, 1919, S. 37—149) ist es ihm dann gelungen, die reichen Früchte seiner dortigen Ausgrabungstätigkeit vorzulegen.

Die verschiedenen vorgeschichtlichen Zeitstufen sind fast durchweg in der vorgeschichtlichen Literatur Kurhessens gut vertreten. Völlig fehlen nur die Nachrichten über die **ältere Steinzeit,** das Paläolithikum, da paläolithische Stationen bisher im Gebiete des Reg.-Bez. Kassel noch nicht entdeckt worden sind. Daß sie gänzlich fehlen sollten, ist nach Lage der Dinge kaum anzunehmen. Eifriges Suchen nach Spuren und dauernde Beobachtung aussichtsreich erscheinender Erdaufschlüsse werden hier, wie anderwärts, zum Erfolge führen. Erinnert sei nur an die Aufdeckung der neuesten Fundstellen bei Gießen und Offenbach.

Reichlich fließen die Quellen schon über die **jüngere Steinzeit,** das Neolithikum. Die bedeutendste Veröffentlichung aus neolithischer Zeit, die Beschreibung „Neolithischer Denkmäler aus Hessen" (Kassel 1898), herausgegeben von Boehlau und v. u. z. Gilsa, liegt zwar schon außerhalb der Berichtszeit, doch haben auch während dieser Zeit Arbeiten aus fast allen Landesteilen des Reg.-Bez. Kassel wertvolle Beiträge zur Kenntnis der Neolithik Kurhessens gebracht. H. Hofmeister berichtet „Über eine bandkeramische Siedlung bei Kassel" (Korrespondenzbl. d. Ges. Ver. LX, 1912, Nr. 2, S. 76—77), Jos. Vonderau über „Steinzeitliche Hockergräber und Wohnstätten auf dem Schulzenberge bei Fulda" (Fuldaer Geschichtsblätter IV, 1905) und über den gleichen Fundort unter demselben Titel noch einmal 1907 eingehender in den Veröffentlichungen des Fuldaer Geschichtsvereins Nr. 6, während W. Lange „über das neolithische Grab bei Ellenberg (Kr. Melsungen)" einen Vortragsbericht im 57. Jahrgang des Korrespondenzblattes d. Ges. Ver. Nr. 9/10, 1909, bringt. Zu erwähnen ist hier ferner der Aufsatz von W. Bremer: „Ein Haus und Grab der jüngeren Steinzeit bei Haldorf, Kr. Melsungen, Reg.-Bez. Cassel" (Germania VI, 1923, Heft 3, S. 110—114).

In zwei Einzelveröffentlichungen aus der Marburger Gegend über „Eine neolithische Hüttengrube mit Pfostenlöchern und Brandgrab am Frauenberg bei Marburg" (Germania, 1917, Heft 1, S. 19—26) und „Große Wohnstätten der jüngeren Steinzeit mit Pfostenlöchern und Brandgräbern auf dem Frauenberg bei Marburg" (Germania, 1917, Heft 6, S. 182—184) hat Gg. Wolff wertvolle Beiträge zur Kenntnis neolithischer Wohnbauten geliefert. Beide Aufsätze sind Weiterführungen seiner in der Abhandlung über die Besiedelung des Ebsdorfer Grundes niedergelegten Forschungsergebnisse.

Wo wäre aber Wolffs unerschöpfliche Tätigkeit besser zu würdigen als in der Hanauer Gegend! Seine Einzelarbeiten über „Neolithische Brandgräber aus der südlichen Wetterau" (Korrespondenzbl. f. Anthropologie 39, 1908, Heft 9/12, S. 72—74), „Neue Ergebnisse der neolithischen Forschung in der Umgebung Frankfurts a. M." (Korrespondenzbl. d. Ges. Ver. LXI, 1913, S. 336—339), „Neolithische Brandgräber in der Umgebung von Hanau" (Prähist. Zeitschr. III, 1911, S. 1—51) und über „Neolithische Pfahlbautenkeramik in der südlichen Wetterau" (Germania, 1919, Heft 3/4, S. 84—86) geben hiervon beredtes

Zeugnis. Arbeiten von P. Steiner: „Neolithische Brandgräber im Kilianstädter Wald" (Festschr. z. XXXIX. Vers. der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft zu Frankfurt a. M. 1908), Hans Dragendorff: „Untersuchung neolithischer Brandgräber in der südlichen Wetterau (Korrespondenzbl. d. Ges. Ver. LIII, 1910, S. 85) und Heiderich: „Ausgrabung steinzeitlicher Wohngruben und Brandgräber in der Gegend von Hanau" (Korrespondenzbl. f. Anthropologie XLI, 1910, S. 9) und „Über einen Schädel aus einer steinzeitlichen Wohngrube bei Hanau" (ebendort S. 20) bauen teils auf den Wolffschen Ausgrabungsergebnissen, teils erweitern und ergänzen sie das von Wolff entworfene Bild. Auch der in der Prähistorischen Zeitschr. Bd. XI/XII, S. 208—210 erschienene Aufsatz Gg. Wolffs über „Die Besiedelung Südwestdeutschlands in der jüngeren Steinzeit" verdient, hier erwähnt zu werden, das gleiche gilt für Gg. Wolffs Abhandlung: „Beobachtungen an neolithischen Anlagen" (Germania IV, 1920, Heft 3/6, S. 67—68).

Von größeren Arbeiten, die kurhessische neolithische Funde und Fundstellen in den Kreis ihrer Betrachtungen einbeziehen, sind in erster Linie zu erwähnen die Arbeiten von G. Kossinna über die „Entwicklung und Verbreitung der steinzeitlichen Trichterbecher, Kragenfläschchen und Kugelflaschen" (Mannus 13, 1921, Heft 3, S. 164), wo u. a. auch zwei Kragenfläschchen aus der Umgebung von Züschen (Kr. Fritzlar) — noch auf hessischem Boden gefunden — erwähnt werden, sowie die Abhandlung von K. Schumacher über „Stand und Aufgaben der neolithischen Forschung in Deutschland" (Bericht d. Röm.-Germ. Kom. 1913/15, Bd. 8, S. 30—82).

Spärlicher dagegen ist, wie überall in West- und Mitteldeutschland, die Literatur über die **Bronzezeit.** Die größeren Arbeiten von Kossinna, Schumacher, Lissauer und Behrens, die in ihren Ausführungen auch kurhessische Verhältnisse streifen, sind in Teil I dieses Berichtes (Mannus 16, Heft 1/2, S. 143) aufgeführt, so daß hier nur auf diesen zu verweisen ist.

Auch der Einzeldarstellungen sind nur wenige, jedoch hat hier die vorgeschichtliche Literatur Kurhessens durch eine sehr rege Bearbeitung bronzezeitlicher Funde und Fundstellen in der Umgebung von Hersfeld in allerjüngster Zeit eine nicht unwesentliche Bereicherung erfahren.

Es sind dies die Abhandlungen von W. Deek: „Die Hügelgräber auf dem Zaunrück bei Niederjossa" (Mein Heimatland V, 1921/22, Nr. 2), G. Neumann: „Bronzezeitliche Grabhügel auf dem Mittelberge bei Heddersdorf, Kr. Hersfeld" (Mein Heimatland VI, 1923/24, Nr. 6), S. Langsdorff u. R. Schroeder: „Ausgrabungen vorgeschichtlicher Grabhügel bei Rotterterode und Reckerode Sommer 1923" (Mein Heimatland VI, 1923/24, Nr. 11) und W. Bremer: „Aus der Vorzeit des Eisenbergs" (Mein Heimatland VI, 1923/24, Nr. 1, 2, 6), die sämtlich zur Stufe der sog. Hügelgräberbronzezeit wertvolles Material beibringen, während ein Aufsatz von J. Vonderau: „Ein merkwürdiger Grabhügel am Ziegenberg bei Asbach, Kr. Hersfeld" (Mein Heimatland V, 1921/22, Nr. 6) die Verhältnisse zur Zeit des Überganges von der Bronze- zur Hallstattzeit berührt.

Die Umgebung von Hanau behandeln die Aufsätze von F. Kutsch: „Der Übergang der jüngsten Bronze- zur Eisenzeit in der Südwetterau" — Urnenfelderfunde aus der Umgebung von Hanau — (Germania, 1919, Heft 3/4, S. 86—88) und G. Behrens: „Ein spätbronze-

zeitliches Skelettgrab von Heldenbergen" (Germania, 1917, Heft 5, S. 147—150). Auch die Abhandlung von P. Reinecke über „Glasperlen vorrömischer Zeit aus Funden nördlich der Alpen" (Altertümer unserer heidnischen Vorzeit V, S. 60 und Tafel 14, Nr. 207), die uns u. a. auch mit einer Glasperle aus dem Bestande der Hanauer Sammlung bekannt macht, die einem Grabhügel der mittleren Bronzezeit vom Tönges wald bei Hochstadt entstammt, muß hier erwähnt werden.

Aus dem Fuldaer Land endlich berichtet uns Jos. Donderau in einem Aufsatz über den „Depotfund vom Heimberg bei Fulda" (Fuldaer Geschichtsblätter XVI, 1922, S. 81 ff.).

Entsprechend einer stärkeren hallstattzeitlichen Besiedelung ist auch die Literatur über die **ältere Eisenzeit** (Hallstattzeit) Kurhessens recht umfangreich.

Karl Schumacher berührt in seiner Arbeit über „Die Hallstattkultur am Mittelrhein" (Prähistorische Zeitschrift Bd. 11/12 (1919/20), S. 123—178) kurhessische Verhältnisse, besonders bei Behandlung der hallstattzeitlichen Funde aus der Marburger Gegend, von Melsungen und Windecken, während P. Reinecke in seinem Aufsatz über „Tongefäße aus Brandgräbern der frühen Hallstattzeit Süddeutschlands" (Altertümer unserer heidnischen Vorzeit V, S. 238 u. Tafel 44, Nr. 761—763) Funde aus Flachgräbern mit Leichenbrand (Urnenfelderstufe) vom Tönniesfelde bei Hanau erwähnt.

Beiträge zur Hanauer Siedelungskunde geben ferner die beiden Abhandlungen von F. Kutsch über „Vier Feuerböcke aus dem Hanauer Museum" (Germania 1919, Heft 3/4, S. 88) — von Rüdigheim und aus der Umgebung von Butterstadt (Übergang der Bronze- zur Hallstattzeit) und über den sog. „Hallstatt-Kelch ohne Boden" (Germania 1919, Heft 5/6, S. 117/118) — vom Hanauer Exerzierplatz — durch mitgefundene Scherben als spähallstattzeitlich bestimmt.

Die Hallstattzeit im Fuldaer Land wird durch zwei Arbeiten von Jos. Donderau wirkungsvoll beleuchtet — „Zwei Hallstatt-Flachgräber im Kreise Fulda" (XII. Veröffentlichung des Fuldaer Geschichtsvereins 1914) — bei Bimbach und Uffhausen — und „Das Gräberfeld bei dem Lanneshof im Kreise Fulda" (VII. Veröffentlichung des Fuldaer Geschichtsvereins, 1909) — mit Brandbestattungen aus H. 1—2 neben einigen bronzezeitlichen Skelettgräbern.

Hallstattzeitliche Fundstellen aus der Umgebung von Marburg erwähnt Gg. Wolff in seiner Arbeit „Zur Besiedelung des Ebsdorfer Grundes" (Germania 1918, Heft 5/6, S. 119—128) — meist Gräber der Urnenfelderstufe aus der Zeit des Überganges von der Bronze- zur Hallstattzeit (vgl. hierzu auch die Arbeit Wolffs in der Zeitschr. f. hess. Gesch. u. Landesk., N. F. 42, S. 37—149).

Auch die Nachrichten aus der **jüngeren Eisenzeit** (Latènezeit) sind verhältnismäßig zahlreich. Im Vordergrunde stehen hier die Veröffentlichungen der Ausgrabungen an der „Altenburg" bei Niedenstein — dem chattischen Mattium? —. Vorab sind zu nennen: Boehlau, Eisentraut, Hofmeister und Lange: „Die Ausgrabungen auf der Altenburg bei Niedenstein" (Zeitschr. f. hess. Gesch. u. Landesk., N. F. 32, 1908, S. 9—49), H. Hofmeister: „Die Ausgrabungen auf der Altenburg bei Niedenstein 1909" — zweiter Bericht (Mitteilungen f. hess. Gesch. u. Landesk. 1910/11, S. 101—127), G. Kropatscheck und H. Hofmeister: „Die Aus-

grabungen auf der Altenburg bei Niedenstein", I. Grabung Kropatschecks 1909/10, II. Grabung Hofmeisters 1911 (Mitteilungen f. hess. Gesch. u. Landeskunde 1911/12, S. 105/112), G. Kropatscheck: „Der Ringwall auf der Altenburg (Röm.-Germ. Korrespondenzbl. IV, 1911, S. 7—8) und E. Wenzel: „Die Altenburg in Niederhessen" (Burgwart 1916, Nr. 2, S. 35).

Die Ausgrabungsergebnisse von der „Altenburg" behandeln ferner die Aufsätze von E. Anthes: „Der gegenwärtige Stand der Ringwallforschung" — 4. Ausgrabungen auf der Altenburg bei Niedenstein in Hessen — (Bericht der Röm.-Germ. Kommission 1905, S. 46—48) und „Ringwallforschung und Verwandtes" (VI. Ber. der Röm.-Germ. Kommission 1910/11, besonders S. 31—33), sowie ein Vortragsbericht des gleichen Verfassers über „Ringwälle und Verwandtes in Oberhessen" (Korrespondenzbl. d. Ges. Ver., Jahrg. 57, 1909, Nr. 9/10). Nicht unerwähnt bleiben soll hier ferner die Arbeit von H. Behn über „Prähistorische Festungstore" (Prähist. Zeitschr. 11/12, S. 102—117), da auch sie die Verhältnisse auf der „Altenburg" berührt.

Sonst sind aus dem Gebiet kurhessischer Ringwallforschung nur noch zu nennen: die Arbeiten von Jos. Vonderau: „Der Ringwall am nördlichen Heidenküppel bei Unterbimbach im Kreise Fulda" (Veröffentl. d. Fuldaer Geschichtsvereins V, 1905) und W. Lange: „Der Rhündaer Berg in Niederhessen" (Prähist. Zeitschr. V, 1913, S. 460—467).

Zu kurz kommt allerdings die außerhalb der Ringwälle liegende latènezeitliche Siedelungsforschung. An Grabfunden meldet nur Gg. Wolff latènezeitliche Nachbestattungen in Grabhügeln der Hallstattzeit aus der Umgebung von Marburg, in den vorerwähnten Abhandlungen „Zur Besiedelung des Ebsdorfer Grundes", während W. Bremer eine sehr bedeutsame „Germanische Siedelung bei Unterweisenborn (Kreis Hersfeld)" festgestellt hat (Germania 1921, Heft 2, S. 60/64 und „Mein Heimatland" V, 1922, Nr. 10).

Besonders umfangreich ist die Literatur über die **römisch-germanisch-frühgeschichtliche Zeit** Kurhessens, für die nicht nur ein äußerst reichhaltiges, sondern auch sehr vielseitiges Material zur Verfügung steht, das sich besonders um die Chattenfrage und Bonifatius gruppiert — zwei wesentliche Wendepunkte in der hessischen Frühgeschichte!

Die römische Besatzung hat im Berichtsgebiet nur die Umgebung von Hanau für längere Zeit berührt. Hier allein finden sich die Spuren römischer Ansiedelungen. In der zur Verfügung stehenden Literatur steht an erster Stelle das Prachtwerk: „Der Obergermanisch-Rätische Limes des Römerreiches" (Heidelberg bei Petters), das neben der dazugehörigen Limesstrecke die Kastelle von Rückingen, Marköbel, Großkrotzenburg und Kesselstadt behandelt. Gg. Wolff unterrichtet über die neuesten Ausgrabungen in der Umgebung von Hanau durch seinen Grabungsbericht über „Das römische Militärbad auf dem Salisberg bei Hanau-Kesselstadt" (Ber. d. Röm.-Germ. Kommission XI, 1918/19, S. 99/119). Auch seine Aufsätze über „Kastelle und Bäder im Limesgebiet" (ebendort S. 71—98) und „Hanau-Kesselstadt in römischer Zeit" (Hanauer Anzeiger 1918, Nr. 116/119) gehören hierher.

Aus der reichhaltigen Literatur über die Chatten seien folgende Schriften erwähnt: Gg. Wolff: „Die geographischen Voraussetzungen der Chattenfeldzüge des Germanicus" (Zeitschr. f. hess. Gesch. u.

Landesk., N. F. 40, 1917, S. 52—123 und Nachtrag S. 230—233), ferner K. Schumacher „Der Feldzug des Germanicus gegen die Chatten im Jahre 15 nach Chr." (Mainzer Zeitschr. VII, 1912, S. 71—78), G. Kropatscheck: „Der Drususfeldzug des Jahres 11 vor Chr. Geb." (Bonner Jahrbücher 120, 1911, S. 19—38), Gg. Thiele: „Domitian und die Chatten" — Marburger Vortragsbericht (Mitteilungen f. hess. Gesch. u. Landesk. 1911/12, S. 52 ff.), ebenso O. Dahm: „Die Feldzüge des Germanicus in Deutschland" (Westdeutsche Zeitschr. XI, Ergänzungsheft (Trier 1902) S. 46 u. 117 ff.). „Beiträge zur Geschichte der Chatten" auf Grund philologischer Erwägungen bringt P. Vogt (Programm des Wilhelmsgymnasiums zu Cassel 1901), und auch L. Schmidts „Geschichte der deutschen Stämme bis zum Ausgange der Völkerwanderung" (Berlin bei Weidmann) muß in diesem Zusammenhange genannt werden.

Die Übergangszeit von der Chatten- zur Frankenherrschaft und die damit zusammenhängenden Fragen beleuchtet Gg. Wolff in seinen Arbeiten über „Chatten—Franken—Hessen" (Marburg 1919, bei Elwert) — vgl. auch Arch. f. hess. Gesch. pp. XIII, 1920, S. 43 ff. — und „Chatten, Alemannen und Franken in Churhessen und in der Wetterau" (Volk und Scholle, 1922, S. 57 ff.).

Auch die neuere Orts- und Flurnamenforschung hat manchen wertvollen Beitrag zur hessischen Siedelungsforschung gebracht. Besondere Beachtung verdienen hier die Arbeiten von O. Bethge: „Bemerkungen zur Besiedelungsgeschichte des Untermainlandes in frühgeschichtlicher Zeit" (Jahresbericht der Humboldtschule zu Frankfurt a. M.) und „Fränkische Siedelungen in Deutschland auf Grund von Ortsnamen festgestellt" (Wörter und Sachen VI, Heft 1, 1914, Heidelberg bei C. Winter), sowie der Vortrag von H. Jellinghaus: „Vor- und frühgeschichtliche Spuren in nordwestdeutschen Orts- und Flurnamen" (Korrespondenzbl. d. Ges. Ver. LVII, 1909, Nr. 9/10) und der Aufsatz von Illgner: „Germanische Spuren in der heutigen Landwirtschaft um Hünfeld" — Wald- und Flurnamen (Fuldaer Geschichtsblätter VIII, Nr. 11—12); auch die Abhandlung von Gg. Wolff: „Ortsnamen zwischen Main und Weser als Hilfsmittel der Besiedelungsforschung" (Germania VII, 1923, S. 1 ff.) darf hier nicht unerwähnt bleiben.

Die vor- und frühgeschichtliche Straßenforschung fördern besonders die Arbeiten von K. Schumacher: „Die Erforschung des römischen und vorrömischen Straßennetzes in Westdeutschland" (Ber. d. Röm.-Germ. Kommission 1906/07), Gg. Wolff: „Archäologische Bodenforschung in Hessen" (Berliner Philologische Wochenschr. 1915, Nr. 40), J. Vonderau: „Vor- und frühgeschichtliche Durchgangswege im Fuldaer Lande "(Fuldaer Geschichtsblätter XIV, 1920 und XV, 1921) und Gg. Wolff: „Bonifatius' letzte Fahrt durch die Wetterau" (Alt-Frankfurt V, 1913/14, S. 52—62).

Einen bedeutenden Zuwachs hat auch die Bonifatiusliteratur in der Berichtszeit erhalten. Die Bonifatiusforschung gehört zwar mehr in das Gebiet der Kirchengeschichte als in das der Vor- und Frühgeschichte Kurhessens; da jedoch auch dieses Gebiet nicht unwesentlich mit in Betracht gezogen wird und ihr manchen wertvollen Beitrag verdankt, darf eine Erwähnung wenigstens der wichtigsten Veröffentlichungen hier nicht unterbleiben. Eine gewisse Beschränkung aber ist immerhin am Platze. Zumeist angeregt durch die Feier des 1150. Todestages des Heiligen ist in der Berichtszeit eine

Anzahl von Schriften und Aufsätzen erschienen, denen bis ins einzelne nachzugehen, die diesem Bericht gezogenen Grenzen weit überschreiten würde. Da auch O. Kunkel in seiner eingangs erwähnten Arbeit (Mannus 16, Heft 3 bis 4) auf S. 378 zahlreiche Quellen angeführt hat, sei vorab auf diesen verwiesen. Ergänzend sind anzufügen: „M. Tangl: „Die Briefe des Bonifatius" (Leipzig 1912, bei Dyk), vgl. hierzu: Zeitschr. f. hess. Gesch. u. Landesk., N. F. 43, S. 155—158. Vom gleichen Verfasser rührt auch der Aufsatz über „Das Todesjahr des Bonifatius" (Zeitschr. f. hess. Gesch. u. Landesk., N. F. 37, 1903) her. Zu erwähnen sind ferner: „W. Köhler: „Bonifatius in Hessen und das hessische Bistum Büraburg" (Zeitschr. f. hess. Kirchengesch. Bd. 25, Heft 2, S. 197—232), G. Richter: „Bonifatiana" (Fuldaer Geschichtsblätter V, 1906) und die Festschrift zur Jubelfeier des 1150. Todestages des heil. Bonifatius in Fulda" (Fulda 1905).

Auf das Gebiet der Kirchengeschichte und besonders der Kirchenbaukunde hinüber spielen auch die Berichte von J. Vonderau über seine Ausgrabungen am Fuldaer Dom: „Vorläufiger Bericht über die Ausgrabungen am Dome zu Fulda" (Fuldaer Geschichtsblätter XII, 1913, S. 129—144), „Die Ausgrabungen am Fuldaer Dom 1919" (Mitteilungen f. hess. Gesch. u. Landesk. 1920/21, S. 61—71), „Vorläufiger Bericht über die Ausgrabungen am Dome zu Fulda im Jahre 1919" (Fuldaer Geschichtsblätter XIV, 1920, Nr. 1, S. 1—16) und endlich die zusammenfassende Bearbeitung: „Die Ausgrabungen am Dome zu Fulda in den Jahren 1919—1924" (17. Veröffentlichung des Fuldaer Geschichtsvereins — Fulda 1924). Auch der Aufsatz J. Vonderaus: „Die Ausgrabungen an der Stiftskirche zu Hersfeld im Jahre 1921 u. 1922" (Mein Heimatland V, 1921/22, Nr. 5 und VI, 1923/24, Nr. 3) muß in diesem Zusammenhange mitgenannt werden. Diese Arbeiten dürfen schon deshalb hier nicht übersehen werden, da auch prähistorische Reste zum Vorschein gekommen sind. Erwähnung verdient endlich noch der Aufsatz von J. Vonderau: „Ein in Fulda gefundener römischer Altarstein" (Fuldaer Geschichtsblätter VIII, Nr. 7), womit zu vergleichen ist, die Arbeit von H. Finke: „Zum Fuldaer Altar CIL Nr. 11938" (Germania II, Heft 5/6, 1918, S. 118).

Hiermit bin ich am Ende eines Berichtes angelangt, der keineswegs Anspruch auf Vollständigkeit machen soll, da das Material zu ihm in der Hauptsache unter den erschwerendsten Umständen, während des Rhein-Ruhrkampfes, zusammengetragen werden mußte. Trotzdem glaube ich kaum, daß Wesentliches übersehen worden ist.

Groß sind die Lücken, die die vor- und frühgeschichtliche Literatur Kurhessens vor allem für einzelne Teile des Bezirks aufzuweisen hat; das dürfte der vorliegende Bericht klar genug gezeigt haben. Hier wird es die besondere Aufgabe des Kasseler Museums sein, als berufenste Pflegerin kurhessischer Vorgeschichte, vermittelnd einzugreifen und durch tatkräftige Förderung nicht nur der Spatenforschung, sondern auch der Veröffentlichung der durch sie gewonnenen Forschungsergebnisse diese Lücke auszufüllen. Hierdurch würde die Kenntnis der vorgeschichtlichen Besiedelung Kurhessens nicht unwesentlich gefördert werden.

Was sich erreichen läßt, zeigen die Erfolge Gg. Wolffs in der Hanauer und noch deutlicher in der Marburger Gegend, die umsichtsvolle und rührige Tätigkeit Jos. Vonderaus für Fulda und W. Bremers für die Umgebung von Hersfeld. Hoffen wir, daß ihr Beispiel nicht vergebens ist!

Vorgeschichte und Schule.

Von R. Beltz.

Die Forderung, die Ergebnisse der Vorgeschichtsforschung durch die Schule zum Gemeingut der allgemeinen Bildung zu machen, hat sich ja nun durchgesetzt, und Handbücher, Leitfaden u. dgl. über Vorgeschichte zur Information von Lehrern und auch Schülern sind genügend vorhanden. Noch aber fehlt es an der richtigen Behandlung der Vorgeschichte in den Handbüchern der verschiedenen Unterrichtsgegenstände. Darin liegt eine schwere Gefahr; eine falsche oder schiefe Auffassung, die mit der Autorität der Geschichte oder Geographie vorgetragen wird, kann den mühseligen Aufbau vorgeschichtlicher Anschauung zerstören. In einem ganz modernen und ernst wissenschaftlichem Handbuch der alten Geschichte findet man die Gedanken, es sei doch recht gut, daß die Römer sich am Rhein festgesetzt hatten, denn so hätten sie bildend auf die westlichen Germanenstämme gewirkt, die sonst auf derselben Kulturstufe stehen geblieben wären wie die Vandalen. Und in den Präparationen für den geographischen Unterricht an Volksschulen von Julius Tischendorf, einem sehr geschätzten und viel gebrauchten Buche (das mir vorgelegte Exemplar war schon die neunzehnte Auflage) liest man S. 85 „Lüneburger Heide. Hier oder da erhebt sich ein einfacher Grabhügel. Helden liegen unter ihm begraben, die vor tausend und mehr Jahren einst durch die Heide zogen. S. 86. Hat man nie ein solches Hünengrab geöffnet? O doch! Und was fand man da? Urnen von gelblichgrauer Farbe, gefüllt mit Asche und Knochen, Schwerter, Ketten und Schilde. Worauf lassen die Urnen schließen? (Verbrennung der Leichen!) Was sagen dir die gefundenen Waffenstücke? (Krieger.) Was fängt man mit den gefundenen Stücken an? (Museum.) — Die gefundenen Urnen werden wohl auch von armen Leuten als Trink- und Kochgeschirr verwertet." Als Anschauungsmittel dazu wird angegeben „Biese, Hünengrab", also der Verfasser meint wirklich Megalithgräber. Übrigens muß es nach S. 87 scheinen, daß die Geschiebeblöcke aus Norwegen kommen. — In einem ebenfalls sehr bekannten Lehrbuch der Geologie waren bei der Produktion der Diluvialzeit die schönsten neolithischen Äxte, Dolche usw. abgebildet.

Dagegen ist vorzugehen. Zunächst durch Warnung an die Kreise, die die Bücher benutzen, dann aber durch Vorstellungen bei dem Verlage, damit in folgenden Auflagen aufgeräumt werden kann.

Das Ende des Kampfes um Munzingen.

(Versuchte Mißhandlung des Siegers)[1]).

Von J. Bayer.

Wer den heftigen, fast 20 Jahre währenden Kampf um die Altersansetzung der Paläolithstation Munzingen verfolgt hat, konnte wahrnehmen, daß es nicht die Station als solche war mit ihren damals so dürftigen Funden, die zu einer Fehde solchen Umfanges führte, sondern in Wirklichkeit die Frage der geologischen Stellung des Lösses, mit der bekanntlich in hohem Grade das ganze Chronologieproblem verknüpft ist.

Der Kampf der gegnerischen Ansichten drehte sich bekanntlich um die Frage, ob Munzingen (nebst einigen anderen Fundorten) Magdalénien ist oder älter. In ersterem Falle müßte angesichts der Einheitlichkeit der Lößablagerung auch das im gleichen Löß befindliche Aurignacien und Solutréen für postglazial angesehen werden und das Moustérien fiele in die „Würm-Eiszeit". War Munzingen aber älter, dann bestand kein Hindernis für die Annahme der Bildung des Lösses vor dieser Kältezeit und der Parallelisierung des Moustérien mit der „Riß-Eiszeit", wobei es dann automatisch zum Verschwinden des „Riß-Würm-Interglazials" kommen mußte.

Auf diese Weise wurde Munzingen geradezu zu einem Prüfstein für die Chronologie zumindest des jüngeren Abschnittes des Eiszeitalters und der Kampf ging um einen hohen Preis.

Wie die Stellungnahme war, ist bekannt: die weitaus überwiegende Mehrheit trat für Magdalénien ein, so O. Schoetensack, A. Rutot, H. Breuil, H. Obermaier, R. R. Schmidt, F. Wiegers und viele andere; M. Hoernes vermutete, G. Steinmann behauptete Solutréen, ich verfocht hingegen Jung-Aurignacien und rückte die Station gegenüber Steinmann, der ihren Horizont für „die jüngste aller bisher bekannten Kulturschichten aus dem Löß" hielt, beträchtlich zurück, indem ich sie vor das Predmoster Niveau stellte: „Munzingen ist mit der Mehrzahl der bekannten Lößstationen ungefähr gleichen Alters und jedenfalls älter als Predmost... Munzingen kommt in keiner Beziehung eine Ausnahmsstellung zu"[2]).

So war die Gefechtslage, die im Laufe der Jahre eine Besserung zu meinen Gunsten wohl insoferne erfuhr, als es mir gelang, die gleichfalls als Magdalénien klassifizierten Lößstationen Aggsbach und Gobelsburg als Jung-Aurignacien zu erweisen und zwar auf Grund eigener Grabungen.

Bezüglich Munzingen erfuhr die Lage aber keine Änderung, die ja auch

[1]) August Padtberg, Das Altsteinzeitlager im Löß von Munzingen. Nach eigenen Ausgrabungen. Mit acht Tafeln und zwei Textfiguren. Augsburg, Benno Filser, 1925. — 16 Mk. (Monographien zur Urgeschichte des Menschen, herausgeg. von R. R. Schmidt).

[2]) Das Alter der Lößstationen am Rhein. Jahrb. f. Altertumsk. IV, Wien 1910. S. 165.

nur auf Grund eines reicheren Fundmaterials zu erwarten war. Dieses kam nun tatsächlich zutage, als A. Padtberg 1914 an der von mir angegebenen Stelle — ich schrieb 1910 a. a. O. S. 163: „Der eigentliche Lagerplatz des Diluvialmenschen lag wohl weiter südlich, wo einst Ecker gegraben hat und wo meines Erachtens noch reichlich Gelegenheit wäre, durch eine systematische Grabung neues Material zu gewinnen, das für eine übereinstimmende Beurteilung der Munzinger Lößstation höchst willkommen wäre" — eine sehr erfolgreiche Grabung vornahm, deren Ergebnis den Kampf in unzweifelhafter Weise entscheidet. Jeder Fachmann nämlich, der die beim Kongreß in Tübingen August 1923 gezeigten Fundstücke Padtbergs sieht, wird hier das Musterbeispiel einer Jung-Aurignacien-Station erkennen, wie das R. R. Schmidt auf jenem Kongreß auch eindeutig darlegte, womit er seine frühere Ansicht eines „Hoch-Magdalènien" endgültig fallen gelassen und sich ohne Einschränkung zu meiner Ansicht bekannt hat.

Damit hielt ich diese Fehde für erledigt und wäre auf sie gar nicht mehr zurückgekommen, wenn nicht Padtberg zur Überraschung wohl der ganzen diluvialarchäologischen Forschung in der kürzlich erschienenen Veröffentlichung seiner Grabung von 1914 den von Schmidt aufgegebenen Standpunkt zu dem seinen gemacht und — was ungleich schwerwiegender als diese Meinungsäußerung eines Außenseiters der Diluvialarchäologie ist — eine Fülle von unrichtigen Behauptungen, besonders was meine Person anbetrifft, vorgebracht hätte, die wohl der Fachmann sofort als solche erkennt, die aber beim nichtfachmännischen Publikum den Eindruck erwecken müssen, daß ich ein Ignorant oder Charlatan bin, der Munzingen falsch beurteilt hat und noch obendrein jahrelang eine Chronologie des Eiszeitalters verficht, die gar nicht die seine, sondern die Boule-Obermaiers ist.

Die durch Padtberg geschaffene Sachlage entbehrt wirklich nicht der Komik: dafür, daß ich schon vor 16 Jahren als einziger Munzingen richtig eingeschätzt habe, werde ich nun heruntergemacht, ja dieser Autor scheint es für eine Schande zu halten, wenn man seine Ansichten im Laufe der Jahre ändert, was sich übrigens hier nur auf untergeordnete Einzelheiten bezieht, denn in der Gesamtbeurteilung habe ich keinen Augenblick geschwankt.

Herr Padtberg irrt nun aber, wenn er glaubt, daß ich mir diese, allerdings unter dem Deckmantel christlicher Nächstenliebe — „niemand zuliebe, aber auch niemand zuleide" — begangene Mißhandlung ruhig gefallen lasse. Wir werden uns im Gegenteil diesen Herrn Padtberg etwas genauer ansehen, wobei sein Wissen und seine Methode zu beleuchten sein wird.

Gleich eingangs möchte ich betonen, daß ich mich in eine Erörterung darüber, ob hier Magdalénien oder Aurignacien vorliegt, nicht einlasse, da ich keine moralische Verpflichtung fühle, Herrn Padtberg in das ABC der Typologie einzuführen. Ich kann ihm aber den Besuch darauf bezugnehmender Vorlesungen nur bestens empfehlen. Er wird dann hören, daß sein Ausgrabungsmaterial typisches Jung-Aurignacien ist und sehr bedauern, daß er zuerst sein Buch geschrieben und erst dann studiert hat, statt umgekehrt. Jedenfalls wirkt es komisch, wenn ein Außenseiter wie Padtberg mit einem der besten Kenner der Typologie, wie es zweifellos R. R. Schmidt ist, in eine Polemik eintritt und sich so blamiert, wie das besonders auf den S. 49ff. ersichtlich wird, wo das Anfängerstadium Padtbergs einwandfrei offenkundig wird.

Was ich hier aber grell beleuchten möchte, ist die Padtberg'sche Methode der Beweisführung.

Er erzählt die Geschichte der Beurteilung Munzingens sehr ausführlich, wobei er meiner Person besonders eingehend gedenkt. Dabei ist es interessant zu sehen, wie meine Sätze kritisiert werden, die durch seine Grabung die vollständige Bestätigung erfahren haben, so meine schon 1909 ausgesprochene Ansicht, daß die Lößbildung während des Solutréen zu Ende gegangen ist, die er „Verbot" nennt, wo es sich doch um die Feststellung einer durch alle bekannten Lößstationen bezeugten Tatsache handelte.

Wenn Padtberg hier von „vorschnellen Folgerungen" spricht, dann dürfte man in der Geologie und Urgeschichte überhaupt erst Schlüsse ziehen, wenn das letzte Petrefakt und der letzte Abspliß oder Gefäßscherbe dem Boden entnommen ist.

Ein besonders günstiger Angriffspunkt dünkt ihm meine geologische Beurteilung der Lagerung der Kulturschicht von Munzingen. Hier möchte ich vorausschicken, daß trotz Padtbergs mehrmaliger Versicherung des Gegenteils die zweifelsfreie Einlagerung des Kulturhorizontes in ungestörtem Löß von Steinmann und mir in vollkommen eindeutiger Weise festgestellt worden ist[1]). Ich habe nun 1910 die Lage der Munzinger Kulturschicht mit der von Achenheim und Metternich verglichen und sie — unter Zugrundelegung der Steinmannschen Beurteilung des Munzinger Lösses — übereinstimmend gefunden, womit ich aus dem Aurignacien dort auf ein solches hier schloß. Als ich später (1912) die Möglichkeit ins Auge faßte, daß die Munzinger Kulturschicht höher liegt, betonte ich, daß sich damit an der Altersbeurteilung nichts ändere, da das Spät-Aurignacien wohl bisweilen auf der Göttweiger Verlehmungszone liege, „in der Regel ... aber inmitten oder in den oberen Partien des oberen jüngeren Löß" liegt[2]), da hierfür vielfach örtliche Verhältnisse ausschlaggebend sind. Diese von mir selbst vorgenommene Korrektur meiner früheren Ansicht dient Padtberg als Ausgangspunkt einer Kritik, die offensichtlich dem Zweck dient, meine so richtige Beurteilung zu verdunkeln. Dabei ist das, was Padtberg als von ihm neu erkannt hinstellt, daß nämlich die Kulturschichte inmitten des jüngeren Löß liegt, von mir, wie das obige Zitat zeigt, bereits 1912 erkannt worden und wir sehen Padtberg seitenlang polemisieren, ohne daß es mehr ist, als der ohnmächtige Versuch, an meiner Beweisführung einen Angriffspunkt zu gewinnen.

Offenbar weil dies unserem Autor mit Munzingen nicht gelingt, erstreckt er seine Kritik auf mein Chronologiesystem, das er auf S. 11 ein „ganz neues Eiszeitschema" nennt, während es sich nach S. 14 um eine „bloß nominelle Verschiebung der ..... Obermaierschen Eiszeitchronologie" handelt. „Im Grunde genommen kommt also seine" (meine) „jahrelange, stark persönliche Polemik auf einen Kampf mehr um Worte, denn um Sachen hinaus, oder wie es Werth schon 1917 .... ausdrückte, ‚es liegt hier keine chronologische, sondern nur noch eine nomenklatorische Streitfrage vor".

Jetzt wissen wir es, ich habe mehr als zehn Jahre geglaubt, ein eigenes Chronologiesystem zu verfechten und wußte nicht, daß es doch das von Boule-Obermaier ist, was ich erst jetzt durch Herrn Padtberg erfahre.

Ich weiß nicht, ob Herr Padtberg jemals etwas von Grundmoränen gehört hat, wie sie beispielsweise ihrer drei den Boden Norddeutschlands

[1]) Besonders bei unserer Versuchsgrabung in Munzingen im Jahre 1910.
[2]) Die Chronologie des jüngeren Quartärs. S. 217.

bedecken. Wenn es ihm nun gleich erscheint, zwischen welchen das Chelléen und Aurignacien liegt, dann hat er und Werth mit obiger Behauptung recht. Mehr darüber zu sagen unterlasse ich aus dem gleichen Grunde, der es mir oben verwehrte, auf die Typologie einzugehen.

Ich möchte Herrn Padtberg nur den wohlgemeinten Rat geben, um ihm weitere bittere Erfahrungen im wissenschaftlichen Leben zu ersparen: er möge vorerst versuchen, sich jenen weiteren Gesichtspunkt in der diluvial-geologischen und archäologischen Forschung zu verschaffen, der für Erfolge auf diesem Gebiete unerläßlich ist. Er möge aber künftig auch seine Freunde nicht in so ungeschickter Weise bloßstellen, wie er das hier getan, wo er es (S. 15) als „ein Zeichen unvoreingenommener Wahrheitsliebe" hinstellt, wenn ein Gelehrter eine falsche Behauptung „stillschweigend fallen" läßt. Ich glaube, daß man einen Irrtum offen einbekennen soll.

Jedenfalls ist es aber in wissenschaftlichen Kreisen nicht überall üblich, daß man Tatsachen entstellt, wie dies Padtberg mir gegenüber macht, zu dem Endzweck, meinen Erfolg schmälern, ja ableugnen zu wollen, was Padtberg tut, wenn er (S. 58) schreibt: „Ganz zu Unrecht erblickte übrigens Jos. Bayer auf dem Tübinger Anthropologentag in Schmidts veränderter Stellungnahme eine Bestätigung dessen, was er immer vertreten habe. Vielmehr werden seine früher als hinfällig erkannten Beweise selbst bei Anerkennung des neuen Schmidtschen Standpunktes in keiner Weise wieder aufgerichtet, und Schmidts jetzige Ansicht steht völlig unabhängig von Bayer da, der zudem keinerlei weitere Gesichtspunkte beibrachte".

Deutlicher kann man seine Absicht nicht verraten. Das getraut sich Herr Padtberg zu schreiben, obgleich er weiß, daß meine Beweise nach wie vor volle Geltung besitzen, denn seine Grabungen haben sie ja von a—z bestätigt. Die alte, von mir aber selbst zwei Jahre später abgeänderte Interpretation der geologischen Lagerung zum Angriffspunkt zu nehmen ist Herrn Padtberg nur deshalb nicht schwerer anzurechnen, weil ihm offenbar nicht bekannt ist, daß nur die von einem Autor in einer Sache zuletzt geäußerte Meinung angreifbar ist.

Ich stelle somit fest, daß Herr Padtberg mit obigem Satze eine falsche Behauptung aufgestellt hat [1]).

Heiter wirkt, wie H. Padtberg, dem sein Magdalénien wahrscheinlich zeitweise doch etwas verdächtig vorkommt, „letztlich ... als versöhnende Schlichtung der Meinungsverschiedenheiten" die „Wahrscheinlichkeit" erwähnt, „daß in Munzingen ein auch anderswo nachgewiesener unmittelbarer Übergang vom Aurignacien zum Magdalénien vorliege, mit nur schwachem Anklang an das ortsfremde Solutréen, so daß auch zeitlich Spät-aurignacien und Frühmagdalènien nahe zusammenfielen".

Man sieht, Padtberg ist auch gegebenenfalls zum Zusammenhandeln bereit, aber vorläufig plaidiert er, obgleich ihm Schmidt mit einem Hinweis auf die belgischen Verhältnisse eine goldene Brücke bauen möchte, doch lieber für Magdalénien.

Eine solche Verwaschung der Sachlage, wie sie in der Ausschaltung des Solutréens läge, ist, das sei hier gleich mit allem Nachdruck bemerkt, vollkommen unzulässig. Wenn es auch im Norden sicher Gebiete gegeben hat, wo ein solutréloser Übergang vom Endaurignacien zum Magdalènien stattgefunden hat, so kommt dies für Munzingen angesichts seiner geo-

[1]) Was auch daraus hervorgeht, daß R. R. Schmidt auf jenem Kongreß zu Tübingen in loyaler Weise die Richtigkeit meines Standpunktes anerkannte.

graphischen Lage keinesfalls in Betracht, denn es liegt geradezu inmitten des von Ungarn über Mähren und Süddeutschland nach Frankreich sich erstreckenden Solutréen-Bereiches. Wenn es also, wie es tatsächlich der Fall ist, beginnende Flächenretusche zeigt, so ist das eben ein Beweis, daß es dem Endaurignacien angehört, auf das bereits der Schatten des Solutréen vorausfällt. Die absolute Gleichzeitigkeit mit den französischen und österreichischen Funden aber wird durch die Lagerung der Munzinger Kulturschichte im Löß III vollkommen sicher gestellt, der keineswegs in den verschiedenen Gebieten Europas zu verschiedener Zeit abgelagert worden ist.

Wenn das Knocheninventar Munzingens von dem der östlicheren Stationen etwas abweicht und mehr sich an das Jung-Aurignacien Westeuropas anschließt, so ist dies angesichts der Lage Munzingens nur begreiflich. Sie bringt es mit sich, daß wir hier ein Gesamtinventar sehen, das westliche und östliche Eigentümlichkeiten vereinigt. Wie schon eingangs bemerkt, ist es typisches Spät-Aurignacien, das natürlich auch echte Bohrer enthält, die ja in diesem Niveau nicht selten vorkommen [1]). Was die sog. „Sägen" betrifft, die von Herrn Padtberg gleichfalls für Magdalénien ins Treffen geführt werden, verweise ich ihn auf Willendorf und auf die jüngst entdeckte Station von Pollau in Südmähren, wo er sie in denkbar schönster Ausprägung finden kann und zwar auch echte Sägen [2]).

Was den Typologen wirklich vom Magdalènien überzeugt hätte, bleibt Herr Padtberg schuldig. Mit einer einzigen Harpune hätten wir ihm Recht gegeben, aber er kann uns nicht einmal Knochennadeln vorweisen. Seine Behauptung, daß das Alt-Magdalènien den Typus der Harpune nicht kennt, ist insoferne unzutreffend, als in dieses Niveau bekanntlich bereits das Frühstadium der Harpune, das Stäbchen mit schrägen Einschnitten fällt, mit dem wir ganz zufrieden gewesen wären, von dem im Inventar von Munzingen aber nicht ein Stück gefunden wurde.

Was aber viel bezeichnender ist — die Harpune ist schließlich ein relativ seltenes Gerät — ist das gänzliche Fehlen der feinen Knochennadeln, die so charakteristisch für Magdalénien sind. Wie sich hier Herr Padtberg aus der Klemme zu ziehen versucht, ist für seine ganze Beweisführung typisch. Nachdem er sich und den Leser über das Fehlen der Harpunen zu beruhigen versucht hat, indem er feststellt, daß „aus dem vielleicht zufälligen Fehlen überhaupt kein sicherer Schluß gezogen werden kann", äußert er sich über das gänzliche Fehlen der Nadeln: „Dies gilt bis zu einem gewissen Grade auch für das Fehlen von Nadeln! Hat das Schweizersbild doch nur zwei ganze geliefert neben allerdings 58 Bruchstücken; auch im Keßlerloch waren es unter 38 Stücken (nach Nüesch) nur wenige vollständige. Lagen also selbst dort die Erhaltungsbedingungen für die zarten Gebilde so ungünstig, ist es dann zu verwundern, wenn sie an der Freilandstation Munzingen sämtlich der intensiven Verwitterung zum Opfer fielen? Wenn man zudem berücksichtigt, was wir vorher ... über wahrscheinliche Spuren von Nadeln aus-

[1]) Hier zeigt sich wieder Padtbergs tendenziöse Art, denn obgleich ich nie den Bohrer für einen „Prüfstein" für diese oder jene Kulturstufe gehalten, stellt es Padtberg S. 63 so dar und behauptet obendrein, daß es in Willendorf keine „echten Bohrer" gebe, was natürlich falsch ist. Auch die von dieser Station behauptete Seltenheit von Knochengeräten besteht nicht.

[2]) J. Bayer, Eine Mammutjägerstation im Löß von Pollau in Südmähren. Eiszeit 1924, S. 81ff., Taf. I rechts unten. Was er übrigens Taf. VIII 53, 54, 60, 61 abbildet, sind lediglich Mikrolithen, die durch Gebrauch Kerben erhalten haben.

führten und später über seine Bohrer und Steinspitzen sowie besonders über die mehrfach gefundenen, offenbar zur Nadelglättung dienenden ‚Steinsägen' zu sagen haben, wird man nach allem anerkennen müssen, daß aus dem anscheinenden Fehlen der Knochennadeln nichts Sicheres gefolgert werden darf, ihr tatsächliches Vorhandensein vielmehr genügend belegt ist."

Also: in den beiden zum Vergleiche herangezogenen Magdalénienstationen liegen in jeder annähernd ein halbes Hundert Nadeln, in Munzingen nicht eine. Aber dort sind es ja fast nur Bruchstücke sagt Padtberg, was beweist, wie schlecht sich solche Nadeln erhalten, so daß es kein Wunder ist, wenn man sie in einer Freilandstation nicht antrifft. Als ob ihr Fragmentzustand mit den Erhaltungsbedingungen etwas zu tun hätte [1]) und nicht von der im Magdalénien erfolgten Zerbrechung der Nadeln herrührte und als ob sich nicht ein Nadelfragment genau so gut oder schlecht erhält wie eine ganze Nadel. Und weiß Herr Padtberg nicht, daß der Löß zu jenen Gesteinen gehört, die ihren Inhalt bestens konservieren? Hat er nie aus dem Löß Knochenpfriemen mit den allerfeinsten Spitzen gesehen, die so glänzend erhalten sind, daß sie sich noch heute zum Lochstechen eignen? Aber er hat entschieden Pech: Gerade die Typen des Magdalènien sind vergangen oder zufällig nicht da — doch nein, sie sind ja „genügend belegt".

So macht man eine Publikation! Ich kenne kaum eine andere Arbeit, die einen derartigen Grad von Subjektivität mit einer so staunenswerten Unwissenheit vereinigt aufweist. Wenn Herr Padtberg dies nur für meine Meinung ansieht, so wird er wohl bald aus dem Widerhall, den seine Darlegungen sonsthin finden werden, eines anderen belehrt werden.

Unter diesen Umständen wäre es schade um Zeit und Papier, auf seine Folgerungen in chronologischer Beziehung einzugehen, die natürlich in einer Apotheose des französischen Chronologiesystems ihre Schlußsteigerung finden. Diesbezüglich darf ich auf mein im nächsten Jahre erscheinendes Buch verweisen, das mit dem ganzen chronologischen Fastnachtsspuk der deutschen und französischen Schule ein für allemal aufräumen und zeigen wird, daß ein einziger sofort klar gesehen hat: G. Kossinna, der trotz stärkster Beeinflussung speziell durch die norddeutschen Geologen, sich sofort meiner Aufstellung angeschlossen und meinen Arbeiten im Mannus Raum gegeben hat. Daß er dafür natürlich auch von H. Padtberg angegriffen wird, kann seinem wissenschaftlichen Prestige nur förderlich sein, sowie andererseits Padtbergs Lob mir an Stelle Breuils recht peinlich wäre, besonders wenn er heute dessen „neun wuchtige Punkte" vom Genfer Kongreß 1912 zitiert, wo Breuil das Madeleinealter Munzingens als „absolument certain" bezeichnete. Das war einmal und ich bin überzeugt, daß H. Padtberg heute weder bei Breuil noch sonst bei einem der führenden Diluvialprähistoriker Bundesgenossenschaft finden wird, sondern jeder wird Herrn Padtberg den Rat geben, auf seine literarische Tätigkeit zugunsten der Nachholung der Grundbegriffe von Archäologie besonders aber auch der Geologie auf einige Zeit zu verzichten. Dann wird er sich allmählich der Größe der Blamage bewußt werden, die er sich mit seiner Schrift über Munzingen für immer zugefügt hat. Diese vermag keinen Kundigen darüber hinwegzutäuschen, daß mit Munzingen nunmehr die letzte Bastei der Löß-Magdalénien-Anhänger erstürmt und der Weg für eine richtige Beurteilung des Eiszeitalters frei geworden ist.

[1]) Bruchstücke durch Abwitterung sehen wesentlich anders aus und von solchen liegt in den genannten Magdalénien-Stationen meines Wissens auch nicht ein Stück vor.

Nordische oder asiatische Urheimat der Indogermanen?

Von Gustaf Kossinna.

Eduard Meyer, der frühere Vertreter der Geschichte des mittelländisch-orientalischen Altertums an der Berliner Universität, ist seit langem der einzige namhafter Verfechter jener Ansicht, die sonst allgemein als rückständig und längst überholt gilt, daß nämlich das indogermanische Urvolk seine Heimat in Mittelasien gehabt hätte und daß von dort her die einzelnen Zweige dieses Urvolks nach Vorderasien und Europa gewandert wären, um sich hier zu den indogermanischen Völkern der geschichtlichen Zeit zu entwickeln.

Die gegenteilige, seit vierzig Jahren überall durchgedrungene Ansicht von Mittel- und Nordeuropa als Herd der indogermanischen Ausbreitung und Wanderung, die Meyer früher als bloße „Modeansicht" bezeichnet hat, nennt er jetzt zwar „bei uns vorherrschend", hängt ihr aber gleichsam als Makel an, daß sie „in populären Kreisen geradezu zum Dogma" geworden sei. Er tat dies in einem kürzlich in der Berliner Akademie gehaltenen Vortrage, worin er den Mut bewiesen hat, seine Anschauung, die er bisher nie ernsthaft zu begründen versucht hatte, durch eine Anzahl von Beweisen zu stützen. Der Vortrag ist zwar noch nicht im Druck erschienen. Die Zeitungen brachten indes kürzlich einen völlig gleichlautenden, offenbar halbamtlichen, recht ausführlichen Bericht darüber, so daß man ohne Gefahr größerer Mißverständnisse schon jetzt zum Inhalt des Vortrages Stellung nehmen kann und muß.

Zunächst bespricht Meyer einen der schlagendsten Beweise für die nordeuropäische Herkunft der indogermanischen Eroberervölker. Nach der geschichtlichen Überlieferung und den Darstellungen der bildenden Kunst finden wir nämlich bei der herrschenden Oberschicht aller dieser Völker den „nordischen" Typus vertreten: hohe, kräftige Gestalt, helle Haut, blondes Haar, blaue Augen, rückwärts lang ausgezogenen Kopf, langes, schmales Gesicht mit schmaler Nase. Überall ist dieser nordische Typus heute in der rassisch anders gearteten, an Zahl von Anfang an überlegenen Unterbevölkerung völlig oder wenigstens zum größten Teile untergegangen mit Ausnahme des Gebiets von Nord- und Mitteleuropa, wo er heute noch vorherrschend ist. Der Schluß, daß hier die Heimat des nordischen Typus, also auch die des indogermanischen Urvolks, gewesen sei, ist durchaus zwingend. Meyer glaubt diesen Sachverhalt, der für die Berechtigung seiner Anschauung geradezu vernichtend ist, leichthin mit der Äußerung abtun zu können, jener Schluß sei für ihn nicht zwingend.

Weiterhin führt Meyer die schon so oft vorgebrachte und ebenso oft widerlegte Meinung vor, daß alle großen Völkerwanderungen, die Westasien und Europa erschüttert und die volklichen Verhältnisse dort umgestaltet hätten, von dem großen Völkerherd in Mittelasien ausgegangen wären. Man hätte hier von Meyer gern nähere Einzelheiten darüber erfahren, welche Einfälle in Europa von ihm gemeint sind. Der früheste, geschichtlich bekannte Einfall von Asiaten in Europa ist der skythische. Die Skythen waren allerdings ein indogermanischer, und zwar nordiranischer Stamm; sie kamen aber nicht aus Mittelasien und ihr volklicher Einfluß in Europa erstreckte sich in der Hauptsache nicht weiter als auf Südrußland. Dasselbe gilt von den späteren nordiranischen Einbrüchen in diese Gegenden, z. B. von dem der Sarmaten. Das waren also im großen gesehen geringfügige Einwanderungen. Sehen wir uns nach „großen" Einwanderungen von Mittelasien her nach Europa um, so bleiben nur die ganz anders gearteten Einfälle der Turkvölker übrig, wie der Hunnen, Awaren, Mongolen und Türken. Diese unkultivierten Reitervölker überschwemmten wie Heuschreckenschwärme die osteuropäischen und zum Teil auch die mitteleuropäischen Kulturländer, rissen zwar auf kurze Zeit hier die Herrschaft an sich, waren aber gänzlich unfähig, die Kultur und die Sprache der eroberten Gebiete zu beeinflussen. Vielmehr endete ihre Herrschaft entweder in rückflutender Flucht der Einbrecher nach Asien oder durch ihre Vernichtung oder dadurch, daß sie sich unter der alteingesessenen, hochkultivierten Bevölkerung rasch verloren, ohne eine nennenswerte Spur zu hinterlassen, weder in rassischer, noch kultureller, noch gar sprachlicher Richtung.

So sehen also die großen Auswanderer- und Erobererzüge aus, denen nach Meyer die Wanderungen der indogermanischen Stämme am meisten verwandt gewesen wären! Man braucht kein großer Geschichtsforscher zu sein, um die Unmöglichkeit einer solchen Anschauung sofort zu erkennen. Die Indogermanen setzten sich bei ihren Eroberungen eben nicht nur auf kurze Frist durch, wie jene kulturzerstörenden Asiaten, sondern blieben dauernd an der Spitze der unterjochten Völker, denen sie ihre Sprache aufzwangen und die sie nach einiger Zeit zu bedeutender Kulturhöhe emporzuheben verstanden.

Das sehen wir bei der Ausbreitung der Griechen seit Alexander d. Gr. über ganz Vorderasien und das sehen wir, wenn auch in geringerem Ausmaß, bei der großen germanischen Völkerwanderung, die das ganze damals kultivierte Europa rassisch und kulturell umgestaltete mit Ausnahme der Balkanhalbinsel, wo sie nicht hingelangte und ihre Kraft der Neugeburt von Volk und Staat nicht ausüben konnte und wo infolgedessen die alteinheimische Bevölkerung unter byzantinischer Herrschaft immer tieferer Verrottung anheimfiel.

Völlig unverständlich ist es, weshalb Meyer eine Wanderung eines europäischen Volkes von Europa nach Iran und Indien und dann von Iran zum Teil wieder zurück nach Südrußland (wobei er die Skythen-Sarmaten im Auge hat) für „kaum begreiflich" hält, während doch bekanntlich die Goten von Schweden über Ostpreußen bis nach dem Kaukasus und rückwärts wieder von Südrußland bis nach Italien und Spanien gezogen sind. Und dies vermochten die Goten zu einer Zeit, da die Staaten und die Bevölkerungen Europas an ihren Grenzen wie in ihrem Innern unvergleichlich viel stärker gefestigt waren, als zu jener Urzeit der indogermanischen Volkszerteilungen.

Und warum es „vollends undenkbar" sein soll, daß die Tocharer, deren Sprache, wie Meyer selbst hervorhebt, eine westliche, d. h. europäische,

Indogermanensprache war, von Europa nach Mittelasien gezogen wären, um dann im zweiten Jahrh. vor Chr. wieder nach dem Westen vorzubrechen, ist ebensowenig zu verstehen. Zumal doch die durchaus noch nicht völlig geklärte Stellung der tocharischen Sprache jetzt schon zeigt, welche starken Einflüsse ganz verschiedener indogermanischer Nachbarsprachen die Spuren in ihr hinterlassen haben.

Zu diesen angeblichen Beweisen führt Meyer schließlich noch weitere derselben indirekten oder negativen Art an, die er einer Betrachtung der germanischen Sprachen entnimmt. Er betont die starken Verluste des germanischen Zeitworts, das sich nur zwei Zeiten, das Präsens und das Perfektum, und nur zwei Modi, den Indikativ und den Konjunktiv, erhalten habe, und führt diese starken Verluste darauf zurück, daß die Germanen eine von den übrigen Indogermanenvölkern ganz verschiedene Denkform und ganz verschiedene innere Gestalt des Sprachbaues besessen hätten. Mit diesen Worten schließt sich Meyer jenen zwei oder drei völlig abseitsstehenden, von den maßgebenden germanischen Sprachforschern als nicht ernst zu nehmende Sonderlinge zurückgewiesenen Überkritikern an, die in den Germanen keine ursprünglichen Indogermanen sehen. Da sie ursprünglich gar keine Indogermanen wären, meint Meyer, hätten sie die vielen indogermanischen Zeitwortformen nicht verstanden und nicht anwenden können.

Der Grundfehler der Meyerschen Betrachtung liegt hier darin, daß er indogermanische Sprachen, deren Gestalt wir aus dem zweiten Jahrtausend vor Chr. (wie die hethitische Mischsprache) oder wenigstens aus der Zeit um 1000 vor Chr. (wie das Altindische und Altiranische) kennen, mit einem Sprachstand auf gleiche Stufe stellt, der uns (wie beim Germanischen) erst aus dem vierten Jahrhundert nach Chr. zufrühst bekannt wird. Die Germanen, damals seit Jahrtausenden Zeit genug gehabt, ihre Sprache außerordentlich abzuschleifen; immerhin glich sie damals dem Latein noch so sehr, daß man in ihr ganze kleine Sätze bilden kann, die in beiden Sprachen völlig gleichlautend sind.

Während die südlichen und östlichen Indogermanensprachen durch frühzeitige Anwendung der Schrift und frühzeitige Ausbildung einer Schriftsprache frühe zu einer Art Versteinerung geführt wurden, die eine Weiterentwicklung und den Eintritt von Verlusten nicht mehr zuließ, konnte das Germanische in schriftloser Zeit bis tief ins Mittelalter sich ungehindert entwickeln.

Die Bahn für solche Entwicklung war um so ungehemmter, als die Germanen schon seit frühester vorgeschichtlicher Zeit zu den stark Geschichte machenden und den mit stärkstem Fortschrittstrieb begabten Völkern gehören: bei solchen Völkern schreitet die Sprachentwicklung rasch vorwärts im Gegensatz zu den in den Außenbezirken der Geschichte stagnierenden geschichtslosen „Rand"-völkern, wie es Litauer, Letten und Slawen waren, deren Sprache seit Jahrtausenden sich nur wenig verändert hat.

Gerade weil das Germanische auf urindogermanischem Boden erstanden ist und eine im wesentlichen ungemischte indogermanische Sprache blieb, konnte es sich unaufhörlich weiter abschleifen, ohne seinen indogermanischen Charakter zu verlieren, während z. B. das Keltische infolge seiner Aufpfropfung auf die nicht indogermanische, ursprünglich hamitische Bevölkerung Großbritanniens schon im Mittelalter sein indogermanisches Aussehen und Wesen völlig einbüßte. Alle indogermanischen Sprachen, ausgenommen nur das Germanische, sind in ihrem indogermanischen Urzustande versteinert. Durch

ihre urzeitliche Übertragung in ein fremdes Land, dessen Unterbevölkerung infolge Jahrtausende langen Ausbleibens jeglicher Vermischung mit der Oberschicht keinen Einfluß auf eine Umgestaltung der Landessprache zu gewinnen vermochte. Bei ihnen allen war durch die weite Abtrennung vom „Mutterlande die Entwicklungsfähigkeit aus sich selbst heraus, die „organische", die das Germanische auszeichnete, verloren gegangen. Es ist ja eine öfter beobachtete Erscheinung, daß Sprachen, die den Zusammenhang mit dem Ur- und Hauptgebiet ihrer Verbreitung verloren haben, ihre bei der Abtrennung erreichte Gestalt unverändert fortführen. So besitzt das ferne Isländische noch heute eine altnorwegische, fast altnordische Gestalt und so zeigt auch das kanadische Französisch heute ein altertümliches Gepräge, das in Frankreich selbst seit Jahrhunderten überwunden ist.

Weiter aber hat Meyer gar nicht bedacht, wie bei Annahme seiner Lehre der Unterschied im Verlustreichtum zwischen der germanischen und den übrigen indogermanischen Sprachen Europas zu erklären wäre. Warum zeigen diese anderen Sprachen nicht ähnliche Verluste und Eigenheiten wie das Germanische, da sie doch nach Meyer auch aus Mittelasien herstammen, in Europa also auf fremden Boden und fremde Unterbevölkerung übertragen wurden?

Meyer ist ja kein Sprachforscher, am wenigsten auf indogermanischem Gebiete. Was er hier bringt, ist aus zweiter oder dritter Hand geschöpft. Ein Sprachforscher, der ernstlich Asien als Urheimat der Indogermanen erweisen wollte, müßte doch vor allem auch die als schlagend anerkannten sprachlichen Beweise für Nordeuropa widerlegen. Er müßte anders als bisher erklären können, warum die als urindogermanisch erwiesenen Baumnamen gerade solchen Baumarten angehören, die wie die Eiche nur in Europa, oder wie Buche und Eibe gar nur in Mittel- und Westeuropa vorkommen, während ihre Namen in Asien entweder ganz unbekannt sind oder auf andere Baumarten übertragen worden sind. Dasselbe gilt von einer großen Zahl urindogermanischer Tiernamen, während umgekehrt von den besonderen asiatischen Tiernamen, wie Löwe, Tiger, Schakal, Kamel, Elefant, kein einziger als urindogermanisch erweisbar ist. Und doch hätten diese asiatischen Tiernamen, wären sie jemals in den europäischen Sprachen heimisch gewesen, nicht bis auf die kleinste Spur verschwinden können.

Die größte Unterlassungssünde begeht Meyer aber dadurch, daß er die am allerschwersten wiegenden Beweise für eine nord- und mitteleuropäische Herkunft des indogermanischen Urvolks mit Stillschweigen übergeht, man muß sagen totschweigt — denn gehört davon hat er. Es sind das die Beweise, die wir der vorgeschichtlichen Archäologie Europas, besonders Mittel- und Nordeuropas, verdanken. Diese Wissenschaft hat gezeigt, daß in der jüngeren Steinzeit, d. h. im 4. bis 3. Jahrtausend vor Chr., kein Land Europas eine so stetig nur aus sich heraus und zugleich so hochentwickelte Kultur besessen hat wie Nord- und Mitteleuropa. Ferner, daß seit dem 4. Jahrtausend ein beständiger Abfluß starker Bevölkerungsmengen aus Dänemark und Norddeutschland zuerst nach dem mittleren und südlichen Mitteleuropa und nach Südrußland, später auch nach Griechenland, Italien und Nordfrankreich stattgefunden hat. Ebenso hat die vorgeschichtliche Archäologie gezeigt, daß der Stamm der Germanen seit Beginn der Bronzezeit, also seit etwa 2000 vor Chr., vom südwestlichen Ostseewinkel aus sich allmählich über ganz Norddeutschland ausgebreitet und seit den letzten Jahrhunderten vor Chr. auch

Mitteldeutschland, das Oberrheingebiet und um Chr. Geb. die Sudetenländer südwärts bis zur Donaugrenze gewonnen hat.

Niemals ist aber nach Ausweis der Siedlungs- und Kulturkreis-Archäologie eine Eroberung und Besiedelung südskandinavisch-norddeutscher Gebiete durch südlicher wohnende Stämme im geringsten bemerkbar. Vollkommen ausgeschlossen ist sie für die letzten sieben Jahrhunderte vor Chr. auch durch den etwa um 700 vor Chr. in Nord- und Mitteleuropa einsetzenden starken Klimasturz, der besonders schwer das Germanengebiet traf und je nördlicher, desto schwerer. Wir erkennen in dieser Zeit besonders anhaltende starke Entleerungen Schwedens durch Auswanderung ganzer Stämme nach Norddeutschland.

Wir haben also gesehen, daß Meyers negative Beweise für eine indogermanische Urheimat in Mittelasien durchweg hinfällig sind: so die angebliche Unmöglichkeit weiter Wanderungen europäischer Volksteile nach Vorderasien, ferner die starken Verluste innerhalb des germanischen Zeitworts und die daraus erschlossene besondere nichtindogermanische Denkform und sprachliche Ausdrucksweise der Germanen. Wir haben weiter gesehen, daß Meyer die gewichtige Tatsache rein nordischen Rassencharakters der herrschenden Bevölkerungsteile aller indogermanischen Völker zwar erwähnt, aber mit unzulänglichen Worten einfach beiseite schiebt. Äußerst bedauerlich, ja geradezu befremdlich ist es dabei, daß Meyer gar nicht daran zu denken scheint, sich darüber zu äußern, welche Rasse denn nach seiner Meinung bei dem indogermanischen Urvolk vorherrschend war. Vielleicht hat er sich gar keine Gedanken darüber gemacht, was wenig Gründlichkeit verraten würde. Aber die Wissenschaft der Anthropologie liegt ja überhaupt nicht im Gesichtskreise dieses reinen Historikers. Jedenfalls entschlüpft er auf diese Weise einer schier unüberwindlichen Schwierigkeit, die ihm sonst zu einer verhängnisvollen Falle hätte werden müssen.

Und dasselbe gilt von der vorgeschichtlichen Archäologie Europas, die für Meyer ebenfalls ein verschlossenes Gebiet ist. Sahen wir doch auch, daß er die geradezu ausschlaggebenden Ermittelungen dieser Wissenschaft, die genau wie die Rassenforschung den nordischen Herd des indogermanischen Urvolks beweist, nicht einmal leise streift, geschweige denn zu widerlegen versucht.

Alles in allem kann man nur sagen, daß Meyers Versuch, die seit langem veraltete und endgültig abgetane Ansicht von der asiatischen Herkunft der indogermanischen Stämme durch neue Erwägungen wiederum auch nur halbwegs wahrscheinlich zu machen, ja nur als möglich erscheinen zu lassen, völlig mißlungen ist.

Aus Museen und Vereinen.

Schloßmuseum zu Ingolstadt.

Nach mehrjähriger stiller Arbeit ist nun das Museum im Schloß Ludwigs des Gebarteten am 20. 6. 25 eröffnet worden. Nach einer Glanzzeit unter den Herzögen der Ingolstädter Linie und den drei reichen Landshuter Herzögen diente das Schloß jahrhundertelang als Statthaltersitz, um dann nach dem Zusammenbruch zur Zeit Napoleons in entwürdigender Weise als Zuchthaus und im 19. Jahrhundert als Gewehrdepot verwendet zu werden. Der Zusammenbruch 1918 und die Auflassung des Artilleriedepots machte das Schloß frei, so daß im Anschluß an eine 1922 darin veranstaltete Gewerbeausstellung das Museum eingerichtet werden konnte. Die überaus prächtigen gotischen Räume sind eine Sehenswürdigkeit von weit mehr als örtlicher Bedeutung, die Sammlungen des historischen Vereins Ingolstadt und eine staatliche Filial-Gemäldegalerie sind Dank der Hilfe des Landesamtes für Denkmalpflege und der Generaldirektion der staatlichen Gemäldesammlungen in geschmackvoller Weise so aufgestellt, daß die Raumbilder nicht gestört werden, sondern voll zur Wirkung kommen.

Die Sammlung vor- und frühgeschichtlicher Funde ist mäßigen Umfangs, enthält aber wissenschaftlich bedeutsame Stücke, vor allem aus der römischen Umgebung Ingolstadts: dem frührömischen Kastell Oberstimm (s. der Donau), das laut Bauinschrift seines Nachfolgers Kösching-Germanicum bereits 80 n. Chr. aufgelassen wurde, dem mittelrömischen Kastell Pförring-Celeusum und den römischen Punkten Gaimersheim und Westerhofen.

Aus dem Bestand an vorgeschichtlichen Funden seien hervorgehoben:

Ein sehr beachtenswerter Glockenbecherfund von Großmehring mit Glockenbechern, Henkeltassen, einer Vierfußschale, einer breitrandigen Schüssel und den Resten einer bisher noch nicht gedeuteten, feintonigen Schale mit durchbrochenem Boden;

frühbronzezeitliche Bronzefunde aus der Gegend von Oberstimm-Zuchering und dazu ein Serpentin-Beilhammer dieser Gegend, der nach den Feststellungen Reineckes nicht der Steinzeit, sondern einer nicht einmal ganz frühen Stufe der frühen Bronzezeit (Reinecke A^2) angehört; vgl. Germania VIII. 1924, H. 1, S. 43;

ein vorzüglicher Spätlatène-Werkstättenfund aus dem riesigen Ringwall Manching (oppidum), von dem Teile auch im Berliner Staatsmuseum für Vorgeschichte und in der Münchener vorgeschichtlichen Staatssammlung liegen.

Die nachrömische Frühgeschichte ist vertreten durch merowingische Waffen aus Reihengräbern der ing-Orte und durch einen sehr schönen Fund aus einem karolingischen Einzelgrab vom Lebelacker bei Gerolfing mit reich verzierten Waffen (Silberbeschläge, Goldnägel) und einem Glasbecher.

Wissenschaftliche Interessenten werden gebeten, sich an den Sammlungswart, Major a. D. Witz zu wenden.

Nachrichten.

Dr. Gaerte zum Direktor des Prussia-Museums ernannt.

Dr. Wilhelm Gaerte, geboren zu Eydtkuhnen im Jahre 1890, besuchte das Gymnasium zu Osterode i. Ostpr., studierte in Königsberg Archäologie, vornehmlich unter den Professoren Peiser und Roßbach, promovierte im Jahre 1914 zum Doktor phil. und zog unmittelbar darauf in den Krieg hinaus. 1919 machte er das Staatsexamen und war als Studienreferendar und -Assessor sowohl am Friedrichskollegium wie am Wilhelmsgymnasium und Kneiphöfischen Gymnasium tätig. Dr. Gaerte hat sich seit einer Reihe von Jahren auf dem Gebiete der Altertumswissenschaft, namentlich durch seine Grabungen auf ostpreußischem Boden, betätigt und eine allgemein und vielseitig anerkannte Stellung erworben. Dieser Ruf befähigte ihn, in der Ordnung und Leitung der Prussia-Angelegenheiten seit 1919 eine führende Stellung einzunehmen. Seit dem Jahre 1922 hatte er unter denkbar schwierigsten Umständen die Geschäftsführung der Gesellschaft und die museumstechnische Verwaltung ihrer Sammlungen in Händen gehabt. Hauptsächlich seiner Initiative ist der dann tatsächlich getätigte Umzug der Prussia-Sammlungen in den Südflügel des Schlosses zu verdanken. Diese Neuordnung der Prussia-Schätze wurde von Dr. Gaerte nach ganz modernen museumstechnischen Prinzipien vorgenommen. Dem Publikum wurde nämlich eine Schausammlung geboten, die in vorzüglicher, übersichtlicher und klarer Anordnung ein Schaubild menschlicher Kultur und Kunst bis an die Schwelle der geschichtlich deutlich erkennbaren Zeit zeigte. Wenn um die Mitte des Septembers der verdiente Dr. Gaerte zum vollamtlichen Leiter der Prussia-Sammlungen mit dem Titel eines „Direktors" — und zwar durch die Provinz — angestellt ist, so kann man in dieser Berufung den Anfang einer endgültigen Regelung erblicken.

Bücherbesprechungen.

Dr. **Fritz Paudler,** Die hellfarbigen Rassen und ihre Sprachstämme, Kulturen und Urheimaten. Ein neues Bild vom heutigen und urzeitlichen Europa. (Gedruckt mit Unterstützung der „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur" in Böhmen.) — Heidelberg 1924, bei Carl Winter. 271 S. und 2 Bildertafeln.

Der Verfasser war uns bereits von seinen „Cro-Magnon-Studien" her bekannt, die er vor einigen Jahren im „„Anthropos" veröffentlicht hatte (XII—XIII, 1917—18, 641—694). Schon damals erregten seine Gedankengänge Kopfschütteln. Seitdem er sie aber nun in dem vorliegenden Buche zu einem System ausgebaut hat, kann man über dieses Erzeugnis von Kühnheit, Selbstsicherheit und Phantasie nur staunen. In seinem Vorwort schreibt Paudler:

„Auch um die öffentliche Kritik ist mir nicht bange, wenn jeder Kritiker zuvor auch nur halb soviel Selbstkritik übt, wie ich geübt zu haben glaube. Auf jeden Fall aber wird sich — so hoffe ich mit aller Zuversicht — dieses Buch mit der gesammelten Kraft eines langen, wenn auch durch äußere Umstände nur zu oft und lange unterbrochenen und großenteils erst in den letzten anderhalb Jahren zu den hier vorgelegten Ergebnissen gereiften Suchens nach der bloßen und der ganzen Wahrheit rasch durchsetzen, wird bald der Weg, den ich hier „den Brüdern zeige", plattgetreten und mein geistiges Eigentum Gemeingut sein." (S. VII.)

Paudlers Hauptangriff richtet sich gegen die südskandinavische Indogermanentheorie und insbesondere gegen unseren verehrten Meister Gustaf Kossinna; dieser werde nun, so „hofft" Paudler, „die Größe besitzen", seine eigene Lehre „im Grundplan als verfehlt zu erkennen" (S. 126). Paudler lebt nämlich in dem Wahne, nicht nur die Indogermanenfrage, sondern auch fast alle damit zusammenhängenden anthropologischen und prähistorischen Nebenfragen endgültig gelöst zu haben. In seinem Schlußwort leistet er sich folgendes Epinikion:

„Zu der inneren Widerspruchslosigkeit meines Gesamtergebnisses kommt nun aber auch noch, wie ich glauben muß, eine ebenso vollständige äußere Widerspruchslosigkeit hinzu; war mir doch unbedingte Respektierung der Tatsachen jeder Art ..... geradezu Grundsatz! Oder wo ist auch nur ein für irgendein wesentliches Ergebnis von mir entscheidender äußerer Widerspruch, ein Widerspruch mit einer wirklich ausgemachten Tatsache? Innere und äußere Widerspruchslosigkeit zusammen aber durch alle immer weiter und weiter gehenden Folgerungen samt allen Rückschlüssen und Zwischenanwendungen hindurch — was kann in Fragen, die sich der Natur der Sache nach nicht logisch, mathematisch oder experimentell entscheiden lassen, besser die Richtigkeit der Antwort verbürgen —" (S. 158.)

Paudler verrät uns nicht, ob er in seiner Heureka-Stimmung das Beispiel des alten Pythagoras nachgeahmt und den Olympiern eine Hekatombe geopfert habe. Auf jeden Fall wird er gestatten müssen, daß wir seine mit so großem Selbstbewußtsein verkündeten Entdeckungen ein wenig unter die Lupe nehmen. Betrachten wir also zunächst sein anthropologisches System.

Nach Paudler wird das Rassenbild Europas vom Jungpaläolithikum bis zur Gegenwart hauptsächlich durch zwei Faktoren bestimmt: die Form von Cro-Magnon und die Form von Laugerie-Basse, beide dolichoid, aber die erste kurzgesichtig, mit einem Körperstil, in dem das Rechteck den Grundgedanken bildet (S. 27) und mit starken Augenbrauenbögen, — die zweite langgesichtig, mit schlankem Körperstil und mit schwach entwickelten Augenbrauenbögen. Aus jeder dieser Stammrassen entwickeln sich zwei Tochterrassen: aus der Form von Cro-Magnon die große, blonde „Dal-Rasse" und die kleine, dunkle „Ber-Rasse", aus der Form von Laugerie-Basse die blonde nordische Rasse und die dunkle Mittelmeer-Rasse. Zu jeder dieser vier Rassen gehört ein Sprachstamm und

so weist Paudler der Mittelmeer-Rasse das Semitische und der nordischen Rasse das Indogermanische zu; bei den zwei Cro-Magnon-Rassen wird er aber unsicher; anstatt nun zuzugeben, daß die Ermittlung ihrer Sprachstämme nicht möglich sei, bezeichnet er auf S. 182 die „Herkunft des Hamitischen von der großen und hellen der beiden Cro-Magnon-Rassen" für „so gut wie sicher", während er uns auf S. 223 zu erzählen weiß, „daß schon vor dem Eindringen des Semitischen das Hamitische im ursprünglichen Sinne bzw. der Sprachstamm der dunklen (von Paudler gesperrt) Cro-Magnon-Rasse über einen großen Teil Nordafrikas hin verbreitet war". Also — non liquet!

Von den beiden Cro-Magnon-Rassen hat besonders die große, helle (mit den „überhängenden Wetterdachbrauen") eine ungeheure Verbreitung und sie ist der Zauberschlüssel, mit welchem Paudler so ziemlich alle Fragen löst. Auch die Lappenfrage hat für ihn nichts Geheimnisvolles; der Lappe ist ihm einfach ein Innerasiate mit einer Beimischung von heller Cro-Magnon-Rasse (S. 143), allerdings ohne die berühmten, für seine vorindogermanischen Nordleute so charakteristischen Wetterdachbrauen. Daß auch sonst allerhand Unstimmigkeiten auftauchen, stört Paudler nicht; er weiß mit solchen „Aufsitzern der Natur" (S. 249) rasch und energisch fertig zu werden.

Die Kultur der hellen Cro-Magnon-Rasse wird nach Paudler durch folgende Elemente gekennzeichnet: Zwanzigersystem, Trepanation, steinerne Grabbauten, Tätowierung, hosenlose Knierocktracht und Mutterrecht. Nun beweisen Trepanation, Tätowierung und Mutterrecht gar nichts, weil sie auch anderwärts vorkommen, die Knierocktracht war in einem rauhen Klima eigentlich selbstverständlich, solange man die Hose nicht erfunden hatte, die — wie Hüsing ansprechend vermutet — offenbar mit dem Reiten zusammenhängt. Auch das Zwanzigersystem liegt denn doch auf Grund von Fingern und Zehen zu nahe, als daß man es einer bestimmten Rasse zuweisen dürfte. So bleiben nur noch die steinernen Grabbauten und wir wissen, daß zu diesen jene anthropologischen Charaktere gehören, welche Alfred Schliz als „Megalithtypus" bezeichnete. Gerade in diesem Typus erblickt nun Paudler einen ausgesprochenen Vertreter seiner großen Cro-Magnon-Rasse. Wie sich dies mit dem schmalen und hohen Gesicht der Megalithleute vereinbaren läßt, möge dahingestellt bleiben. Jedenfalls halte ich (im Sinne von Schliz) daran fest, daß der Megalithtypus aus zwei Elementen zusammengewachsen sei, von welchen das eine ein brachykephales war. So ähnlich wird es auch in Dalarna gewesen sein. Daß einige Autoritäten, auf die sich Paudler beruft, diese Auffassung verwerfen, imponiert mir nicht im geringsten. Überall dort, wo Cro-Magnon-Typen erscheinen, sei es nun in Südfrankreich, in Thüringen oder in Schweden, hat sich eine schlanke dolichoide Form mit einer untersetzten brachoiden vermischt. Für diese meine Auffassung spricht vor allem die Tatsache, daß in den betreffenden Gebieten rassereine Vertreter der beiden vermutlichen Elementarrassen neben den Cro-Magnon-Typen niemals fehlen, — weil eben das Rassengemenge immer wieder auseinanderfällt.

Nun zu Paudlers Indogermanenlehre. Danach sind die Laugerie-Basse-Leute am Ende des Bühl-Stadiums in die unteren Donauländer ausgewandert, wo sie noch wenigstens 6000 Jahre lang (nämlich von 12000 bis 6000) beisammen lebten; dann wanderten sie weiter, weil sie der zunehmenden Versumpfung weichen mußten, und nun kam es zu einer Trennung: ein Teil gelangte nach Südwestrußland — das sind die Vorfahren der nordischen Rasse; der andere Teil wandte sich nach Süden — das sind die Vorfahren der Mittelmeerrasse. Beide Gruppen haben je einen Sprachstamm entwickelt, und zwar die russische Gruppe den indogermanischen, die Mittelmeer-Gruppe den semitischen. Die Urindogermanen schufen die Tripoljekultur und entsandten Kolonisten nach den Donauländern; das sind die Bandkeramiker. Aber aus der „megalith- und schnurkeramischen Welt" des Nordens, diesem Hauptsitz der großen hellen Cro-Magnon-Rasse, ging nun ein Rückschlag aus, der dem leichten Vorspiel beginnender Indogermanisierung Europas ein rasches Ende bereitete. Die Indogermanen wurden wieder auf den Osten beschränkt. Doch was die Bandkeramiker nicht vermocht hatten, das gelang den Indogermanen der Bronzezeit. Dabei fiel die schwerste Aufgabe den Illyrern bzw. Lausitzern zu. Sie drangen nicht nur siegreich und erobernd vor, verbreiteten nicht nur ihre Kultur und ihre Sprache, sondern führten sogar in Ostdeutschland und Skandinavien einen weitausgebreiteten Rassenwechsel herbei. Allerdings — in Skandinavien dürfte die Eroberung „recht schwierig und langwierig gewesen sein" (S. 78), aber an der Wende von der Bronze- zur Eisenzeit war sie doch endgültig vollzogen. Seitdem sehen wir die große helle Cro-Magnon-Rasse in Schweden hinter die Seen- und Wäldergrenze zurückgedrängt, wo sie in Dalarna ihr Haupterhaltungsgebiet besitzt. Nach und nach aber siegte überall die indogermanische Sprache. Aus der innigen Vermischung des Cro-Magnon-Elements mit der neuen Rasse und Sprache entstand das spezifisch Germanische.

Paudler glaubt also an einen genetischen Zusammenhang des semitischen Sprachstammes mit dem indogermanischen. Er läßt es zwar dahingestellt, ob der in dieser Hinsicht

unternommene Versuch Möllers sprachwissenschaftlich wirklich schon gelungen sei, aber Paudler trennt das Semitische grundsätzlich vom Hamitischen und meint allen Ernstes, das Semitische stünde dem Indogermanischen näher als dem Hamitischen. Hierüber sollte Paudler die Ansicht eines Sprachforschers einholen. Daß der Zeitraum von 6000 an viel zu kurz ist, um so tiefgreifende Unterschiede heranreifen zu lassen, wie sie schon im Altertum zwischen den indogermanischen und den semitischen Sprachen bestanden, sei hier nur beiläufig erwähnt. Dieser chronologische Einwand gilt erst recht für die Differenzierung der nordischen und der Mittelmeerrasse aus einem gemeinsamen Stamme, für welche ja nach Paudler auch nur derselbe Zeitraum zur Verfügung stünde.

Noch viel bedenklicher ist der von Paudler angenommene „Rassenwechsel". Daß bodenständige Rassen, zumal bei ackerbautreibenden Völkern, eine unzerstörbare Beständigkeit gegenüber Eroberern und Eindringlingen aufweisen, indem die fremden Elemente immer wieder aufgesogen und bis auf geringe Reste zum Verschwinden gebracht werden, gilt allgemein als eines der sichersten Ergebnisse der Anthropologie. Und nun will uns Paudler glauben machen, daß am Ende der Bronzezeit, wo in den betreffenden Gebieten schon ganz allgemein der Pflugbau herrschte und die Bevölkerung ziemlich dicht war, ein Rassenwechsel möglich sei. Das ist einfach undenkbar. Soziologisch betrachtet hätten sich die Eroberer als Kriegeradel über den Unterworfenen ausgebreitet und nach einiger Zeit wäre das bodenständige Element rassenmäßig wieder durchgedrungen.

Und auch ein Moment der psychologischen Rassenbewertung läßt sich gegen Paudler ins Feld führen. Er selbst gibt auf Tafel 2 eine bildliche Darstellung der „Übergänge von extrem dalischer zu fast rein nordischer Gesichtsbildung (sämtlich Norweger"). Es wäre für seine Theorie besser gewesen, wenn er diese Bilder nicht veröffentlicht hätte. Die „dalischen" Cro-Magnon-Typen erscheinen uns nämlich mit ihren Wetterdach-Brauen und ihrer eisernen Stirn als Männer von äußerster Willenskraft, während die Vertreter der angeblich nordischen Gesichtsbildung weiche (wie Paudler selbst sich ausdrückt) „fast weibliche Sanftheit der Stirn" und überhaupt des ganzen Ausdruckes zeigen. Und das sollen nun die Sieger sein, während jeder Unbefangene auf den ersten Blick sieht, daß diese weichlichen, unentschlossenen Leute von den Männern mit der eisernen Stirn bei einem kriegerischen Zusammenstoß einfach zermalmt worden wären. Paudler verstrickt sich selbst in seinem System. Nun ist es ja sicher richtig, daß die Bevölkerung Skandinaviens wie auch Norddeutschlands in ihren hellfarbigen Bestandteilen recht ungleiche Typen aufweist; das erklärt sich aber viel zwangloser und überzeugender aus der Annahme, die nordische Rasse habe verschiedene Beimischungen erfahren und so seien die verschiedenen Mischtypen entstanden. Dazu bedarf es keiner Gegensätze zwischen „Cro-Magnon-" und „Laugerie-Basse"-Rasse und keines Rassenwechsels in der Bronzezeit.

Wie willkürlich Paudler bei seinen Erklärungen zu Werke geht, zeigt sich auch dort, wo er von der Frage des Pigmentverlustes spricht. So deutet er bei der nordischen Rasse die Hellfarbigkeit als eine Folge der Domestikation, während sie bei der „dalischen" Rasse durch „natürliche Auslese" entstanden sein soll. Paudler ist überhaupt seiner Sache immer so sicher, daß man meinen möchte, er habe die Vorgänge, von denen er spricht, mit eigenen Augen gesehen. Diese Art, die neuen Theorien mit apodiktischer Sicherheit zu verkünden, gilt als ein Kennzeichen des Dilettantismus. Paudler leistet sich aber manchen entrüsteten Ausfall gegen die „vor nichts zurückschreckenden Dilettanten" (S. 72). Auch beunruhigt ihn die Sorge, seine neuen Entdeckungen könnten „ein Tummelplatz des Dilettantismus" werden (S. 30). In dieser Hinsicht kann man ihn aber trösten, denn die Bücher, für die sich die Dilettanten begeistern, sehen anders aus.

Köstlich ist, wie Paudler, allen Erfahrungen der Anthropologen und Biologen zum Trotz, Mischrassen schafft. Die Finnen sind ihm ein Gemisch von nordischen und innerasiatischen Elementen, die sich zu einem „Mischtypus" vereinigt hätten. Weil ihm aber dabei doch Bedenken aufsteigen, so betäubt sie Paudler mit dem Bemerken, Mendels Ergebnisse seien „doch nur sozusagen die paar ersten Hieroglyphen einer Sprache, deren eigentliche Erschließung erst begonnen" habe. „Bis zum Beweis des Gegenteils" glaubt Paudler, „den" finnischen Typus „für einen wodurch immer als Rasse fixierten innerasiatisch-nordischen Mischtypus halten zu sollen, der also nach Typus und Deszendenz wenn auch nicht Aszendenz, ebensogut eine eigene Rasse ist wie seine Elternrassen" (S. 113). Und schließlich kündigt Paudler an, daß er nun einfach von der „finnischen Rasse" sprechen werde. Er beruft sich darauf, daß der finnische Typus „nun einmal vorhanden" sei; dies berechtigt aber noch lange nicht zu der Annahme eines aus zwei Elementen zusammengewachsenen und „als Rasse fixierten" Gemenges. Damit ist Paudlers Finnenlehre ebenso erledigt wie seine Indogermanenlehre. Zu dieser wäre übrigens noch zu bemerken, daß Paudler sich im Irrtum befindet, wenn er meint, die Vertreter der Germanentheorie müßten „den verschiedensten indogermanistischen Tatsachen Gewalt antun, weil sie zu einer nordisch-indogermanischen Urheimat in Süd-

skandinavien ..... nun einmal nicht stimmen" (S. 65). Erinnert man sich daran, daß Kossinna erst vor wenigen Jahren das Schildkrötenargument (gegen Schrader) für die skandinavische Theorie gerettet hat, so muß man doch fragen, was für „indogermanistische Tatsachen" Paudler hier eigentlich im Auge habe.

Die Sixigkeit, mit welcher Paudler alle anthropo-ethnologischen Fragen zu lösen versteht, die Unfehlbarkeit seines Cro-Magnon-Schlüssels ist ebenso verblüffend wie seine naive Freude an diesen Entdeckungen, die niemanden überzeugen. So hat er auch für das „Hünentum der Dinariker" ohne weiteres eine Erklärung zur Hand: sie sind ein Mischtypus zwischen der vorderasiatischen und der großen hellen Cro-Magnon-Rasse! Die Beharrlichkeit aber, mit welcher bei den „Dinarikern" hohe Gestalt, langes Gesicht, Hypsi-Brachykephalie und dunkle Färbung vereinigt erscheinen, schließt die Paudlersche Deutung von vornherein aus. Und was Paudler über Tätowierung und Mutterrecht bemerkt, ist den anthropologischen Tatsachen gegenüber natürlich vollkommen wertlos.

Auch die Glockenbecherleute — obwohl sie brachykephal, hypsikephal und leptoprosop sind — führt Paudler auf die Cro-Magnon-Form zurück und weil die Beschaffenheit ihrer Schädel so gar nicht dazu paßt, läßt er ihre Brachykephalie „einfach auf einer mechanischen Deformation beruhen" (S. 207). Daß die Leptoprosopie durch Schädeldeformation kaum erzielt werden könnte und daß wir heute noch in Westeuropa Millionen von leptoprosopen Brachykephalen mit ganz heller Komplexion haben, zieht Paudler gar nicht in Betracht; er dekretiert Deformation und damit ist die Frage für ihn erledigt: die westeuropäische Brachykephalie des Neolithikums hat sich „in das Nichts eines Aufsitzers aufgelöst" (S. 208). Paudler rühmt an sich die „unbedingte Respektierung der Tatsachen jeder Art" (S. 158), aber wo ihm eine Tatsache unbequem wird, dort stempelt er sie zum „Aufsitzer". Wenn z. B. die Schnurkeramiker, welche Paudler ebenfalls dem Cro-Magnon-Typus zuweisen will, ganz offenkundig dem schlanken Formensystem angehören, so ist das „Pseudoschlankheit" und „ein förmlicher Aufsitzer" (S. 189).

Doch kehren wir zu den Glockenbecherleuten zurück, deren brachykephale Schädel deformiert sein sollen. Da möchte ich denn doch vor allem an die Frau von Auvernier erinnern, die einen ganz an die Form der Glockenbecherleute gemahnenden Schädel besitzt, aber einem anderen Kulturkreise angehört, so daß diese Schädelform eben nur als rassenhaft gedeutet werden kann. Auch in dem schnurkeramischen Kulturkreise der Kugelamphoren kommt (nach Schliz) ein hyperbrachykephaler Hochschädel vom Glockenbechertypus vor. Endlich sei bemerkt, daß sich die für die Schädelform der Glockenbecherleute so charakteristische Brachykephalie mit „Börsenform" des Schädelgrundrisses noch in der Latènezeit nachweisen läßt. Dabei ist die Brachykephalie meist nur gering und es kommen auch dolichoide Formen in derselben Umwelt vor, was bei regelmäßiger Ausübung der Deformation doch nicht möglich wäre.

Für ein modernes System der Anthropologie und prähistorischen Ethnologie gibt es zwei Prüfsteine: die Indogermanenfrage und die Brachykephalenfrage; ein System, das gegenüber einer dieser Fragen versagt, ist nichts wert und sollte ohne weiteres verworfen werden. Wir haben gesehen, was für Unmöglichkeiten Paudlers Indogermanenlehre in sich birgt; bei Beurteilung des Brachykephalenproblems läßt er aber überhaupt jeden einheitlichen, systemisierenden Gedanken vermissen. Die heutigen Brachykephalen der norwegischen Westküste sind für Paudler (nach bekanntem Muster) Inneraslaten; sie haben sich bis in die Niederlande, nach Schottland, Irland, ja bis in die Pyrenäen-Halbinsel hinein ausgebreitet. Dazu bemerkt er:

„Was für Wanderungen es waren, durch die diese fernsten „Mongoloiden" an Ort und Stelle gelangten, muß ich nach Zeit, Art und Trägern dahingestellt sein lassen; wenn dieser seltsame anthropologische Niederschlag die Spezialisten überhaupt erst auf die Spur der fraglichen vorgeschichtlichen Ereignisse bringen sollte — um so besser!" (S. 149).

Also ein völliges Versagen, das auf S. 254 noch unterstrichen wird. Trotzdem weiß er uns mit aller Bestimmtheit anzugeben, daß es sich bei dem sog. Borrebytypus des steinzeitlichen Dänemark um einen vorderasiatischen Einschlag handle (S. 147 und 195), was bestritten werden muß, weil an einen „Rassenwechsel" seit dem Neolithikum nicht zu denken ist und weil die heutigen Brachykephalen Dänemarks ausgesprochen hellfarbig sind. Aber das stärkste Stück leistet sich Paudler dort, wo er die neolithischen Brachykephalen der Sudetenländer behandelt. Die hier eindringenden Schnurkeramiker stoßen auf einen kleinen, brachoiden Menschenschlag, der sich im Besitze der bandkeramischen Kultur befindet; dieser Menschenschlag ist der bekannte „Typus I" von Otto Reche. Offenbar hatten diese Kleinwüchsigen die bandkeramische Kultur übernommen und sie standen mit deren Schöpfern zwar in keinem rassenmäßigen, wohl aber in einem die Kultur betreffenden Zusammenhange, genau wie die Osdorfer mit den Schöpfern der Megalithkultur — sie waren, um mit Schliz zu sprechen — „vollkommen in die heimische steinzeitliche Kultur einbezogen gewesen, sie waren trotz der Rasseverschiedenheit keine Fremd-

linge“ (Alfred Schliz: Die steinzeitlichen Schädel des großherzoglichen Museums in Schwerin. Arch. f. Anthropol. 1909. S. 285). Otto Reche und Eugen Fischer sind darin einig, daß der Typus I die altangesessene Bevölkerung darstellt, die vom Typus II, d. h. von Angehörigen der nordischen Rasse, unterworfen wurde, daß es sich also um einen soziologischen Vorgang handelt. Aber Paudler weiß es anders: ihm ist Reches Typus I „eine Verkümmerung der eigentlichen bandkeramischen Form“ (S. 201), also jener Form, die für ihn „die nordische Rasse in ihrer urzeitlichen Reinheit“ bedeutet (S. 203); er läßt innerhalb des bandkeramischen Kulturkreises keine andere Rasse gelten als die nordische und darum muß der brachoide Typus I zu einer Kümmerform der nordischen Rasse gestempelt werden. Daß diese Kleinwüchsigen mit der aufgeblähten Nase hauptsächlich Weiber und Kinder waren, also ganz offenkundig einer alten, von fremden Männern unterjochten Bevölkerung angehörten, stört Paudler nicht. Er ist stolz auf seine „Erkennung“ (S. 203), die nun „endgültig der Wahrheit Bahn gebrochen“ habe. Die Männer besaßen das Vieh und sie ließen die Weiber und Kinder bei ärmlicher Pflanzenkost darben (S. 204); daher also die breiten Nasen und die gerundeten Köpfe dieser Unglücklichen. Und nun geht Paudler weiter; er konstatiert zunächst, daß die neue „Erkennung“ „von allergrößter Tragweite für die ganze prähistorische Anthropologie“ sei (S. 203) und kommt schließlich zu dem freudigen Ergebnis, daß „auch die Brachykephalen im Bereich der nordeuropäischen steinzeitlichen Kulturentwicklung nichts anderes als Kümmerformen“ seien (S. 231).

Eine europäische brachykephale Rasse gibt es also nicht (S. 232). Paudler locutus, causa finita! — Und er macht immer noch Entdeckungen nebenher, über die er dann in Verzückung geraten muß, denn er gesteht selbst, daß er „ursprünglich gar nicht daran dachte“ und nun passe es doch „aufs schönste zusammen“ (S. 204). Überhaupt — wenn man so mit Paudler durch die Drahtverhaue seiner seitenlangen Schachtelsätze, zwischen den gefährlichen Fußangeln der „Aufsitzer“, von Erkennung zu Erkennung vorwärtsstürmt, da sieht man erst, was die übrigen Forscher für eine Abderiten-Gesellschaft sind: sie ringen mühsam mit einem einzigen Problem, während sich bei Paudler ganze Gruppen von Fragen gleich „so hübsch miterklären“ (S. 129).

Aber Spaß bei Seite, — Paudler hätte an die Spitze seines Buches als Leitspruch die Worte stellen können, die er selbst auf S. 240 braucht, nämlich: „was alles man sich selber einreden kann, wenn man mit aller Gewalt recht behalten will.“

Bozen. **Karl Felix Wolff.**

Kurt Tackenberg, Die Wandalen in Niederschlesien. Vorgeschichtliche Forschungen I, 2. Berlin 1925. Verlag Walter de Gruyter u. Co. 133 Seiten, 32 Tafeln.

Tackenberg behandelt in der vorliegenden Arbeit die Bodenfunde Niederschlesiens aus der späten Latènezeit und den ersten Jahrhunderten nach Chr. (etwa 100 vor Chr. bis 4. Jahrh. nach Chr.). Die zeitliche Begrenzung ergibt sich aus dem Fundmaterial. Als Bearbeitung eines Teilgebietes von Schlesien schließt sich die Arbeit der von Jahn: „Die oberschlesischen Funde aus der römischen Kaiserzeit“, Prähistorische Zeitschrift X, 1918 und XIII/XIV, 1921/22 an, der sie auch in der Gliederung folgt: Fundberichte mit eingehender Fundbeschreibung, unterstützt durch zahlreiche Abbildungen; zusammenfassende Betrachtung der Gräber, der Fundstücke und der spärlichen Siedelungsreste; ein „allgemeiner Teil“, in dem die Funde für Fragen der Kultur und des Volkstums ausgewertet werden. Daß die Träger der hier behandelten Funde Wandalen waren, ist als gesichert vorausgesetzt. Die Arbeit deckt sich für die Spätlatènezeit mit der im Jahre 1919 erschienenen Bearbeitung der ostgermanischen Kultur dieser Zeit von J. Kostrzewski (Mannusbibliothek Nr. 18). Gerade die Auseinandersetzungen mit dem polnischen Forscher in der Behandlung dieses Zeitabschnittes werden auch dem archäologischer Forschung ferner Stehenden die Bedeutung der Kleinarbeit zum Bewußtsein bringen, auf die sich die wertvollen Ergebnisse stützen; einer Kleinarbeit, die Tackenberg in dem sorgfältigen Zusammentragen der Funde und in ihrer Verarbeitung mit reicher Kenntnis und dem Blicke des geschulten Beobachters geleistet hat. Der im Jahre 1914 untersuchte Begräbnisplatz von Roßwitz, Kr. Glogau, der vom Beginn der Besiedelung in der Spätlatènezeit bis zum 3. Jahrhundert belegt wurde, hat hier die wichtigsten Aufschlüsse gegeben.

Näher betrachtet sei hier der allgemeine Teil. Tackenberg hebt hervor, daß in der germanischen Besiedelung Niederschlesiens eine Lücke in der mittleren Latènezeit vorhanden ist. Als guter Kenner auch der älteren germanischen Besiedelung durch die „Gesichtsurnenleute“, die er bereits in einer gesonderten Untersuchung behandelt hat („Neue Schlesische Funde der frühgermanischen Zeit“ in Festschrift zur 100. Jahrfeier der Sängerschaft Leopoldina Breslau 1922), stellt er die wenigen faßbaren kulturellen Verbindungen zwischen frühgermanischer und wandalischer Kultur zusammen, die aber so gering sind, daß auch Tacken-

berg an eine Abwanderung der Gesichtsurnenleute zu Beginn der Mittellatènezeit denkt. Die Wandalen also sind nach Niederschlesien eingewandert. Kossinna sieht im allgemeinen in den Wandalen Nachkommen der Gesichtsurnenleute, deren Kultur nördlich von Schlesien in Südposen nach Kostrzewski tatsächlich in die wandalische Kultur übergeht. Anderseits hat eine Landschaftsbezeichnung in Nordjütland, heute Vendsyssel, früher Vendill, Wandala, Wendila dazu geführt, eine nordjütische Herkunft der Wandalen anzunehmen. Daß hier wirklich Wandalen gesessen haben, steht außer Zweifel, denn zu der Bezeichnung treten auch kulturelle Zusammenhänge zwischen Nordjütland und dem Wandalengebiete Ostdeutschlands in frühgeschichtlicher Zeit. Die Funde ostgermanischen Charakters im Norden sind nun entweder als der auch sonst bei Auswanderungen beobachtete kulturelle Rückstrom zu erklären, der sich von Bewohnern des Neulands zu den Verwandten in der Heimat ergießt, oder es ist ein Wandalenteil von Ostdeutschland nach Nordjütland ausgewandert. Gesichert wäre die nordjütische Heimat erst, wenn sich hier für die Wandalen charakteristische Kulturerscheinungen früher als in Ostdeutschland, etwa in der Mittellatènezeit nachweisen ließen. Die sehr weitfassende Bedeutung des Wandalennamens bei Plinius mag eher als Bezeichnung für die verbreitete ältere Bevölkerung passen, doch kann anderseits in mehr als 150 Jahren der Name eines zugewanderten kriegerischen Stammes eine umfassendere Bedeutung angenommen haben. Es sei bei dieser Gelegenheit die Frage aufgeworfen, ob nicht etwa der Name der Lugier, dem bei Strabo, Tacitus und Ptolemäus eine übergeordnete Bedeutung zukommt, eine Bezeichnung der älteren Bevölkerung war. Wie es sich auch verhält, jedenfalls sind derartige Doppelbezeichnungen wohl durch Überlagerungen zu erklären. Stammen die Wandalen aus Nordjütland, dann könnte auch ein Zusammenhang ihrer Abwanderung mit der der Kimbern und Teutonen von der jütländischen Halbinsel angenommen werden; denn die Einwanderung der Wandalen in Schlesien mag etwas früher erfolgt sein als diese sich archäologisch in ihren Gräbern bisher nachweisen lassen. Ja der Wanderweg der Kimbern und Teutonen an Böhmen vorbei, wo ihr Einfall von den Bojern abgeschlagen wurde, in das Land der Skordisker an der unteren Save, mag nicht zunächst der Elbe entlang, wie gewöhnlich angenommen wird, sondern weiter östlich über Schlesien gegangen sein, so daß die Wandalen vielleicht bis dahin ihre Wandergenossen waren. — Tackenberg nun möchte die verschiedenen Ansichten über die Herkunft der Wandalen in der Weise vereinen, daß die wandalischen Einwanderer im heutigen Posen sich mit der älteren germanischen Bevölkerung mischten und von hier nach Schlesien vorrückten. Eine Grabsitte der Gesichtsurnenleute in Südposen, die diese wieder von der vorgermanischen (nach Kossinna illyrischen) Urnenfelderbevölkerung übernommen hatten, nämlich die Mitgabe von mehreren Beigefäßen, sei mit den Wandalen nach Schlesien gedrungen.

In dieser Grabsitte sowie anderseits in dem Vorkommen von Urnengräbern bei den Wandalen gegenüber den Brandgrubengräbern und Brandschüttungsgräbern sieht Kostrzewski eine unmittelbare Einwirkung vorgermanischer altheimischer Urnenfelderleute auf die zugewanderten Wandalen. Daß diese Aufstellungen Kostrzewskis hinfällig sind, da nur durch oberflächliche Betrachtung gewonnen, weist Tackenberg überzeugend nach; die Beweisführung ist den Mannuslesern bereits aus Ergänzungsband IV, 1925, S. 144 ff. bekannt. Urnengräber herrschen in der Latènezeit nur bei den Wandalen in der Niederlausitz, hier aber ist es nicht üblich, mehrere Beigefäße mitzugeben; diese dagegen finden sich in den Brandgrubengräbern, die nicht der Einwirkung, die hier in Frage kommt, verdächtig sind. Ferner sind die von Kostrzewski gesuchten Beziehungen in den Verzierungsmustern der Gefäße und noch mehr in den Geräten so dürftig, daß auch diese Aufstellung jeder Unbefangene mit Tackenberg ablehnen muß. Trotzdem möchte ich es nicht für ausgeschlossen halten, daß ältere Bestandteile als Unterschicht auch in Ostdeutschland vorhanden sind, die archäologisch nur schwer zu fassen ist. Selbst von der herrschenden Bevölkerung sind, wie Tackenberg hervorhebt, nur ein Bruchteil der Bestattungen und ganz ausnahmsweise Reste der Siedelungen bisher bekannt geworden. Diese niederen Schichten werden in dem heutigen slawischen Volkstum enthalten sein. Auch diese Auffassung ist aber weit von der Aufstellung Kostrzewskis entfernt, daß die Slawen die Nachkommen der Urnenfelderleute der Bronzezeit sind, deren kulturelle Beziehungen zu den Illyriern Kossinna aufgezeigt hat, wobei er dazu noch auf Ergebnisse der Sprachforschung zu verweisen in der Lage war.

Während nun Tackenberg die Scheinbeweise Kostrzewskis zerstört, vermag er mit besseren Gründen auf Beziehungen zu den Kelten und den Westgermanen in der späten Latènezeit, besonders aber auf Einflüsse von den Markomannen Böhmens in der älteren römischen Zeit und auf solche von den Goten am Schwarzen Meere in der späteren Zeit hinzuweisen. Die gründliche Fundzusammenstellung ermöglicht weiter ein Bild von der Besiedelung des Landes zu geben, das drei Siedelungsmittelpunkte aufweist, die damals wie noch heute durch Waldgebiete voneinander getrennt sind (vgl. das Kärtchen Taf. 18). Die Münzfunde erlauben einen Verkehrsweg von Böhmen in das Tal der Lausitzer Neiße nach Norden festzustellen. Dem Fundreichtum im 3. Jahrhundert stehen die spärlichen

Funde des 4. gegenüber. Geschichtliche Nachrichten lassen Abwanderungen von Wandalenteilen besonders seit der 2. Hälfte des 3. Jahrhunderts (um 400 verlassen die Wandalen an der Theiß ihre Sitze) erkennen. Der Rückgang der Funde ist also zweifellos in der Abwanderung der Wandalen zu dieser Zeit begründet.

Halle a. S. **Walther Schulz.**

Karl Keller-Tarnuzzer und Dr. **Hans Reinerth,** Urgeschichte des Thurgaus. Ein Beitrag zur Schweizerischen Heimatkunde. Frauenfeld (Huber u. Co.). 1925. VIII und 296 S. mit farbigem Titelbild, 4 Tafeln, 57 Abb.

Heierli konnte 1901 in seiner „Urgeschichte der Schweiz" einen Gesamtüberblick für das ganze Land geben. Seitdem ist die Forschung so erheblich weiter geschritten, daß eine neue entsprechende Darstellung wohl erst geschaffen werden kann, wenn für alle Kantone so gründliche Vorarbeiten da sind, wie dieses Buch für den Thurgau.

Das Buch zerfällt in zwei Teile, einen darstellenden von Reinerth und einen die Quellen bietenden von Keller-Tarnuzzer.

Bei dem Bilde vom Gang der Besiedelung hat Reinerth besonders die Abhängigkeit vom jeweiligen Klima herausgearbeitet. In geschickter Weise sind zur Beleuchtung von Zeitabschnitten, wo die einheimischen Funde noch spärlich sind, die Verhältnisse benachbarter Gebiete herangezogen. Abgesehen davon, daß an einzelnen Stellen zugunsten des großen Zusammenhanges weniger ausführliche Fundberichte (die man in dem Teil von Keller-Tarnuzzer sucht und auch findet) erwünscht wären, zeigt sich Reinerth auch in diesem Werke, besonders in dem Abschnitt „Unter den Römern" wieder als Meister der Feder. Allerdings liegt die Gefahr vor, daß der unbefangene Leser im Banne von Reinerths gewandter Sprache seine Ausführungen kritiklos hinnimmt. Der Verfasser bringt nämlich manchmal Ansichten, die erst als Theorien zu bewerten sind, mit einer Selbstverständlichkeit vor, als handle es sich um allgemein anerkannte Forschungsergebnisse. Das gilt besonders für die aus den Steinbeilformen erschlossene Einteilung des Pfahlbauneolithikums in 4 Stufen[1]). Ob die Sitte auf Pfahlbauten zu wohnen während der ganzen Bronzezeit geherrscht hat, scheint mir noch sehr die Frage zu sein. Ich glaube, daß es einer eingehenden Untersuchung wert ist, ob nicht diese Siedlungsart bald nach Beginn der Bronzezeit vorübergehend aufgegeben (vielleicht abgesehen von Einzelfällen) und erst später (zu Beginn der Hallstattzeit nach Reineckes Bezeichnungsweise) wieder in größerem Umfange aufgenommen wurde[2]).

Einen ganz hervorragenden Dienst hat Keller-Tarnuzzer der Wissenschaft durch die Sammlung der Quellen geleistet. Sie zeugt von peinlichster Gewissenhaftigkeit. Man hat den bestimmten Eindruck, daß keine Angabe gemacht ist, ohne aufs genaueste geprüft zu sein. Die Anordnung ist klar und übersichtlich. Eine schöne Frucht der mühsamen Arbeit sind die 3 Siedlungskarten. Bei der Einführung von Abkürzungen ist der Verfasser meinem Empfinden nach etwas zu weit gegangen. Es dürfte besser gewesen sein, die Verwendung von hintereinandergesetzten großen Buchstaben nicht auf Einzelwerke bestimmter Verfasser auszudehnen. Zum Beispiel wäre statt HUS und Kh meines Erachtens „Heierli, Urg." und „Heierli, Karte" für das Gedächtnis angenehmer gewesen — oder auch „Heierli" und „Heierli, K. Th.", zumal sehr häufig, z. B. bei „Pupik." und „Pupik. Fd." von Keller-Tarnuzzer selbst in diesem Sinne verfahren ist und die gleiche Behandlung aller Verfassernamen für die Einheitlichkeit nur von Vorteil gewesen wäre. Gegen eine gewisse Abkürzung langer Eigennamen (wie oben Pupikofer) ist natürlich nichts einzuwenden.

Alles in allem kann man den Kanton Thurgau zu diesem trefflichen Werke, das vom Verlage vornehm ausgestattet und mit zahlreichen guten Abbildungen versehen ist, aufs wärmste beglückwünschen und hoffen, daß dieses gute Vorbild Nacheiferung wirkt.

Hannover. **Hans Gummel.**

---

[1]) Reinerth spricht in seiner Beurteilung meiner Arbeit über Moosseedorf (Mannus 17, 1925, S. 133—134) auch in diesem Pfahlbau von „Beilen der Zeit 4" usw. Ich möchte demgegenüber betonen, daß ich auch jetzt noch ebenso wie dort (S. 17—18) von Reinerths in Frage kommenden Ansichten als sicher nur anerkenne, daß das Rechteckbeil in jenem Gebiet seine ursprüngliche Form ist. Bei dieser Gelegenheit erlaube ich mir die Bemerkung, daß Reinerth mich mißverstanden hat, wenn er Unsicherheit in meiner Ansicht über die Zeitstellung zu finden glaubt. Ich halte es für möglich, daß der bis ungefähr ans Ende des Neolithikums reichende Pfahlbau bereits im Anfang des Pfahlbauneolithikums errichtet wurde, habe aber nicht erklärt, daß er im Anfang des Neolithikums überhaupt bestand, innerhalb dessen die Pfahlbauten meines Erachtens erst recht spät auftreten.

[2]) Vgl. Altert. uns. heidn. Vorzeit 5, S. 242 und 320.

Dr. W. Petzsch, Rügens Hünengräber und die ältesten Kulturen der Insel. (Natur und Kulturdenkmäler der Insel Rügen II). 2. Aufl. Bergen a. R. (Walter Krohß.) 1925. 32 S. mit 18 Abb.

In diesem Heft, das etwa doppelt so stark geworden ist wie bei seiner ersten Auflage, nimmt nach kurzer Darstellung der vor Erbauung der Riesensteingräber liegenden Zeit die Behandlung des Neolithikums den meisten Raum ein. Auf eine gedrängte Übersicht über die Bronzezeit folgen abschließende Worte, die bis zur Geschichte leiten.

Die Darstellung ist gewandt und sicherlich sehr gut dazu geeignet, den Zweck des Buches zu erfüllen, das besonders das Verständnis für die Erhaltung unersetzlicher Zeugen aus ferner Vorzeit in weiteren Kreisen wecken soll. Aber auch für den Fachmann ist es wertvoll wegen der guten Abbildungen von bisher unveröffentlichten, großenteils erst in neuerer Zeit gemachten Funden. Der nach einer unveröffentlichten Handschrift wiedergegebene Bericht eines Augenzeugen bei der Öffnung eines Riesensteingrabes bei Banzelvitz[1]) bringt gegenüber der Schilderung, die der Bobbiner Pastor Franck davon gab[2]), nichts Neues. Besonders sei darauf hingewiesen, daß die Arbeit auch ein Lichtbild des bisher nur durch eine sehr schlechte[4]) und eine andere auch gerade nicht gute[3]) Zeichnung bekannten Zonenbechers von Dumsevitz bringt. Im Gegensatz zu Petzsch, der meint, die Technik des Bronzegusses sei auf Rügen nicht recht heimisch geworden (S. 28) glaube ich, daß hier lediglich ein vorläufiger Mangel unserer Kenntnisse vorliegt[5]), dessen Behebung hoffentlich recht bald der Tätigkeit des zum Staatlichen Pfleger für die kulturgeschichtlichen Bodenaltertümer Rügens bestellten Verfassers gelingen möge!

Hannover. **Hans Gummel.**

Hermann Schneider, Gesammelte Aufsätze. Mit einer Schrifttafel. 1924. Alfred Kröner, Verlag in Leipzig. VIII u. 253 S.

Ein anregendes Buch von großer Spannweite. Es enthält vier Aufsätze aus weit verschiedenen Gebieten: I. Ursprung und Sinn des Alphabetes (S. 1—133), II. Die Wanderungen und Wandlungen der babylonischen Sündflutsage im Altertum (S. 117—174), III. Der herrschende Rassebegriff und die Tatsachen der Erfahrung (S. 177—213), IV. Vom Verstehen anderer und besonders jugendlicher Menschen (S. 217—253).

In dem ersten Aufsatze über das Alphabet stellt Schneider vor allem fest, daß es keine semitische Erfindung sondern von den Semiten nur übernommen ist (S. 14, 63 f). Das Alphabet ist auch nicht eine bewußt erfundene Lautschrift (ein Ziel, das auf dieser Stufe gar nicht erfaßt werden konnte), sondern eine Reihe von Sinnbildern religiös-mythischer Beziehung (S. 27). Es versinnliche eine „Religion, in deren Mittelpunkte ein stiergestaltiger Hauptgott stand, der als Herr, Weltschöpfer, Weltordner und als Sonne vorgestellt und mit dem Jahr geboren ward, aufwuchs, sich vermählte und durch Verrat und Gewalt starb, zur Unterwelt hinabfuhr und aus ihr wieder verjüngt auferstand" (S. 40 f.). Es sei in Kreta frühestens zur Zeit des Überganges vom mittel- zum spätminoischen Reiche erfunden worden und habe bloß langsam seine Heiligkeit verloren, um zum profanen Schriftgebrauche frei zu werden (S. 53 f.). Daß die Elemente des Alphabetes noch weiter her, etwa vom Norden, nach Kreta gekommen sein könnten, wird nur gestreift (S. 72 f.), die Beziehungen des kretischen zum ägyptischen Min von Koptos aber werden so eingehend entwickelt (S. 80 bis 91), daß hervortritt, wie wichtig es wäre, wenn der Alphabetfrage in Ägypten über die veralteten Ansätze von H. Brugsch hinaus endlich von ägyptologischer Seite die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt würde (vgl. S. 109). Merkwürdigerweise setzt sich Schneider mit anderen Versuchen, dem Sinne und Ursprunge des Alphabetes an den

---

[1]) Dieser jetzt nicht mehr vorhandene Ort lag auf der Halbinsel Wittow, vermutlich in der Nähe von Bohlendorf. Nicht zu verwechseln sind damit die durch Baier, Schumann und Virchow (Verhandl. Berl. Anthrop. Ges. 3, 1871, S. 51; a. a. O. 18, 1886, S. 611 u. 617. — Balt. Stud. 39, 1889, S. 98—99. — Jahresber. Geogr. Ges. Greifswald 6, 1893/98, S. 87; a. a. O. 7, 1899/1900, S. 66 (vergl. die Karte S. 67). — Baier, Die vorgeschichtlichen Altert..... (Berlin, 1880), S. 10. — Baier, Die Insel Rügen .... (Stralsund 1886), S. 32) bekannten Banzelvitzer Berge bei Gr. Banzelvitz im Nordosten des Kernlandes von Rügen (Feuersteinschlagstelle und Urnenfriedhof).

[2]) Baier, Die Insel Rügen, S. 12 und die dort in Anm. 2 angeführte [in Klemm, Handbuch der germanischen Altertumskunde (Dresden 1836) bei der Literaturübersicht für Pommern und Rügen (S. 414 f.) nicht genannte] Quelle aus dem Jahre 1797.

[3]) Baier, Vorgeschichtliche Gräber .... (Greifswald 1904), S. 22.

[4]) Montelius, Die Chronologie .... (Braunschweig 1900), S. 90, Abb. 245.

[5]) Vergl. dazu Baier, Die Insel Rügen, S. 7, Anm. 1.

Leib zu rücken (z. B. Hommel, Stucken usw.) nicht auseinander. Wieso religiöse Sinnbilder zu Lautbildern und Schriftbildern werden konnten und daß dies doch eine Art Logos-Lehre voraussetzt, wurde ihm, scheint es, nicht klar. Seine Ausdeutung der ganzen Reihe und der einzelnen Zeichen ist vielfach sehr zweifelhaft, ebenso die Beziehung zum Sonnenlaufe, die Schneider zwar immer wieder mit Vorliebe betont, die aber wegfiele oder in völlig anderes Licht träte, wenn, wie von anderer Seite längst mit reichem Stoffe und guten Gründen (z. B. Stucken, Röck) angenommen wurde, eine Sternbilderreihe, Tierkreisreihe oder Mondhäuserreihe zugrunde liegt Ist aber Schneider auch gewiß noch recht weit von einer durchgreifenden Lösung der kulturgeschichtlich so überaus schwierigen Rätsel des Alphabetes entfernt geblieben, so muß doch sein Beitrag zu ihnen als anregend und fördernd bezeichnet werden.

Der zweite Aufsatz über die Sündflut (Schneider legt auf den Zug Gewicht, daß die Wesen vor der Flut sündhaft sind) hebt zwar damit an, daß sowohl Flutsagen (infolge von Überschwemmungen) als auch Sündflutsagen (infolge des Glaubens an eine moralische Kausalität) überall selbständig entstehen können; aber für das Weitere hat dies keine Folgen, da (S. 131) alle alten Flutsagen von der babylonischen stammen sollen, die natürlich auch in den „Missionarsmythen" weiter wirkt, „an die wir zunächst denken, wenn wir sagen, daß es überall in der Welt Sündflutsagen gibt" (S. 137). Erfreulich ist es dann zwar, daß Schneider die unhaltbare geologische Katastrophentheorie nicht für die Erklärung der babylonischen Sündflutsage bemüht; aber daß er diese aus einer Vermischung des grimmen Flutgottes Enlil mit dem weisen Fischgotte Ea erklärt, ist bloße Konstruktion ohne jede Beweiskraft. Schneider hat übersehen, daß bei Berossos und in der Bibel beide Male bereits eine Ortssage vorliegt; die Arche landet an dem Berge von Ararat-Urartu, und es trifft also nicht zu, wenn er S. 131 meint, daß von einer Flutsage aus Urartu bis jetzt greifbare Reste fehlen: die biblisch-babylonische stammt eben offenbar gerade von dort. Ortssagen bedeuten aber ein nachträgliches Festwachsen eines früher frei beweglichen, allgemeiner gültigen Stoffes. Schon das weist darauf hin, daß die babylonische Fassung weit von den Ursprüngen des Mythos abstehen muß. Ebenso hat Schneider übersehen, daß aus Berossos auch die Zerstückung des Urwesens als Anlaß der Flut zu entnehmen war, woraus sich eine völlig andere Einschätzung des inneren Aufbaues und Verhältnisses der babylonischen zur eddischen Flutsage hätte ergeben müssen (vgl. meinen Aufsatz: Iranisches bei Berossos in Or. Lit.-Ztg. 1918, XXI Sp. 227—236, 257—264). Das nahe Verhältnis der Flutsagen zu den Schöpfungssagen ist ebenso unberücksichtigt geblieben wie die Entstehung der Flut durch die Tötung eines Drachen oder eines drachenähnlichen Ungeheuers. Unberücksichtigt blieben auch die Sagen von der Verwandlung der sündhaften Wesen infolge der Flut oder auf der Flucht vor ihr, die Beziehung zu den Turmbausagen (wegen des Aufstandes gegen Re auch für Ägypten wichtig) und vieles andere, ohne das ein wirklicher Überblick über die Typen der Sage und die möglichen Zusammenhänge der Überlieferung gar nicht zu gewinnen ist. Daher wirkt der Versuch, alle alten Fassungen der Sinflutsage (es dürfte sich empfehlen, statt der Sünde die in dem Worte Sin- ausgedrückte ständige Wiederkehr — vgl. z. B. Sin-grün, das ausdauernde Grün — zu betonen) von der babylonischen herzuleiten, nicht überzeugend. Vielleicht am deutlichsten treten die Fehler bei der ägyptischen Sage hervor, in der Kuh, Rauschtrank (Bier) und Flut zwar in einem unverstandenen, verwirrten Zusammenhange, aber doch so überliefert sind, daß die in Babylon untergesunkenen Beziehungen von Soma-Dionusos zur Flut aufklärend herangezogen werden müssen. Schneider hat in der ägyptischen Sage den wichtigen Zug des Spiegelns, in der babylonischen die Herrschaft des Fluthelden über das Land der Seelen nicht ausgewertet; aber Dionysos-Narkissos erliegt dem Spiegel, und zu Jama-Manu als Seelenherrscher hat doch Sitnapichtim ein näheres Verhältnis, als bei Schneider zu bemerken ist. Daß in Indien der Streit von Mitra-Varuna um Ida aus dem babylonischen Opfer nach der Flut erwachsen sei, ist recht fraglich. Alles sieht sogleich anders aus, wenn man in Ida ein Gegenstück zu Pandora erkannt und dadurch einen neuen Blick auf die Verknüpfung von Deukalion mit Prometheus gewonnen hat. Natürlich sind auch die griechischen Flutsagen eben nicht babylonisches Lehngut — ebensowenig wie die tschinesischen. Der weise Jü ist dringend verdächtig, Jama zu sein, und die Angaben der Bambusannalen über den Kaiser Hoang-ti sind so kümmerlich, daß damit zunächst eigentlich überhaupt nichts anzufangen ist. Man kann also auf ältere Formen bloß raten. Bei dem dreinächtigen Nebel, den der Kaiser sieht, möchte man etwa an einen Drachen denken, der dann eben der „Fisch" im Flusse Lo ist. Die 5 Opfer des Kaisers an den Fisch dürften für das Feuer stehen, mit dem der Held den Fisch-Drachen von innen tötet. Aus ihm quillt dann die Flut, nach deren Verlaufe sich aus dem toten Urwesen die kostbaren Dinge einstellen, für deren eines eben auch die Schrift eintreten kann. Der Anklang an die durch den fischgestaltigen Oannes-Ea aus dem Wasser stammende Weisheit der Babylonier dürfte also ein trügerischer sein und die obige Konstruktion einer tschinesischen Urform der Flutsage, die sich natürlich auf ziem-

lich reichlichen, aber in diesem Rahmen nicht darlegbaren Vergleichsstoff und die sonstigen Eigenheiten tschinesischer Überlieferung stützt, dürfte doch, bis weitere, aufklärende Fassungen aus Tschina hinzutreten, ziemliche Wahrscheinlichkeit beanspruchen können. Ausgebreitete Stoffkenntnis und die mit ihr verbundenen Erfahrungen lassen sich eben doch nicht durch logische Forderungen ersetzen. Was da Schneider in dieser Hinsicht noch am Schlusse „zur exakten Mythenvergleichung" zusammenfassend heraushebt, ist zwar nicht neu, aber im ganzen zutreffend; und doch wird es die Mythenforschung gewiß weniger solchen begrifflichen Versuchen als eben der Stoffkenntnis und Erfahrung ihrer Vertreter zu verdanken haben, wenn sie heute und im Vergleiche mit anderen kulturgeschichtlichen Fächern doch bereits als eine leidlich „exakte" Wissenschaft gelten kann.

Der dritte Aufsatz über den Rassebegriff wendet sich gegen die Religion des Rassenaberglaubens (S. 178) und das Dogma des allein seligmachenden Indogermanentums (S. 186). „Die indogermanischen Völker sind in ihrer Heimat keine gemütstiefen Gralsritter, sondern einfach wilde Völker mit einer alten, sehr ausgeglichenen, aber gar nicht hohen, schriftlosen und kunstarmen Kultur; als Wilde brechen sie ins Kulturland der Nachbarn ein und als Wilde fühlen sie sich dort sehr bald und nehmen wahllos von der höheren Kultur der Besiegten an, was sie zu erfassen reif sind" (S. 187 f.). Aber es „läßt sich allerdings nicht leugnen, daß überall, wo seit 1500 vor Chr. im Wandergebiete indogermanischer Völker hohe Kulturen neu oder erneuert entstanden sind, eine indogermanische Einwanderung vorherging" (S. 188; die Sperrungen sind die Schneiders). „Gleich nach der Einwanderung tritt aber nirgends die neue Kulturblüte ein" (S. 190), sondern immer erst 4—500 Jahre später. Sie ist das Ergebnis der Mischung. Diese Feststellungen lassen aber auch ganz andere Auffassungen zu als die Schneiders. So hat neuerdings W. Erbt in seinem Versuche einer Weltgeschichte auf rassischer Grundlage (Frankfurt a. M. 1925) diese Zeiten der „Kulturblüte" auf Grund seines Gesetzes der Pfropfvölker sehr einleuchtend als letzte Zusammenfassungen behandelt und gezeigt, wie das Wesentliche voran liegt. Nach Schneider ist das Völkergemisch am Ende großer Kulturen nichts anderes als die neue Rasse, der Ausgangspunkt neuer Entwicklungen, sobald wieder entsprechende Spannungszustände eintreten. Rassenmischung allein erzeuge neue Kultur, während Reinzüchtung den Kulturleistungen Gleichartigkeit und Stil verleihe, aber kulturell unfruchtbar bleibe und auch keine körperlichen Neubildungen mehr zustande bringe. Die Frage der Begabung der Völker bleibt dabei, wie man sieht, unberücksichtigt und der Begriff der Reinzüchtung erhält die freilich recht unerwartete neue Bedeutung von Mischungsausgleich. Außerdem dürfte es schwer sein, Kultur einleitende Eroberungen von „Völkern" des Rassengemisches nachzuweisen oder Stil von Neuschöpfung überzeugend zu sondern. Der Anhang „zur Einführung eines neuen Prinzipes der kausalen Erklärung in der Lehre von der Artbildung" setzt die Gedanken des Hauptteiles nach der biologischen Seite fort: die Mutation sei aus angehäuften Keimspannungen zu erklären. Neu ist ja nun freilich die Annahme von Prämutationsperioden nicht, und daß die „logische Konstruktion des Keiminneren" (S. 213) dem aus Versuch und Beobachtung gewonnenen biologischen Begriffe der Mutation doch kaum gerecht werden kann, ist jedem, der z. B. an Idiovariationen durch Umwelteinflüsse (Überhitzen, Unterkühlen des Keimes usw.) denkt, sofort klar.

Der letzte Aufsatz entwickelt das Problem des Verstehens metaphysisch und praktisch (Psychologie des Verstehens). Er beruht auf Vorträgen bei einer pädagogisch-psychologischen Tagung, und das Verstehen anderer Zeiten und Völker (Spranger) wird daher nur gestreift. Aber am Schlusse steht ein Bekenntnis, dem man Schneiders Gesamteinstellung entnehmen kann: „Jeder einzelne Deutsche muß durch Mitteilung von Kenntnissen, durch Urteils-, Willens- und Gefühlsschulung so ausgebildet werden, daß er sich in seiner heimatlichen Umgebung, in Gemeinde, Staat und Volk auskennt, zurechtfindet und erhalten kann, und daß er dann als freier Diener der Volksgemeinschaft an der Vollendung des deutschen sozialen Staates, als Mittel zu übervölkischen sozialen Menschheitsgebilden, bewußt und begeistert mitarbeitet" (S. 253).

Das Buch ist offenbar für einen weiteren Leserkreis berechnet, gelehrte Anmerkungen fehlen daher. Leider vermißt man aber auch Nachweise des wichtigsten Schrifttumes und der Quellen, aus denen der Verfasser schöpfte. Sie wären gerade bei solcher Zweckeinstellung wichtig gewesen.

Görlitz. **Wolfgang Schultz.**

Edgar Daqué, Urwelt, Sage und Menschheit. Eine naturhistorisch-metaphysische Studie. 1924. Druck und Verlag R. Oldenbourg, München. 1. und 2. Aufl. XII und 360 Seiten.

Der Verfasser kommt von den Naturwissenschaften, besonders der Paläontologie; seine innere Einstellung ist aber, zumindest diesmal, weit eher die eines Dichters. Deshalb zieht ihn der Mythos, „die Dichtung der Vorzeit" so besonders an, deshalb sucht er aus innerer Schau ihn als älteste, gleichsam geschichtliche Überlieferung aus paläozoischen und mesozoischen Zeiten zu deuten, in die er Stammformen der Menschheit durch kühne Analogieschlüsse zurückverfolgen zu können glaubt, deshalb steht er auch allen modernen mystischen Strömungen nahe. Er glaubt nicht bloß an die reale Macht des Zaubers und daß die großen Magier wirklich ihren Körper von innen her umzugestalten vermochten, sondern auch an die höhere Weisheit der Babylonier und ihrer in Wahrheit kindisch abergläubischen Astrologie. Das Stirnauge des Urmenschen, das auch bisher schon in den Phantasien der Theosophen eine ähnliche Rolle gespielt hat, erhält auch bei ihm wieder einmal die naturwissenschaftliche Begründung, und Hörbigers Glazialkosmologie erschließt ihm die Türen zum Verständnisse der Sinflutsage. So kann es nicht mehr wunder nehmen, wenn ihm die Jahrmillionen der japanischen Kosmogonie erdgeschichtliche Wirklichkeit werden, wenn er in Gondwanaland die durch die Sinflut untergegangene Heimat des adamitischen Menschen und der zum Teile säugetierhaften Reptilwelt der Urzeit ansetzt, aus der sich nach dem Mesozoikum der intellektuell höher stehende noahitische Mensch vor der Flut rettet.

Mit Mythologie oder Vorgeschichtsforschung haben solche Dichtungen freilich kaum mehr etwas gemein. Die Kenntnis des Mythenstoffes, die da und dort anklingt, ist eine recht äußerliche, dürftige. S. 115 finden wir „das in der germanischen Mythologie die Welteische anbohrende Einhorn" und S. 238 lesen wir, daß die urweltlichen Menschen Steinmassen die Schwere entziehen und so Leistungen vollbringen konnten, die unsere Technik für unmöglich erklären muß. S. 76 heißt es, daß wir gerade von unseren eigenen, unmittelbarsten Vorfahren, den Franken, kaum mehr nennenswerte Reste im Boden finden.

Glänzender Stil, scheinbare Klarheit, weit ausgebreitete Kenntnisse und eine leidenschaftliche Neigung, nirgends das „bloß" Natürliche gelten zu lassen, eine blendende Sophistik für ein hinter der Wirklichkeit liegendes noch Eigentlicheres und Eigentlichstes zeichnen dieses trotz allem durchaus geistvolle Buch aus, dem, wie die Zeit nun einmal beschaffen ist, gewiß ein buchhändlerischer Erfolg beschieden sein wird. Aber wissenschaftlichen Wert hat es keinen, und auf gläubige Leser kann es nur verwirrend wirken.

Görlitz. **Wolfgang Schultz.**

Leo Frobenius, Hugo Obermaier. Hádschra Máktuba. Urzeitliche Felsbilder Kleinafrikas. Kurt Wolff Verlag, München 1925. 62 Seiten. 55 mehrfarbige, 105 einfarbige Bildtafeln und 11 Karten.

Es gibt nicht viel Bücher, die so wie dies in jeder Hinsicht vorbildlich sind. Es liegt ein Werk vor, das zu den ganz wenigen auserlesenen Schöpfungen gehört, denen eine lange Dauer, eine tiefe Wirkung beschieden ist. Allbekannt sind die großen schönen französischen Veröffentlichungen, die Bände Altamira, Font-de-Gaume, Pasiega, Pileta, Les Cavernes Cantabriques — dieses Werk kann sich den meisterhaften französischen Schöpfungen durchaus an die Seite stellen.

Es bringt auf rund 150 ausgezeichnet hergestellten Tafeln die vorgeschichtlichen Felsbilder des Saharagebietes und stellt so die beste und klarste Quellenveröffentlichung dar. Das Werk von Flamand, das 1921 erschien, ist eingehender in der textlichen Bearbeitung, es stellt die Lebensarbeit des 1919 gestorbenen Forschers dar, es ist aber nicht so reich in den Abbildungen, nicht so gut in der Wiedergabe. Und das gerade ist bei einem Gegenstand, der unbekannt ist, das Entscheidende: die Wiedergabe im Bild. Die Anschauung muß bei allen Arbeiten, die die Kunst behandeln, das Primäre sein. Der Verlag Kurt Wolff hat in diesem Werk eine Arbeit geleistet, die buchtechnisch hochwertig ist.

Das reiche Material entstammt der Expedition, die Leo Frobenius im Jahre 1913 mit einer Reihe von Wissenschaftlern, Malern und Photographen unternahm. Eine kurze Einleitung von Frobenius schildert den Verlauf der Expedition, die Wege und die Schwierigkeiten der Aufnahme. Nur wenige Worte sind den Fragen nach Bedeutung und Herkunft der Bilder abschließend angefügt.

„Die Kleinafrikanische Felskunst im Lichte der Vorgeschichtsforschung" behandelt dann eingehend mit bekannter Sachkenntnis und Gründlichkeit Hugo Obermaier. Es ist ein Verdienst Frobenius', Obermaier zu dieser Arbeit aufgefordert zu haben. Sie ist heute unstreitig die beste, kürzeste und klarste Zusammenfassung der gesamten Kenntnisse der prähistorischen Felskunst Frankreichs und Spaniens. Es findet sich eine Liste aller diluvialen Höhlen mit Malereien, die bis heute bekannt geworden sind, es findet sich eine

Liste der ostspanischen Felsmalereien, es finden sich Karten, in die jede Fundstelle Spaniens eingetragen ist. Alle Fragen der Felskunst werden behandelt, die Fragen des Ursprunges, der Herkunft, der Bedeutung, und zwar wie immer bei Obermaier: klar, kurz, bestimmt, sachlich.

An die Behandlung der Felsbilder Europas reiht sich nun die Untersuchung der afrikanischen Felsbilder. Und hier kommt Obermaier zu dem außerordentlich bedeutsamen Ergebnis, daß nicht nur zwei paläolithische Kunstkreise bestehen, wie man bisher annahm, nicht nur die Aurignacien Solutréen Magdalénien — Gruppe und daneben die Capsien-Gruppe, also nicht nur die franko-kantabrische Kunst und daneben die ostspanische Felsmalerei, sondern daß sich als dritte Gruppe die afrikanische Felskunst daneben stellt. Ein Kontakt der drei Gruppen besteht dagegen im Anfang schwerlich, jede der drei Gruppen trat unabhängig ins Leben und durchlief eigene Entwicklungsbahnen. Die Bildwerke Afrikas setzen ebenso wie die Spaniens und Frankreichs mit naturwahren Gravierungen ein, die sich in sich entwickeln, die aber schließlich das Sensorische verlieren und imaginativ, stilisiert werden. Wenn so allem Anschein nach die sensorischen Bilder hier wie in Europa ins Paläolithikum gehören, dann umfaßt das Neolithikum und die Bronzezeit die stilisierte Gruppe. Obermaier beantwortet die Alterszuweisung für das Poläolithikum noch nicht endgültig, für die folgenden Epochen ist die Frage geklärt.

Das Buch, das zu dem Besten gehört, was die deutsche vorgeschichtliche Forschung besitzt, kann nicht eindringlich genug empfohlen werden.

Köln a. Rh. **Herbert Kühn.**

Hermann Witz, Bilder aus der Vorgeschichte. Zur Einführung in das Verständnis der vorgeschichtlichen Denkmale in der Umgebung Ingolstadts. Ingolstadt 1925 (Schröder), gr. 4. 39 S.

Der Vorgeschichte neue Freunde zu werben und das geschichtliche Verständnis durch die Vorgeschichte zu erweitern, ist der Zweck der vorliegenden Schrift. Der Verfasser bedient sich hierbei eines nicht ganz alltäglichen Weges. Während die meisten Darstellungen der Vorgeschichte eines kleineren Bezirkes sich mit der Aufzählung und Erläuterung der vorhandenen Bodendenkmale und Funde begnügen und höchstens den einzelnen Zeitabschnitten ein paar einführende Worte vorausschicken, läßt Witz die Altertümer in die zweite Reihe treten und bedient sich ihrer nur als Belege des Gesagten. O. Spenglers Untergang des Abendlandes und A. van Scheltemas Altnordische Kunst haben bei der Abfassung der Schrift richtunggebend gewirkt. Im Anschluß an Scheltema wird das in Betracht kommende Donaugebiet als „Ausgleichszone" aufgefaßt, „es wird getroffen von den Blutströmen, die in der Richtung von Norden nach Süden fließen", es ist „das Land der Halbkulturen und zeigt weder das reine, charakterstarke, zähe und konservative Urmerowingertum des Nordens noch die glänzenden Erscheinungen der südlichen und östlichen Hochkulturen" (S. 21). Die Spenglerschen Gedanken verleihen den Ausführungen einen starken geschichtsphilosophischen Anstrich und geben dem Verfasser ständig Anlaß, Vergleiche zwischen den von ihm entworfenen Bildern aus vorgeschichtlicher Zeit und späteren Jahrhunderten wie auch der jüngsten Vergangenheit zu ziehen, ja sogar künftige Entwicklungsmöglichkeiten ins Auge zu fassen. Selbst wer den Gedankengängen des Verfassers sich nicht in allen Punkten anzuschließen vermag (Witz erwartet dies auch gar nicht), wird anerkennen müssen, daß die Absicht, anregend, belehrend und erzieherisch zu wirken, gelungen ist, und das ist ja wohl das beste, was einem Heimatbuch nachgerühmt werden kann.

München. Dr. **Friedrich Wagner.**

J. H. Schlender, Germanische Mythologie, Religion und Leben unserer Urväter. Vierte, neubearbeitete Auflage. Dresden, Alexander Köhler, 1925. 275 S.

Das Werk entspringt dem Wunsche, die Liebe und das Verständnis für die Vergangenheit unseres Volkes zu vertiefen, das Wissenswerte und Erhebende der heidnisch-germanischen Religion in knapper und verständlicher Form zugänglich zu machen. Dieser rühmenswerten Absicht entspricht auch das Bestreben, alle neueren Forschungen zu berücksichtigen und somit „der gegenwärtigen Stellung der Wissenschaft zur heidnisch-germanischen Religionsauffassung Rechnung zu tragen." Die Darstellung wandelt zumeist in den Bahnen Mogks und Neckels. Wir erfahren, daß, was wir heute mit „Germanischer Götterlehre" bezeichnen, wesentlich ein Erzeugnis der Dichtung ist, daß die Vorstellungen von Ragnarök aus christlichen Samenkörnern aufgegangen sind; S. 19, 213. In der Baldrdarstellung fehlt die Nachricht Snorris, daß es Baldrs „Natur" sei, daß keiner seine Urteile halten könne, ein Zug, der in Snorris Baldrerzählung zu keiner Geltung kommt, der

also auch von Snorri nicht erfunden sein wird. Leider wird diese wichtige Nachricht auch von Neckel in seinem Baldrbuche nur ganz oberflächlich gestreift. Auch in der Berechnung der Walhalltore folgt die Verf. ganz Mogk, Neckel, Rich. M. Meyer: Die bedeutungsvolle Zahl 432000 wird überhaupt nicht bemerkt. Bifröst findet sich wieder mit Snorri als Regenbogen gedeutet, was sich, wie auch neuerdings von anderer Seite (H. R. Schröder, Germanentum und Hellenismus. 1924. S. 32f.) zugegeben wird, nicht halten läßt. Daß der Brunnen der Urd nicht im Gebiete von Midgard, sondern „am Himmel" liegt, ist nicht etwa nur durch Snorris Gylf. 15, sondern auch Hav. 110 genügend bezeugt. Vol. 5 wird leider in üblicher Weise mit Gering u. a. romantisch, nicht mythologisch erklärt, das astronomische Verständnis legt die letztere Deutung nahe. Erfreulich ist die Abkehr von der Ansicht (vgl. Neckel, Balder. S. 40), daß Loki die Mistel „aus dem Erdboden" reiße, was die Texte ebensowenig überliefern wie die „frischgrüne" Farbe der Mistel. Erfreulich, weil die Folgerungen weit reichen. Im ganzen liegt eine für volkstümliche Zwecke bestimmte leicht lesbare Darstellung vor, die dem großen Stoffe mit einer verständnisvoll mitfühlenden Einstellung begegnet, die auch mit der reichen Heranziehung der deutschen Überlieferung dem Bedürfnisse eines Volksbuches nahezukommen sucht.

Bremen. **Otto Sigfrid Reuter.**

R. Sinning, Der Runenschlüssel zum Verständnis der Edda und anderer Denkmäler des Religionswissens. Verlag von Rudolf Schönherr, Halberstadt 1925. 191 S. Mit zwei Tafeln und 21 Abb.

Indem der Verfasser die drei Geschlechter der jüngeren nordischen 16 Runen sich untereinander schreibt (in verkehrter Folge; gerade in deren Geheimschrift galt durchweg das letzte Geschlecht als erstes, das erste als letztes), gleichzeitig die stets senkrechte þ-Rune in die Wagrechte umlegt und ihr, seiner Absicht entsprechend, eine Form gibt, welche sie niemals besessen hat (Verf. irrt überdies, wenn er annimmt, auch die Formen dieser jüngeren Runen seien durch den Widerstand der Holzfaser bestimmt worden; sie finden sich fast durchweg auf Stein, die Runen des Forsaer Ringes in weichem Eisen), entdeckt er mit Hilfe willkürlich verbindender Linien zwischen den Runen den Aufriß eines Fachwerkhauses, das ihm mit der „Konstruktion" des eddischen Weltbaums und vielem anderen übereinstimmt. Die Ergebnisse der in den Bahnen G. v. Lists schweifenden Arbeit entsprechen der Willkür der Methode.

Bremen-Huchting. **Otto Sigfrid Reuter.**

Ludwig Schmidt, Geschichte der germanischen Frühzeit. Der Entwicklungsgang der Nation bis zur Begründung der fränkischen Universalmonarchie durch Chlodowech. Bonn (K. Schroeder) 1925. 357 Seiten und 16 Tafeln. 6 Mark.

Die neue Behandlung der germanischen Frühgeschichte von L. Schmidt erfordert in hohem Maße die Anteilnahme auch der Vorgeschichtler. Der Verfasser ist seit langem bekannt als bester Kenner dieser Epoche unter den Historikern, wie es R. Much für die Germanisten ist. Seine bisherigen Bücher sind unentbehrliche Handbücher für jeden, der sich in die Geschichte unserer Vorfahren vertiefen will. Es ist wahrlich eine umfangreiche Lebensaufgabe gewesen, den nur zu oft so verworrenen Fäden der Überlieferung über die Unzahl der germanischen Stämme und ihr stetes Durch- und Auseinandergewoge bis ins einzelne nachzugehen und trotzdem den Überblick über das Ganze nicht zu verlieren. Seinen früheren Darstellungen läßt der Verfasser jetzt eine für weitere Kreise bestimmte Behandlung folgen, die in knapper Form und in einem Guß geschrieben ist. Besonders wertvoll ist es, daß der so gewissenhafte und unermüdliche Verfasser alle Quellen, welcher Art sie auch immer sein mögen, auszuschöpfen bemüht ist und nicht etwa, wie es früher allgemein Sitte war, sich mit den geschichtlichen und sprachlichen begnügte. Seine Bücher bilden in ihrer zeitlichen Folge ein anschauliches Beispiel, wie in immer steigendem Maße die Bedeutung der Vorgeschichtsforschung und ihrer Ergebnisse von den Historikern erkannt worden ist. Seitdem die Vorgeschichte ihre ursprünglich mehr naturwissenschaftlich eingestellte Arbeitsweise verlassen hat und eine historische Disziplin geworden ist, vor allem durch die von Kossinna begründete völkergeschichtliche („siedelungsarchäologische") Betrachtungsweise, ist unsere Wissenschaft erst eigentlich bedeutungsvoll und beachtenswert für die Nachbarwissenschaften geworden. Schon 1919 hat L. Schmidt „die nicht geahnte Tragweite und Zuverlässigkeit der Ergebnisse der Bodenforschung" erkannt [1]) und nun hat er sich mit anerkennenswerter Belesenheit diese Ergebnisse in seinem Buche zu eigen gemacht. Selbst

[1]) Vgl. Mannus XIV. S. 314.

die neueren und oft recht entlegenen Aufsätze sind ihm zugänglich gewesen, wofür das in den Anmerkungen niedergelegte Literaturverzeichnis zeugt. Daß trotzdem die Darstellung in einigen Einzelheiten noch nicht den neuesten Stand der Forschung vermittelt, ist bei dem fast sprunghaft schnellen Fortschreiten der germanischen Vorgeschichtswissenschaft durchaus zu verstehen und mindert auch den Wert der Abhandlung kaum.

Die dankenswerte Darstellung des Verfassers wird sich schnell als handlicher und zuverlässiger Führer durch die germanische Frühzeit einführen. Vom Standpunkte des Vorgeschichtlers ist noch zu bemerken, daß das Buch trotz seiner umfassenden Quellenverwertung doch eine Arbeit ausgesprochen historischen Charakters ist und sein will. Die politische und persönliche Geschichte spielt in ihr die Hauptrolle, die Kulturgeschichte kommt verhältnismäßig recht kurz weg, wenn auch auf die Hauptpunkte hingewiesen wird. Der Verfasser hängt seinem Werke sogar eine ganze Anzahl von Abbildungen germanischer Altertümer an, die aber nur in losem Zusammenhange mit dem Text, in dem auf sie nicht verwiesen wird, stehen [1]). Möge uns bald eine ebenso gediegene und umfassende Darstellung der Kulturgeschichte der germanischen Frühzeit von einem Spezialisten geschenkt werden als Gegenstück zu dem Werke des Historikers.

Breslau, im Oktober 1925. **M. Jahn.**

Walther Schulz, Die germanische Familie in der Vorzeit. Bd. 3 der Bücherreihe: Vorzeit. Leipzig (C. Kabitzsch) 1925. VI und 36 Seiten mit 26 Abb. 2,50 Mark.

Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, in möglichst knapper und gemeinverständlicher Form die altgermanischen Familienverhältnisse für die zahlreichen Freunde germanischer Vorzeit zu schildern, denen nicht die Zeit zur Verfügung steht, große wissenschaftliche Werke durchzuarbeiten. Er zieht alle einschlägigen Quellen der Geschichte, Germanistik und Vorgeschichte zu Rate. Daß auch bei Fragen der geistigen Kultur die Bodenfunde, richtig verwertet, ein gewichtiges Wort mitzusprechen haben, dafür bildet das Büchlein ein gutes Beispiel.

Es entspricht dem germanischen Wesen und der vorwiegend das Männliche betonenden Kultur der Germanen, daß sich die germanische Familie nach der Mannesseite aufbaut (Vaterfamilie). In einem auch für den Fachmann wertvollen Abschnitt über den Familienaufbau verfolgt der Verfasser die Verbreitung der Mutterfamilie im alten Europa und weist nach, daß das Mutterrecht nur bei nichtindogermanischen Völkern heimisch ist und daß die vereinzelten Spuren eines Mutterkultes bei den Germanen fremder Herkunft sind. War daher die rechtliche Stellung der germanischen Frau nicht so gut wie die des Mannes, so wurde die Germanin trotzdem allgemein geachtet und geehrt. Das trübe Bild vom germanischen Familienleben, das vielfach auf Grund der Rechtssatzungen entworfen wurde, ist nicht so lebenswahr wie der fälschlich als übertrieben idealisiert bezeichnete Bericht des Tacitus.

Unser Geschlecht fühlt sich von Jahr zu Jahr mehr zur alten Kultur und Geschichte unserer Vorfahren hingezogen, aus der ihm so unverfälscht der Kern germanischen Wesens entgegenleuchtet. Es ist aufs freudigste zu begrüßen, daß Schriften wie das Büchlein von Schulz dieses köstliche Erbteil des deutschen Volkes weiten Kreisen zugänglich und verständlich machen, ohne den festen Grund gesicherter Forschungsergebnisse zu verlassen.

Breslau, im September 1925. **M. Jahn.**

[1]) Seltsamerweise wird bis auf die beiden letzten Abbildungsgruppen die Literatur, der die Bilder entnommen sind, nicht angegeben.

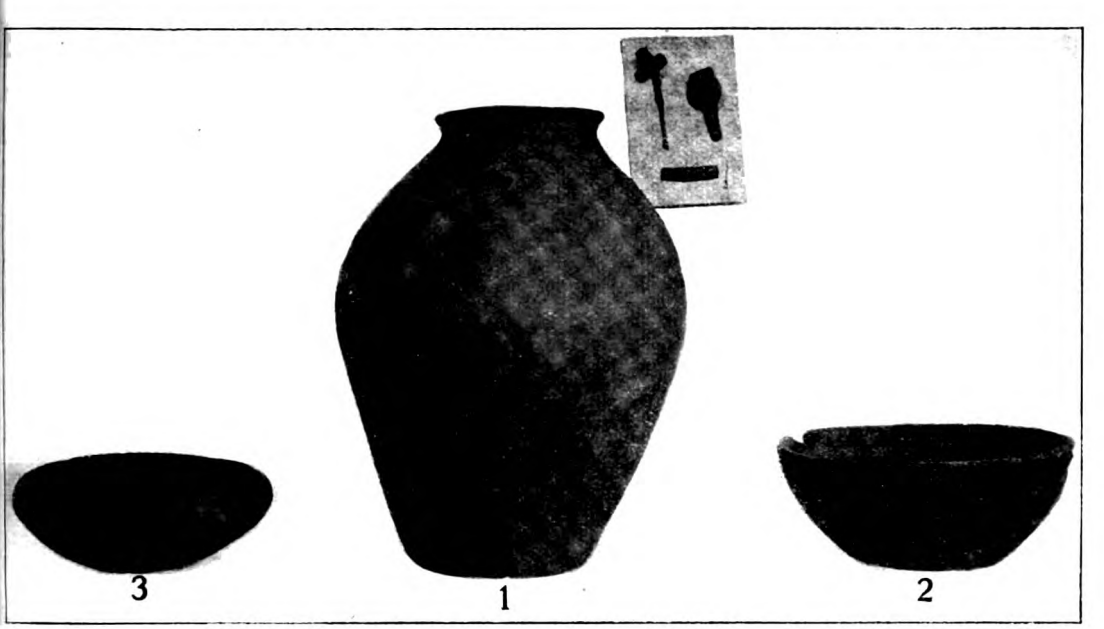


Abb. 1. Grab 6. (Etwa $^1/_5$ nat. Größe.)

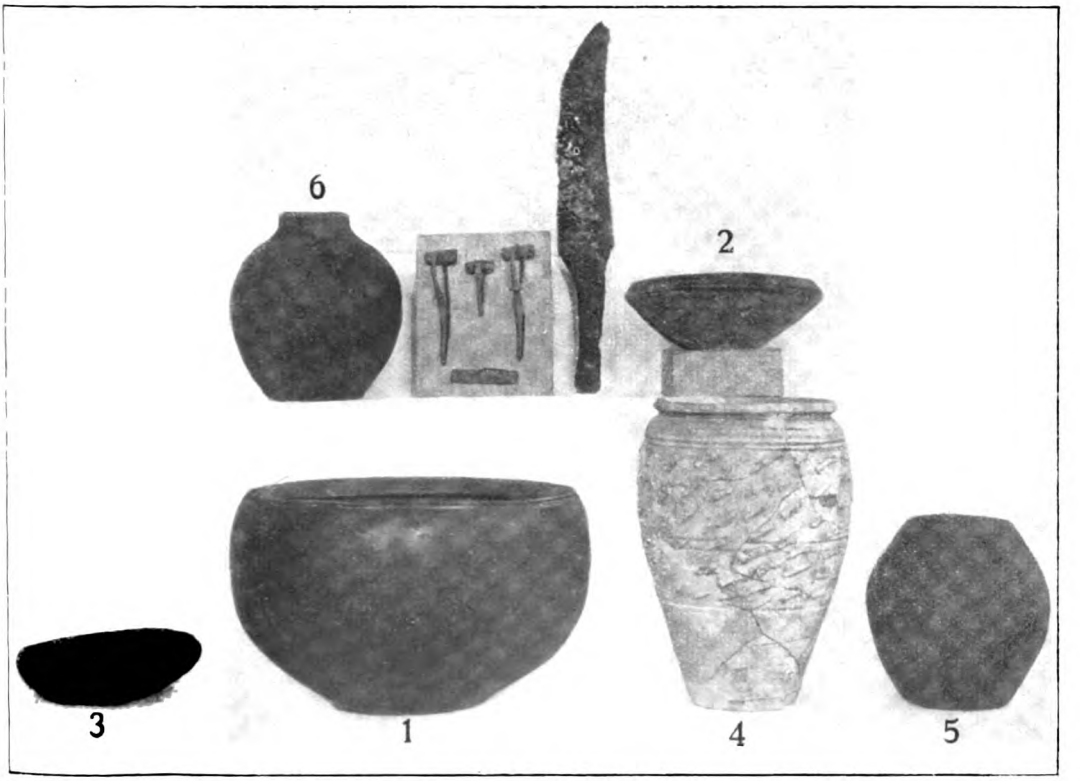


Abb. 2. Grab 7.

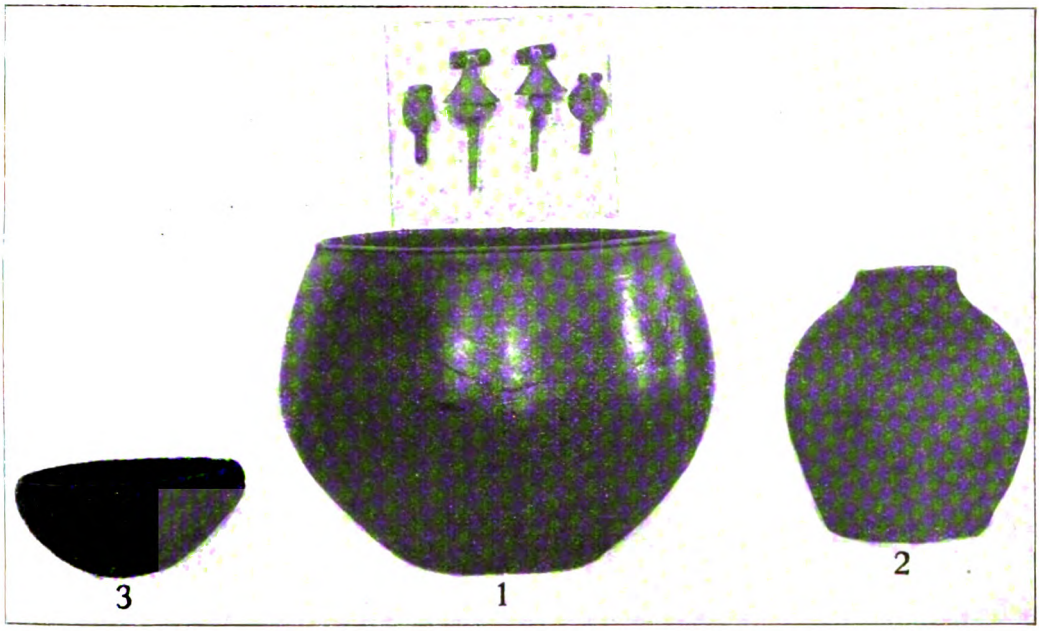


Abb. 3. Grab 9. (Etwa $^1/_5$ nat. Größe.)

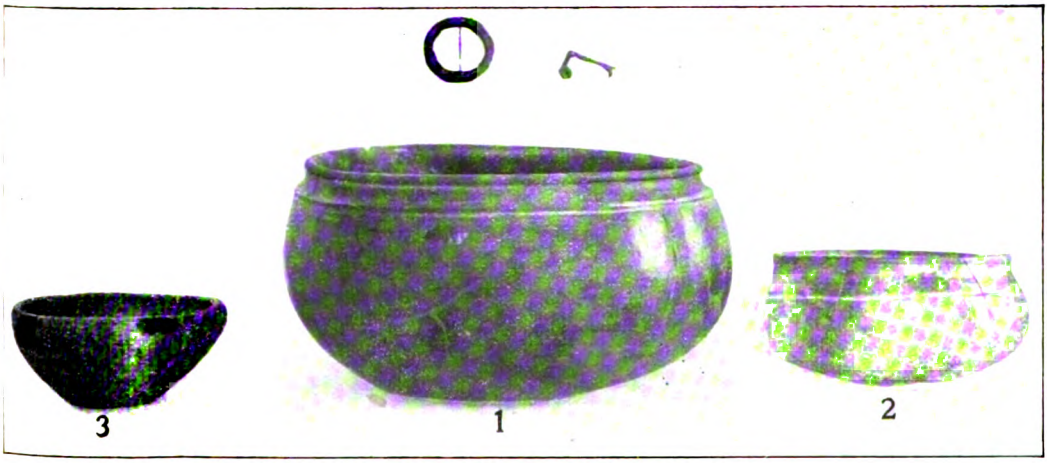


Abb. 4. Grab 27.

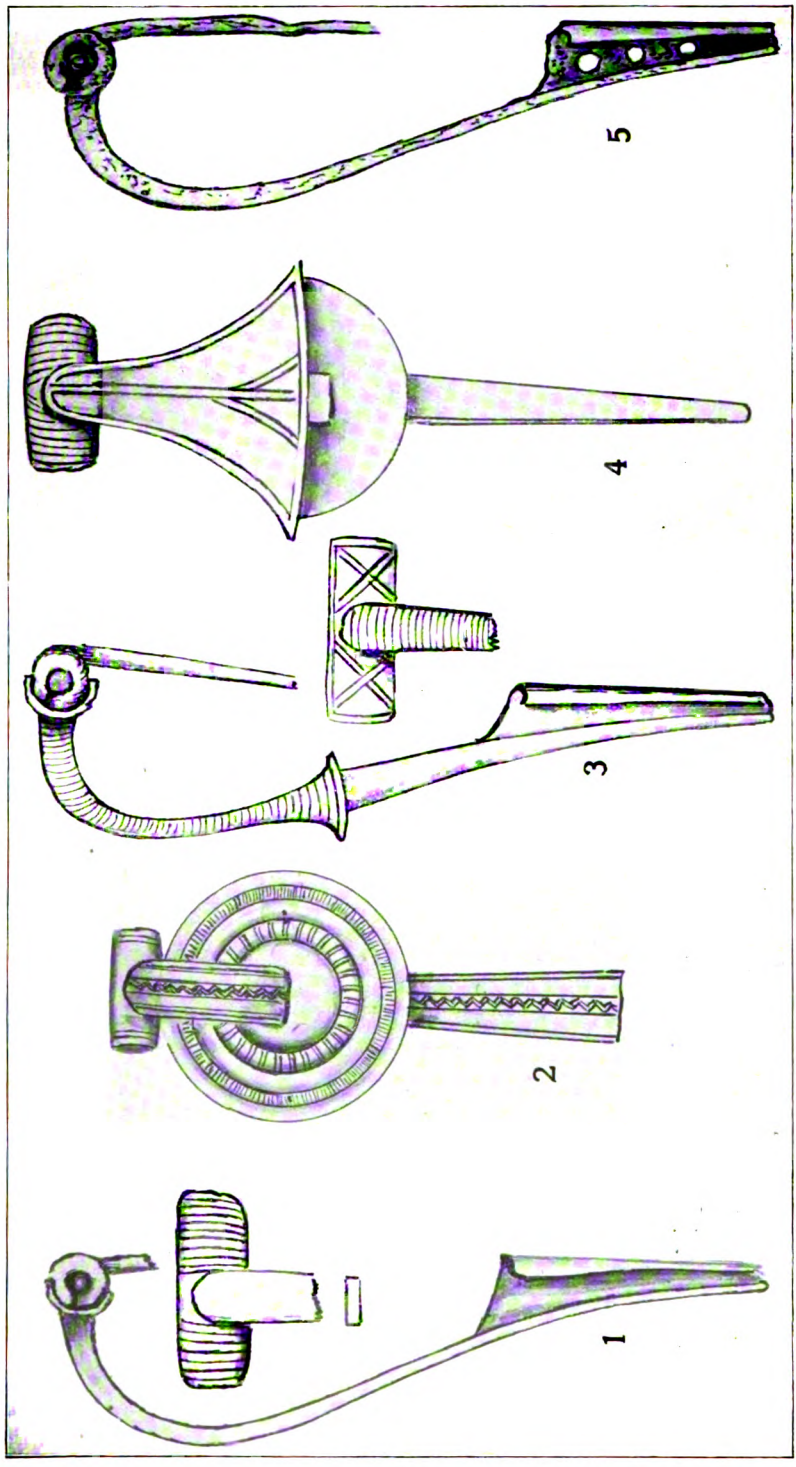


Abb. 5. Grabfeld am Amtsgerichtsgebäude Mayen. (Nat. Größe.)

UNIV. OF MICH.

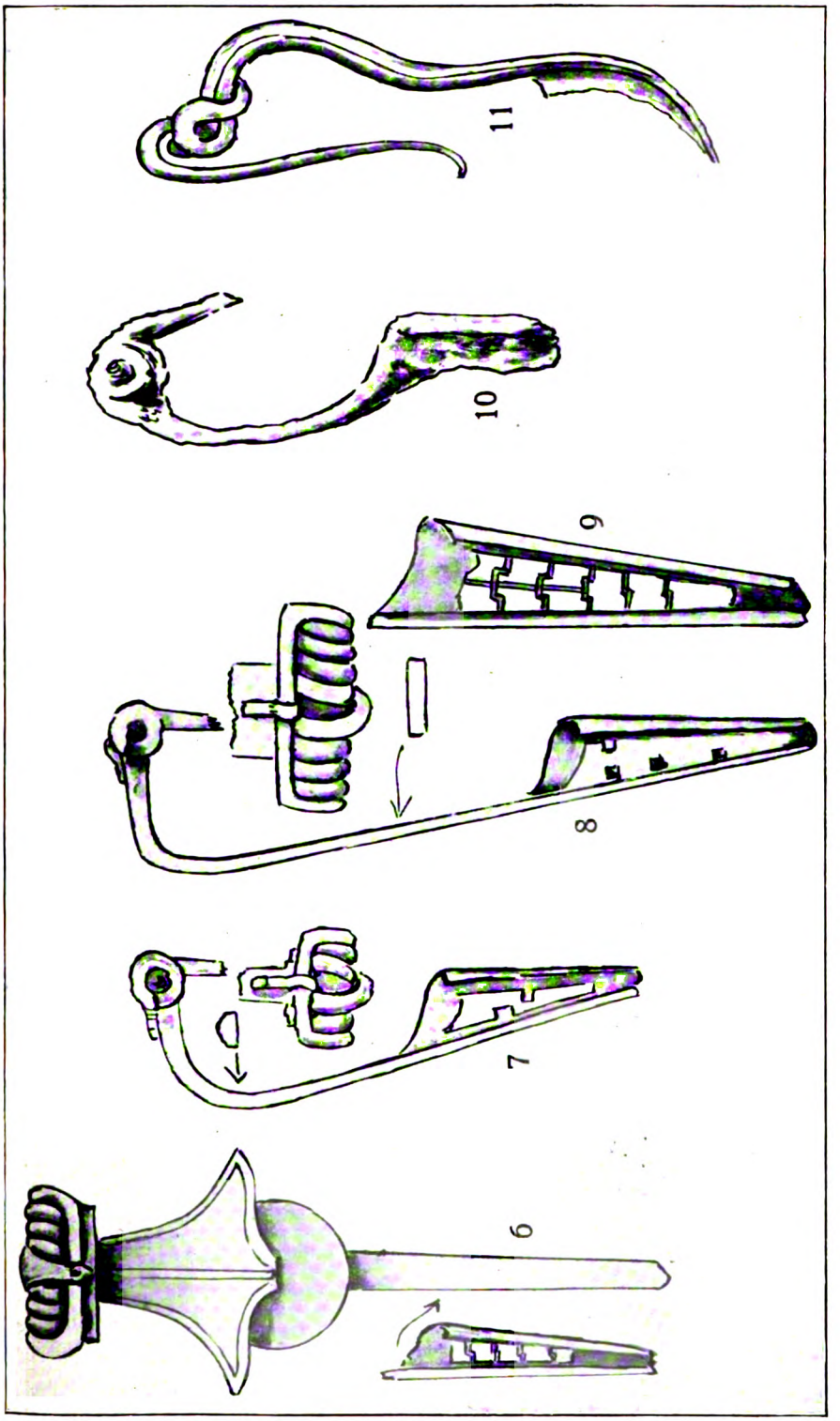


Abb. 6. Grabfeld am Amtsgerichtsgebäude Mayen. (Nat. Größe.)

UNIV. OF N.C.

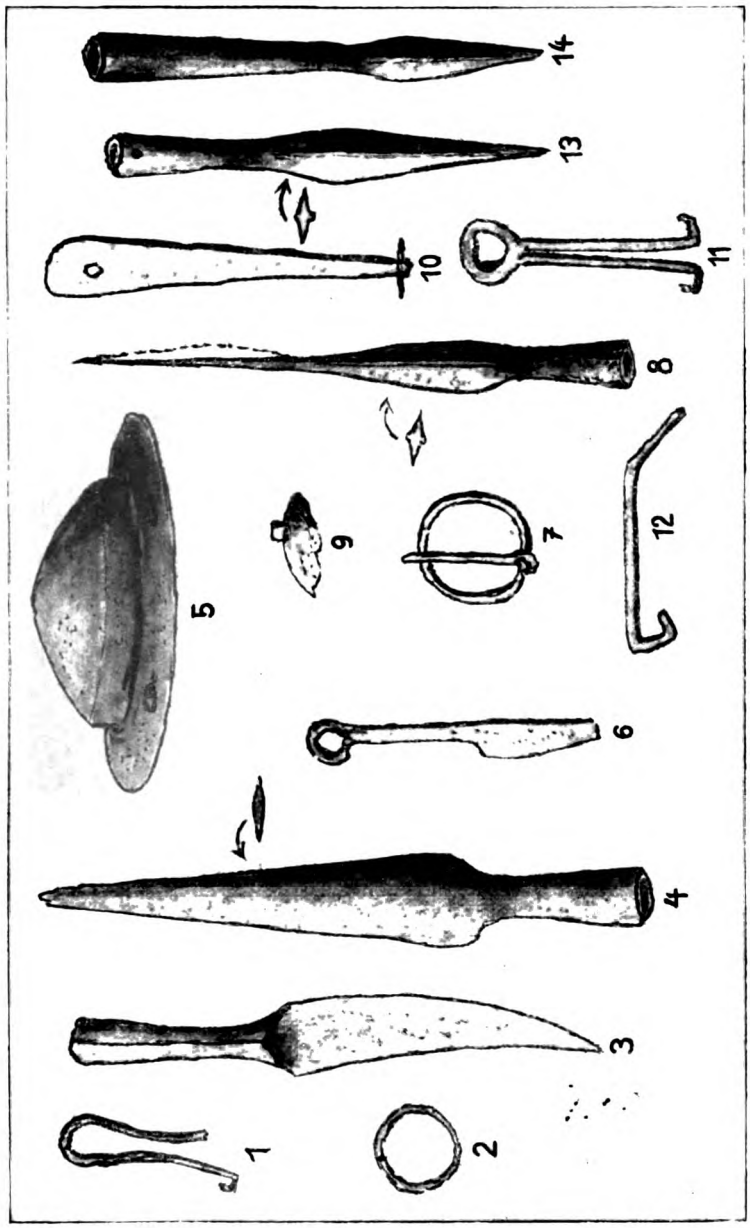


Abb. 7. 1—12 vom Gräberfeld Mayen, 13 und 14 vom Gräberfeld Ettringen. (1/3 nat. Größe.)

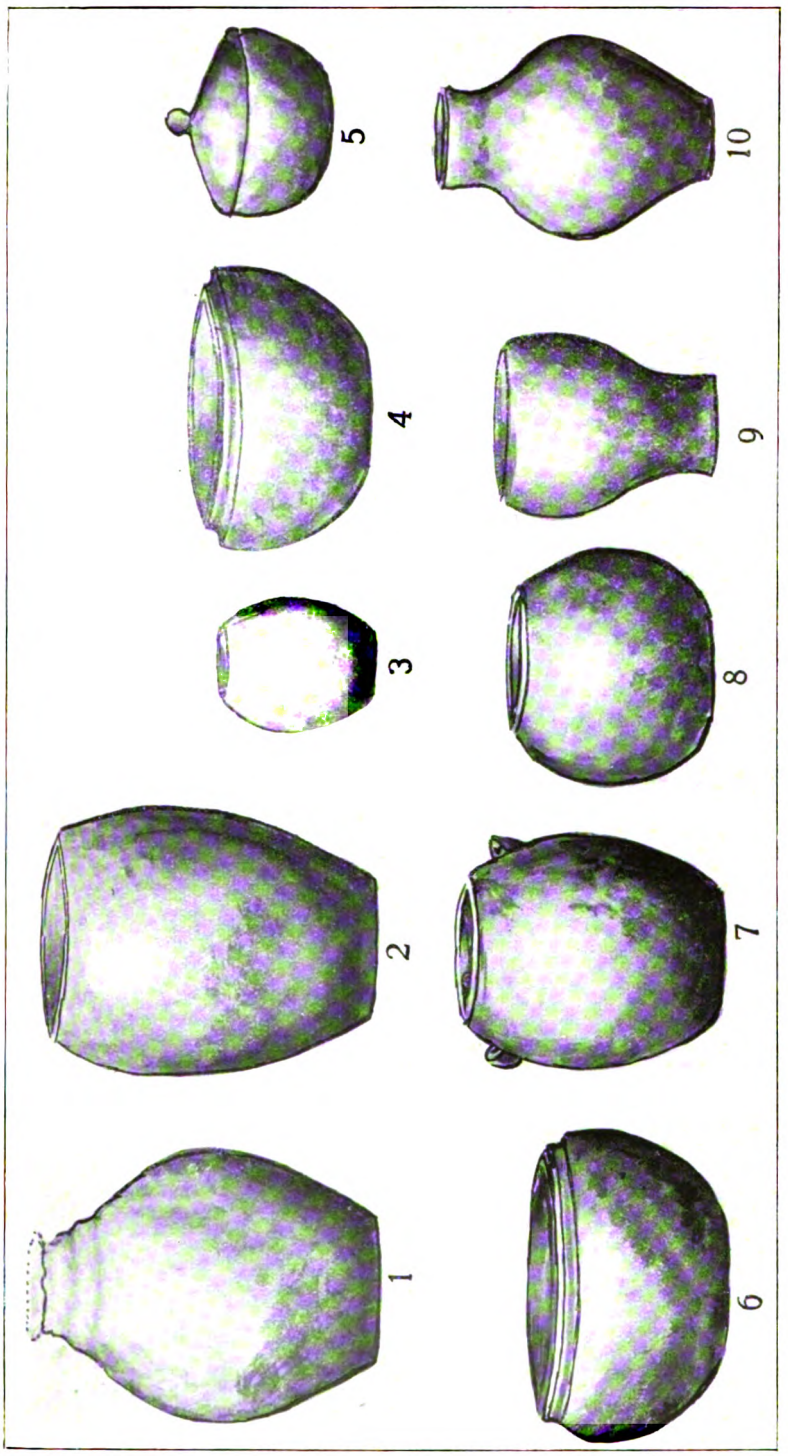


Abb. 8. 1, 2, 3, 4 und 6 vom Amtsgerichtsgebäude Mayen, 5, 7, 8, 9, 10 vom Grabfeld Ettringen. Alle Gefäße handgemacht. (1/5 nat. Größe.)

UNIV. OF MICH.

Abhandlungen und Mitteilungen.

Homo Kiliensis — Ein nordischer Urmensch.

Zusammengefügt, ergänzt und bearbeitet von Dr. med. Albert Kadner, Hamburg.

Mit 26 Abbildungen auf Tafel IX—XIV und einer Tabelle (Tafel XV).

Einleitung.

Wenn wir einen Blick in Zeitungen und Zeitschriften der jüngsten Zeit werfen, so finden wir sie in fast überschwänglichem Maße gesättigt mit der Erschließung des Grabes Tut-ench-Amuns, der vor etwa 3000 Jahren über das Volk der Ägypter als König herrschte. Wohl gewinnen wir aus diesem Funde einen Einblick in das kulturelle Leben der damaligen Zeit, und er stellt somit sicher eine wesentliche Bereicherung unserer Wissenschaft dar, jedoch könnte es fast scheinen, als ob hauptsächlich etwas anderes diese Ausgrabung erst zu ihrem besonderen Wert stempelt, das ist der Glanz des den Totenbeigaben anhaftenden Goldes, der die Gräbersucht schürt. Und doch gibt es noch etwas, das wohl Anspruch haben dürfte, einen weit höheren, allerdings ideellen Wert zu besitzen, das sind die Funde derjenigen Menschen, die noch keinen Schmuck kannten, die in Erdverstecken hausten und mit primitivsten Mitteln den Kampf ums Dasein führten, wie ihnen der Naturinstinkt einflößte, d. h. die Jagd nach Nahrung und die Fortpflanzung, welche beiden Faktoren sie allmählich zu kleinen Rudeln zusammenschweißten, damit sie sich um so stärker fühlen durften, und andererseits die göttliche Bestimmung erfüllt wurde, die den Menschen emporhob zum Beherrscher der Erde.

Wer anders als diejenigen, die sich zu den wissenschaftlich Gebildeten zählen, hat etwas gelesen über die Spuren der ersten Menschen, die unbestattet, von grauer Erde bedeckt unter unserem heimatlichen Boden schlummern? Ein Zufall brachte sie wieder zur Auferstehung, damit sie uns Kunde geben sollten, wie sie, ursprünglich den Tieren gleich, allmählich ihrer Bestimmung entgegengeführt wurden.

Und so darf ich stolz sein, ausrufen zu können: „Wiederum gebar uns die Erde einen Zeugen der Menschwerdung". Zunächst hatte es den Anschein, als ob ich diesen Fund nicht verwerten konnte, da er ein sogenannter Moorfund hätte sein können. Als ich aber an die genauere Untersuchung dieses Skelettes ging, wurde es mir immer klarer, daß es sicher ein Urmensch war, der gefunden wurde. Hierbei bestärkte mich in meinen Ergebnissen Herr Geheimrat Professor Dr. Kossinna, der mit mir alle Einzelheiten der Merkmale bis ins kleinste durchging und mir für die Ausarbeitung manche

wertvolle Anregung zuteil werden ließ. Daher möchte ich ihm an dieser Stelle meinen besonderen Dank zum Ausdruck bringen, weil er es war, der mit seinem Rat zum Gelingen der Arbeit wesentlich beigetragen hat.

Hamburg, den 10. November 1925. Der Verfasser

Drei bis vier Kilometer vom alten Markt in Kiel entfernt führt die Bahnstrecke nach Hamburg durch das Petersburg-Poppenbrügger Becken, das einen verlandeten Teil eines ehemals größeren Gewässers darstellt, von dem der heutige Schulensee ein Rest ist. In den Jahren 1914—1920 wurden zu Eisenbahnerweiterungsbauten umfangreiche Ausschachtungen vorgenommen, bei denen die Ablagerungen dieses Beckens aufgeschlossen wurden. Abgesehen von Resten glazialer Bändertone als Absatz eines ehemaligen größeren Stausees, sowie von spätglazialen Dryastonen in kleineren Senken am Rande des Beckens bestanden die Ablagerungen zur Hauptsache aus sapropelhaltiger Mudde mit einer reichen Wassermolluskenfauna und darüber gebildetem Flachmoor- und Bruchwaldtorf. Unterhalb dieser jüngeren Sedimente ist an einigen Stellen noch ein geringmächtiger, ziemlich fetter, graugrüner Mergel angetroffen, dessen ärmliche Molluskenfauna auf den jüngeren Teil der Ancyluszeit schließen läßt, indem ein kontinentaleres Klima herrschte (boreale Periode Sernanders).

Die unteren Teile der sapropelhaltigen Schichten waren im allgemeinen leberbraun bis schwarz gefärbt, abgesehen von helleren Färbungen, die in den untersten 15 cm auftraten. Die mittleren Teile waren grau und schichtig mit vielen Resten höherer Pflanzen, während sich in den sonst gleich ausgebildeten oberen Teilen wenige Pflanzenreste fanden. Die Wassermolluskenfauna des insgesamt bis über 80 cm mächtigen Sapropels ist der Litorinazeit bis zur jüngeren Steinzeit zuzuschreiben und gehört frühestens der Eichenzeit an. Mit Beginn der Litorinazeit setzte ein Steigen des Seespiegels infolge vermehrter Niederschläge und somit steigenden Grundwassers ein. Nachdem der Höchststand des Seespiegels erreicht war, begann bei Stillstand oder Sinken des Spiegels in der subborealen Periode die Verlandung von den Rändern her, bis schließlich die gesamten Seeablagerungen von Flachmoor und Bruchwaldtorf in einer Mächtigkeit bis zu 2 m überdeckt waren. Am Rande des Verlandungsgebietes wurden in den Torf eingelagert Quellkalke mit Landmollusken gefunden.

Außer den für die Altersbestimmung der Ablagerungen wichtigen Mollusken wurden Wirbeltierreste bei den Grabungen zutage gefördert. Nach Schuster [1]) fanden sich Hechtknochen von zum Teil sehr starken Tieren (Esox lucius L.), Panzer von Sumpfschildkröten (Emys orbicularis L.), Knochenreste von Säugetieren, wie Biber (Castor fiber L.), Iltis (Putorius putorius L.), Wildschwein (Sus scrofa L.), Hausrind (Bos taurus L.), Edelhirsch (Cervus elaphus L.), Reh (Cervus capreolus L.), Renntier (Rangifer tarandus L.) und Pferd (Equus caballus L.), dessen Knochenmasse am meisten für ein von Equus Przewalskii Polj. abstammendes Hauspferd sprechen. Von außerordentlicher Bedeutung sollten einige Knochen werden, die ebenfalls aus diesem Becken ans Tageslicht gezogen wurden, das sind Überreste eines Homo sapiens, eines Kindes im Alter von etwa 11 Jahren.

[1]) Postglaziale Quellkalke Schleswig-Holsteins und ihre Molluskenfauna. Arch. f. Hydrobiologie Bd. 16, S. 1—73. Stuttgart 1925.

Über die Fundhorizonte der Wirbeltierreste sind leider keine verläßlichen Angaben mehr zu erhalten gewesen. Doch will Schuster nach dem anhaftenden Sedimentmaterial mit Vorbehalt folgendes sagen: das Rentier stamme ziemlich sicher aus dem graugrünen, ancyluszeitlichen Mergel, die Hechtknochen, der Biber und der Wildschweinschädel seien ziemlich sicher aus dem schneckenreichen Sapropel, aus dem darüber gebildeten Torf stammten vielleicht Iltis, Wildschweinunterkiefer und Pferd, sowie aus den quellkalkreichen Torfschichten am Rande des Beckens der Rinderschädel.

Über die Fundschicht der menschlichen Knochen läßt sich nichts aussagen, da kein Sediment mehr daran festgestellt wurde und die Farbe allein keine sicheren Schlüsse zuläßt. Zwar wurden in dem Tale auch vorgeschichtliche Werkzeuge gefunden, nämlich eine Hirschgeweihaxt der Erteböllezeit und geschliffene Flintbeile der jüngeren Steinzeit (von Rothmann festgestellt). Abb. 1 stellt die Hirschgeweihaxt dar. Ob diese Funde mit dem Homo sapiens zusammengebracht werden können, will ich später darzulegen versuchen. Die Skelettreste weisen, wie wir sehen werden, so unverkennbare Zeichen der Primitivität auf, daß ich mit Sicherheit sagen kann, daß es sich wirklich um einen Urmenschen handelt. Es wurden gefunden „Schädelfragment eines Kindes und einige scheinbar dazugehörige Knochen“ [1]) von dunkelrotbrauner Farbe. Nach dem Zusammensetzen des Schädels zeigte sich, daß die rechte Seite und fast die ganze Basis nebst Unterkiefer stahlschwarz schillerten. Vor allem sind die Zahnsubstanzen tiefschwarz durchtränkt. Es besteht die Möglichkeit, wenn nicht sogar die größte Wahrscheinlichkeit, daß der Fund in die unteren Sapropelschichten zu verlegen ist. Um ein allgemeines Übersichtsbild über den Fundort und seine Ablagerungen zu gewinnen, möchte ich nicht verfehlen, die allgemeinen Teile und die auf Poppenbrügge bezügliche Spalte der Schusterschen Tabelle hier wiederzugeben, die er im Anschluß an seine und E. Wüsts Untersuchungen aufgestellt hat. Diese Tabelle soll, wie Schuster sagt, keine absolute Chronologie darstellen, was wegen der Unvollkommenheit der Kenntnisse von den postglazialen Ablagerungen Schleswig-Holsteins unmöglich sei, aber man kann sich ganz gut einen Einblick in die Verhältnisse verschaffen.

Die Hauptbeweiskraft für das Urmenschliche des Fundes beruht in der Feststellung seiner primitiven Merkmale, wie sie durch die zahlreichen vorgeschichtlichen Funde bereits erforscht sind. Bevor ich aber zu der Beschreibung des Skelettes selber übergehe, möchte ich kurz darlegen, wie ich zu dem Funde und der Feststellung seiner Primitivität kam.

Durch die liebenswürdige Vermittlung des Abteilungsvorstehers am Museum für Völkerkunde in Hamburg, Dr. Byhan, wurde mir ein Unterkiefer zur Bearbeitung überlassen, von dem ich ursprünglich nichts weiter erfuhr, als daß er irgendwo ausgegraben war, und daß er vielleicht sogar sehr alt sein könnte. Vergleiche dieses Unterkiefers mit den bekannten prähistorischen, mit den uranfänglichsten durch Paläolithikum, Mesolithikum und Neolithikum, denen der geschichtlichen und der rezenten der verschiedensten Völkerschaften gaben mir zu der Vermutung Anlaß, daß dieser Unterkiefer einem Individuum gehört haben muß, welches im Ausgange der Altsteinzeit oder in der Übergangszeit von alter in neue Steinzeit, die mit dem Namen „Mesolithikum“ oder „Frühneolithikum“ belegt wird, gelebt hat. Als ich nun bereits an die Zusammenstellung der Abhandlung über diesen Fund

[1]) Schuster, S. 23.

ging, teilte mir Herr Dr. Byhan die Ergebnisse seiner Nachforschungen mit, daß dieser Unterkiefer zu dem Poppenbrügger Funde gehörte. Es konnte festgestellt werden, daß der Unterkiefer während der Ausgrabungen abhanden gekommen war. Die Direktion des Museums vaterländischer Altertümer in Kiel überließ mir sofort in dankenswerter Weise die übrigen Skeletteile zur Bearbeitung. Die einzelnen Bruchstücke waren sehr zahlreich, doch im allgemeinen so, daß sie sich leicht aneinander bringen ließen. Es fehlte nur wenig, das ich zu ergänzen hatte. So haben wir ein fast vollständig erhaltenes Exemplar eines menschlichen Kopfskeletts vor uns, wie auf den Abb. 2 und 3 zu sehen ist.

Auffallend ist die verhältnismäßig große Breite des Schädeldaches. Es finden sich starkbetonte Parietalhöcker (Abb. 5) und gut betonte Frontalhöcker. Die Suturen weisen größte Einfachheit auf, besonders die Sutura lambdoidea. An der Basis fallen zunächst die Processus mastoidei auf, sie sind sehr niedrig, die Fissura mastoidea ziemlich breit. Die Jochbögen sind leider verloren gegangen, an den Ansatzstellen sieht man jedoch, daß sie grazil gewesen sein müssen. Die Stirn ist auffallend niedrig und sehr bald nach hinten übergehend. Man muß hier berücksichtigen, daß es sich um ein kindliches Kopfskelett handelt, als um so auffallender sind die Erscheinungen zu bewerten. Deutlich lassen sich auch Oberaugenwülste erkennen, die zwar nicht so stark hervortreten, wie sie als besonderes Merkmal der Neanderthaler beschrieben worden sind, aber ihre Andeutung ist hier schon vorhanden. Die Arcus superciliares sind vorgewölbt, und besonders betont sind die seitlichen Ausladungen des Processus zygomaticus ossis frontalis.

Was vor allem noch auffällt, ist das Foramen magnum (Abb. 6). Es ist derartig lang, daß ich deswegen besondere Untersuchungen anstellte, die ich später erwähnen werde. Ferner muß noch gesagt werden, daß alle Muskelansätze durch tiefe breite Furchen, und die Gefäßgänge durch Einfachheit und Weite gekennzeichnet sind. Auch der Porus acusticus externus ist relativ groß.

Im folgenden seien die kraniometrischen Maße angegeben:

Größte Länge der Hirnkapsel		176 mm
Größte Breite der Hirnkapsel	etwa	140 „
Basion-Bregma-Abstand		121 „
Kleinste Stirnbreite		97 „
Größte Stirnbreite		117 „
Bogen Nasion-Bregma		136 „
Bogen Bregma-Lambda		124 „
Bogen Lambda-Opisthion		108 „
Bogen Nasion-Opisthion		368 „
Horizontalumfang		504 „
Sehne Nasion-Bregma		115 „
Sehne Bregma-Lambda		112 „
Sehne Lambda-Opisthion		88 „
Foramen magnum größte Länge		40 „
„ „ größte Breite		27 „
Breite zwischen Ohrpunkten		105 „
Obergesichtshöhe	etwa	55 „
Nasenhöhe	„	41 „
Längen-Breiten-Index		79,05

(also mesozephal)

Höhen-Breiten-Index	86,43	
Höhen-Längen-Index	68,75	
(also chamäzephal)		
Unterkieferwinkel . . . . . etwa	87	
Vordere Höhe des Unterkiefers	23	mm
Größte Dicke des Kinnes	12	„
Kondylenabstand . . . . . etwa	110	„
Höhe der Incisura mandibulae . . . „	8	„
Breite der Incisura mandibulae . . . „	32	„
(minimalst!)		
Kleinste Astbreite	31	„

Es liegt eine ausgesprochene hochgradige Prognathie vor. Vom Oberkiefer ist leider nur ein Stückchen vorhanden, während der Unterkiefer vollständig und wohlerhalten ist. Vom linken Oberkieferbein wurde der Alveolarfortsatz von der Mittellinie bis zur Alveole des ersten oberen Prämolaren gefunden. Nach oben reicht diese Facies anterior und die Facies nasalis bis zur Crista conchalis. Die beiden Inzisiven sind verloren gegangen, der Eckzahn liegt durchbruchsbereit im Alveolarfortsatz. Vom Processus palatinus ist nur ein Stückchen vorhanden. Das Os zygomaticum ist fast vollständig, es fehlt nur ein Stückchen von der Facies temporalis.

Besonders wichtig ist der Unterkiefer. Er läßt die eigentliche Kinnbildung vermissen. An der Grenze des Alveolarfortsatzes zieht sich basalwärts eine Protuberanz. Von der Kuppe dieser Protuberanz fällt der Knochen nach hinten zu stark ab (Abb. 7 und 8). Ich glaube aber an diesem Skelette etwas feststellen zu können, was für das Problem der menschlichen Kinnbildung, das so lange Jahre der Mittelpunkt des Interesses so vieler hervorragender Wissenschaftler gewesen ist, von Bedeutung sein kann. Daher muß ich hier etwas weiter ausholen.

Besonders hat sich Walkhoff[1]) um das Problem der menschlichen Kinnbildung verdient gemacht. Zwar wurde er von vielen Seiten angegriffen, aber alle Erörterungen sind bisher nur Theorien geblieben, die zum Teil leicht widerlegt werden können. In seiner Schrift „Neue Untersuchungen über die menschliche Kinnbildung" vertritt Walkhoff die Ansicht, daß ein Vorsprung vorliegen müsse, der, an der Basis entwickelt, weitaus am stärksten sei und hier am meisten vorspringe, erst dann könne man von einer Kinnbildung wie beim Menschen sprechen. Die von Weidenreich behauptete Kinnbildung bei einem jungen Gorilla wird schon von Walkhoff dadurch widerlegt, daß er eben sagt, diese Protuberanz hätte mit der Kinnbildung des Menschen nichts zu tun. Walkhoff hat recht. Die Protuberanz liegt nicht am basalen Rande, sondern stets, bei rezenten und Urmenschen, ja sicher auch bei manchen Anthropoiden, in der Mittellinie der Symphyse, und zwar immer an der Grenze des Alveolarfortsatzes beginnend basalwärts gerichtet, während der eigentliche Kinnvorsprung, das, was wir als die Hauptsache der Kinnbildung betrachten müssen, immer nur die Tubercula mentalia sein können.

Betrachten wir nun den zu beschreibenden Unterkiefer, so sehen wir ebenfalls die gut ausgeprägte Protuberanz an der Grenze des Alveolarfortsatzes (Abb. 8 und 9), von wo ab der Knochen schroff abfällt, zwar nicht so stark wie beim Heidelberger, aber doch so, daß man sagen muß, daß das

[1]) Walkhoff, Neue Untersuchungen über die menschliche Kinnbildung. Deutsche Zahnheilkunde in Vorträgen, Heft 22.

eigentliche Kinn fehlt. Legt man den Unterkiefer auf eine plane Fläche, so erkennt man die „Incisura submentalis" (Abb. 8), die von Klaatsch so benannt wurde, und am Heidelberger Kiefer in vollendetem Maße vorliegt. Dies wird als weiteres wichtiges Zeichen seiner Primitivität angesprochen. Hören wir nun, was Schötensack[1]) am Heidelberger Unterkiefer noch weiter festgestellt hat: „An den Grenzen dieser Inzisur liegt an der Außenfläche am freien Rand ein kleines Höckerchen...". Dieses ist auch am Krapina-H-Kiefer vorhanden. Beim Homo Heidelbergensis und Spy liegen diese Tubercula unter den Foramina mentalia, und zwar unter der Mitte zwischen zweitem Prämolaren und ersten Molaren. Beim Krapinakiefer liegen sie ebenda, während das Foramen mentale eher noch weiter hinten, unter dem ersten Molaren, liegt, beim Homo La Naulette zweifellos vor dem Foramen mentale unter dem ersten Prämolaren, beim Homo Kiliensis unter der Verlängerung der Eckzahnwurzeln, eher noch etwas dahinter. Beim rezenten Menschen liegen sie schon von frühester Jugend an unter den seitlichen Schneidezähnen, soweit ich an Hunderten von Schädeln aller möglichen Völkerschaften feststellen konnte. Auf den Abb. 10, 11, 12, 3 habe ich dies veranschaulicht. Und wenn man die Unterkiefer eines Anatomieatlas (z. B. Spalteholz) daraufhin durchgeht, so scheint diese Lage jetzt konstant zu sein und schon beim Neugeborenen vorzuliegen. Diese Höckerchen, die Tubercula mentalia liegen also ursprünglich weiter hinten, als Begrenzungen der Incisura submentalis, im Laufe der phylogenetischen Entwicklung sind sie weiter nach vorne gelangt. Ob dies nun durch Reduktion oder durch funktionelle Einwirkung geschah, bleibt noch zu ergründen. Es ist vor allem wichtig, daß man vorerst die morphologischen Verhältnisse klärt. Dazu fehlten aber bisher die Übergangsformen, wie es der Homo Kiliensis zweifellos ist. Das eine geht nun klar hervor: die Albrechtsche Theorie und die Weidenreichschen Befunde hat Walkhoff zu Recht widerlegt. Toldt glaubt im Gegensatz zu den Vorigen nicht an Reduktion, sondern an eine Verstärkung des vorderen Teiles des Unterkiefers. Ich möchte mich den Ansichten Walkhoffs anschließen, daß eine Reduktion vorliegt.

Die Tubercula mentalia sind schon beim Heidelberger da, sie sind im Laufe der phylogenetischen Entwicklung nur nach vorne gewandert, allmählich immer mehr der Mittellinie zustrebend. Jedenfalls kann man nur dadurch zum Ziele gelangen, daß man zuerst die morphologischen Verhältnisse völlig klärt.

Auch von Bardeleben und Kramberger sehen die Kinnbildung als neugebildete Verstärkung an, jener als das weiter gewachsene Ossiculum mentale, dieser als Verstärkung aus mechanischen Gründen, ähnlich der Quellkuppe über einer Spalte. Durch Projektion der Profilkurven des Kiefers von Heidelberg, eines Europäers und eines Negers, bezogen auf eine gemeinsame Kondylenlinie, glaubt Walkhoff beweisen zu können, daß die Kinnpartie einen Erhaltungszustand der ursprünglichen Anlage dieser Region bedeutet, weil die Kinnpartie des rezenten Menschen trotz starker Reduktion des oberen Kieferkörpers auf demselben Standpunkte erhalten geblieben ist, wie bei dem Heidelberger. Nun tritt Walkhoff zum Teil auch Klaatsch entgegen, welcher in der rundlichen Wölbung der vorderen Kinngegend die Hauptsache der menschlichen Kinnbildung vermutete. Auch Klaatsch hat

[1]) Schoetensack, Der Unterkiefer des Homo Heidelbergensis. Leipzig 1908.

bereits eine Andeutung gemacht, von der ich ursprünglich dachte, sie sage das aus, was ich beobachtet zu haben glaubte.

Klaatsch spricht von „Mediankinn" und „Lateralkinn" und sagt: „Der mediane Kinnvorsprung ist nicht als eine Neuerwerbung aufzufassen, sondern er ist als eine negative Größe zu beurteilen, bedingt durch das Verharren eines Teiles der vorderen Kinnfläche in dem Niveau und in derjenigen Rundung, welche ursprünglich der ganzen Gegend zukam". Er meint also offenbar damit, daß dieser Vorsprung, den er auch bei Anthropoiden gefunden haben wollte, die Kinnbildung ausmache, und daß wir für die Kinnbildung den fortschreitenden Reduktionsprozeß annehmen müssen. Das „Negativkinn der Anthropoiden", sagt er, besitze als Relief das vollständige Homologon der menschlichen Prominentia mentalis externa, während das Wesen des Lateralkinns in Aufwulstung des Basalrandes im Bereiche des Musculus digastricus beruhe, womit Ausbildung von Höckern und Rauhigkeiten auf der Lateralfläche über dem Basalrand einhergingen. Das seien die Tubercula mentalia der Europäeranatomie, die sich in vordere und hintere sondern ließen. Er sagt wörtlich: „Das Tuberculum mentale posterius (mihi) entspricht der seitlichen Grenze der Incisura submentalis, es ist das von Gorjanovic-Kramberger genannte Tuberculum „submentale". Ein Tuberculum mentale anterius entspricht der Mitte des Digastrikusansatzes". Aus der weiteren Besprechung dieser Unterschiede geht deutlich hervor, daß Klaatsch der Ansicht ist, bei der Bildung des Lateralkinnes handle es sich um eine besondere Bildung, nur daß sie bei den rezenten Menschen nicht mehr ausgeprägt würde. „Es gibt Europäer mit hochgradig positivem Kinn", sagt er, „welche eines Lateralkinnes völlig entbehren, und andererseits kommt es am negativen Kinn der Afrikaneger zu sehr starker Lateralkinnbildung, durch welche das Mediankinn ganz unterdrückt wird." Klaatsch faßt also die Tubercula anteriora und posteriora als zwei verschiedene Bildungen auf, nicht als ein und dieselbe, welche einmal vorn, das andere Mal weiter hinten liegt. Die Aufwulstung des basalen Randes läßt er durch Muskelwirkung des Digastricus entstehen. Beim rezenten Menschen liegt sein Ansatz nicht mehr in gleicher Höhe mit dem Tuberculum mentale, sondern das Tuberculum liegt heute ungefähr in Höhe der Mitte des Ansatzes. Daher scheint es mir unwahrscheinlich zu sein, daß die Hauptansatz- und Angriffsstelle beim Heidelberger-, Spy- und Krapina-Menschen bis zum Molaren gereicht haben soll. Somit glaube ich, daß Walkhoffs Widerlegungen berechtigt sind. Allerdings ist sein Gegenbeweis in dem einen Punkte nicht kräftig genug, wo er ihn damit begründet, daß beim La-Naulette-Kiefer keine Tubercula mentalia vorhanden seien. Das „Tuberculum mentale der Europäeranatomie" ist natürlich auch beim La-Naulette-Kiefer da, es ist nur nicht so gut ausgeprägt. — Oder nicht mehr so gut erhalten? — Es liegt m. E. nach unter dem ersten Prämolaren am basalen Rande vor dem Foramen mentale. Dies Tuberculum liegt tatsächlich immer da, wo die Incisura submentalis beginnt, beim Heidelberger, Spy, Krapina, wie ich oben schon ausführte, unter dem Molaren, bei den anderen Urmenschen immer weiter nach vorne wandernd, bis wir es bei den rezenten Menschen konstant unter dem lateralen Schneidezahn antreffen. Das ist meines Wissens bisher nicht festgelegt worden. Die tiefere Ursache dieser Gestaltsveränderung ist natürlich nicht leicht zu ergründen. Alle bisherigen Erörterungen stellen nur Hypothesen dar, keine dieser Hypothesen aber kann den Anspruch machen, wirklich überzeugend zu sein. Die meisten nehmen eine Reduktion an, aber sie erklären diese Reduktion meist durch funk-

tionelle Umformung. Ich kann daran nicht so recht glauben. Wie soll man es sich sonst erklären, daß alle Tiere im Laufe der Zeiten eine Umformung erlitten haben und noch weiter erleiden? Wo sind die gewaltigen Kolosse der „Urzeit" geblieben? Haben wir nicht auch bei dem Funde von Poppenbrügge den Beweis, daß die gefundenen Knochen der Tiere, die heute zum Teil noch bei uns heimisch sind, gewaltig viel stärker waren? Breuer[1]) hat interessante Beobachtungen über Reduktionserscheinungen bei den Höhlenbären gemacht. Er zeigte an einigen Exemplaren die sichere Reduktion der Kiefer.

Klaatsch hat das morphologische Moment in den Vordergrund seiner Untersuchungen gestellt. Selbstverständlich ist das der Weg, der am meisten Aussicht hat, zum Ziele zu führen. Man muß doch zunächst einmal wissen, was verändert ist, bevor man sich auf spekulative Gedanken des Wie einlassen kann. Reduktion und Kieferwinkelverschiebung sind Faktoren, die man vermuten kann. Bei ausgesprochenen Spitzkinnmenschen ist auch der Winkel des aufsteigenden Astes verschoben (vgl. Abb. 13). Es sieht fast so aus, als ob neben der Reduktion eine Verschiebung des Unterkiefers eingetreten ist. So könnte man die diagraphischen Profilkurven Walkhoffs und Klaatschs schließlich auch deuten.

Doch kehren wir zur Beschreibung des Skelettes zurück! Die Foramina mentalia sind relativ groß. Während ihr Eingang bei den heutigen Menschen als ein nach hinten zeigender Sulcus beschrieben wird, ist der Ausgang hier mehr nach oben, dem Alveolarfortsatz zu gerichtet. Man könnte also annehmen, daß er auch in dieser Beziehung noch auf einer Vorstufe steht, wenn man den Ausführungen Büntes und Morals beipflichtet, die sagen, daß sich das Foramen mentale durch allmähliche Vorschiebung des Unterkieferkörpers und Reduktion des Alveolarfortsatzes gedreht hat (vgl. Abb. 13). Dieser Auffassung habe ich mich oben bei Besprechung der Kinnbildung schon angeschlossen. Oberhalb des rechten Foramen mentale liegt ein kleines Loch, das durch einen kurzen Gang in den Sulcus des Foramen mentale hineinführt und als Gefäßgang zu bewerten ist. Unterhalb der beiderseitigen Foramina mentalia sind auch hier seichte Sulci marginales, wie Klaatsch sie genannt hat, festzustellen. Die Linea obliqua, die heute als vom vorderen Rande des Astes relativ steil zum Unterrande des Knochens bis zu seiner Mitte ziehend beschrieben wird (vgl. Abb. 13), verläuft zweifellos nicht ganz so steil abwärts, sondern eher mehr parallel dem Alveolarfortsatz bis zum oberen Rande des Foramen mentale. Der auffallend parallele Verlauf dieser Linea obliqua beim Homo Heidelbergensis und La-Chapelle-aux-Saints wird von Martin hervorgehoben.

Ganz besonders beachtenswert ist ferner der aufsteigende Ast infolge seiner Breite und senkrechten Stellung. Der Processus coronoideus ist sehr niedrig und stumpf, nicht so, wie wir ihn heute bei uns sehen. Er zieht mit breiter und sehr flacher Senkung zum Processus condyloideus, welcher leider nicht vorhanden ist, weil er wieder zu Erde ward. Er hat sicher in gleicher Höhe mit dem Processus coronoideus gelegen, ungefähr in der Parallelen zur Unterkieferbasis. Die Tiefe der Incisura mandibulae beträgt etwa 8 mm, während sie heute nach Martin zwischen 10 und 18 mm schwankt. Und hier finden wir eine weitere Übereinstimmung mit der Heidelberger Inzisur, die sogar nur 7 mm beträgt.

[1]) Vortrag, gehalten auf dem Naturforscher- und Ärztekongreß zu Innsbruck 1924.

Die Crista buccinatoria und Linea obliqua schließen einen so breiten Raum ein, daß der dritte Molar schon jetzt darin Platz hat (Abb. 14). Wir können beinahe annehmen, daß hier, wenn das Individuum ausgewachsen ist, soviel Platz vorhanden sein wird, daß sogar noch dahinter ein überflüssiges Stückchen sein wird, wie es Klaatsch als „Trigonum postmolare" gefunden hat. Und dabei ist dieser dritte Molar, wie wir sehen werden, in allen Dimensionen größer als der erste!

An der Innenseite des Unterkiefers fallen sofort die sehr weiten Eingangsöffnungen der Foramina mandibularia auf (Abb. 15 und 16). Der Zugang vollzieht sich allmählich mit einer tiefen Furche, die man nach oben bis zum Hals des Processus condyloideus verfolgen kann. Die Lingula mandibulae fehlt. Der Sulcus mylohyoideus ist wiederum sehr breit. Schräg nach abwärts ziehend, geht er in eine, parallel dem Basalrand verlaufende, tiefe und breite Furche über, welche somit vom bereits angelegten dritten Molaren bis zur hinteren Wurzel des zweiten Milchmolaren reicht. Eine breite Knochenrauhigkeit zieht sich oberhalb der Linea mylohyoidea bis zur Symphyse in die Gegend der Fossa digastrica hin. Man muß annehmen, daß dies einen sehr breiten Ansatz des Musculus mylohyoideus zu bedeuten hat. Überall setzen die Muskeln nicht an Leisten, sondern in tiefen Gruben an. So befindet sich an der Innenfläche am Winkelrande eine breite tiefe Furche für den Musculus pterygoideus internus, medianwärts davon, und zwar kaum davon getrennt, eine tiefe Grube für die Glandula submaxillaris, die man hier versucht ist schon mehr mit dem Ausdruck „Impressio" zu belegen, weiter medianwärts ziehen die breiten tiefen Furchen für den Musculus digastricus, die so tief sind, daß sie den Basalrand an dieser Stelle zu einer dünnen Leiste machen, in der Mitte durch eine kleine Spina interdigastrica (Klaatsch) getrennt. In der Mitte liegt ein Gefäßloch. Darüber befinden sich Grübchen für den Musculus geniohyoideus, und darüber etwas tiefere für den Musculus genioglossus, seitlich davon die Fovea sublingualis (Abb. 15). Die Linea mylohyoidea ist nicht ausgeprägt, man kann sie eher als rauhe, breite Fläche bezeichnen. Eine Spina mentalis fehlt. Das Corpus ist in der Mitte sehr dick und stark gewölbt. In der Mitte des Corpus, oberhalb der Gruben für den Musculus genioglossus liegt ein Gefäßloch. Diese Verhältnisse sind zur Genüge als „primitive" geschildert worden, so daß ich nicht mehr darauf einzugehen brauche. Martin beschreibt sie als besonders deutlich vorhanden bei den Neanderthalmenschen. Ferner haben wir die breiten rauhen Furchen an der Außenfläche des aufsteigenden Astes für den Musculus temporalis und den Masseter.

Der Unterkieferkörper ist im allgemeinen sehr massig. Die Maße der Dicke und Höhe u. dgl. wurden schon in der Tabelle aufgeführt. Der Kieferbogen hat breitelliptische Form und ist langgestreckt. Die dritten Molaren haben schon Platz! Die Frontzähne stehen senkrecht im Kiefer. Es besteht eine mäßige alveoläre Prognathie. Die Wurzeln der Frontzähne sind nach hinten zu abgekrümmt, so daß die Kronen nicht schräg nach vorn, sondern senkrecht im Kiefer stehen. Die Zähne sind breit und gut entwickelt, aber — sie sind schon von der Karies befallen! Die Milchmolaren sind befallen gewesen und „ausgeheilt" (Caries sicca). Die ersten Molaren sind in den Fissuren befallen, und sogar der durchbrechende Zwölfjahrmolar hat sich dieselben Prädilektionsstellen ausgewählt. Die Zähne sind durch den Kauakt abgeschliffen, was bei diesen Menschen infolge der sandigen Nahrung stets anzutreffen ist. Aus der Abschleifung der Frontzähne sieht man, daß Zangen-

biß bestanden hat. Sonderbar erscheint eine größere und eine kleinere Ausschleifung an der lingualen Fläche des rechten unteren Milcheckzahnes.

Vorhanden ist im Oberkieferstückchen der Eckzahn, der mit seiner Spitze durchbricht, im Unterkiefer vier Schneidezähne, ein Milcheckzahn mit darunterliegendem bleibenden Eckzahn, der schon durchbruchsbreit ist, ein im Durchbruch befindlicher Eckzahn (links), die vier Milchmolaren mit darunter liegenden Prämolaren, die ersten Molaren, die mitten im Durchbruch stehenden zweiten Molaren und die im Kiefer liegenden dritten Molaren, deren Krone schon fast vollausgebildet ist und unter einer dünnen Knochenlamelle durch ein Fensterchen hervorschaut. Der Zwölfjahrmolar hat den Knochen schon verlassen, sicher ist er auch schon oberhalb des Zahnfleisches gewesen. Die Wurzeln der durchbrechenden Zähne stehen auf der Entwicklungsstufe eines etwa elfjährigen Kindes, wie wir heute gewohnt sind als Durchschnitt anzunehmen. Der Bau der Knochen deutet auf dasselbe Alter hin.

Die Maße der Zähne habe ich nach der bekannten Mühlreiter-Black-Walkhoffschen Tabelle aufgestellt, damit man sie unter einander vergleichen kann.

Kronenbreite:	J_1	J_2	C	p_1	p_2	m_1	m_2	m_3
Rezent. Europ.	4,7	5,0	5,5	6,0	6,2	10,0		
	—	—	—	—	—	—		
	6,3	7,2	8,0	8,0	8,8	12,2		
Rezent. Amerik.	5,0	5,0	5,0	6,0	6,5	11,0	10,0	8,0
	—	—	—	—	—	—	—	—
	6,0	6,5	9,0	8,0	8,0	12,0	11,0	12,0
Homo Mouster.	6,0	7,0	8,0	8,0	9,0	12,5	12,7	13,0
Homo Kiliensis	6,0	6,5	7,0	8,0	8,0	10,5[1])	11,0	11,0
Kronendicke:								
Rezent. Europ.	5,2	5,4	6,9	6,7	7,0	9,0		
	—	—	—	—	—	—		
	6,8	7,2	9,5	8,9	9,6	11,0		
Rezent. Amerik.	5,5	6,0	6,0	7,0	7,9	10,0	9,5	9,0
	—	—	—	—	—	—	—	—
	6,5	7,5	10,0	8,0	9,0	11,5	10,5	10,5
Homo Mouster.	8,0	8,0	10,0	9,0	9,7	11,5	11,5	12,0
Homo Kiliensis	5,5	6,0	7,9	—	—	10,0	10,0	10,8
Kronenlänge:								
Rezent. Europ.	7,9	8,2	8,5	7,5	6,9	7,0		
	—	—	—	—	—	—	—	
	11,5	11,8	14,5	11,0	10,0	9,9		
Homo Mouster.	9,0	10,5	12,0	10,0	9,9	7,0	7,5	7,5
Homo Kiliensis	9,0	11,0	12,0	—	—	6,0	6,5	6,5

Als ganz besonders wichtiges Merkmal der Zähne erscheint mir die Art der Abschleifung, welche in ganz intensivem Maße bei beiden ersten Molaren auf der Kaufläche besteht und ferner auch an ihrer mesio-aproximalen Fläche. Beide Merkmale sind beim rezenten Menschen in diesem Alter überhaupt nicht zu finden. Sie sprechen erstens dafür, daß der Kauakt entsprechend der sandigen Nahrung gewaltig gewesen sein muß, zweitens für eine gewisse physiologische Beweglichkeit des Zahnes, drittens dafür, daß die „Caries sicca" bei den zweiten Milchmolaren eine wirkliche Verhärtung (Ausheilung) des Dentins gewesen sein muß, welche die volle Funktionsfähigkeit dieser Milchmolaren gestattete.

[1]) Die buccale Seite ist durch das fünfte Höderchen um etwa 0,4 mm breiter.

Aus dieser Tabelle ersieht man wiederum den Grundsatz, der aufgestellt worden ist: Je primitiver die Entwicklungsstufe, desto geringer die Neigung zur Variabilität. Was aber besonders als Zeichen der Primitivität gelten soll, ist erstens die Erscheinung, die auch an diesen Zähnen festzustellen und aus den Röntgenaufnahmen zu erkennen ist (Abb. 26): Die Zähne haben mehr kugelförmige Gestalt, während sie bei den Kulturvölkern zylinderförmiger sind. Ein weiteres Zeichen der Primitivität wird darin erblickt, daß die Molaren nach hinten zu an Dimensionen zunehmen (Abb. 17), was von anderen, z. B. Martin, insofern in Frage gestellt wird als er sagt, daß schon bei einigen Diluvialen die Reduktionstendenz zu finden ist. Hier wäre also noch die „ursprünglichere" Form vorherrschend. Als weiteres Zeichen der Urmenschlichkeit wird die Weite der Pulpenkammer angesehen. Die Verhältnisse sind hier so, daß die Pulpenkammern zwar relativ groß sind, aber wir treffen diese Größe bei jugendlichen Zähnen immer an, so daß ich nichts besonderes in dieser Beziehung hier zu bemerken habe. Die „Fünfhöckerigkeit" der Molaren ist hier nicht deutlich ausgeprägt, nur der erste Molar ist dadurch an der bukkalen Seite breiter, daß er ein fünftes Höckerchen hat.

Der Schädel weist ferner noch eine Eigentümlichkeit auf, die ich oben schon angedeutet habe: Das Foramen magnum ist außerordentlich lang. Die Maße sind: Länge 40 mm, Breite 27 mm (Abb. 6). Es ist schon einmal bei einem Schädel auf dasselbe Phänomen hingewiesen worden. Also ist es bereits aufgefallen. Das war zuerst auch mit der Kinnbildung der Fall, bis weitere Funde diese Absonderlichkeit bekräftigen halfen. Was im allgemeinen von Martin über Hinterhauptslöcher angegeben wird, ist kurz folgendes: Ein Zusammenhang mit der allgemeinen Schädelform sei nicht zu erkennen. Trotzdem nimmt Martin aber an, daß die außergewöhnliche Länge beim Chapelle-aux-Saints-Menschen aus der ganzen Form des Hinterhauptes verständlich sei. Mir will das nicht so recht einleuchten. Betrachten wir Schädel mit außerordentlich langen Dimensionen, wie man sie z. B. bei einigen Negern antrifft, so weisen diese nicht die Verhältnisse auf, wie sie am Homo La-Chapelle-aux-Saints und am Homo Kiliensis vorliegen. Wenn diese Form bei den Diluvialen vorherrschen würde, so würde man es zweifellos wie das Fehlen des Kinnvorsprunges zu bewerten haben. Leider fehlen aber bei den Funden größere Teile der Schädelbasis, so daß das Foramen magnum nicht zu untersuchen ist. Ich möchte daher ruhig den Versuch wagen — eben weil es uns anfangs mit der Kinnbildung so merkwürdig erging — der Sache nachzuspüren, wenn es auch vorerst nur spekulative Gedanken sein können. Wenigstens würde sich schon die Anregung lohnen, die darin beruht, daß es bereits als auffallend hingestellt wurde.

Im Martin ist eine Tabelle der Dimensionen des Hinterhauptes von verschiedenen Völkerschaften angegeben, aber die Maße, die der Homo Kiliensis aufweist, sind nicht darunter. Ich habe eine größere Anzahl von Schädeln der verschiedensten Erdbewohner daraufhin durchgesehen, aber nirgends gleiche Verhältnisse gefunden — sonst wäre es früher ja auch wohl kaum aufgefallen. Die Berechtigung, es auch bei dem Homo Kiliensis als besonders auffällige Erscheinung hinzustellen, habe ich somit. Die allgemein üblichen Formen sind heute eher rhombisch und rundlich als langgestreckt-oval. Schon bei Kindern ist die heute übliche Form ausgeprägt. Abb. 18 zeigt Kinder im Alter von vier und elf Jahren. Die rhombische Form hat auch der Homo Aurignacensis (Abb. 19). Eine außerordentlich langovale Form weist der Homo La-Chapelle-aux-Saints auf, er hat dieselben Proportionen wie der

Homo Kiliensis. Als auffallend lang wurde das Hinterhauptloch beim Gorilla hingestellt von Schroeder-Benseler. Die mir freundlichst überlassene Abb. 20 zeigt dies. Auch bei Schimpansen (Abb. 21) und Orang-Utan (Abb. 22) habe ich diese langgestreckte Form vorherrschend gefunden. Es wäre da nicht ausgeschlossen, daß wir nach eifrigem Studium in dem Hinterhauptsloch ein wichtiges primitives Merkmal erlangen könnten, dem eine ähnliche Bedeutung zukäme, wie es die Kinnregion ist. Oder sollte es gar eine „Rasseeigentümlichkeit" sein? In diesem Falle könnte es dann vielleicht den Neanderthalern eigen sein. Man möchte beinahe glauben, es sei Martin aufgefallen, daß die Incisura submentalis eine Eigentümlichkeit dieser „Rasse" sei, wenn er sagt: „Am deutlichsten ist diese Incisura submentalis beim Unterkiefer von Mauer und bei mehreren neanderthaloiden Unterkiefern (Spy, Krapina, La-Chapelle-aux-Saints)".

Wenn wir nun die einzelnen Merkmale betrachten, die ich beim Homo Kiliensis beschrieben habe, so liegt hier zweifellos eine besonders große Übereinstimmung mit denen vor, die an den Neanderthalskeletten festgestellt worden sind. Er ist zwar nicht so kolossal wie der Mauermensch, aber er hat den gleichen Merkmalkomplex, das ist nicht von der Hand zu weisen. Was den Gehirnschädel anbelangt, so steht er auf einer höheren Stufe als der Frühneanderthaler, aber doch weicht er erheblich nach der niederen Stufe im Vergleich mit den heutigen Verhältnissen bei uns ab.

Außer dem Kopfskelett sind noch die Armknochen, Rippen- und Wirbelteile vorhanden, wie die Abb. 23 und 24 zeigen. Bei den Armknochen ist zu erwähnen, daß sie ja bei jugendlichen Individuen grazil sind, doch sind bei diesen die Verhältnisse so, daß man sie als „Wildform" ansprechen kann. Der Radius ist soviel kürzer als der Humerus, daß es den heutigen Proportionen nicht entspricht. Bei Nielsen[1]) ist zu lesen, daß dies bei den paläolithischen Radien ein besonderes Unterscheidungsmerkmal von den rezenten ist. Doch ich folge hier wiederum Martin. Er gibt für den Radius die Abknickung des Radiushalses als auffallend an, die beim Europäer am stärksten, beim Feuerländer am geringsten sei. Bei unserem Funde ist der Hals relativ lang und die Abknickung schwach, aber die Ausbiegung des Schaftes nach außen ist gut ausgeprägt. Der Humerus besitzt eine so geringe Torsion, daß man sie kaum als solche ansprechen kann, wie es von Martin als primitiv angegeben wird. Der Schaft ist in der Frontalebene S-förmig gekrümmt, so daß die stärkste Biegung von der Mitte ab nach lateral gerichtet ist Abb. 25. Außerordentlich dünn und schlank sind die Ulnae. Auch sie sind sehr stark gekrümmt.

Ich glaube es würde sich verlohnen, die Armknochen noch einer gründlicheren Untersuchung zu unterziehen und sie besonders nach vergleichend-anatomischer Seite hin weiter zu erforschen. Es wird zweifellos bezüglich des Extremitätenskelettes noch manche Klärung möglich sein.

Es sind ferner noch Rippen (Abb. 24) vorhanden, die sich durch ihre Rundung und zum Teil auch durch ihre weniger ausgeprägte Abknickung auszeichnen, ferner ein oberer Teil des rechten Scapula, an der die Incisura scapulae fehlt, wie es Martin von den Anthropomorphen beschreibt (besonders Orang). Auch der Epistropheus weist besondere Merkmale auf. Sein Dens ist kurz, die Spitze gespalten, was aber wahrscheinlich postmortal

[1]) Nielsen, Fund i Svaerdborg og Mullerup Moser af Skeletdele af Mennesker fra den aeldste Stenalder. Kopenhagen 1922.

zustande gekommen ist. Die Facies articulares superiores sind sehr stark konvex, was auf eine besonders große Drehbewegungsmöglichkeit schließen läßt. Vom Atlas ist nur ein kleines Vorderstückchen da, das die Fovea dentis zeigt.

Ich will mich natürlich nicht auf eine Rassenzugehörigkeit festlegen, aber es scheint mir doch eine gewisse Berechtigung zu haben, wenn ich auf die sonderbaren Übereinstimmungen hinweise, die dieser Fund mit dem Unterkiefer von Heidelberg und weiter mit den menschlichen Skeletten hat, die allgemein als „Neanderthalrasse" anerkannt worden sind. Martin scheint mir nach seinen Äußerungen die jedesmalige Begeisterung der Entdecker dadurch niederzuhalten, daß er sagt, man müsse stets sehr vorsichtig sein, es ginge nicht an, aus Einzelformen stets neue Spezies zu konstruieren. Selbst die morphologischen Unterschiede, die man aus den wenigen bekannten Neanderthalmenschen feststellen könne, seien nicht derart, daß sie nicht in die individuelle und sexuelle Variationsbreite ein und derselben Art fallen könnten. Martin warnt also vor allem davor, mit jedem neuen Funde eine neue Rasse aufstellen zu wollen. Er glaubt aber, daß der Homo Neanderthalensis ein Hauptvertreter des Altpaläolithikums sei, und daß dieser im Jungpaläolithikum schon als ausgestorben zu verzeichnen sei. Er sagt weiter, daß seine Ähnlichkeit unter den rezenten Australiern, auf die so oft hingewiesen würde, doch nur auf dem Vorhandensein einzelner Merkmale sich gründe. Diese Übereinstimmung in den auffallenden Merkmalen berechtige eher dazu, sie als Erbstücke einer gemeinsamen Urform anzunehmen, wofür auch Klaatsch eintritt. Der charakteristische Merkmalenkomplex sei niemals unter rezenten Hominiden wieder aufgefunden worden. Sichere Skelettreste des fossilen Homo sapiens seien erst wieder aus dem Jungpaläolithikum bekannt geworden, die aber schon auf Rassenkreuzung deuten. „Da einige dieser Formen", sagt er, „noch einzelne Eigenschaften des Homo Neanderthalensis mehr oder weniger ausgeprägt besitzen, oder sich in anderen Merkmalen zwischen diesen und den rezenten Menschen stellen, so hat die Annahme eines genetischen Zusammenhanges von Homo Neanderthalensis und des fossilen Homo sapiens viel Wahrscheinlichkeit für sich."

Der Symptomenkomplex nun, den dieser Homo Kiliensis mit dem Neanderthaltyp gemeinsam hat, zwingt uns zu der Vermutung, daß wir es mit einer späteren Form des altdiluvialen Neanderthalers zu tun haben. Die als „primitiv" beschriebenen Merkmale des Homo Kiliensis sind einerseits so, daß sie in ihrer Form vollständig ausgeprägt sind, das bedeutet den Beweis der Primitivität, andererseits aber auch so geändert (Kinnbildung), daß sie eine Zwischenform des Neanderthalers und der rezenten Menschen darstellen.

Da also dieser Homo Kiliensis die neanderthaloiden Merkmale in ihrer Gesamtheit besitzt, ist er entweder so alt wie dieser oder, was wahrscheinlicher ist, eine spätere Form, die noch den Merkmalkomplex in bester Art erhalten hat. Nun ist hier zu berücksichtigen, was aus dem Fundort zu schließen ist. Daß er „alt" ist, ist sicher, aber er lag sehr wahrscheinlich nicht im Diluvium, sondern er müßte, wenn man nach der phylogenetischen Seite hin vermuten will, in der Schicht gelegen haben, die zur frühneolithischen Zeit gehört, wie ich oben schon erwähnt habe. Dafür kämen, wie im geologischen Teil ausgeführt wurde, nur die unteren Schichten des Sapropels in Frage. Man darf zwar die Verfärbung allein als Beweis für die Lage nicht benutzen, aber in diesem Falle liegt doch in ihrer Übereinstimmung die Wahrscheinlichkeit.

Unter diesen Verhältnissen könnte man die Frage offen lassen, ob die Hirschgeweihart mit dem Skelette in Beziehung zu bringen ist. Die Zeit nämlich würde am besten mit der „Erteböllezeit" übereinstimmen.

Wichtig wäre ein Vergleich derjenigen „nordischen" Skelettreste, die ähnliche Merkmale aufweisen, da man damit zweifellos der Rassenzugehörigkeit eines Urmenschen dieser Art sowie der Entwicklung des Menschengeschlechts überhaupt wieder einen Schritt näher kommen dürfte.

Es ist mir ein Bedürfnis, allen denen zu danken, die mir mit Rat und Tat zur Seite standen, Herrn Dr. Byhan vor allem für die wertvollen Anregungen, ihm und der Direktion des Museums vaterländischer Altertümer in Kiel für die Überlassung des Materials, Herrn Prof. Dr. E. Wüst und Herrn Dr. Otto Schuster-Kiel für die Belehrung beim geologischen Teil, Herrn Prof. Dr. Thilenius für die Erlaubnis zur Benutzung von Bibliothek und Material des Museums für Völkerkunde in Hamburg und Herrn Prof. Dr. Reche-Wien für die Unterweisung in den anthropologischen Arbeitsmethoden.

Ursprung und Entwicklung der paläolitischen Kunst[1]).

Von Herbert Kühn.

Mit 9 Abbildungen auf Tafel XVI—XX.

In der deutschsprachigen Literatur wird die paläolithische Kunst, von der wir nun eine kaum noch übersehbare Fülle von Kunstwerken — mehrere tausend — besitzen, noch immer als entwicklungslos bezeichnet. Auch die Literatur der letzten Jahre ist davon nicht abgegangen, man findet den Gedanken bei Scheltema[2]) und auch bei Menghin[3]). Hoernes nahm noch in der 2. Auflage seines großen Werkes den gleichen Standpunkt[4]) ein. Bei aller Achtung vor den großen Leistungen der genannten Verfasser muß ihnen in diesem Punkte widersprochen werden. Gerade die Frage der Entwicklung und des Werdens dieser Kunst, die für die prähistorische Kunstforschung von allergrößter Bedeutung ist, verlangt genaueste Klärung. Man hat ihr deshalb früh große Aufmerksamkeit geschenkt.

Bei dem verhältnismäßig geringen Material, das 1889 bekannt war, konnte Reinach[5]) die paläolithische Kunst damals noch „Proles sine matre creata, mater sine prole defuncta" nennen — aber allmählich — besonders durch die Grabungen Piettes mußte das Problem immer brennender werden. 1894 legte Piette als erster seine Untersuchungen zur Entwicklung der paläolithischen Kunst vor in einem Aufsatz in der Anthropologie „Notes pour servir à l'histoire de l'art primitif"[6]).

Lartet und Christy[7]) hatten noch nicht auf die Lagerungen der Kunstwerke geachtet, sie hatten die Erde unsystematisch untersucht nach den seltsamen Stücken, die die eigentümlichen Zeichnungen trugen.

[1]) Vortrag, gehalten in der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte zu Berlin am 17. März 1925.

[2]) Adama van Scheltema, Die altnordische Kunst. Berlin 1923. S. 5.

[3]) Hoernes-Menghin, Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa. Wien 1925. 3. Aufl., S. 675.

[4]) Hoernes, Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa. 2. Aufl. 1916. S. 182.

[5]) S. Reinach, Antiquités nationales. I. Déscription raisonnée du Musée de Saint-Germain-en-Laye. I. Epoque des alluvions et des cavernes. Paris 1889. S. 168. Vgl. dazu auch Reinach, La sculpture en Europe avant les influences Gréco-Romaines. L'Anthropologie 1894. S. 19.

[6]) L'Anthropologie 1894. S. 129—146.

[7]) Lartet und Christy, Reliquiae Aquitanicae. London 1865.

Piette ging andere Wege. Auch er machte noch nicht genaue und exakte Grabungen, aber er achtete auf die Lagerung, er untersuchte die Schichten, in denen er die Kunstwerke fand, er achtete auf die Werkzeuge und Knochen der Tiere, auf das Material der Stücke, auf die Farbe, auf das Stadium der Verwitterung.

Lartet und Christy hatten von einem Mammutalter und einem Renntieralter gesprochen, aber eine klare Scheidung war noch nicht möglich, die beiden Epochen liefen ihnen durcheinander. Mortillet hatte 1867—69[1]) das System des Paläolithikums begründet, er unterschied für das Jungpaläolithikum das Aurignacien, Solutréen und Magdalénien. Aber die Folge war ihm noch nicht klar, zwei Jahre später verlegte er das Aurignacien hinter das Solutréen und als er bald die Unhaltbarkeit dieser Gliederung erkannte, ließ er das Aurignacien ganz fort. Seit dem Brüsseler Kongreß von 1872[2]) wird es nicht mehr genannt. Für die Gelehrten dieser Zeit zerfiel das Jungpaläolithikum in zwei Stufen: Das Solutréen und das Magdalénien.

Auf diesem Standpunkt stand Piette, als er auf dem Kongreß von 1889 über die Kunst sprach. Er legte dar, daß die Kunst im Magdalénien entstanden sein müsse[3]). Bald aber — besonders durch die Grabungen in Brassempouy — kam er zu einem anderen Ergebnis.

Er hatte einwandfrei festgestellt, daß die unter dem Magdalénien lagernde Schicht mit ganz anderen Werkzeugen auch Kunstwerke barg. In ihr mußte also der Anfang des Kunstschaffens liegen, und da man das Aurignacien nicht mehr kannte, mußten die ältesten Kunstwerke dem Solutréen angehören. Nach dem Material unterschied er eine „Époque éléphantienne", die dem Solutréen entsprechen sollte, sie kannte hauptsächlich die Skulptur (la sculpture en ronde bosse), ihr folgte die tiefe Gravierung (sculpture en bas-relief), das Mammut herrschte in der Fauna dieser Zeit. Auf diese Epoche folgte die „Époque hippiquienne", in der das Wildpferd herrschte. Ihr entsprach in der Kunst das Relief (la gravure à contours découpés), die letzte Epoche dann brachte die Strichzeichnung, die „dessins au trait", Piette nennt sie die „Époque élaphienne", weil in der Fauna der Epoche der Hirsch am stärksten hervortrete.

Im Jahre 1895 dann arbeitete er den Gedanken, daß die Skulptur das Ältere sei, noch stärker heraus[4]). Dieser Gedanke wurde zum feststehenden Grundsatz, er erscheint heute noch oft in populärer Literatur.

Im Jahre 1900 traten Girod und Massenat[5]) gegen das System von Piette auf, sie erklärten, daß an allen Stationen andere Folgen vorlägen und daß man etwas Allgemeingültiges überhaupt nicht sagen könne.

Die Anzahl der Funde war noch zu gering, erst nach der Entdeckung der Malereien an den Höhlenwänden entstand von neuem die Frage nach der Entwicklung der paläolithischen Kunst. Jetzt war es Breuil, der die Frage zu lösen suchte. Er hatte die Höhlen eingehend studiert, er hatte die Übermalungen,

[1]) G. de Mortillet, Essai de classification des cavernes et des stations sous abris, fondée sur les produits de l'industrie humaine. C. R. Acad. Scienc. Paris 1869. Bd. 68, S. 553—555.

[2]) G. de Mortillet, Classification des âges de la pierre. C. R. Congr. Int. d'anthr. et d'arch. prehist. Brurelles 1872. S. 432—444.

[3]) Éd. Piette, L'art pendant l'âge du renne. Congr. int. d'anthr. et d'arch. prehist. 1889. Paris 1891. S. 159.

[4]) Éd. Piette, La station de Bressempouy et les statuettes humaines de la période glyptique. L'Anthropologie 1895. S. 129—151.

[5]) Girod und Massenat, Les stations de l'âge du Renne. Paris 1900. S. 87.

die Über- und Unterlagerungen der Gemälde genau analysiert, und dann das Ergebnis verglichen mit den Funden der Kleinkunst. So kam er zu einem Ergebnis, das auf sorgfältiger Anschauung beruhte und das wesentlich abwich von dem Piettes.

1906 legte er seine Untersuchungen der Kunst dem Kongreß von Monaco vor[1]). Er ging dabei von Fundstellen aus, die eine zweifelsfreie Datierung erlaubten.

In Pair-non-Pair (Gironde) hatte der Entdecker, Daleau[2]), zuerst keine Wandbilder gesehen, erst nach dem Abgraben einer Schicht, die älter war als das Solutréen, traten sie zutage. Bei diesen Bildern war die Datierung also ohne weiteres möglich, sie müssen frühestens dem mittleren Aurignacien — wie wir jetzt sagen — angehört haben. Es sind Ritzungen mit ganz geschlossenem Kontur ohne jede Schraffierung oder Lockerung der Umrißlinien.

Der gleiche sehr glückliche Fall unbedingt sicherer Datierung lag vor in La Grèze. Der Entdecker der Höhle, M. Ampoulange[3]), hat die Bilder ebenfalls erst entdeckt nach dem Abgraben einer Schicht, die dem Solutréen angehörte, die Bilder müssen also den Epochen vor dem mittleren Solutréen angehört haben.

Noch andere solche Fälle zog Breuil heran, vor allem aber verglich er die Kleinfunde mit den Bildern an den Höhlenwänden und ihren Überlagerungen. Er führte auf diesem Kongreß auch wieder das Aurignacien ein[4]) und wies nach, daß in dieser Epoche die Kunst beginnt. So kam er zu vier Phasen oder zu fünf mit Einschluß des Azyliens. Er stellte dabei fest, daß in jeder dieser Phasen sowohl Gravierung wie Malerei vorkommt, daß die Voranstellung der Skulptur bei Piette[5]) unberechtigt ist.

Die erste Stufe, dem oberen Aurignacien und dem unteren Solutréen angehörig, bringt die breiten und tiefen Furchen in der Gravierung, in der Malerei die einfarbige Linearzeichnung ohne Schraffierung. Die zweite Stufe bringt die Anfänge des perspektivischen Sehens, besonders sichtbar bei den Hörnern der Tiere; die Farbe wird abgestuft, Schraffierungen erscheinen, in der Malerei gibt es Füllungen der Flächen. Diese Stufe gehört dem Solutréen an. Die dritte Stufe, das untere Magdalénien, bringt leichte Gravierung, einfarbige Malerei, die vierte Stufe, das obere Magdalénien, Einstellung auf tiefe Schatten und helle Lichter, die Durchmodellierung des Körpers in der Malerei. Die fünfte Stufe, das Azylien, bringt dann die Schematisierung.

In vielen Arbeiten hat Breuil[6]) das System immer genauer aufgebaut,

[1]) H. Breuil, L'évolution de l'art pariétal des cavernes de l'âge du Renne. Congr. int. d'anthr. et d'arch. préhist. 1906. Monaco 1907. S. 367—386.

[2]) F. Daleau, La grotte de Pair-non-Pair. Assoc. française pour l'avancement des Sciences. 10 session. Algier 1881. S. 755. — Derselbe, Les gravures sur les roches de la caverne de Pair-non-Pair. Actes de la soc. archéol. de Bordeaux 1897. S. 235. — Derselbe, Les gravures paléolithiques de Pair-non-Pair. Assoc. française pour l'avancement des Sciences. Nantes 1898. S. 180; ferner ibid. Montauban 1902. S. 786.

[3]) Capitan, Breuil und M. Ampoulange, Une nouvelle grotte préhistorique à parois gravées. Revue de l'École d'Anthropologie XIV. 1904. S. 320. — Dieselben, La grotte de la Grèze (Dordogne). C. R. Acad. Inscr. 1904. S. 487.

[4]) H. Breuil, Les gisements présolutréens du type d'Aurignac. Congr. int. d'anthr. et archéol. préhist. Monaco 1906. I. S. 323—346.

[5]) H. Breuil, L'evolution de l'art quaternaire et les travaux d'Edouard Piette. Revue archéologique 1909. S. 378—411.

[6]) H. Breuil, Cartailhac und Alcalde del Rio, La caverne d'Altamira. Monaco 1906. S. 111ff. — Capitan, Breuil und Peyrony, La caverne de Font-de-Gaume. Monaco 1910. S. 118—132. — H. Breuil, L'âge des cavernes et roches ornées de France et

er hat es immer wieder nachgeprüft an neuem Material; glückliche Funde wie etwa die Zeichnung des Kopfes einer Hirschkuh aus einer Magdalénien-Schicht in Altamira, die fast bis auf den Strich genau wiederkehrt in Castillo auf einer Zeichnung an der Wand der Höhle[1]) und andere ähnliche Fälle erlaubten ganz sichere Zuweisungen, ganz zweifelsfreie Datierungen. Die Frage der Entwicklungsfolgen der paläolithischen Kunst ist so heute als gelöst zu betrachten.

Ich möchte dagegen nicht von vier oder fünf Stufen sprechen, diese Gliederung ist zu vielgestaltig, unter kunsthistorischem Gesichtspunkt möchte ich von zwei Gegensatzpaaren sprechen, die ganz deutlich heraustreten, einmal dem Linearen im Wölfflinschen Sinne[2]), dann dem Malerischen. Beide Gegensatzpaare liegen innerhalb des sensorischen Stiles, beide suchen sie die Wiedergabe des Realen, des Gegebenen; die erste Form aber, die im Aurignacien lebt, erstrebt das Feste, das Begrenzte, das Tastbare der Erscheinung. Gesucht wird das umrissene, greifbare Sein, noch fehlt die Freude am Schein, an der Oberfläche des Körpers, an dem Reiz von Licht und Farbe, die Umrißlinie allein sucht der Künstler, das Abschließende, Sondernde, Trennende. (Tafel II, Abb. 1 und 2.)

Ganz anders die zweite Stufe, das Malerische, das das frühe und mittlere Magdalénien beherrscht. Jetzt gleitet das Auge nicht mehr entlang an den Grenzen und Begrenzungen, jetzt greift der Schwerpunkt des Bildes hinein in die Binnenteile der Form, jetzt sucht er das Flackernde des Lichtes, das Zuckende der Bewegung. Das Optisch-Wirkliche wird erstrebt, das Dreidimensionale gesucht, die plastische Durchmodellierung des Körpervolumens im Bilde, die Tiefe des Raumes. (Tafel III—V.)

Das Problem des Raumes wird besonders deutlich bei Bildern von Tieren, die sich umblicken, oder die in einer perspektivischen Verkürzung gezeichnet sind. Das Renntier auf Taf. IV, Abb. 6 etwa, wendet den Kopf ganz zurück, das Bild liegt somit nicht in einer Ebene, sondern Teile des Dargestellten greifen vor in den ideellen Bildraum, es entsteht das Dreidimensionale, die Wirkung der Tiefe. Aber auch der Körper des Tieres selbst bildet nicht eine Ebene. Das zurückliegende Beinpaar ist mit wenigen, scharfen Strichen perspektivisch gezeichnet, so daß auch hier das Räumliche und die klare Gestaltung der Tiefe sich offenbart. Unterstrichen wird diese Wirkung noch durch die kleinen hingesprühten Striche am Leib und durch die Lockerung des Konturs am Schenkel.

Noch mehr auf den Eindruck des Sich-Wandelnden, Eilenden, auf das Problem der Bewegung ist der Hirsch von Les Hoteaux (Taf. V, Abb. 8) gestellt. Das Geweih ist ganz zurückgelegt, die geöffnete Schnauze ist vorgestreckt, der hintere Lauf ist wie im Absprung scharf gespannt — und das Interessanteste: der Vorderlauf fehlt ganz. Er hätte den Eindruck der Bewegung und des Eilens gehemmt, so wird er in „impressionistischer" Manier — um einen modernen Ausdruck zu gebrauchen — ganz fortgelassen. Der Kontur des Halses ist wieder ganz gelockert, leicht angedeutete, hingeworfene Striche deuten das Haarkleid an, die scharf gespannte Muskulatur des Schenkels

'Espagne. Rev. archéol. 1912. S. 193—235. — Alcalde del Rio, Breuil und Lorenzo Sierra, Les cavernes de la région Cantabrique. Monaco 1912. S. 205—216. — H. Breuil, Obermaier und Alcalde del Rio, La Pasiega à Punte Viesgo (Santander). Monaco 1913. S. 42—48. — H. Breuil, H. Obermaier u. Verner, La Pileta à Benaojan (Malaga). Monaco 1915. S. 57ff.

[1]) Alcalde del Rio, Breuil und Sierra, Les cavernes de la région Cantabrique. Monaco 1912. S. 220.

[2]) H. Wölfflin, Kunstgeschichtliche Grundbegriffe. München 1915.

betont ein Strich, ebenso die Muskulatur der Schnauze. Dagegen ist das Auge deutlicher gezeichnet, der Künstler weiß, wie scharf das Auge des eilenden Wildes brennt. Nichts ist an diesem Bild sorgfältig ausgeführt, alles ist nur angedeutet, um die Erscheinungsfunktionen deutlich zu machen, um das lebendigste Leben, die Bewegtheit und Augenblicklichkeit zu zeichnen. Erst bei genauer Beobachtung erkennt man die Beherrschung der Technik, die sichere Berechnung der Wirkung dieser wenigen und ganz kleinen Striche, die überlegte Raschheit und Abgekürztheit der Zeichnung, die Erfassung und Wiedergabe des plötzlichen Erlebens. Hier ist alles malerisch aufgelöst im Gegensatz zur ersten Form, bei der das Bildganze im Kontur gefestigt war.

Und mit dem Höhepunkt dieser Entwicklung, mit dem Erreichen des künstlerischen Zieles schlägt auch die Bewegung gleich wieder um: auf das Malerische folgt von neuem ein Lineares, das die Endzeit des Magdaléniens erfüllt. Wieder wird das Bild eingestellt auf das Tastbare, auf den Kontur, die malerische Epoche ist überwunden. Die Kunst beginnt nun immer fester, immer eckiger zu werden, von Süden her dringt die ostspanische Kunst ein, mit dem Azylien ist der sensorische Stil gestorben, das Imaginative ist geboren, das während des ganzen Neolithikums und der Bronzezeit Europa beherrschen sollte.

Die Feststellung dieser Bewegung der Kunst ist kunsthistorisch von großer Wichtigkeit, sie ist ein Beweis dafür, daß die Begriffe des Linearen und Malerischen, die Wölfflin ablas aus der Kunst der Renaissance und des Barock, auch für die allerälteste Kunst der Erde, die wir kennen, ihre Gültigkeit haben, Gültigkeit allerdings nur innerhalb des naturnahen, sensorischen Stils[1]).

Es war lange Zeit unverständlich, daß die naturhafte, sensorische Kunst am Anfang des Kunstschaffens stehen solle. Die Zeit, die allein das Griechentum und die Renaissance als „Kunst" schätzte, mußte alles Starre, Hieratische, Imaginative in der Kunst als Anfangsstufe, als Beginn, als „Nichtkönnen" werten. Die ägyptische, byzantinische Kunst war für diese Zeit ebenso „unentwickelt" wie die Kunst des nordischen Neolithikums oder der Bronzezeit. Noch 1923 finden wir den Gedanken ausgesprochen[2]), daß das Geometrische das Ursprüngliche sei.

Die Tatsachen widersprechen dem. Nicht das Geometrische ist das Primäre, sondern das Naturhafte. Schon 1893 hat Alois Riegl gezeigt, daß der geometrische Stil alles andere als primitiv, daß er vielmehr „ein wohlüberlegter, festgeschlossener, raffinierter Kunststil" ist[3]). Und damit entsteht nun die Frage nach dem Ursprung der Kunst überhaupt, eine der großen Fragen, die die Menschen von jeher bewegt haben. Wenn früher diese Frage theoretisch, spekulativ gelöst werden mußte, so können wir jetzt den Anfang der Kunst an dem gegebenen Material genau erkennen[4]).

Die Kunst beginnt mit dem Aurignacien und mit der Einwanderung der neuen Rasse von Crô Magnon. Kunstwerke des Moustérien sind noch nicht gefunden worden, sie werden wohl auch niemals zutage kommen. Die Frage des Ursprungs der Kunst bindet sich also an die Wanderungen der Aurignacien-Leute. Eine frühere Zeit hatte angenommen, daß das Aurignacien aus dem

[1]) Vgl. dazu Herbert Kühn, Art. „Primitive Kunst" in Max Ebert, Reallexikon der Vorgeschichte (Unter der Presse).

[2]) L. Curtius, Die antike Kunst. Berlin-Neubabelsberg, Handb. d. Kunstwissenschaft 1913—1923. S. 19.

[3]) Alois Riegl, Stilfragen. 1893. S. 14.

[4]) Vgl. dazu: Herbert Kühn, Neues aus paläolithischer Kunst. Mannus IV. Ergänzungsband, 1925. S. 90—106.

Osten gekommen sei[1]). Die Forschungen der letzten Jahre haben bewiesen, daß das ein Irrtum war. Das untere Aurignacien ist nämlich in Osteuropa nicht vertreten[2]), erst das mittlere und obere Aurignacien kommt im Osten vor. Aus Mähren, Österreich und der Tschechoslowakei sind eine Reihe von Stationen des mittleren und oberen Aurignacien bekannt[3]).

Aus Ungarn kennt man viele Stationen des Aurignacien, wie Magyarbodza, Viskevely, Istallosko, Pejko, Csoklovina u. a.[4]). Ebenso sind aus Polen[5]) eine Reihe gut bearbeiteter Stationen bekannt, wie Bronislawaberg bei Krakau, Jaksice an der Weichsel, Pulawy an der Weichsel, Gliniany bei Lemberg, die Mamutowa-Höhle bei Wierzchowie. Bei allen fehlt das frühe Aurignacien.

Weiter östlich, in Rußland, in Sibirien[6]) liegt „ein verlängertes, degeneriertes Aurignacien" vor, wie Obermaier[7]) sagt, das in vielen Punkten eine ausgeprägte Persönlichkeit besitzt[8]), in keinem Falle aber wegen der eigenen Formen als Ursprungsherd des Aurignacien angesehen werden kann.

Ganz anders ist das in Frankreich und Kantabrien. An vielen Stellen, etwa in Pair-non-Pair[9]) oder in La Ferrassie[10]) oder an anderen Orten hat man ein wohlausgebildetes frühes Aurignacien gefunden. Das ältere Aurignacien ist gekennzeichnet durch die Chatelperron-Industrie, in der das Mousterien noch sehr stark nachwirkt.

So ist ganz offensichtlich Frankreich als der Boden der Ausbildung des Aurignacien zu betrachten, hier liegt das Zentrum dieser Kultur und lediglich Vorstufen des Aurignacien können an anderer Stelle gesucht werden, und auch hierfür kommt nicht der Osten, sondern nur der Süden in Frage. Nordafrika hat eine bestimmte Industrie, die man als eine Vorform des Aurignacien bezeichnen kann, aus ihr entwickelt sich zugleich das Capsien.

Aus diesen Bewegungen des Aurignacien ergeben sich nun die allerwichtigsten Schlüsse für die Kunst. Unmöglich darf der Anfang der Kunst im Osten gesucht werden, nach dem Osten gehen nur Ströme des entwickelten Aurignacien, der Beginn dieser Formen dagegen liegt in Westeuropa, in Frankreich und Kantabrien.

In Frankreich und Kantabrien ist dieser Anfang auch ganz deutlich

---

[1]) H. Klaatsch, Der Werdegang der Menschheit und die Entstehung der Kultur. 1920. S. 326 u. a.

[2]) Leon Kozlowski, Die ältere Steinzeit in Polen. In: Die Eiszeit. Bd. 1, Heft 2, 1924. S. 150. — H. Breuil, Voyage paléolithique en Europe centrale. L'Anthropologie 1924. S. 523.

[3]) Zusammenfassend: M. Hoernes, Der diluviale Mensch in Europa. 1903. S. 111 bis 128. — H. Obermaier, Der Mensch der Vorzeit. 1912. S. 290ff.

[4]) Zusammenfassend: H. Breuil, Voyage paléolithique en Europe centrale. L'Anthropologie 1923. S. 330ff.

[5]) Zusammenfassend: Leon Kozlowski, Die ältere Steinzeit in Polen. Die Eiszeit. Bd. 1, Heft 2, 1924. S. 112—163.

[6]) G. v. Merhart, The palaeolithic period in Siberia. American Anthropologist Bd. 25, Nr. 1, 1923. — Derselbe, Neuere Literatur über die Steinzeit Sibiriens. Wiener prähist. Zeitschr. 1924. S. 139—148.

[7]) Hugo Obermaier, El hombre fósil. 2. Aufl. Madrid 1925. S. 130 — Derselbe, Das Paläolithikum und das Epipaläolithikum Spaniens. Anthropos Bd. 14—20, 1919—20. S. 152.

[8]) Hugo Obermaier, Artikel „Aurignacien" in Max Ebert, Reallexikon der Vorgeschichte. Berlin 1924. S. 278.

[9]) Vgl. oben Anm. S. 3, Nr. 2.

[10]) L. Capitan und D. Peyrony, Station préhistorique de la Ferrassie, commune de Savignac-du-Bugue. Rev. Anthr. 1912. S. 29—50, S. 76—99. — Dieselben, Les origines de l'art aurignacien moyen. Nouvelles découvertes à la Ferrassie. Revue anthr. 1921. S. 91—112.

ſichtbar. Das Älteſte ſind Umriſſe von Händen, die dadurch entſtanden ſind, daß man die Hand an die Wand legte und Ocker — wohl mit dem Mund — gegen ſie ſpritzte. Es kommen auch poſitive Hände vor, bei denen die mit Farbe beſchmierte Hand an die Wand geklatſcht worden iſt, ſo in Altamira[1]). Die meiſten Handumriſſe dagegen ſind negativ, ſo in Bédailhac[2]), Font-de-Gaume[3]), Sergeac[4]), Beyſſac[5]), David à Cabrerets (Lot)[6]), Gargas[7]). Sie liegen in Caſtillo[8]) an mehreren Stellen unter den Malereien des Aurignacien, ihr hohes Alter iſt alſo leicht zu erweiſen.

Dieſe Handzeichnungen ſind noch nicht Kunſt, aber aus ihnen konnte die Kunſt entſtehen, denn ſie gaben dem Menſchen der Zeit die Idee des Schaffens. Auch das iſt ſichtbar. Es gibt in Gargas eine Stelle, wo die Hände ſymmetriſch im Kreiſe angeordnet ſind (comme en guirlande décorative)[9]), an anderer Stelle wieder ſind die Daumen der beiden Hände zuſammengelegt worden, ſo daß eine ganz beſtimmte Kompoſition entſtand. So mußte, wie Luquet[10]) einmal ausführte, die Idee der Schaffensmöglichkeit entſtanden ſein.

Und noch einen zweiten Weg erkennt man, der ebenſo von ſpieleriſcher Tat hinüberführt zur Kunſt.

An vielen Stellen ſind Spuren von Tieren enthalten, Kratzſpuren von Höhlenbären zumeiſt, ſie kommen vor in Font-de-Gaume, Gargas, Tuc d'Audoubert, Altamira, Hornos de la Peña, Cova Negra, La Pileta, Castillo, Bétharram, bei Lourdes, Portel und in der Cueva de Penches[11]). Jägervölker achten genau auf die Spuren der Tiere, ein glücklicher Zufall erlaubt es, ein Nachahmen dieſer Spuren zu verfolgen. In Gargas finden ſich nicht weit entfernt von den Spuren der Tiere Ritzungen der Menſchen, die wie eine Nachahmung der Spuren der Tiere ſind[12]). Sie ſind ganz wirr gezogen, meiſt

[1]) Cartailhac und Breuil, La caverne d'Altamira. Monaco 1906. S. 73. Taf. IV, Abb. 57. Ferner: Alcalde del Rio, Breuil und Sierra, Les cavernes de la région Cantabrique. Monaco 1912. S. 199. Abb. 204. Eine poſitive Händegravierung kommt vor in Monteſpan. — H. Obermaier, Artikel: „Händeſilhouetten des Paläolithikums" in Max Ebert, Reallexikon der Vorgeſchichte. 1925. Bd. 5, S. 90.

[2]) Capitan, Breuil und Peyrony, La caverne de Font-de-Gaume. Monaco 1910. p. 118.

[3]) Ibid. S. 118—119.

[4]) Capitan, Breuil, Peyrony, Nouvelles grottes ornées de la vallée de la Beune. L'Anthropologie 1915. S. 518.

[5]) Ibid. S. 518.

[6]) L'Illustration Nr. 4206, 13 octobre, 1923. S. 359.

[7]) Cartailhac und Breuil, Les peintures et gravures murales des cavernes Pyrénéennes. L'Anthropologie 1910. Abb. 2, S. 132, Abb. 3, S. 133. — E. Cartailhac, Les mains rouges et noires de la Grotte de Gargas. Man 7, 1907.

[8]) Alcalde del Rio, Breuil und Sierra, Les cavernes de la région Cantabrique. Monaco 1912. Abb. 119, S. 133, Abb. 147, S. 155, Taf. 66, 67.

[9]) L'Anthropologie 1910. S. 135.

[10]) G. H. Luquet, Les origines de l'art figuré. Ipek, Jahrbuch für prähiſtoriſche und ethn. Kunſt 1926. II. Bd. [Unter der Preſſe.]

[11]) Breuil, Traces laissées par l'Ours des Cavernes. Revue préhistorique. 1908. S. 65. — Cartailhac, Les Coups de griffes d'Ours. L'Anthropologie 1908. S. 113—14. — Bégouen, Les statues d'argile de la caverne du Tuc d'Audoubert. L'Anthropologie 1912. S. 659—660. — Cartailhac und Breuil, Les peintures et gravures murales des cavernes Pyrénéennes. L'Anthropologie 1910. S. 140. — Dieſelben, Altamira. Monaco 1906. S. 43—44. — Capitan, Breuil und Peyrony, Font-de-Gaume. Monaco 1910. S. 29—31. Taf. 46, 47. — Alcalde del Rio, Breuil und Sierra, Cavernes Cantabriques. Monaco 1913. S. 91, S. 113—116. — Breuil und Obermaier, La Pileta. Monaco S. 6, 13, 14. — E. Hernandez-Pacheco, Los grabados de la cueva de Penches. Madrid 1917. S. 15ff. Abb. 4—11.

[12]) Cartailhac et Breuil, Les peintures et gravures murales des cavernes Pyrénéennes IV. Gargas (Hautes Pyrénées). L'Anthropologie 1910. Abb. 7, S. 140, Abb. 8, S. 141.

mit drei Fingernägeln. Es gibt Kreise, gerade und krumme Linien, die Ritzungen laufen übereinander, untereinander, ohne Sinn, ohne Ziel. Solche Ritzungen liegen in Altamira unter einer Zeichnung des Aurignacien, die Wildpferde darstellt[1]).

Auch diese Ritzungen nun sind nicht Kunstwerke, aber aus ihnen konnte ebenso wie aus den Handumrissen die Kunst erwachsen. Man kann diesen Prozeß im Süden Spaniens und in der Höhle La Pileta verfolgen. Man findet hier auch ganz wirre Linien mit Farbe gezogen, der ältesten Epoche angehörig. Plötzlich aber gewinnen an einer Stelle diese Linien Leben, man sieht lebende Wesen in sie hinein: gewundene Linien bekommen gleichsam einen Kopf, sie werden eine Schlange[2]) (Tafel XVI, Abb. 1). An anderer Stelle werden Steinböcke oder andere Tiere in die Linien hineingesehen (Tafel XVI, Abb. 2): — die Kunst ist geboren. Waren die Linien zuerst nur sinnlose Spielerei, Nachahmung tierischer Spuren, so werden sie nun bewußt, bedacht gezogen, ein Wille hatte ein neues Werk geschaffen, der menschliche Geist hatte das erste, ganz einfache Kunstwerk geformt. Aus ihm sollte bald die lineare Kunst des Aurignacien und dann die malerische Kunst des Magdaléniens erwachsen, die nach Jahrtausenden jetzt plötzlich erwacht aus den Gräbern und lebendig wie die Kunst des Heute zu uns spricht.

[1]) Cartailhac und Breuil, A. a. O. Abb. 11—14.

[2]) Breuil, Obermaier und Verner, La Pileta à Benaojan (Malaga). Monaco 1915. Taf. 3—5.

Eine mesolithische Siedelung bei Bielefeld.

Von Walther Adrian, Bielefeld.

Mit 5 Textabbildungen.

Auf dem nördlichen der drei Kämme des Teutoburger Waldes, 3 km südöstlich von Bielefeld, in Sieker, liegt eine mesolithische Ansiedlung, die in Kürze, ohne im geringsten beachtet zu sein, vollends zerstört worden wäre, hätte mich nicht ein glücklicher Zufall noch einige spärliche Reste finden lassen, die zur einwandfreien Beurteilung der Fundstelle genügen können. Beim Petrefaktensammeln in einem Aufschluß des oberen Muschelkalkes fand ich auf den Schutthalden einige unbedeutende Feuersteinsplitter, die mich veranlaßten, den Fundort näher zu untersuchen und die Halden und Abhänge zu durchwühlen, wobei ich eine große Anzahl Splitter und bearbeitete Werkzeuge aufdecken konnte. Die sich vom Rande des Steinbruches ablösenden Erd- und Steinmassen waren in die Tiefe gefallen oder auf den Abhängen liegen geblieben und brachten auf diese Weise die Artefakte an ihren „sekundären" Fundort.

Das Hauptzentrum der Wohnstätte scheint durch die Steinbruchanlage zerstört zu sein, da sich nur noch wenige Meter im Umkreise derselben Steingeräte finden. Die Nord-, Nordwest- und Westseite sind durch Halden vollkommen verschüttet, die südlichen und östlichen Teile gehen sehr schnell in fundarmes und fundleeres Gebiet über, so daß weitere Funde nicht zu erwarten sind.

Die Funde lagern auf einer Lößschicht, die in der derzeitigen pluvialen Periode von den Mesolithikern dem umliegenden schweren Geschiebelehmboden zur Besiedelung vorgezogen wurde. Die Lebensbedingungen werden keine leichten gewesen sein, das zeigen uns die primitiven Werkzeuge und der Umstand, daß man den gesamten Bedarf an Wasser aus dem 30 m tiefer gelegenen Bächlein heraufragen mußte, wenn man die Möglichkeit zur Anlage von Brunnen oder Zisternen ausschließt. Merkwürdig ist, verglichen mit den anderen Siedelungen der hiesigen Gegend, die in Tälern oder an windgeschützten Hängen gelegen sind, die ausgesprochene Berglage der Sieker Siedelung, da sie sich auf einer über 200 m hohen Erhebung befindet, ein nach Westen und Südwesten flach ansteigendes Plateau, das keinerlei Schutz gegen Wind und Wetter bot. Eine Erklärung für diese hochgelegene Zufluchtsstätte können wir nur in dem feuchten Klima der damaligen Zeit suchen, das eine Besiedelung der niederen Gebiete nicht zuließ, da diese versumpft, und der nördlich vom Osning befindliche Geschiebelehm mit einem undurchdringlichen

Urwald bedeckt gewesen sein wird, der kaum dem urzeitlichen Jäger Einlaß gewährte, und somit die Menschen auf die Berghöhe trieb.

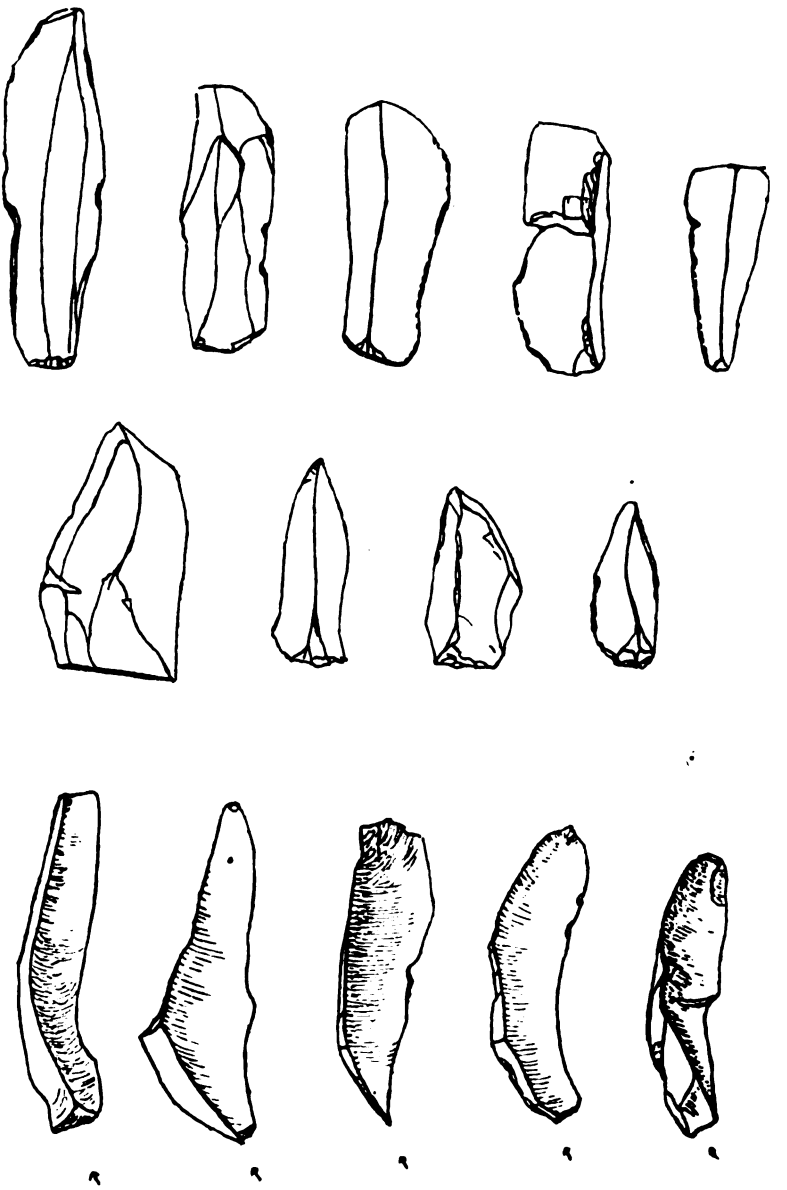


Abb. 1.

Das zur Gerätherstellung erforderliche Rohmaterial ist auf dem Berge nicht „anstehend", man wird es sich aus den in der Ebene lagernden Geschieben geholt haben, um es auf dem Berge weiter zu verarbeiten. Die aus-

gesprochene Mikrolithik ist mit Rücksicht auf die Rohmaterialbeschaffung leicht verständlich, da der hiesige Mesolithiker auf Feuerstein angewiesen war, der auf dem langen Gletschertransport vom Norden nach hier auf verhältnismäßig winzige Blöcke reduziert war; solche von über 10 cm Länge sind hier schon eine Seltenheit. Genauere Aufzeichnungen über die Lagerung der Funde sind natürlich nicht von Wert, da ihre primäre Lage nicht mehr festzustellen war. Nur wenige Male war es mir möglich, Artefakte aus der obersten Schicht, 10 cm unter der jetzigen Oberfläche, herauszunehmen, also ausgesprochene Oberflächenlagerung, mit welcher der mesolithische Charakter der Geräte gut in Einklang zu bringen ist.

Auffallend ist das gänzliche Fehlen irgendwelcher Nuklei und unbeschlagener Feuersteine, was ich aus dem Rohmaterialmangel ableiten möchte, der den Mensch zwang, sich auch die kleinsten Feuersteinmengen nutzbar zu machen. Aus der in keinem Verhältnis zu diesem Fehlen der Nuklei stehenden

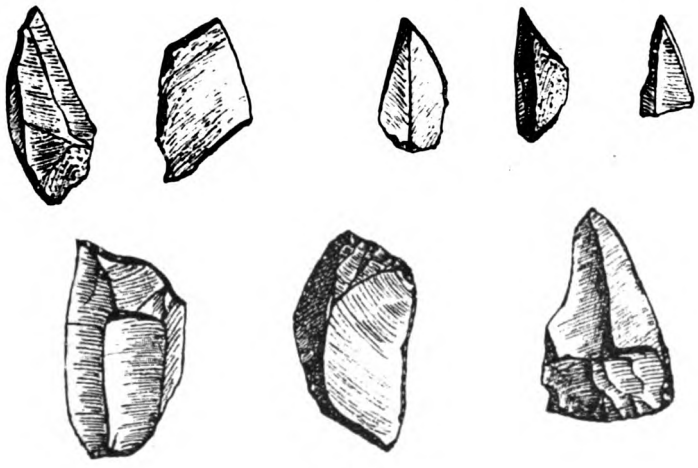


Abb. 2.

großen Zahl der Abschläge und Splitter, es sind weit über 100 Stück, habe ich in Abb. 1 einige wiedergegeben.

In der ersten Reihe fünf Messerchen, darunter kleine, als Pfeilspitzen gebrauchte Splitter mit feiner Retusche an der Basis. Die Geräte in der unteren Reihe sind durch die Neigung zu schräggeschlagener Basis gekennzeichnet. Durch einen trefflichen Abschlag hat man die eine scharfe Kante des Spanes von der Basis aus abgetrennt und stellte so ein handliches Werkzeug zum Schneiden und Sägen her. An dem ersten Messer reicht dieser Abschlag über die ganze Länge der Klinge und das davon abgeschlagene Stück wird ebenfalls ein ähnliches Gerät abgegeben haben. Bei der Mehrzahl dieser Klingen ist die Basis an der rechten Seite, bei nur zweien an der linken Seite ganz oder nur teilweise schräg abgeschlagen, was für den Gebrauch der Geräte bestimmend gewesen sein muß.

Abb. 2 zeigt uns das typische Frühmesolithikum, Formen, die man technologisch mit den westeuropäischen Tardenoisiengeräten vergleichen darf. Im Gegensatz zu den anderen Siedelungen am Teutoburger Wald mit mikro-

lithiſch geartetem Werkzeuginventar, in denen Gerätformen vom Frühmeſolithikum bis an den Beginn der Bronzezeit neben- und durcheinander zu finden ſind, ſchreibt das einheitliche, wenig zahlreiche Fundmaterial der Sieker Siedelung keine lange Lebensdauer zu, was für die Beurteilung von großer Bedeutung iſt.

Der Eckſtichel (in der unteren Reihe, links) mag zuſammen mit den unten beſchriebenen Beilchen und Meißeln einen Übergang zu jüngeren Formen andeuten, eine Beobachtung, auf die ich bei Veröffentlichung meiner geſamten Funde noch näher zu ſprechen kommen werde. Äußerſt geſchickt iſt der Bohrer (untere Reihe, Mitte) zugeſchlagen; die konkave Unterſeite iſt derart geſchwungen, daß ſie eine vorzügliche Akkommodationsfläche für

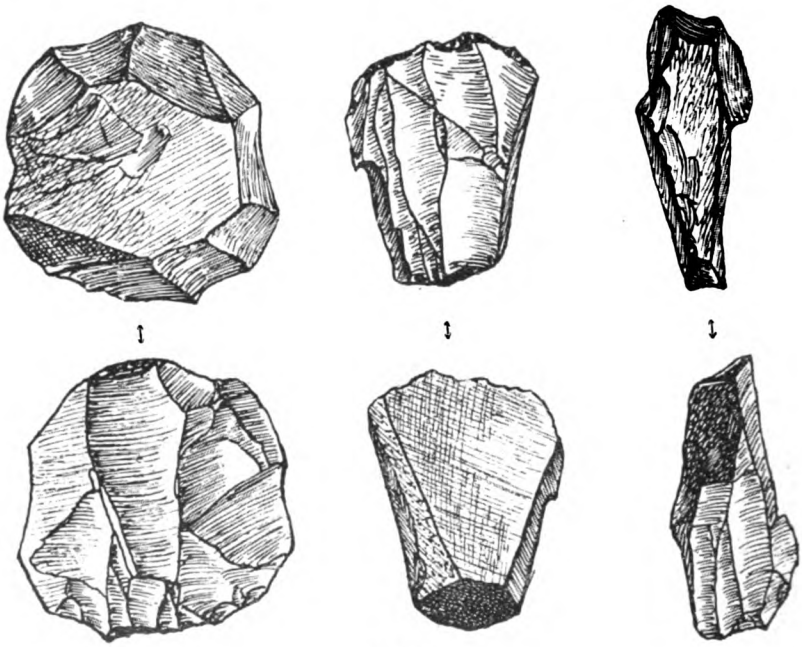


Abb. 3.

Daumen und Zeigefinger abgibt, während die Spitze durch kleine und kleinſte Retuſchen geſchärft und gleichzeitig ſtabiliſiert iſt. Das letzte Stück in der unteren Reihe mit ſchöner Spitze, Gebrauchsſpuren an den Schneideflächen und einem durch Abſchläge von der Baſis aus abgeflachten Rücken, mag als Pfeilſpitze gedient haben. Zu bewundern iſt immer wieder die fabelhafte Technik, die es dem Meſolithiker ermöglichte, derartig feine Retuſchen an den winzigen Steinen anzubringen.

Nicht viel größeren Ausmaßes ſind die Beilchen, deren wechſelſeitige Anordnung der Schneiden, glatte Breitſeiten, der Oberfläche eines Nukleus ähnelnd, und Symmetrie die Abb. 3 veranſchaulichen kann.

Das typiſche Gerät des Meſolithikums, der Meißel, mit ſeinen Abarten, dem Hobelmeißel oder dem meißelförmigen Hobel und dem meißelartigen Schneidewerkzeug, iſt in Sieker einige Male vertreten. Dieſem Gerättypus

hat man bisher wenig Beachtung geschenkt, weshalb ich auch an dieser Stelle auf die Bedeutung des Meißels hinweisen möchte. Eine typologische Zusammenstellung der von mir auf allen mesolithischen Stationen in Mengen aufgefundenen Meißel würde dies weit besser bestätigen können, als es die hier abgebildeten, weniger typischen vermögen. Abb. 4 stellt einen Hobelmeißel dar, dessen eine Schmalseite Längsretuschen (aus der Zeichnung nicht gut ersichtlich), und dieser gegenüberliegende Fläche parallel zur Schneide gestellte Abschläge aufweist. Diese Bearbeitungstechnik ist leicht in dem gesagten Verwendungszweck des Geräts zu begründen. Eine differenzierte Ausarbeitung der Schneiden machte diese Art Hobel ganz bestimmten Verrichtungen dienlich.

Abb. 4.

Abb. 5.

So entstand das in Abb. 5 wiedergegebene Schneidwerkzeug, dessen Schneide in eine adlerschnabelförmige Spitze ausläuft.

Außerdem enthält das Werkzeuginventar mehrere als Schaber, Kratzer und Messer benutzte Abschläge, die nicht wesentlich zur Typologie beitragen können, da es lediglich Gelegenheitsgeräte sind.

Diese Funde mögen die Aufmerksamkeit der Prähistoriker auf das große mesolithische Siedelungsgebiet am Teutoburger Wald lenken, das erst seit einigen Jahren eingehender durchforscht, jedoch bisher nur in kleineren Veröffentlichungen besprochen worden ist, weshalb ich einer zusammenfassenden Abhandlung über meine gesamten Forschungsergebnisse hiermit vorgreifen möchte.

(Jede Mitteilung über ähnliche Funde und Siedelungsverhältnisse nehme ich gern entgegen und bitte solche an meine Anschrift, Bielefeld, Mozartstraße 12, richten zu wollen).

Zwei spätneolithische Becher aus Westfalen[1]).

Von Albert Krebs, Wanne.

Mit 3 Abbildungen auf Tafel XXI.

Im städtischen Museum zu Bielefeld befindet sich der Becher Abb. 1. Als Fundort wird die Kiesgrube beim Hause Nr. 99 (Heidland) in der Bauerschaft Werste bei Bad Oeynhausen genannt. Nähere Fundumstände konnte ich nicht erfahren. Der Becher ist 10 cm hoch, er besteht aus grobem, sandigem Ton, die Außenwandung ist hellgelb, die Innenwandung dunkler, die Bruchflächen schwarz. Die zonenartig angeordneten Verzierungen sind mit einem Stempel mit quadratischen Erhöhungen, der sehr wahrscheinlich die Form eines Rädchens hatte, eingedrückt, bzw. abgerollt.

Der Becher Abb. 2 befindet sich im Heimatmuseum zu Minden in Westfalen und ist im Führer dieses Museums (1922) auf S. 46 als „Zonenbecher" erwähnt. Auch für diesen Becher wird als Fundort die Bauerschaft Werste, und zwar das Land des Kolonen Poggenmeyer genannt, er soll 1 m unter der Erdoberfläche gefunden worden sein. Seine Höhe beträgt 11 cm, der Ton gleicht dem des ersten Bechers, die Herstellungsart ist aber beträchtlich grober und ungeschickter, das Ziermuster ist offenbar ebenfalls mit einem Stempelrädchen hergestellt.

Unser erster Becher kommt in seiner Form den westeuropäischen Glockenbechern sehr nahe, auch die Ziertechnik hat er mit diesen gemein (vgl. H. Schmidt, Zur Vorgeschichte Spaniens, Zeitschr. f. Ethnologie 45 (1913), S. 242/3), allein die grobere Herstellungsart, die Beschaffenheit und Farbe des Tons kennzeichnen ihn als einheimische Arbeit. Der zweite Becher stimmt mit dem ersten in der Art der Herstellung des Ziermusters, in der Beschaffenheit und Farbe des Tons überein; die Arbeit jedoch ist noch roher, die Verzierung viel einfacher, und die schlankere Form erinnert an die der mitteldeutschen schnurkeramischen Becher. Auch dieser Becher ist zweifellos einheimisches Erzeugnis.

Außer den in Frage stehenden beiden Bechern sind mir aus Westfalen noch fünf weitere Becher mit verwandten Formen bekannt: Der Glockenbecher aus der Senne bei Paderborn im Museum zu Paderborn (vgl. Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte 4. Aufl., Taf. IV, Abb. 23 und Mannus 5, S. 35), der Zonenbecher vom Blömkeberge bei Brackwede im Museum zu

[1]) Auf die beiden hier beschriebenen Becher habe ich zuerst hingewiesen in meiner Besprechung des VII. Bandes der Mitt. der Altertumskommission für Westf., Mannus 16, Heft 1/2.

Bielefeld (vgl. Mannus 5, S. 34, Abb. 7), die Becher von Siegen im Museum zu Siegen, von der Marlerheide bei Dorsten im Museum zu Dorsten und von Habinghorst im Museum zu Dortmund (vgl. Stieren, Mitt. der Altertumskommission für Westf. VII und E. Rademacher, Mannus, IV. Erg.-Bd., S. 116). Wahrscheinlich verbergen sich in den zahlreichen kleineren Museen der Provinz noch weitere Becher der in Frage stehenden Formen; nur zu leicht verschwinden die meist anspruchslosen, kleinen Gefäße unter der Masse der spätbronzezeitlichen und eisenzeitlichen Keramik, mit der unsere vorgeschichtlichen Sammlungen angefüllt sind.

Von keinem der genannten Becher ist meines Wissens ein brauchbarer Fundbericht vorhanden. Im Niederrheingebiet aber kommen nach E. Rademacher (vgl. Mannus, IV. Ergänzungsbd., S. 115/6) Glockenbecher, Zonenbecher und Schnurbecher als Zeugnisse der ältesten Kulturschicht in den dortigen Hügelgräberfeldern vor, und zwar stets in Gruben oder Schächten unter der Oberfläche des gewachsenen Bodens. Ein solches Schachthügelgrab könnte man nach Wilbrands Bericht (im 12. Jahresb. d. Hist. Vereins für Minden-Ravensberg) auch bei dem Zonenbecher vom Blömkeberge vermuten, ebenso legt die Bemerkung, daß unser zweiter Becher von Werste 1 m unter der Erdoberfläche gelegen habe, diese Annahme nahe, und der Dorstener Becher stammt nach E. Rademacher von einem dortigen Hügelfelde. Wie ferner die rheinischen Hügelgräberfelder auf den Haardten liegen, die die Stromebene auf beiden Seiten begleiten (vgl. E. Rademacher, a. a. O.), so sind die beiden Becher von Werste auf den kiesigen Hügeln am Nordrande der breiten Werreaue, der Brackweder Becher auf einem Ausläufer des Teutoburger Waldes über der Talaue des Lutterbaches und die von Dorsten und Habinghorst auf den Terrassen oer Lippe bzw. Emscher gefunden worden.

So geringfügig diese Anzeichen bisher auch sind, so ergibt sich aus ihnen doch mit einiger Wahrscheinlichkeit, daß die Bevölkerung, die am Ende der jüngeren Steinzeit am Rhein aus westeuropäischen Glockenbecherleuten, aus Schnurkeramikern und anderen nordischen Elementen erwachsen war, oder wenigstens die ihr eigentümliche Mischkultur auch in Westfalen bestand.

Zeitlich gehört nach E. Rademacher jene rheinische Kultur und damit wohl auch die westfälischen Becher dem Ausklang der neolithischen, aber auch noch dem Beginn der Bronzekultur an — für die Aufstellung einer ausgesprochenen Kupferkultur haben sich weder am Niederrhein noch in Westfalen ausreichende Spuren gefunden. — Im östlichen Westfalen würde also die Becherkultur die unmittelbare Vorläuferin der Kultur der älterbronzezeitlichen Hügelgräber sein, die in der ersten Periode dort auftritt.

Schwieriger zu beurteilen ist das Verhältnis der Becherkultur in Westfalen zu der der ebenfalls spätsteinzeitlichen großen Steinkisten in den Gebieten der oberen Lippe, der Alme, Diemel und Eder (vgl. die einschlägige Literatur bei Stieren, a. a. O. und Böhlau und v. Gilsa, Neolith. Denkmäler aus Hessen, Zeitschr. f. hess. Gesch. u. Landeskunde, N. F. XII, Suppl.-Heft). Soweit man bisher sieht, berühren sich die Verbreitungsgebiete der beiden Kulturen an der oberen Lippe, aber vielleicht lassen künftige Funde auch ein teilweises örtliches Zusammenfallen derselben erkennen. Stieren möchte nun auch die neolithische Steinkistenkultur in Westfalen zur unmittelbaren Vorläuferin der Kultur der westfälischen älterbronzezeitlichen Hügelgräber machen, so daß Becher- und Steinkistenkultur wenigstens teilweise auch zeitlich nebeneinander stehen würden. Das Alter der Steinkisten genau und endgültig zu bestimmen, reicht freilich das spärliche in ihnen gefundene

keramische Inventar kaum aus. Einige Hinweise ergeben sich aber immerhin aus ihm: Zweifellos enthalten die Steinkisten Nachklänge der nordwestdeutschen Megalithkeramik wie das Gefäß Abb. 3 aus einer der Beckumer Steinkisten (im Landesmuseum zu Münster i. Westf.) und das Kragenfläschchen von Fritzlar (vgl. Böhlau und v. Gilsa, a. a. O.). Was daneben von fremder Keramik aus ihnen bisher bekannt wurde — es handelt sich um ein großes Vorratsgefäß von Henglarn mit charakteristischer Randverzierung und eine schmucklose Henkeltasse von Rimbeck-Hardehausen (vgl. Stieren, a. a. O. und Götze, Die Denkmalspflege 10 (1908), S. 92) — erinnert an Formen des Michelsberger Typs, der nach H. Reinerth (Die Chronologie der jüngeren Steinzeit in Süddeutschland, Augsburg 1923) in Süddeutschland noch neben der Glockenbecherkultur bestanden hat. Obwohl also die westfälischen Steinkisten in ihren Anfängen wahrscheinlich weiter zurückgehen und unmittelbar an die nordwestdeutsche Megalithkultur anzuknüpfen scheinen, so mag doch ihre Lebensdauer so groß gewesen sein, daß sie noch neben der Becherkultur selbstständig bestanden haben.

Die beginnende Bronzezeit hätte also in Westfalen eine aus westeuropäischen, süddeutschen und nordischen Elementen gemischte Bevölkerung ohne einheitliche Kultur angetroffen, welcher endgültig erst mit einem frischen Zustrom nordischen Blutes die etwa 1000 Jahre später einwandernden Germanenstämme die Einheitlichkeit des Volkstums und der Gesittung vermittelten.

Das Vordringen der Germanen zum nördlichen Niederrhein und die Ausbreitung der Harpstedter Kultur.

Von Rudolf Stampfuß.

Mit 12 Abbildungen und 1 Karte im Text sowie 1 Tafel (XXII).

Inhaltsübersicht.

I. Das Germanenproblem.
II. Die Germanen der späten Bronzezeit: Ostwestfalen, das Lippegebiet, die Tonware, die Südgrenze in der Periode V der Bronzezeit.
III. Der Harpstedter Stil: Typologie, Chronologie; der Nienburger Stil.
IV. Ursprung und Ausbreitung des Harpstedter Stils, Fundverzeichnis.
V. Die Harpstedter Kultur am Niederrhein.
VI. Schlußbetrachtungen.

I. Das Germanenproblem.

Schon verschiedentlich ist in der Literatur die Wichtigkeit des Germanenvordringens in das Hallstattgebiet betont worden, aber leider hat diese für die niederrheinische Vorgeschichte so bedeutsame Frage bisher keine erschöpfende Darstellung erfahren. Die Wichtigkeit dieses Problems liegt darin, die genauen Grenzen für die Ausbreitung der Germanenkultur zu verschiedenen Zeiten festzulegen und ihr Verhältnis zur niederrheinischen Hallstattkultur zu klären. Prof. Kossinna hat als erster die Germanengrenze für die Periode V der Bronzezeit festgelegt[1]). Prof. Schumacher hat auf die Wichtigkeit des Harpstedter Stils hingewiesen. Neuerdings ist das Problem auf der fünfzehnten Tagung des nordwestdeutschen Verbandes für Altertumsforschung zur Sprache gekommen. Als letzten möchte ich E. Rademacher erwähnen, der in seiner Arbeit über: „Die niederrheinische Hügelgräberkultur von der Spätsteinzeit bis zum Ende der Hallstattzeit" im IV. Ergänzungsbande des Mannus das Verhältnis der Germanen zur Hallstattkultur einer kurzen Betrachtung unterzieht. In dieser Arbeit hält Rademacher den gesamten Niederrhein mit Einschluß Hollands für ein geschlossenes Kulturgebiet innerhalb der von ihm behandelten Zeitperioden und entwickelt eine ethnologisch gleichbleibende Bevölkerung von 2000—500 vor Chr. Er kann demgemäß die Germanen nur als Kultureinfluß werten. Es sind somit seine Schlußfolgerungen zum mindesten für den nördlichen Teil des von ihm behandelten Gebietes abzulehnen, wie aus den folgenden Ausführungen hervorgehen wird.

[1]) G. Kossinna, Die Herkunft der Germanen, 2. Aufl. Mannusbibliothek Nr. 6; 1920, Tafel V.

II. Die Germanen der späten Bronzezeit.

Zu Beginn seines fünften Kapitels geht Rademacher auf die wichtige Frage des Germanenvordringens des näheren ein. Es ist dieser Punkt, wie oben schon erwähnt, bereits des öfteren angeschnitten worden — wegen seiner äußerst interessanten Fragen — hat aber noch keine gründliche Darstellung erfahren. Eine Fehlerquelle für die bisher dürftige Behandlung dieser Fragen lag sowohl in der bis jetzt noch mangelhaften Veröffentlichung des betreffenden nordwestdeutschen und westfälischen Materials der späten Bronzezeit und frühen Eisenzeit als auch in der kümmerlichen Auswertung, die das rheinische Material bisher erfahren hat.

Nach Rademachers Ansicht, der hier Kossinna folgt (Mannus IV, S. 134; V, S. 36) zeigen die Kerbschnittfunde Coesfelds, sodann die in Ostwestfalen auftretenden zweischneidigen, keltischen Rasiermesser und bauchigen Gefäße H_2, daß nach 1000 vor Chr. die Kelten bis an den Teutoburger Wald saßen. Um 800 würde dann das Lippetal germanisch (Funde Mus. Dortmund). Die beigefügte Tafel VI [1]) zeigt dann die beiden von Rademacher für 1000 und 800 vor Chr. eingezeichneten Germanengrenzen.

Ostwestfalen.

Als Ausgangspunkt für die Behandlung dieser Fragen mag die in der Mannusbibliothek jüngst erschienene Arbeit von Krebs über: „Die vorrömische Metallzeit im östlichen Westfalen" dienen. Leider hat ja bis jetzt die westfälische Vorgeschichte noch keinerlei gebührende Behandlung erfahren. Somit ist die Arbeit Krebs die erste gründliche vorgeschichtliche Arbeit über einen Teil Westfalens. Sie bedeutet einen gewaltigen Schritt vorwärts in der Vorgeschichtsforschung Nordwestdeutschlands. Es ist nur immer wieder zu bedauern, daß das reiche Material des westlichen Westfalen, vor allem die Funde des reichhaltigen Dortmunder Museums, die allein schon eine leichtere Lösung unserer Fragen zuließen, bisher unveröffentlicht oder aber schwer zugänglich sind. Es sind diese Mängel ja schon des öfteren in der Literatur gerügt worden.

Seite 33 der oben erwähnten Arbeit behandelt Krebs die jüngere Bronzezeit und frühe Eisenzeit. Er führt etwa folgendes aus: „Von der IV. Periode der Bronzezeit an lassen die Funde im östlichen Westfalen eine neue Bevölkerung erkennen. Wahrscheinlich handelt es sich zunächst um denselben Stamm, der schon in der dritten Periode von der Gegend um die Allermündung her die Weser aufwärts nach Süden drängte. Diese neue Bevölkerung verrät sich durch ihre von der bisherigen gänzlich abweichende Begräbnissitte. Man setzte die Reste der verbrannten Leichen in Tongefäßen, sog. Urnen, entweder in ausgedehnten Gräberfeldern in Gruben unter der Bodenfläche oder in künstlich aufgeschütteten Grabhügeln bei. Diese Grabanlagen rühren von Germanen her, das geht unter anderem daraus hervor, daß vor ihrem Auftreten eine deutliche Siedlungslücke — während der Periode III — bei uns wahrnehmbar ist, die ein Fortbestehen der Steinhügelkultur und ein Hervorgehen der Urnengräberkultur aus jener wenigstens auf westfälischem Boden ausschließt, daß ferner die Bestattungsform der Urnengräber in der

[1]) Wenn von Rademacher, Taf. Iff. die Rede ist, sind stets die Tafeln der Arbeit E. Rademachers über: „Die niederrheinische Hügelgräberkultur von der Spätsteinzeit bis zum Ende der Hallstattzeit", Mannus IV, Ergänzungsband 1925, gemeint.

IV. Bronzezeitperiode bis weit in die geschichtliche Zeit hinein im östlichen Westfalen die allein übliche blieb, und daß schließlich im ganzen während dieser Zeit ein Abbruch der Besiedlung nicht nachweisbar ist. Für die ältesten Reste und Zeugnisse dieser ersten germanischen Besiedlung Ostwestfalens halte ich einen nicht geringen Teil der Gräber in der Mehrzahl unserer Urnenfriedhöfe (im Gegensatz zu den später zu behandelnden Gräberhügeln). Die Gräberfelder von Stemmer und Nordhemmern, von Wittenhusen, Schledebrück und Godelheim reichen sicher, andere wahrscheinlich bis in die IV. Bronzezeitperiode hinab usw." Die Rasiermesserfunde von Stemmer, Wittenhusen, ferner die Bügelplattenfibel von Wittenhusen und die Fibel von Nordhemmern geben Krebs eine sichere Datierung der obengenannten Felder. So zeigen uns diese Ausführungen von Krebs, daß die Germanen in Periode IV, also in der Zeit von etwa 1150—1000 vor Chr. den Teutoburger Wald schon überschritten haben und ins obere Lippe- und Emstal hineindringen (siehe auch Kossinna, Mannus V, S. 36). In dem Vorkommen von Funden des süddeutsch-keltischen Kreises, wie zweischneidigen Rasiermessern von Schledebrück, dem oberständigen Lappenbeil von Obernbeck, den Kugelkopfnadeln von Wittenhusen und Schledebrück, sowie den Messern mit geschwungener spitzer Klinge und Grifftülle von Wittenhusen, Rheda, Godelheim und Herstelle [1]) sieht Krebs nur Einfuhrstücke einer landsfremden Kulturgruppe. Es lassen diese Stücke keineswegs den Schluß auf eine keltische Besiedlung Westfalens bis zum Teutoburger Wald nach 1000 vor Chr. zu. Zwar darf die gebrechliche Keramik weit weniger als Einfuhrware betrachtet werden, da sie einem weiteren Transport in jener Zeit selten unterworfen war und wohl jeweils an Ort und Stelle von den Trägern ihrer Kultur hergestellt wurde, jedoch sind die Vorkommen von Hallstattformen in Ostwestfalen zu spärlich, als daß sie für eine seßhafte Bevölkerung als Beweis angeführt werden dürften.

Schon vor 1000 vor Chr. überschreiten die Germanen, wie aus den obigen Betrachtungen klar hervorgeht, den Teutoburger Wald und es muß demzufolge die Germanengrenze Rademachers für 1000 vor Chr. auf Tafel VI, links, westlich des Teutoburger Waldes verlaufen und nicht wie von ihm eingezeichnet, östlich desselben. Es ist dieses die Grenze für das Ende der IV. Bronzezeitperiode.

Westliches Westfalen, das Lippegebiet.

Für das Festlegen der Germanengrenze in Per. V liefern uns die Museen Dortmund, Münster, Haltern und Hamborn genügend Funde. Die im Landesmuseum in Münster befindlichen Funde des Urnenfeldes von Habinghorst Kr. Recklinghausen, die unter anderem einen geschlossenen Grabfund, ein Gefäß des Düsstruper Typus und dazugehöriges Bronzerasiermesser, beides Typen, die eine frühe Datierung innerhalb der V. Periode zulassen, verlegen die von Rademacher eingezeichnete Germanengrenze für 800 vor Chr. auf Tafel VI um ein beträchtliches weiter nach Süden. Es verläuft demnach die Grenze unmittelbar nördlich von Dortmund. Was die zeitliche Ansetzung dieser Grenze anbetrifft, so möchte ich sie auf den mittleren Wert von 900 vor Chr. für die Periode V festlegen, also chronologisch vor den Beginn der zweiten Hallstattstufe ansetzen. Auf die näheren Gründe dieser zeitlichen

[1]) A. Krebs, Die vorrömische Metallzeit im östlichen Westfalen. Mannus-Bibl. Nr. 38, 1925. S. 35 und Nr. 113, 259, 289 und 293.

Ansetzung komme ich bei der Behandlung des Harpstedter und Nienburger Stils noch einmal zurück. Weiterhin verläuft die Südwestgrenze der Germanen dann über Diersfordt und Goch bis nach Holland hinein. Jedoch mögen die linksrheinischen Funde von Goch und die holländischen von Rietheven usw. nur im Bereiche des damaligen Germaneneinflusses liegen und noch nicht eine feste Grenze ihres Gebietes andeuten. Ich kenne die holländischen Funde zum Beispiel nicht aus eigener Anschauung, als daß ich in diesem Falle schon jetzt mich auf einen genauen Grenzverlauf in Holland festlegen könnte. Sicher aber gehören die Funde von Diesfordt, Rademacher, Taf. XI, 26—29 zu dem von Germanen besiedeltem Gebiet in Per. V und sind nicht etwa als Funde einiger ins Keltengebiet eingedrungener Germanenfamilien oder gar als Kultureinfluß zu betrachten[1]). Wäre der von Rademacher abgebildete Grabfund der einzige derartige Germanenfund auf diesem Felde, so ließe er die Rademachersche Deutung zu. Es liegen aber von dem gleichen Fundort noch weitere sechs Gräber mit germanischer Keramik der Per. V vor; sodann beherrscht in der Folgezeit der den Gefäßen der Per. V zum Teil gleichzeitige und sicherlich nachfolgende Harpstedter Stil das Gräberfeld Diersfordt. In der Frühlatènezeit folgen dort germanische Brandgrubengräber in Hügeln und gehen in der späten Latène- und frühen Kaiserzeit in Flachgräber mit Brandgruben über. Wir können hier rückwärts von der geschichtlichen Zeit an bis in die fünfte Bronzezeitperiode auf diesem Felde in selten schöner Weise die Kontinuität der Bevölkerung verfolgen. Falls man nach diesen Darlegungen immer noch an Kultureinfluß in Per. V denken will, so müßten wenigstens den ältesten Typen gleichzeitige Funde aus dem Hallstattkulturkreise, etwa Funde von H_1 in Diersfordt vorhanden sein, da ja auch zum Teil noch ältere Funde von dort vorliegen.

Die Tonware.

Die keramischen Typen dieses besprochenen Germanengebietes weisen als Hauptvertreter und verbreitetste Form die doppelkonische Urne und deren Abarten auf. Der Urtyp tritt schon in Per. III im germanischen Kulturkreise auf und ist auch der ostdeutsch-illyrischen Gruppe zu jener Zeit nicht fremd. Die ältesten Formen weisen ziemlich gleichgroße kegelförmige Ober- und Unterteile auf. Die jüngeren Typen nehmen in der Breite ab, werden schlanker und der Bauchknick verschiebt sich auf Kosten des Oberteils nach oben. Eine scharfe Bauchkante macht dann aber auch oft einer sanften Rundung Platz und auch der kegelförmige Oberteil nimmt in der Spätzeit sanft geschwungene Umrisse an. Daneben begegnen uns vereinzelt die weitmündigen schalenartigen Urnen des Düstruper Typus, sodann flaschenartige Gefäße, ferner eine bauchige Form mit hohem konischem Halse, die als Zwischentypus in der Entwicklung der doppelkonischen Gefäße und Flaschenurnen angesehen werden kann. Die wichtigsten dieser angeführten Gefäßtypen findet man bei Krebs[2]) Taf. III—V abgebildet. Die germanischen Gefäßfunde nördlich der beschriebenen Südwestgrenze von Paderborn, Habinghorst, Wesel, Goch usw. sind so häufig, daß sie einer bloßen Kulturübertragung von Keramik geradezu widersprechen. Daß sonstige Funde, wie Beigaben und Waffen, äußerst

[1]) Auch Geheimrat Kossinna wies in der Diskussion diese Rademachersche Deutung bei dessen Köthener Vortrag entschieden zurück.

[2]) A. Krebs, Die vorrömische Metallzeit im östlichen Westfalen. Mannus-Bibl. Nr. 38. 1925. S. 35 und Nr. 113, 259, 289 und 293.

spärlich vorliegen, hat seine Ursache in den Bestattungsgebräuchen der Germanen in der späten Bronzezeit und frühen Eisenzeit, die ja bekanntlich während dieser Zeit aus uns bis jetzt unbekannten Gründen äußerst selten Beigaben dem Toten mit ins Grab geben.

Die Germanengrenze für die fünfte Bronzezeitperiode.

Um 900 vor Chr. schon haben wir also, wie oben dargelegt, eine Südwestgrenze der Germanen, die sich im wesentlichen von der von Rademacher eingezeichneten Grenze unterscheidet. Das gesamte, nördlich dieser Grenze liegende Gebiet war stark von den Germanen besetzt, was schon allein durch die Tatsache zum Ausdruck gebracht wird, daß nördlich dieser Grenze Funde von H_1 fast gänzlich fehlen, oder falls sie in einzelnen Stücken auftreten, gut als Kultureinfluß gedeutet werden können. Wir müssen uns nicht auf den Standpunkt stellen, daß eine derartiger Einbruch in allen Fällen kriegerisch sein muß; und das ist bei dem besprochenen ersten Germanenvorstoß sicherlich nicht der Fall gewesen. Schon das Fehlen jeglicher Waffen dürfte einen Hinweis darauf geben; auch liegen uns aus dieser Zeitperiode keinerlei Befestigungsanlagen vor, die ebenfalls für ein kriegerisches Vordringen sprechen würden. Die Urbevölkerung ist keineswegs vollkommen abgezogen — lediglich bei dem ersten Einmarsch der Germanen macht sich ein schwacher Rückschub der Hallstattbevölkerung bemerkbar, eben durch das Fehlen der ersten Hallstattstufe im Germanengebiet — sondern hat sich mit der eindringenden Herrscherbevölkerung friedlich vermischt oder ist als unterjochte Völkerschaft sitzen geblieben. Nur so läßt sich in unserem niederrheinischen Grenzgebiet das Auftreten sowohl von germanischen und keltischen Formen in vollkommener Reinheit als auch die gleichzeitig herrschende Mischkultur erklären, bei der bisher immer von verblaßten Hallstattformen die Rede war. Es verläuft demnach die Südwestgrenze der Germanen am Ausgang der reinen Bronzezeit in Periode V etwa von Paderborn an südwärts der Lippe über Habinghorst Kr. Recklinghausen, überschreitet ungefähr bei Haltern die Lippe. Von dort an bildet die Lippe die Grenze bis Wesel, wo vermutlich der Rhein schon überschritten wird und Goch eine weitere Grenzstation andeutet.

III. Der Harpstedter Stil.

Für die weitere Betrachtung der Germanenausbreitung sind der nach den im Provinzialmuseum Hannover befindlichen Funden von Harpstedt Kr. Syke [1]) als Harpstedter bezeichnete Gefäßstil und nicht minder der Nienburger [2]) Stil von grundlegender Bedeutung. Die Bezeichnung Harpstedter Typus (wofür wir besser Harpstedter Stil sagen) hat Schumacher in die Literatur eingeführt, und er hat als erster darüber im V. Bande der Präh. Zeitschr., S. 571 berichtet: „Deshalb muß verlangt werden, daß nicht nur das wichtige, noch der älteren Hallstattzeit angehörige Material des Düstruper Typus (bei Osnabrück), das da und dort vorhanden ist, sondern auch das jüngere des Nienburger und Harpstedter Typus, der sich über Bielefeld, Dortmund bis in die Wedau bei Duisburg verfolgen läßt, möglichst bald in ähnlicher Weise

[1]) J. H. Müller, Ausgrabungen bei Harpstedt (Hannover). Zeitschrift des histor. Vereins für Niedersachsen. Jahrg. 1882. S. 41ff.

[2]) Weigel, Die Hügelgräber von Nienburg a. Weser, Prov. Hannover. Nachrichten über deutsche Altertumsfunde. 1892. S. 69ff.

durch Veröffentlichung allgemeiner Benutzung vorgelegt wird. Auch vom Rheine her können und müssen diese Bestrebungen unterstützt werden, einerseits durch Verfolg der nordöstlichen Ausbreitung der rheinischen Hallstattkultur im Lippetal, andererseits durch schärfere Beobachtung des ersten Auftretens der Wessenstedter und Jastorfer (Harpstedter) Elemente über den Teutoburger Wald (Bielefeld) nach dem Rheine zu." Weiterhin berührt Schumacher den Harpstedter Stil noch in der Prähist. Zeitschr. Bd. XI/XII[1]) und in seiner „Siedlungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande" Seite 106 und 195, wo er die Germanen der Harpstedter Kultur um 500 vor Chr. gegen Ende der Hallstattzeit den Rhein erreichen läßt und eine Weiterentwicklung der Harpstedter Kultur bis in die römische Kaiserzeit hinein für möglich hält. Eine Beschreibung des Harpstedter Stils ist nie erfolgt und sogar weiteren Fachkreisen ist er völlig unbekannt. Die Schumacherschen Andeutungen sind bisher vereinzelt geblieben und bei einschlägigen Arbeiten gewöhnlich ohne jegliche Kritik übernommen worden.

Typologie der Harpstedter Gefäße.

Unter Harpstedter Stil versteht man ein eimerförmiges, gerauhtes Gefäß mit gewelltem Rande. Die Randverzierung ist stets durch Fingernageleindrücke hergestellt. Bisweilen tritt noch eine Bauch- oder Schulterverzierung durch eine umlaufende Fingertupfenleiste oder ein gewöhnliches Fingertupfenband hinzu. Die Größe der Gefäße ist sehr verschieden, jedoch überwiegen die großen bis etwa 50 cm hohen Formen. Der Ton ist meistens ungeschlemmt, mit groben Quarzkörnern stark durchsetzt. Die Rauhung ist oft sehr stark durch groben Schlickbewurf erreicht oder auch bisweilen äußerst schwach und zum Teil durch Kammstriche vertreten. Die Farbe der dickwandigen schlecht gebrannten Gefäße schwankt zwischen hellgelb bis dunkelbraun und rötlich. (Siehe Tafel XXII, Abb. 1—3.) Die Herkunft dieses Gefäßtypus ist nicht mit Sicherheit nachzuweisen. Es treten Rauhtöpfe ja schon zu Beginn der Bronzezeit bei den Aunjetitzern als Grabkeramik auf, doch ist eine direkte Verbindung mit den spätbronzezeitlichen und früheisenzeitlichen Rauhtöpfen noch nicht nachweisbar. Hervorgegangen sind die Harpstedter Gefäße aus gewöhnlichen gerauhten Gefäßen, auf denen nur die Randverzierung anzubringen war. Bei der Sichtung des Materials fallen beträchtliche typologische Unterschiede ins Auge. Es lassen sich in Nordwestdeutschland etwa folgende fünf verschiedene Typen von einander scheiden: a) Gefäße mit hohem, senkrechtem Halse, weiter Mündung, schwacher Bauchausladung und kleinem Boden (Textabb. 1 und 2); b) doppelkonische, meist schlanke Gefäße mit größtenteils kürzerem Ober- und größerem Unterteil (Textabb. 3 und 4); c) bauchige oder konische Gefäße mit geschweiftem, ausladendem Rande (Textabb. 5 und 6); d) ungegliederte bauchige Gefäße ohne besonderen, abgesetzten oder etwas eingezogenen Rand (Textabb. 7 und 8); e) Gefäße, meist konisch, mit stark eingezogenem Hals, wodurch ein fast wagrechter Schulterabsatz erzielt wird (Textabb. 9 und 10); dazu tritt noch als rheinische Sonderform ein rundbauchiger Typus mit senkrechtem, kurzen Hals und oft aufgesetzter Tupfenleiste (Textabb. 11 und 12). (Siehe auch Bonner Jahrbücher, Heft 121, 1913; Beilage — Berichte S. 66, Fig. 40.) Der letztere Typ zeigt starke Einflüsse von seiten der Hallstattkultur, die noch näher zu

[1]) C. Schumacher, Die Hallstattkultur am Mittelrhein. Prähist. Zeitschr. XI/XII, 1919/20. S. 125ff.

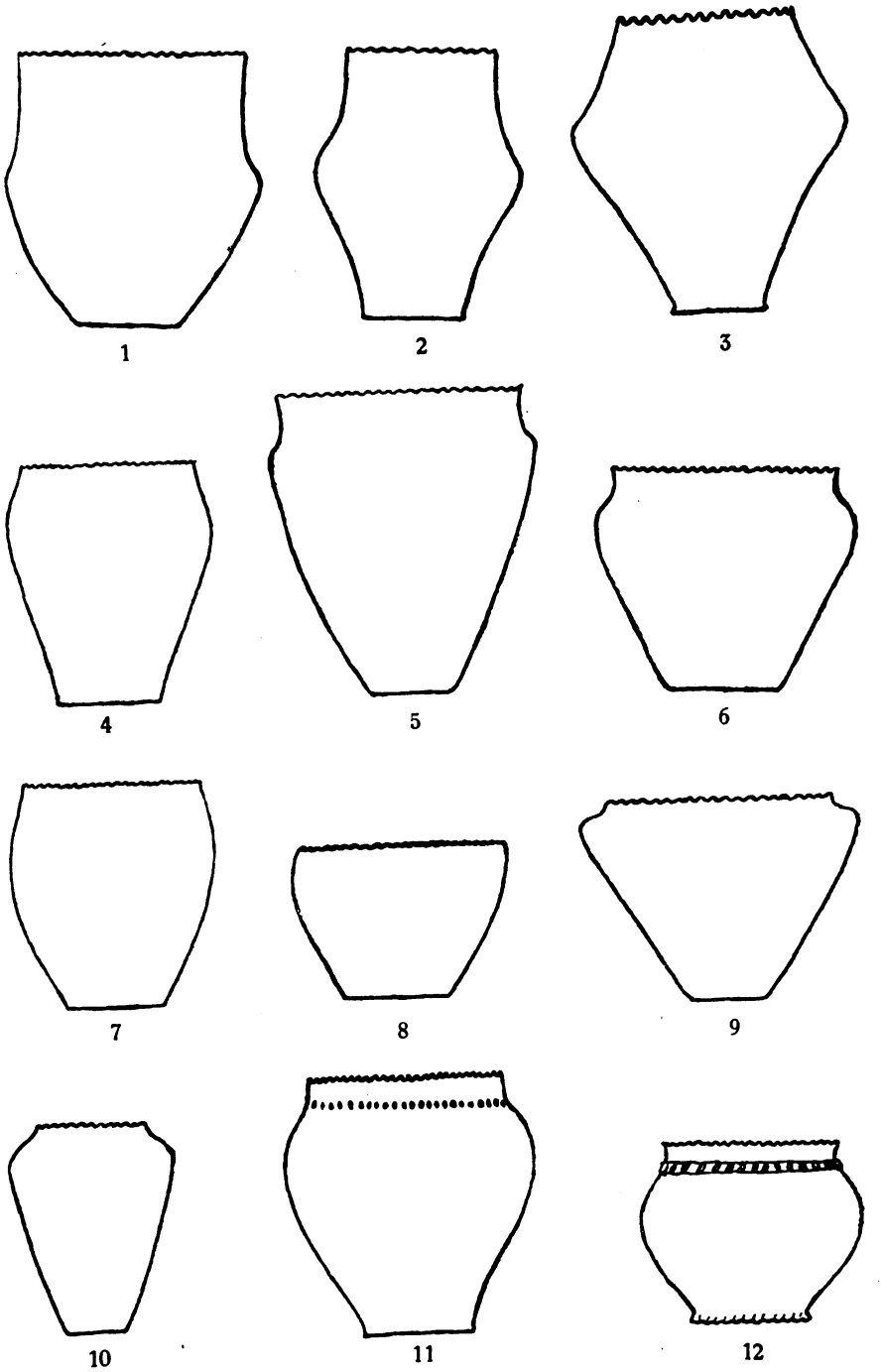


Abb. 1—12. Gefäßtypen der Harpstedter Kultur. Maßstab 1:10.

untersuchen sind; vielleicht mag er auch in dieser sich völlig unabhängig von den norddeutschen Formen entwickelt haben.

Die typologisch älteste Form ist der Typus a, der äußerst selten auftritt (Harpstedt) und dessen Vorläufer wohl in gleichartigen gerauhten oder glatten Gefäßen ohne die typische Randverzierung gesucht werden dürften. Die nächste Art b läßt sich sowohl als aus Typus a entstanden erklären, wie auch ein Zusammenhang mit den übrigen doppelkonischen glatten Formen der Spätbronzezeit nicht von der Hand zu weisen ist. Aus der doppelkonischen Form entwickelt sich dann durch Schweifung des Oberteils und Ausladen des Randes der profilierte Typus c. Durch Verwaschen wird sicherlich die unprofilierte Form d aus der vorhergehenden zustande gekommen sein, während durch stärkeres Einziehen des Halses der Typus e entstanden ist. Für die angedeutete typologische Reihe liegen eine Unmenge von variierenden Zwischenformen vor, die eine derartige Aufeinanderfolge rechtfertigen. Relativ wäre demnach eine Chronologie möglich, doch ist es nicht immer leicht, bei derart rohen Gefäßtypen genaue chronologische Unterschiede festzustellen, treten doch verschiedentlich die einen oder anderen Typen gleichzeitig auf demselben Fundplatze auf, was jedoch bei größeren Grabkomplexen an und für sich nie eine Gleichzeitigkeit bedeuten will.

Die Chronologie der Harpstedter Gefäßtypen.

Über die absolute Zeitstellung des Stils ist bisher außer der Schumacherschen Angabe, daß er um 500 vor Chr. den Rhein erreicht und bis in die römische Kaiserzeit fortlebt, nichts Näheres in der Literatur geäußert worden. Krebs [1]) berichtet in seiner des öfteren erwähnten Arbeit über die Rauhtöpfe mit Wellenrand sowohl in typologischer als auch chronologischer Hinsicht etwa folgendes: „Die für diese Zeit charakteristischen hohen gerauhten Töpfe werden auf die schlanke Form der doppelkonischen Urne zurückgehen; wo ein deutlich abgegrenzter Halsteil vorhanden ist, ist die Ähnlichkeit mit der Flaschenurne unverkennbar. — Trotzdem bildete sich eine gewisse Mannigfaltigkeit der Formen heraus, besonders weil neben den umgebildeten und verwaschenen die alten eckigen Gefäße oft recht lange üblich blieben." Als Beispiel führt er das Latènegräberfeld von Schmetzdorf [2]) an, auf dem Busse neben einem Rauhtopf mit Wellenrand auch zwei doppelkonische Urnen fand, und fährt sodann fort: „Auch die Formen der frühesten Eisenzeit erwiesen sich als sehr konservativ: So hat der hohe Rauhtopf mit Wellenrand gerade in Westfalen eine recht lange Lebensdauer gehabt; in Köckelsum (Kr. Lüdinghausen) wurde ein solcher aus frührömischer Zeit gefunden. — In den Gräberfeldern von Rheda, Schledebrück, Stemmer und Salzuflen kommen mehrfach hohe Rauhtöpfe mit Wellenrand vor, die in späthallstättischen Gräbern des 6. Jahrhunderts vor Chr. Geburt am Niederrhein wiederkehren, wohin sie aus dem Germanengebiet gelangt sein dürften". Soweit die Ansicht Krebs.

Danach wäre es also ein nutzloses Beginnen, mit Hilfe der Rauhtöpfe zu irgendeinem sicheren Ergebnis gelangen zu wollen, da man mit einer Gefäßform, die sich über drei, ja sogar vier Zeitperioden hin gleichzeitig in allen möglichen Abarten erstreckt, chronologisch nichts beginnen kann. Es ist ja eine leider betrübliche Tatsache, daß uns kein Harpstedter Gefäß mit irgendeiner datierbaren Bronze- oder Eisenbeigabe vorliegt.

[1]) A. Krebs, Die vorrömische Metallzeit im östlichen Westfalen. Mannus-Bibl. Nr. 38. 1925. S. 35 und Nr. 113, 259, 289 und 293.

[2]) H. Busse, Latènegräberfeld von Schmetzdorf. Mannus. IV. 1912. S. 232ff.

Somit sind wir demzufolge bei den folgenden Untersuchungen lediglich auf die Wechselbeziehungen des Harpstedter Stils zu anderen keramischen Kulturgruppen angewiesen, um eine für unsere Zwecke brauchbare Chronologie zu erreichen.

Betonen muß ich aber von vornherein, daß ein späteres Auftreten einer altertümlichen Form des öfteren vorkommt und ich für diese Sonderfälle in dem Rahmen dieser Betrachtungen keinerlei Erklärung suchen kann. Treten doch in der Kaiserzeit Ostpreußens [1]) gerade bronzezeitlich anmutende Formen von Rauhtöpfen mit Wellenrand auf, deren Erscheinen und Herkunft wir uns bis jetzt in keiner Weise zu erklären wissen. Sehen wir zunächst einmal von dem oben erwähnten Fund von Köckelsum [2]) ab und betrachten zuerst einige Rauhtopfvorkommen in Hannover und Westfalen.

Unter den Funden von Harpstedt [3]) im Museum Hannover, die leider aus alten Beständen herrühren und keiner wissenschaftlichen Ausgrabung ihr Dasein verdanken, befinden sich auch eine Anzahl von Typen der Periode V, was sicherlich noch keinen strikten Beweis für die Gleichzeitigkeit beider Typen bedeuten will, da das Hügelgräberfeld von Harpstedt beträchtliche Ausdehnungen aufweist.

Der Urnenfriedhof von Arbergen Kr. Achim (Funde Mus. Hannover) lieferte Urnen mit datierbaren Beigaben der Periode IV und V: Rasiermesser mit aufwärts gebogener Schneide ähnlich Wittenhusen, sodann Messer und Nadeln der fünften Periode. Auf zwei Urnen, die sich nach zwei anderen durch die Beigaben datierten Gefäßen analog bestimmen lassen, lagen als Deckel je eine Rauhtopfscherbe, und zwar mit einem als Leiste angebrachten Wellenrand von Fingertupfen des Typus b und c. Damit dürfte der unumstößliche Beweis erbracht sein, daß der Typus a—c noch in die Bronzezeit hineingereicht hat, wenn nicht gerade bis in Periode IV, so doch mit Bestimmtheit in die Periode V.

Weiterhin erbrachte das Urnenfeld von Bernte Kr. Lingen [4]) neben ausschließlich der späten Bronzezeit angehörenden Formen ein Harpstedter Gefäß vom Typus b. Der Hügel von der Friedrich-Wilhelmsbleiche bei Bielefeld [5]), der als einzelner Grabhügel ebenfalls einen Beweis für die chronologisch nicht allzugroßen Unterschiede der einzelnen Begräbnisse bieten dürfte, ergab bei seiner Ausgrabung spätbronzezeitliche doppelkonische Gefäßformen und daneben Rauhtöpfe mit gewelltem Rand vom Typus b und c.

Mit diesen Beispielen läßt sich mit einiger Sicherheit der Beweis erbringen, daß noch innerhalb der Periode V der Harpstedter Stil schon in drei verschiedenen Abarten zur Entwicklung gelangt sein muß. Der Typus a verschwindet in der Folgezeit und dürfte wohl nicht über das Ende der Bronzezeit hinausgekommen sein.

Betrachten wir jetzt noch mit einigen Worten das eisenzeitliche Vorkommen von Harpstedter Gefäßtypen, um dann den Ursprung und die Aus-

---

[1]) Tischler, Ostpreußische Altertümer. Königsberg 1902.

[2]) Walther Schulz, Westfalen in frühgeschichtlicher Zeit. Mannus V. 1913. S. 45ff.

[3]) J. H. Müller, Ausgrabungen bei Harpstedt (Hannover). Zeitschr. d. histor. Ver. f. Niedersachsen. Jahrg. 1882. S. 41ff.

[4]) Conrads, Der Urnenfriedhof auf dem sog. Wächterberge bei Bernte, Kr. Lingen. Mitteil. des histor. Vereins zu Osnabrück XIX, 1894. S. 168ff.

[5]) E. Möller und Wilbrand, Der Urnenfund auf dem Gebiet der Friedrich-Wilhelmsbleiche bei Bielefeld im Februar 1905. Jahresbericht des histor. Vereins für Ravensberg. Bd. 20, 1906. S. 1ff.

breitung dieser Kultur vor allem zum Rheine hin näher zu untersuchen und im besonderen auf ihre Auswirkungen in der rheinischen Hallstattkultur einzugehen.

Gute Beispiele für das Vorkommen in der frühen Eisenzeit liefern die Funde von Nienburg [1]) und Braunschweig [2]). Die drei in den Nachrichten über deutsche Altertumsfunde veröffentlichten Gräber von Nienburg haben in Grab Nr. III (Funde Mus. Berlin II. 309—312) vier Rauhtöpfe mit gewelltem Rande vom Typus c und d [3]) geliefert; weiterhin zwei bestimmt eisenzeitliche, und zwar der frühesten Eisenzeit angehörige, schalenartige Urnen [4]). Hier liegen also unstreitig Rauhtopffunde der frühen Eisenzeit vor. In seiner Arbeit über die frühe Eisenzeit in Braunschweig [5]) hat Fuhse eine Reihe von Harpstedter Gefäßtypen zur Abbildung gebracht [6]), die sämtlich dem Typus c und d angehören. Ein Gefäß des Typus d von Königslutter-Ochsendorfer Weg (Fuhse, Abb. 162) bildet er mit einer Eisenbeigabe, einem kleinen eisernen Ring von 4 cm Dm. ab, der natürlich eine genaue Datierung innerhalb der Eisenzeit nicht zuläßt. Es ist geradezu überraschend, daß sich in Braunschweig und weiterhin nach Sachsen hinein nur die jüngsten Typen vorfinden, doch davon später. Wir haben so als Vertreter der frühen Eisenzeit die Typen c—e feststellen können; der Typus b dürfte wohl nur äußerst selten noch in der frühen Eisenzeit vorkommen.

Suchen wir nach einer genauen zeitlichen Datierung, so bitte ich zu beachten, daß weder in der Wessenstedter, noch in der Jastorfer Stufe Schwantes [7]) einen Harpstedter Gefäßtyp aufzuweisen hat, was um so mehr verwundert, als er sich in diesen Kulturgruppen unbedingt finden müßte, wenn der Harpstedter Stil, wie Krebs und auch andere annehmen, bis in die römische Kaiserzeit fortgelebt hat. Sind doch sogar von der wesensfremden Hallstattkultur in die Urnenfelder Niedersachsens Einfuhrstücke eingedrungen; auch ist es kaum denkbar, daß der einer gleichartigen Bevölkerung angehörige Harpstedter Stil auf die Jastorfer Kulturstufe keinerlei Einfluß ausgeübt haben soll, sofern er zu derselben Zeit noch an gleicher Stelle bestand.

Demzufolge nehme ich an, daß die Blütezeit des Harpstedter und Nienburger Stils (was ich unter Nienburger Stil verstehe, werde ich noch kurz anführen) in Nordwestdeutschland im neunten und achten Jahrhundert vor Chr. gelegen haben muß, da beide schon zu Beginn des achten Jahrhunderts ihre starken Einflüsse auf die Hallstattkultur am nördlichen Niederrhein geltend machen. Das bewog mich, die Grenze für Periode V, d. h. für den Ausgang der reinen nordischen Bronzezeit, um 900 vor Chr. anzusetzen, da der Harpstedter und Nienburger Stil die beginnende Eisenzeit andeuten und wohl schon vom Rhein her in dieser Zeit durch das Eisen beeinflußt gewesen sind. Mit Hilfe des Harpstedter Stils gewinnen wir dann eine Grenze etwa für

---

[1]) Weigel, Die Hügelgräber von Nienburg a. Weser, Prov. Hannover. Nachrichten über deutsche Altertumsfunde 1892. S. 69ff.

[2]) F. Fuhse, Gräberfelder der ältesten und älteren Eisenzeit aus der Gegend von Braunschweig. Mannus VIII, 1917. S. 134ff.

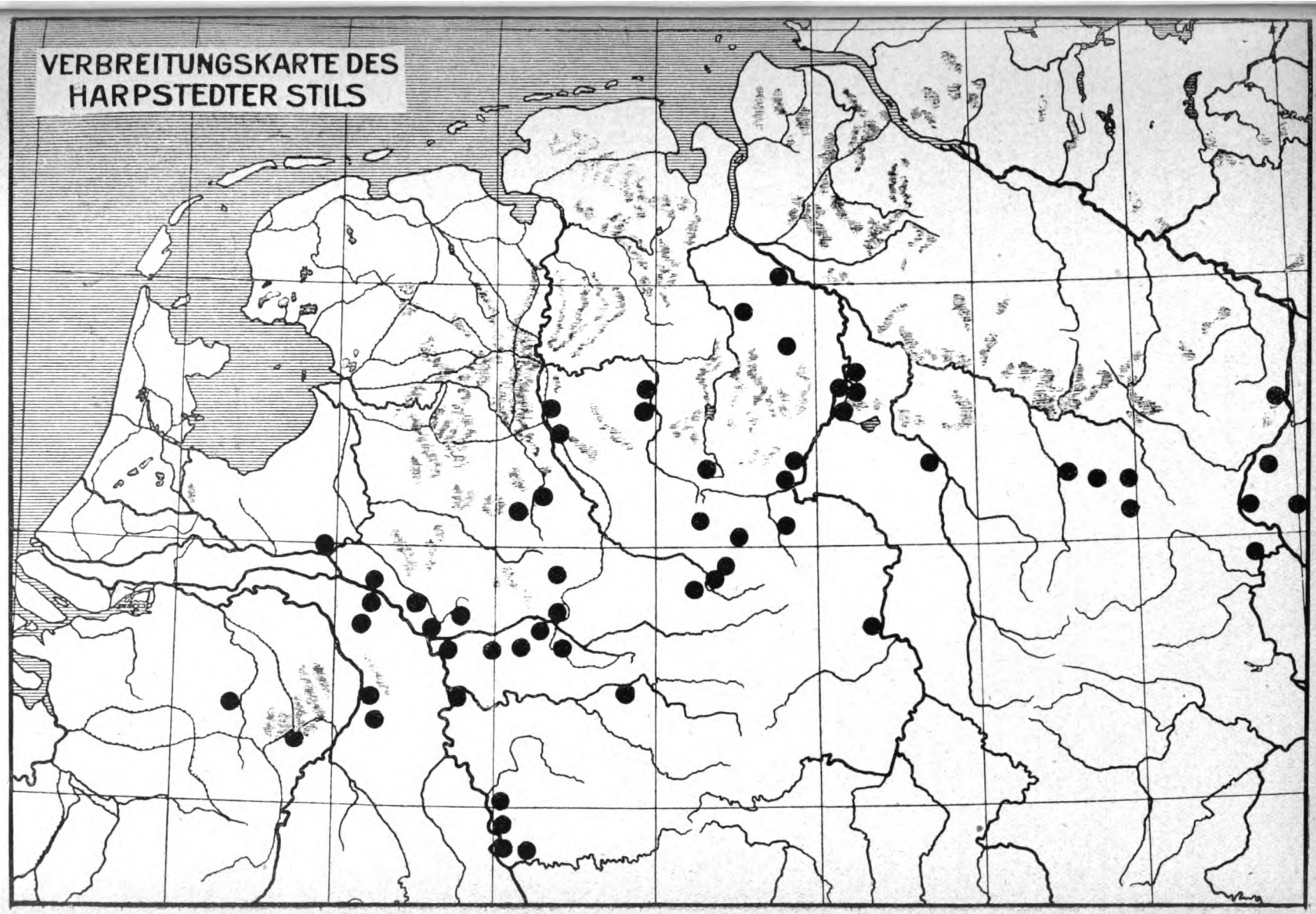
[3]) Nachrichten über deutsche Altertumsfunde 1892. S. 69, Abb. 10.

[4]) Nachrichten über deutsche Altertumsfunde 1892. S. 69, Abb. 11.

[5]) F. Fuhse, Gräberfelder der ältesten und älteren Eisenzeit aus der Gegend von Braunschweig. Mannus VIII. 1917. S. 134ff.

[6]) F. Fuhse, Mannus VIII. 1917. S. 134ff. Abb. 108, 132, 137, 155, 162 und 163.

[7]) Schwantes, Die ältesten Urnenfriedhöfe bei Ülzen und Lüneburg (in Schuchhardt, Urnenfriedhöfe in Niedersachsen, Band 1). Hannover 1911.


VERBREITUNGSKARTE DES
HARPSTEDTER STILS

das von den Germanen um 800—700 vor Chr. beherrschte Gebiet. Sind doch schon um diese Zeit germanische Kultureinflüsse im Kölner Gebiet bemerkbar [1]).

Der Nienburger Stil.

In meinen Ausführungen habe ich verschiedentlich den Ausdruck Nienburger Stil gebraucht. Ich verstehe unter Nienburger Stil lediglich die in den Nachrichten über deutsche Altertumsfunde unter Nr. 1 und 2 abgebildeten Gefäßtypen [2]) mit ihren massiven, typisch konischen Deckschüsseln. Es sind ebenfalls Rauhtöpfe, aber zum Unterschied vom Harpstedter Stil fehlt ihnen der gewellte Rand; der Hals ist meistens geglättet und besitzt geschwungene Profillinie. Besonders das Gefäß vom Typus Abb. 1 und die Deckschüsseln haben eine hervorragende Bedeutung in chronologischer Hinsicht für unsere Hallstattgräberfelder des nördlichen Niederrheins — wie wir nachher sehen werden — und treten äußerst zahlreich in verschiedenen Abarten auf. Zeitlich dürften die Anfänge des Nienburger Stils etwas später als die des Harpstedter liegen; gemeinsam hat er aber mit dem Harpstedter zu Ende des neunten und Beginn des achten Jahrhunderts vor Chr. den Vormarsch ins Hallstattgebiet durch das Tal der Lippe angetreten und dürfte mit diesem spätestens um 750 die Wedau bei Duisburg und das Gräberfeld de Hamert bei Venlo erreicht haben (siehe Tafel XXII, Abb. 4).

IV. Ursprung und Ausbreitung der Harpstedter Kultur.

Betrachten wir zunächst einmal die Verbreitungskarte (im Text) und folgende tabellarische Fundübersicht. Ich mache keineswegs Anspruch darauf, eine vollständige Fundaufzählung bringen zu können, da ich verhindert war, weiteres Material zu sammeln, was sicherlich noch zahlreich vorhanden ist; denn erstens wird auf diese rohen Gefäße selten geachtet und werden sie demzufolge kaum veröffentlicht; zweitens aber werden die rohen Scherben, da die Gefäße wegen ihres dürftigen Brandes immer einen schlechten Erhaltungszustand aufweisen und sich nur mit Schwierigkeit zusammensetzen lassen, sehr oft in den Museen magaziniert und erblicken darum selten das Tageslicht. Doch genügt das wenige von mir gesammelte Material vollständig, um eine gute Übersicht über die Verbreitung dieser Kulturgruppe zu geben. Was fehlen sollte, bitte ich zu ergänzen; doch wird sich durch Neufunde das Bild der Fundplätze im wesentlichen nicht ändern, sondern nur verdichten lassen.

Fundortverzeichnis des Harpstedter Stils.

A. Provinz Hannover.

1. Arbergen, Kr. Achim. (Funde Mus. Hannover 23971 und 23974).
2. Harpstedt, Kr. Syke. (Funde Mus. Hannover 14573 bis 14582 und 14586.) J. H. Müller: Ausgrabungen bei Harpstedt, Hannover. Zeitschrift d. histor. Vereins f. Niedersachsen, Jahrg. 1882. S. 41ff.
3. Nord-Sulingen, Kr. Sulingen. (Fund Mus. Berlin I. I. 609a b.)

[1]) C. Rademacher, Chronologie der Niederrheinischen Hallstattzeit in dem Gebiet zwischen Sieg- und Wuppermündung. Mannus IV. 1912. S. 187ff. Taf. XX, 11.

[2]) Weigel, Die Hügelgräber von Nienburg a. Weser, Prov. Hannover. Nachrichten über deutsche Altertumsfunde. 1892. S. 69ff.

4. Nienburg a. Weser. (Funde Mus. Berlin I. l. 307, 308, 309 und 310.) Nachrichten über deutsche Altertumsfunde 1892. S. 69.

5. Wenden, Kr. Nienburg, Weser. (Funde Mus. Hannover.)

6. Leese, Kr. Stolzenau. (Fund Mus. Hannover.)

7. Letter, Kr. Linden. (Fund Mus. Hannover 18319.)

8. Hüsede, Kr. Wittlage. Rauhtöpfe mit Bronzenadelbeigabe. — H. Hartmann: Verschanzungen und Urnenhügel in der Hüseder Schlucht. Mitteil. d. histor. Ver. zu Osnabrück XVII, 1892. S. 421.

9. Bersenbrück, Kr. Bersenbrück. (Fund Mus. Hannover 14804.)

10. Kettenkamp, Kr. Bersenbrück. (Fund Mus. Hannover 15095.)

11. Bernte, Kr. Lingen. Conrads: Der Urnenfriedhof auf dem sog. Wächterberge bei Bernte, Kr. Lingen. Mitteil. d. histor. Ver. zu Osnabrück XIX, 1894. S. 168ff.

12. Drievorden, Kr. Bentheim. Conrads: Über einen Urnenfriedhof zu Drievorden bei Emsbüren. Mitteil. d. histor. Vereins zu Osnabrück XVII, 1892. S. 419.

B. Provinz Westfalen.

13. Lokkumer Heide, Kr. Minden. (Funde Mus. Minden.) W. Schulz: Funde der vorrömischen Eisenzeit des Kreismuseums in Minden. Ravensberger Blätter. Jahrg. 1911. S. 69ff.

14. Lusebrink in Neuenknick bei Petershagen (Kr. Minden). — J. Wengler: Ein Grabhügel auf dem Lusebrink in Neuenknick bei Petershagen an der Weser. Ravensb. Blätter. Jahrg. 1914. S. 24

15. Stemmer, Kr. Minden. Fund Mus. Minden.) W. Schulz: Ravensberger Blätter, Jahrg. 1911. S. 69ff. W. Schulz: Mannus X. S. 108ff.

16. Salzuflen, Lippe-Detmold. A. Krebs: Die vorrömische Metallzeit im östlichen Westfalen. S. 13f. Nr. 141 und 142.

17. Borgholzhausen, Kr. Halle. Höcker: Grabfunde bei Borgholzhausen. Ravensberger Blätter, Jahrg. 1902. S. 34.

18. Galgenberg bei Bielefeld. (Fund Mus. Bielefeld.) Wilbrand: Bemerkungen zum Borgholzhäuser Grabfund. Ravensberg. Blätter, Jahrg. 1902. S. 34.

19. Friedrich-Wilhelmsbleiche bei Bielefeld. (Funde Mus. Bielefeld.) Möller: Beobachtungen bei der Öffnung des Hügelgrabes der Friedrich-Wilhelmsbleiche. Wilbrand: Die Urnen und ihr Inhalt. Jahresbericht des histor. Ver. f. Ravensberg. Jahrg. 20, 1906. S. 1ff.

20. Dierschlingen. (Fund Mus. Bielefeld.) Wilbrand: Ravensberg. Blätter, Jahrg. 1902. S. 34.

21. Schledebrück (Gutshof zwischen Gütersloh und Rheda) Kr. Wiedenbrück. Krebs: S. 20, Nr. 237. (Krebs: Tafel III, Abb. 21, 22.)

22. Gütersloh (auf dem Gelände der Provinzialheilanstalt), Kr. Wiedenbrück. Krebs: S. 19, Nr. 228.

23. Rheda (Am Gaukenbrink), Kr. Wiedenbrück. Krebs: S. 21, Nr. 256.

24. Godelheim an der Weser, Kr. Höxter. Krebs: S. 22, Nr. 280. (Krebs: Taf. IV, Abb. 9.)

25. Bauernschaft Naendorf, Amt Metelen, Kr. Steinfurt. (Funde Mus. Dortmund.)

26. Bauernschaft Ahle, Amt Nienborg, Kr. Ahaus. (Fund Mus. Dortmund A 163_4.)

27. Bauernschaft Börnste, Amt Dülmen, Kr. Coesfeld. (Fund Mus. Dortmund A 158_5.)

28. Bauernschaft Welte, Amt Dülmen, Kr. Coesfeld. (Funde Mus. Dortmund A 155_{14}; A 155_{15}; A 155_{18}.)

29. Kökelsumer Heide, Amt Olfen, Kr. Lüdinghausen. (Funde Mus. Dortmund: A 130_{13a}; A 132 A, B, D.)

30. Natrop-Klostern, Gemeinde Datteln, Kr. Recklinghausen. (Funde Mus. Dortmund: A 184_c; A 125_4; A 125_{8a}; A 125_{26}.

31. Bauernschaft Markfeld, Gemeinde Datteln, Kr. Recklinghausen. (Funde Mus. Dortmund: A 41 A; A 41 B.)

32. Lewen am Gernebach, Kr. Recklinghausen. (Fund Mus. Dortmund: A 127 C a.)

33. Lewerinhausen, Gemeinde Waltrop, Kr. Recklinghausen. (Fund Mus. Dortmund: A 104 L.)

34. Siepenheide (etwa 300 m südlich der von Grullbad nach Hochlarmark führenden Straße bei Recklinghausen.) (Fund Mus. Recklinghausen.) H. Pennigs: Vorgeschichtliche Funde in der Recklinghäuser Gegend. Vestische Zeitschrift XXX, 1921. S. 48ff.

35. Buer (Fund Mus. Buer.) Eichel: Das Museum zu Buer. Zeitschrift f. Orts- und Heimatkunde im Kreise und Veste Recklinghausen. Jahrg. 9, 1899. S. 76ff.

36. Glesen bei Borken. W. Conrads: Über einige prähistorische Funde aus der Umgegend von Borken. Mitteilungen der Altertums-Kommission für Westfalen. Bd. 1, 1899. S. 99ff.

37. Menden, Kr. Iserlohn (Karhofhöhle.) (Fund Heimatmus. Menden.)

C. Rheinprovinz.

38. Emmerich, Kr. Rees. (Fund Mus. Bonn XXX.)

39. Mehrhoog, Kr. Rees. (Fund Mus. Xanten.)

40. Diersfordt, Kr. Rees. (Funde Mus. Hamborn.)

41. Reichswald b. Kleve, Kr. Kleve. (Fund Mus. Köln.)

42. Moyland b. Kalkar, Kr. Kleve. (Fund Mus. Köln.)

43. Goch, Kr. Kleve. (Fund Mus. Köln.)

44. Keppeln, Kr. Kleve. (Fund Mus. Berlin I. i. 1871.) C. Rademacher: Fundbericht über Ausgrabungen am Niederrhein und Nachrichten über deutsche Altertumsfunde. Jahrg. 1896. S. 10ff.

45. Kalbeck, Kr. Geldern. (Fund Mus. Leiden.) Holwerda: Nederlands vroegste Beschaving, Pl. IV, 16.

46. Twisteden b. Kevelar, Kr. Geldern. (Fund Mus. Köln.)

47. Tester Berge b. Hünxe, Kr. Dinslaken. (Funde Mus. Hamborn und Köln.)

48. Duisburg-Wedau. (Funde Mus. Duisburg, Mus. Essen, Mus. Berlin Ii. 1936.)

49. Düsseldorf, Nordfriedhof und Friedhof am Tannenwäldchen. (Mus. Düsseldorf 167, 229 u. 173.)

50. Brüggen, Kr. Kempen. (Funde Mus. Köln.)

51. Dünnwald, Kr. Mülheim a. Rh. (Fund Mus. Berlin I. i. 2003.)

52. Heumar, Kr. Mülheim a. Rh. (Fund Mus. Berlin I. i. 1888.)

53. Scheuerbusch bei Wahn im Siegkreis. (Fund Mus. Köln.) C. Rademacher: Chronologie der niederrheinischen Hallstattzeit in dem Gebiet zwischen Sieg- und Wuppermündung. Mannus IV. S. 187ff. Taf. XXIV, 16.

54. Altenrath im Siegkreis. (Funde Mus. Köln.) C. Rademacher, Mannus IV, Taf. XX, 11.

D. Niederlande.

55. Venlo—de Hamert. (Funde Mus. Leiden, Mus. Krefeld und Mus. Düsseldorf.) Holwerda: Das Gräberfeld von ‚de Hamert' bei Venlo, Abb. 16, 22, 30, 35, 40, 57, 58, 72, 79, 84, 86.

56. Weert. (Funde Mus. Leiden.) Holwerda: Nederlands vroegste Beschaving. Pl. IV, 5, 9, 10, 14, 15.

57. Riethoven. (Funde Mus. Leiden.) M. A. Evelein: Opgraving van een Urnenveld bij Riethoven (N.-B.). Oudheidkundige Mededeelingen van het Rijksmuseum van Oudheden te Leiden IV. 1910. S. 31ff. J. H. Holwerda: Het Urnenveld te Riethoven. Oudheidk. Mededeelingen VII. 1913. S. 51ff.

58. Oudorp. (Fund Mus. Leiden.) Holwerda: Nederlands vroegste Beschaving. Pl. V, 21.

59. Delen. (Fund Mus. Leiden.) Holwerda: Nederlands vroegste Beschaving. Pl. IV, 12.

60. Arnhem. (Fund Mus. Arnhem.) Holwerda: Nederlands vroegste Beschaving. Pl. IV, 13.

E. Herzogtum Braunschweig.

61. Königslutter-Ochsendorfer Weg, Kr. Helmstedt. (Funde städt. Mus. Braunschweig 2010a und 2014 und 2014a.) F. Fuhse: Gräberfelder der ältesten und älteren Eisenzeit aus der Gegend von Braunschweig. Mannus VIII, 1917. S. 134ff. Abb. 155, 162 und 163.

62. Gr. Steinum-Beienrode, Kr. Helmstedt. (Funde städt. Mus. Braunschweig 1994 und 2000; Samml. Starke-Beienrode.) F. Fuhse: Mannus VIII, 1917. S. 177, Grab 10, Grab 16: Abb. 132. S. 180; Abb. 137.

63. Emmerstedt, Kr. Helmstedt. (Fund herzogliches Museum Braunschweig.) F. Fuhse: Mannus VIII, 1917. S. 165, Abb. 108.

64. Beierstedt, Kr. Helmstedt. Grab 49. F. Fuhse: Mannus VIII, 1917. S. 146.

F. Provinz Sachsen und Provinz Brandenburg.

65. Künern, Kr. Kalbe a. Saale. (Fund Mus. Köthen-Anhalt.)

66. Menz bei Königsborn, Kr. Jerichow I. (Fund Mus. Magdeburg.[1])

67. Padegrimm, Kr. Jerichow I. (Fund Prov.-Mus. Halle 3910.)

68. Schermen, Kr. Jerichow I. (Fund Prov.-Mus. Halle 3663.)

69. Tangermünde, Kr. Stendal. Fund Mus. Berlin I. g. 720.)

70. Kriele, Kr. Westhavelland. (Fund Mus. Berlin I. f. 4299.)

71. Schmetzdorf, Kr. Jerichow II. (Fund Samml. Busse im Prov.-Mus. Halle.) H. Busse: Das Latènegräberfeld von Schmetzdorf. Mannus IV, 1912. S. 232ff.

*

Ein Blick auf die Fundkarte des Harpstedter Stils lehrt uns folgendes: In Nordwestdeutschland, etwa in dem Gebiet zwischen unterer Weser, Hase und Ems haben wir ein Kulturzentrum mit zahlreichen Fundorten vor uns, von dem einerseits durch das Lippetal (Übergang bilden die

[1]) Diesen Fundort verdanke ich der gütigen Mitteilung des Herrn Geheimrat Kossinna.

Funde von Schledebrück [1]) und Rheda [2])) ein starker Arm zum Rhein und nach Holland hinein abzweigt, andererseits die Funde von Braunschweig eine vermittelnde Stellung zu der sächsischen und havelländischen Gruppe einnehmen. Auffällig ist das Anlehnen der Fundorte an die größeren Flußläufe. Wie schon oben erwähnt, treten in Braunschweig nur die jüngeren Typen c, d auf, während die älteren Typen vollständig fehlen. Ebenso sind mir aus Sachsen und dem Havelland nur jüngere Typen bekannt, woraus hervorgeht, daß diese Gruppe nur einen jüngeren Abzweig aus der Heimat der Harpstedter Kultur, und zwar die späteste Abwanderung dieser Kulturgruppe darstellt. Der Lippevorstoß dagegen muß bedeutend früher erfolgt sein, da Gefäße vom Typus b bis westlich zum Rhein hin auftreten. Wir haben den Ausgangspunkt dieser Kulturgruppe einerseits da zu suchen, wo wir ihre stärkste Verdichtung bemerken und andererseits, wo wir die ältesten, ursprünglichen Formen vorfinden. Die ältesten Gefäßformen vom Typus a kenne ich bisher nur von Harpstedt, Kr. Syke. Sodann ist mir ein für diese Form wahrscheinlicher Prototyp ohne den Wellenrand aus demselben Zentrum zwischen Ems und Weser bekannt. Es handelt sich um einen Fund des Berliner Museums von Versenbrück (I. 818) aus der Sammlung Korff. In dem Häufungsgebiet zwischen Ems und unterer Weser haben wir also den Ursprung der Harpstedter Kultur zu suchen. Sehr früh schon, mit dem Germanenvorstoß durch das Tal der Lippe in Per. V, sind die ersten Harpstedter Gefäße bis an den Rhein gelangt. An der oberen Lippe weist die Fundkarte bis jetzt noch eine Lücke auf, da es mir nicht möglich war, das Museum Hamm zu besuchen. Die untere Lippe wiederum ist stark besetzt, vor allem das linke Ufer, im besonderen der Kreis Recklingshausen. Von hier aus dringt die Kulturwelle weiter den Rhein hinunter nach Holland, als auch direkt linksrheinisch zur Maas und nach Brabant hinein vor. Eine andere Gruppe unternimmt den Vormarsch rheinaufwärts. Der südlichste westfälische Fund [3]) zeigt das Überschreiten der Ruhr und das Eindringen der Kultur in das Sauerland. Auf dem Hellweg durch das Tal der Ruhr bis zur Wedau, dann weiterhin linksrheinisch über Brüggen nach Brabant hinein, Weert und Riethoven, dürfte die Südwestgrenze der Germanen um 750 vor Chr. verlaufen sein.

Eine weitere Fundgruppe Harpstedter Gefäßtypen — die ich aber im Rahmen dieser Arbeit nicht mehr habe mitbehandeln können — liegt im Gebiete der Mehrener Kultur. Es sind mir noch eine Reihe von Fundorten dieser Gefäßtypen, zu denen auch der angeführte Typus Textabb. 11 u. 12 gehört, aus Eifel, Hunsrück und Pfalz bekannt, die innerhalb der Mehrener Kultur als Brandgräber auftreten und das früheste germanische Element dieser Kulturgruppe darstellen. Sie werden wohl in den Arbeiten von Frl. Neuß-Tübingen noch eine eingehendere Würdigung erfahren.

V. Der Harpstedter Stil am Niederrhein und sein Verhältnis zur Hallstattkultur.

Wir haben in kurzen Zügen die Ausbreitung der Harpstedter Kultur zum Rhein hin verfolgt. Gegen Ende der Bronzezeit sind die frühesten Harpstedter Gefäßtypen bis zum Rhein hin vorgedrungen; gegen 750 vor Chr.

[1]) Siehe Fundverzeichnis Nr. 21.
[2]) Siehe Fundverzeichnis Nr. 23.
[3]) Menden, Kr. Iserlohn. Siehe Fundverzeichnis Nr. 37.

haben die Harpstedter Germanen gemeinsam mit den Nienburgern die Wedau bei Duisburg und de Hamert bei Venlo erreicht. Es ist vollkommen unmöglich, daß sie erst um 600 vor Chr. die Südgrenze bei Duisburg erreicht haben, wie wir im folgenden bei der Untersuchung einiger Felder des nördlichen Niederrheins sehen werden, die in schöner Weise die schon bis jetzt aus dem hannoverschen und westfälischen Material gewonnenen Tatsachen und Datierungen vollauf bestätigen.

Das Urnenfeld von Mehrhoog Kr. Rees [1]), ein kleines Feld von etwa 40 Gräbern mit Kerbschnittkeramik der Per. IV, lieferte daneben ein doppelkonisches Gefäß mit etwas geschweiftem Oberteil der Per. V und ein Harpstedter Gefäß vom Typus b. Leider entstammen die Funde einer unfachmännischen Grabung, daher ist genaueres über Fundzusammengehörigkeit und Fundumstände nicht in Erfahrung zu bringen. Gerade solch kleines Feld liefert die Beweise für eine chronologische Zusammengehörigkeit der Funde. So läßt sich eine fortdauernde Belegung dieses Platzes von Per. IV—V der Bronzezeit verfolgen. Das Harpstedter Gefäß halte ich hier für gleichzeitig dem doppelkonischen Gefäß, da es die einzigsten germanischen Funde dieses Feldes sind, und wohl kaum anzunehmen ist, daß vielleicht zu verschiedenen Jahrhunderten ein einzelner Germane dort eingedrungen ist, um sich neben den Kelten bestatten zu lassen. Auch treten die Rauhtöpfe der frühen Eisenzeit vom Typus c—e selten vereinzelt auf den Feldern auf; gewöhnlich in größerer Anzahl. Der Mehrhooger Rauhtopf ist fast der einzig bekannte Fund eines reinen Typus b vom nördlichen Niederrhein, was ebenfalls für sein hohes Alter sprechen dürfte.

Das von C. Rademacher untersuchte Hügelgräberfeld von Keppeln, Kr. Kleve [2]), ein kleines Feld, was wieder für chronologische Gleichzeitigkeit der Funde spricht, lieferte ein bemaltes Gefäß H_2 (Funde Mus. Berlin I. i. 1860), daneben andere Typen von H_2 (I. i. 1861, 1864 und 1874), ferner ein Harpstedter Gefäß-Typus c—d (I. i. 1871) und einen größeren Scherben eines gleichen Gefäßes vom Typus c, sodann zwei Nienburger Gefäße (I. i. 1863 und 1875). Es steht hier nichts im Wege, die angeführten Typen alle für gleichzeitig zu halten. Demnach liefern sie ebenfalls einen indirekten Beweis für die oben gewonnenen Datierungen. Wir werden noch bei weiteren Funden die Gleichzeitigkeit von H_2-Funden und Harpstedter und Nienburger Gefäßtypen beobachten können.

Auf diesem Felde können wir auch in schöner Art das gleichzeitige, friedliche Auftreten von Funden zweier verschiedener Bevölkerungselemente, einerseits der Hallstattleute und andererseits der Germanen, beobachten. Beide Kulturen treten uns rein entgegen, von einer Mischbevölkerung liegt noch keine Spur vor. Von bloßem Kultureinfluß von seiten der Germanen kann man hier nicht sprechen; dafür sind deren Funde auf diesem Felde gegenüber dem übrigen Fundinventar zu zahlreich. Es liefert uns dieser Fundplatz somit den Beweis, daß Germanen und Hallstattvölker friedlich auf ein und demselben Feld gleichzeitig bestatten, also an eine Kontinuität der Bevölkerung bis in die späte Hallstattzeit in strengem Sinne nicht zu denken ist. Zwar bleiben einzelne Reste der Hallstattleute bis zur Frühlatènezeit rein erhalten, jedoch wird die

[1]) Funde Mus. Xanten.

[2]) C. Rademacher, Fundberichte über Ausgrabungen am Niederrhein. Nachrichten über deutsche Altertumsfunde. 1896. S. 10ff.

Masse in der Folgezeit von den Germanen nach und nach aufgesogen und macht sich in der daraus entstehenden Mischkultur in H_3 bemerkbar.

Diese Mischkultur kann sich in verschiedener Weise äußern. Einmal bleibt die Hallstattgefäßform, das Gefäß wird aber stark gerauht, was nur unter Beeinflussung der germanischen Rauhtöpfe geschehen sein kann; eine merkwürdige Tatsache bleibt es ja immerhin, daß die Gefäße von H_2—H_4, je weiter wir nach Norden kommen, in desto größerem Maße eine Rauhung der unteren Gefäßhälfte aufweisen, während in dem unbeeinflußten Hallstattkreise die Gefäße durchweg geglättet sind.

Sodann tritt auch eine regelrechte Vermischung beider Kulturformen ein, so daß z. B. ein germanischer Oberteil auf den Unterteil eines geschwungenen Hallstattgefäßes aufgepfropft wird und umgekehrt. Dadurch allein erlangen wir für den großen Formenreichtum in der Keramik des nördlichen Niederrheins eine einleuchtende Erklärung. Nur von verwaschenen Hallstattformen zu sprechen, kommt den Tatsachen nicht nahe genug, da es sich wohl um verwaschene Formen handelt, aber das Vorhandensein einer Mischkultur dadurch nicht zum Ausdruck gebracht wird.

Kommen doch auch gleichzeitig reine Hallstattformen vor, denen gegenüber eine verwaschene Hallstattkultur nicht aufrecht zu erhalten ist. Es wäre merkwürdig, wenn in einem einheitlichen unbeeinflußten Kulturkreise neben rein diesem Kreise in einer bestimmten Zeitperiode angehörenden Formen sich auch gleichzeitig in größerem Umfange sogenannte verwaschene Formen vorfinden würden. Demzufolge gehört also diese Mischkultur einer selbständigen Bevölkerungsgruppe, einem Gemisch aus Hallstattleuten und Germanen oder vielmehr germanisierten Hallstattvölkern an. Der größte Teil der Funde der dritten Hallstattstufe Rademachers [1]) dürfte dieser Bevölkerung zugerechnet werden müssen.

Das Gräberfeld Diersfordt, Kr. Rees [2]) lieferte: a) Gefäße der ausgehenden Kerbschnittkeramik, etwa Ende Per. IV; b) ein Gefäß der Urnenfelderkultur!; c) doppelkonische Gefäße der Per. V; d) Gefäße H_2—H_4; e) Harpstedter und Nienburger Gefäßtypen; f) Keramik der Mischkultur; g) Brandgrubengräber der Latènezeit. Die Hügel mit Einzelbegräbnissen — Nachbestattungen sind ziemlich selten — messen von 20—6 m im Durchmesser und 1,20—0,20 m in der Höhe. Das Gräberfeld lieferte eine Reihe für die Datierung der Harpstedter und Nienburger Typen wichtige Grabfunde, auf die ich im folgenden näher eingehen muß.

1. Bauchige, geglättete Hallstatturne H_2; auf dem gänzlich zerstörten Deckel stand als Beigefäß ein kleiner Rauhtopf mit Wellenrand vom Typus c.

2. Große Hallstatturne mit Schrägrand H_2, Unterteil gerauht, als Deckel darauf konische Deckschüssel, die den in den Nachrichten über deutsche Altertumsfunde [3]) Abb. 1 und 2 abgebildeteten Deckeln geradezu identisch ist.

3. Harpstedter Urne, Typus b—c, mit Deckel wie 2. und kleinem rötlichen, konischen Beigefäß mit eingezogenem Rande und einer Delle im Boden.

4. Nienburger Urne mit demselben Beigefäß wie 3.

Diese vier nebeneinander gestellten Grabfunde liefern uns nachstehende Gleichung: Auf dem Gräberfeld Diersfordt verhält sich das Alter des Harp-

[1]) C. Rademacher, Chronologie der Niederrheinischen Hallstattzeit in dem Gebiet zwischen Sieg- und Wuppermündung. Mannus IV. 1912. S. 187ff. Taf. XX, 11.

[2]) Funde Mus. Hamborn und Köln.

[3]) Weigel, Die Hügelgräber von Nienburg a. Weser, Prov. Hannover. Nachrichten über deutsche Altertumsfunde. 1892. S. 69ff.

stedter Stils zu H_2 wie der Nienburger Stil zu H_2. Da Harpstedter und Nienburger Stil ebenfalls nach den oben von demselben Feld vorgeführten Funden gleichzeitig sind, ergibt sich daraus die Gleichzeitigkeit aller drei Kulturgruppen.

Das ist von bedeutender Wichtigkeit. Haben wir doch den sicheren Beweis schon für den Beginn der Kulturmischung der germanischen Harpstedter und Nienburger mit der Hallstattkultur in der zweiten Hallstattstufe. Demnach ist meine Festsetzung für den Ausgang der reinen Bronzezeit um 900 sicher nicht zu früh gegriffen. Wir haben somit in dem Gräberfeld Diesfordt einen mustergültigen Fundplatz für den Vormarsch der Germanen ins Hallstattgebiet im neunten Jahrhundert. Die germanischen Funde auf diesem Felde verhalten sich zu den nichtgermanischen Funden, abgesehen von den spärlichen Funden der Mischkultur, wie 8:1. An diesen Zahlen erkennen wir schon die Kraft, mit der dieser Germanenvorstoß erfolgt ist, also von Kultureinfluß kann nicht die mindeste Rede sein.

Wie dieses Grabfeld, werden sich wohl alle Felder nördlich der Lippe verhalten. Südlich der Lippe und im besonderen südlich der Ruhr verschieben sich um die gleiche Zeit die Verhältnisse mehr zugunsten der Hallstatt- oder auch der Mischkultur. Um 750 vor Chr. aber werden die Fundverhältnisse in diesem Gebiet (etwa Wedau) sich prozentual gleich den Verhältnissen um 900 vor Chr. nördlich der Lippe verhalten haben.

Über das Gräberfeld Wedau bei Duisburg liegt bis jetzt nur eine entsprechend der Bedeutung dieses Feldes recht dürftige Erwähnung Schumachers in seiner Siedlungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande Seite 106 vor: „Eine besonders dichte Besiedlung ist in dem Dreieck zwischen Ruhrmündung und Rhein, der sog. Wedau bei Duisburg, zu beobachten. Zu Dutzenden, ja Hunderten erhoben sich die Grabhügelchen längs der Dünenrücken des Hochufers, bald in Gruppen, bald in langen Reihen, inmitten der Heide, jetzt durch Industrieanlagen und Bauten meist beseitigt. Die zahlreichen, namentlich von A. Bonnet geöffneten Brandgräber haben leider fast nur Keramik ergeben, die auf den ersten Blick sehr monoton erscheint, bei näherem Zusehen sich aber doch gliedern läßt. Sie rührt teils von derselben Hallstattbevölkerung her wie sie in der Kölner Umgebung auftritt, teils von eingewanderten Germanen der Harpstedter Kultur (seit dem 5. Jahrhundert) und deren Weiterentwicklung, die bis in die römische Kaiserzeit dauert."

Leider ist Bonnet nicht mehr dazu gekommen, sein Material selbst zu veröffentlichen, auch hat bisher sich noch kein Prähistoriker an die Untersuchung des zahlreichen Materials herangewagt. Die Schumacherschen Auswertungen sind nach den vorangehenden Ausführungen ja schon ohne weiteres hinfällig. Mir ist von dem in alle Windrichtungen zerstreuten Material bekannt: die Bonnetsche Sammlung im Heimatmuseum Duisburg, worüber auch von Bonnet ein paar Tafeln Abbildungen vorliegen, die leider stark schematisiert sind und betreffs genauerer Datierungen keinerlei sichere Aufschlüsse gewähren. Sodann die umfangreiche Sammlung des Essener Museums, ferner die Funde in den Museen Berlin und Bonn und zuletzt einige wenige Funde aus der Privatsammlung Schmitz in Duisburg. Die Sammlung des Duisburger Gymnasiums war mir bisher nicht zugänglich. Jede der einzelnen Sammlungen ergibt getrennt fast dasselbe Bild, so daß durch die letztere Sammlung im wesentlichen keine neuen Momente hinzutreten dürften.

Das Bild, das wir aus den vorliegenden Funden uns rekonstruieren können, wollen wir in einigen wenigen, kurzen Zügen zu entwerfen suchen. Ich kann mich natürlich nicht auf große Erörterungen einlassen, — das bleibt

einer größeren Sonderveröffentlichung vorbehalten —, sondern will nur in ein paar Strichen ein Siedlungsbild entwerfen:

Wie schon oben erwähnt, ist in der Wedau der Hallstatteinfluß noch bedeutend stärker. Hallstatt 2-Typen sind reichlich vorhanden, während H_1 fehlt. Sodann sind reichlich vertreten Typen der Mischkultur und ferner Nienburger Typen in starker Anzahl. Der von Schumacher erwähnte Harpstedter Stil ist äußerst selten auf dem Felde vertreten; es hat dieser seine Stoßkraft mehr auf das linke Rheinufer verwandt, wo er zahlenmäßig stärker vertreten ist, während hingegen der Nienburger Stil den Vormarsch auf dem rechten Rheinufer antrat. Die Verhältnisse der einzelnen Kulturtypen sind etwa: Harpstedter Stil zu den Gesamtfunden wie 1:40; Nienburger Stil zu den Gesamtfunden wie 1:4; dabei teilt sich der Rest in der Mischkultur und reinen Hallstattkultur. Von einer unsicheren Datierung kann hier keine Rede sein. Das Feld hat von H_2—H_4 bestanden. In H_2 schon sind die ersten Harpstedter und Nienburger Germanen, unter Umständen durch das Ruhrtal oder aber von der Lippe her in die Hallstattmasse eingedrungen und haben die Mischkultur hervorgerufen. Zeitlich wird also die Mischkultur spätestens zu Beginn H_3 ihren Anfang nehmen und bis H_4 fortdauern. Leider sind die Zeichnungen Bonnets zu schematisch, als daß ich schon jetzt genaue Angaben über die beginnende Kulturmischung zu Ende der zweiten Hallstattstufe auf dem Gräberfeld Wedau machen könnte. Darüber später einmal.

Bliebe unseren Betrachtungen zur Vervollständigung noch eine kurze Würdigung des Gräberfeldes de Hamert bei Venlo [1]) übrig. Die von Holwerda ausgeführten Grabungen sind mustergültig, jedoch muß man seine archäologischen Schlüsse entschieden ablehnen [2]). Eine kurze Besprechung dieses Fundplatzes gibt Schumacher [3]) natürlich gemäß seinen schon bei Behandlung der Wedauer Funde geäußerten Ansichten: „Die Nekropole bei Venlo, zwar schon auf holländischem Boden, aber dicht an der deutschen Grenze gelegen, auf einem nach der Maas abschüssigen Heideplateau, umfaßt in einem Gelände von etwa 400 × 100 m über 100 Grabhügel von 1—22 m Durchmesser und höchstens 1 m Höhe, die alle aus Heideplaggen aufgebaut und mit Ringgräben umgeben sind [4]). — Abgesehen von einem neolithischen Schnurzonenbecher enthalten die tumuli nur Urnengräber der ausgehenden Hallstattzeit, die sich auch noch in der Latèneperiode fortgesetzt haben. Unter den Gefäßformen unterscheidet man die süddeutsche kugelige, feingeglättete Urne mit Schrägrand (H_3—H_2) und den rohen germanischen Eimer mit gewelltem Rande (H_4), welche beide Formen am Niederrhein in nur wenig abgeänderter Gestalt (in Venlo allerdings kaum vertreten!) sich bis in die römische Kaiserzeit halten. Da Venlo etwa auf der Höhe der Wedau liegt, ist ein so frühes Vordringen von Hallstattleuten (und Germanen) nach der Maas nicht auffallend. Man möchte die Vermutung äußern, daß die Bevölkerung von Venlo ursprünglich nördlich der Wuppermündung bis zur Wedau und weiter wohnte, da die Funde südlich der Wupper noch ausgesprocheneren süddeutschen Hallstattcharakter tragen. Die älteren Gefäße der Wedau zeigen tatsächlich viele Ähnlichkeit mit dem älteren Typus von Venlo."

---

[1]) Holwerda, Das Gräberfeld von ‚de Hamert' bei Venlo. Venlo 1916.

[2]) C. Rademacher, Zur Chronologie der niederrheinischen Hallstattgräber. Mannus X. 1919. S. 97ff.

[3]) C. Schumacher, Siedlungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande. I. S. 107f.

[4]) Siehe auch Prähistorische Zeitschrift XV. 1924. S. 137f. 15. Tagung des nordwestdeutschen Verbandes für Altertumsforschung 3.

Soweit der Schumachersche Bericht. Eine Kritik wäre ja auch hier eigentlich nicht mehr nötig. Die Fundverhältnisse sind dieselben wie in der Wedau, nur daß wir hier ein stärkeres Hervortreten des Harpstedter Stils zu verzeichnen haben. Für eine Fortsetzung der Gräber bis in die Latènezeit liegen keinerlei Beweise vor, da der typische rheinische wohl größtenteils der Frühlatènezeit angehörige Rauhtopf mit Wellenrand (Taf. 2, Abb. 11 und 12) auf diesem Felde fehlt und die dort auftretenden Harpstedter Gefäße vom Typus c—d wohl nicht in die frühe Latènezeit hineingereicht haben.

Prof. Schumacher, der diese Typen bis in die Kaiserzeit hinein datiert, hat bisher keine Abbildungen der vermeintlichen kaiserzeitlichen Harpstedter und Hallstattgefäße (auch in Venlo läßt er diese Typen bis in die römische Kaiserzeit hineinleben) zur Diskussion gestellt. Mir sind derartige Typen vom nördlichen Niederrhein nicht bekannt, da sich dort der Formenschatz sowohl in der Latène-, als auch in der Kaiserzeit völlig ändert. Die gleichen Behauptungen Holwerdas hat Rademacher ja schon einer gründlichen Kritik unterzogen [1]). Von einem zeitlich frühen Vordringen von Hallstattleuten nach Venlo hin können wir nicht sprechen; sind doch ältere und reinere Hallstatteinflüsse entschieden weiter nördlich vorgedrungen. In H_2 aber schon haben die Harpstedter Germanen ‚de Hamert' bei Venlo erreicht, wo sie im Verein mit der Wedau bei Duisburg um 750 vor Chr. ihre Südgrenze inne gehabt haben.

VI. Schlußbetrachtungen.

Fassen wir zum Schluß die in vorliegender Arbeit gewonnenen Ergebnisse in ein paar Worten zusammen und versuchen in kurzen Zügen ein Bild der vorgeschichtlichen Kulturfolge der Hügelgräberkultur des nördlichen Niederrheins — das keinerlei Übertragung auf südlichere Verhältnisse zuläßt — zu entwerfen. Zu Ende der Steinzeit finden wir in unserer Heimat die thüringischen Schnurkeramiker und die Glocken- und Zonenbecherleute vor, die in ihren wesentlichen Bestandteilen bis in die Kupferzeit hineingereicht haben dürften. Danach klafft bis jetzt noch eine deutliche Lücke bis zu Ende der Per. II der Bronzezeit. Um diese Zeit dringen die süddeutschen Hügelgräberleute zum Niederrhein vor und lassen die Sonderentwicklung des niederrheinischen Kerbschnitts zur Blüte kommen. Dieser reicht bis weit in die Per. IV — die Urnenfelderkultur — hinein. Die Urnenfelderkultur schob sich in breitem Streifen etwa von der Ruhr durch Brabant bis zur Schelde hin vor. Gegen Ende des zweiten Jahrtausends vor Chr., als sich von Süddeutschland aus die beginnende Hallstattkultur nach Norden hin in Bewegung setzte, hat sich auch im norddeutsch-germanischen Gebiet eine gewaltige Ausbreitung vollzogen. Um 1000 vor Chr. haben die Westgermanen den Teutoburger Wald überschritten und dringen durch das Lippetal zum Rhein hin vor. Um 900 vor Chr. haben sie das gesamte Lippetal bis zum Rhein hin (Diersfordt) in Besitz. Immer weitere Nachschübe der Germanen (Harpstedter und Nienburger) drücken in friedlicher Durchdringung die Hallstattbevölkerung, die sich ihrerseits bis zur Lippe ausgebreitet hatte, zurück, und verlegen um 750 vor Chr. ihre Südgrenze bis nach Duisburg (Wedau). Die Mischkultur H_3 zeigt die beginnende Germanisierung der Hallstattkultur in der Kölner Gegend, die

[1]) E. Rademacher, Zur Chronologie der niederrheinischen Hallstattgräber. Mannus X. 1919. S. 97ff.

in H_4 in der Mehrener Kultur ihren Höhepunkt erreicht hat. So stark war der Gegenstoß der Harpstedter und Nienburger Germanen, daß es den Koberstadter bestattenden Völkerschaften H_3 nicht gelang, ihre Kultursitte unter dem Gegendruck bis in die Kölner Gegend vorzubringen. Wohl sind reine Koberstadter Typen vereinzelt bis nördlich der Lippe (Diersfordt) als Kultureinflüsse vorgedrungen.

Ich habe in vorliegenden Ausführungen den Nachweis erbringen können, daß auch rohe keramische Formen wie der Harpstedter und Nienburger Stil für eine sichere chronologische Datierung in Frage kommen, sofern wir uns nicht durch vereinzeltes archaistisches Auftreten solcher Stile irreleiten lassen. Es sind zweifellos noch eine Reihe von Lücken, vor allem an Materialveröffentlichungen, auszufüllen, dann wird es uns gelingen, die oben angedeuteten Probleme einer absoluten Klärung näher zu bringen.

Ein Begräbnisplatz früher Eisen- und Latène-Zeit im Kreise Schweinitz, Prov. Sachsen.

Von H. Rodrian, Lehrer.

(Mit 84 Textabbildungen.)

---

1. Genaue Lage:

Im Ostzipfel des Kreises Schweinitz in den Höllen-Bergen nördlich von Wüstermarke, wenig nördlich des Punktes 150,4 (Meßtischblatt 2322), am Südrande des sogenannten „Zöllmersdorfer Weges", 50 m westlich seines Schnittpunktes mit dem „Ukroer Fußsteig" liegt Dickstiels Fichtenplan (vgl. Karte auf nächster Seite).

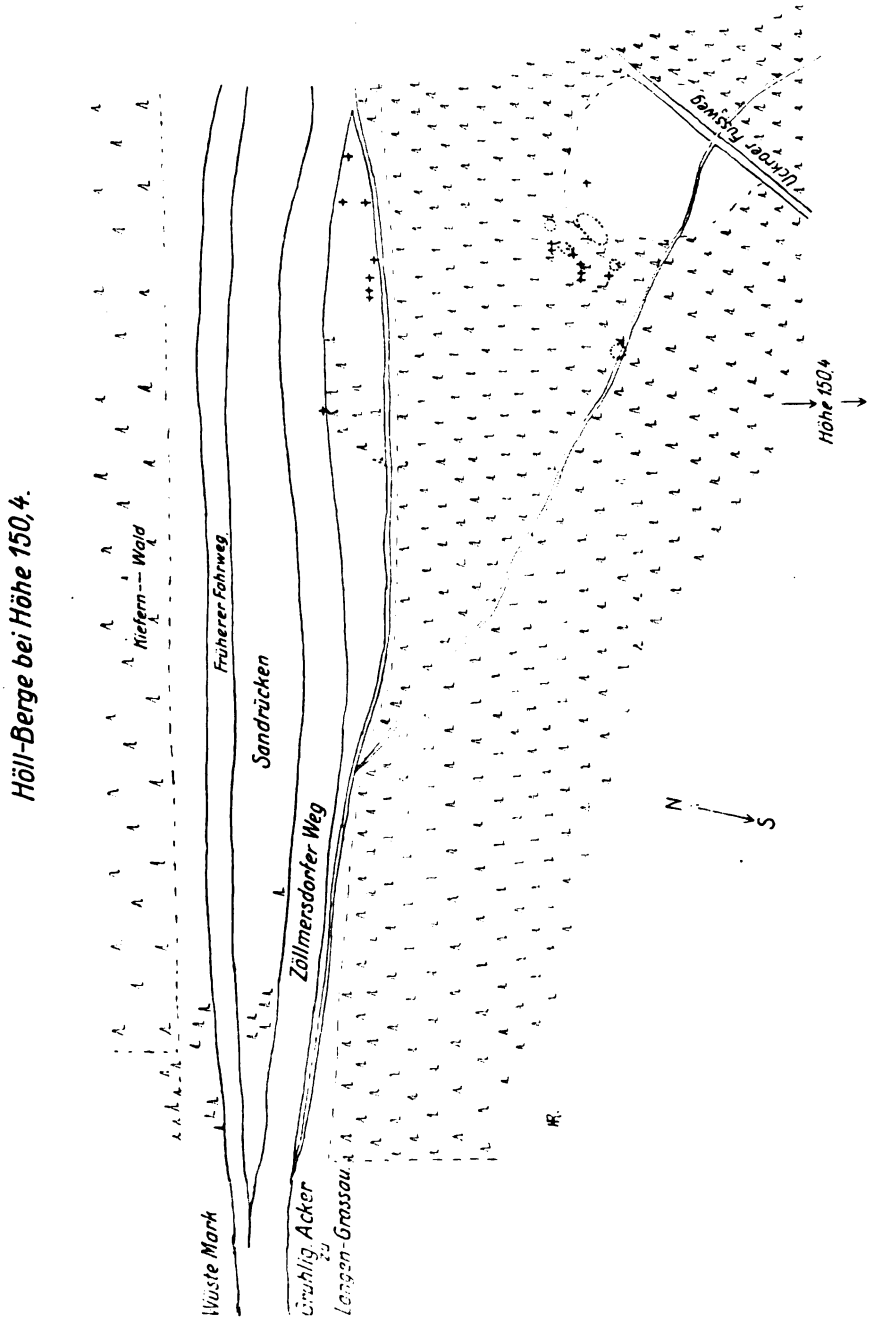
2. Beschaffenheit des Fundortes:

Der Endmoränenwall des Fläming, der von dieser Gegend ab eine nach Süden streichende Kette von Blockmoränen aufweist, fällt nach Osten zu steil ab. Tiefe Einschnitte, die „Höllen" genannt, bilden eine der Hochfläche des Fläming fehlende Abwechselung. Nur wenig tiefer dehnt sich nach Westen die Hochebene der „Wüsten Mark Gruhlig" aus.

3. Beschaffenheit des Bodens:

Die landschaftlich großartig wirkende Blockmoränenkuppe unmittelbar östlich von Großes Heidewirtschaft ist wegen ihres Steingehaltes wohl kaum mehr für die Vorgeschichte ergiebig. Dort sind vor mehr als 20 Jahren Steine gegraben worden zum Hausgrundbau. Im Steinbruchbetrieb sind auch die Urnen in die Brüche gegangen. Nur wenige Scherben von der Art des Gefäßes Nr. Vc 1 fand ich an der Oberfläche. Der Luckauer Dr. Behla soll früher hier gegraben, aber wohl nur mäßige Ausbeute gehabt haben.

Höhe 150,4 dagegen enthielt den Begräbnisplatz, der nachfolgend beschrieben ist, allerdings in einer Senke zwischen Höhe 150,4, welch letztere selbst auch große Gruben aufweist, in denen man Steine brach, und der nördlich anschließenden Kuppe. Dieser Sattel ist schon ein alter Verbindungsweg durch die Heide, sandig, mit mehr oder weniger häufig eingestreuten Steinen von wechselnder Größe, wie dies besonders aus Skizze Nr. XIV zu ersehen ist. In durchschnittlich 0,50 m Tiefe beginnt meistens die hellere Sandschicht, während die humose Waldschicht meist nur 5 cm, kaum über 10 cm tief ist.



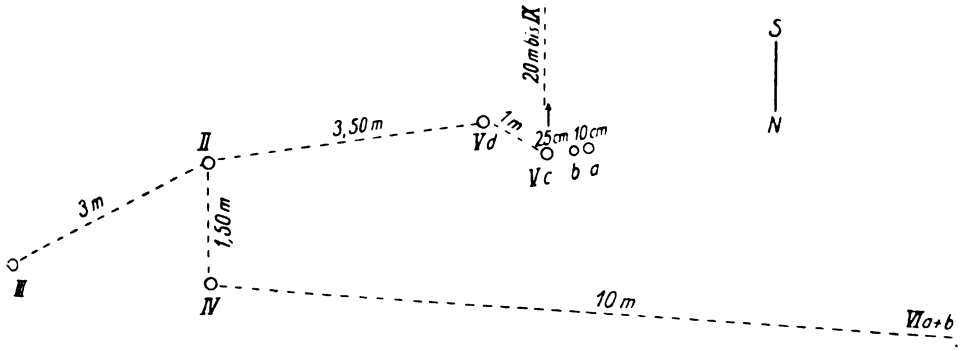
4. Zustand des Fundplatzes vor der letzten Aufdeckung.

Der nördliche Teil liegt hart an den Wagenspuren des tief eingeschnittenen Weges. Scherben fanden sich selbst auf dem Weg. Die Urnen lagen schon

an der Böschung. Der südliche Teil ist 30—40jähriger Kiefernbestand. Als hier seinerzeit die Stämme gerodet wurden, sind wohl die meisten Gefäße zertrümmert worden, soweit sie es noch nicht waren, vor allem aber zerstreut worden, so daß ganze Scherbennester zu finden waren, ebenso aber sehr zerstreute Oberflächenfunde. Eine Schichtung ist nie zu bemerken gewesen. Nur einmal (Nr. XIII) fanden sich grauschwarze bis tiefschwarze Aschenreste bzw. Holzkohlenreste in größerer Menge in einem Scherbennest. Doch ist anzunehmen, daß die Reste von einem Feuer jener Waldarbeiter herrührten. Infolge des Bestandes und der geringen Tiefe der Anlage sind alle Töpfe zerdrückt oder von Wurzeln übel zugerichtet. Ein planmäßiges Abdecken größerer Schichten war meist unmöglich wegen des Bestandes, die Bergung wohl aber dringend ratsam, da die Wurzeln die Reste der Anlage weiterhin zerstört haben würden und beim Abhauen der Bäume in etwa frühestens 40 Jahren das nicht mehr zu retten gewesen wäre, was jetzt allmählich geborgen wurde. War die Ausgrabung oft schon recht mühselig, da die Bäume unbedingt geschont werden mußten, so war es die Zusammensetzung oft noch viel mehr.

5. Die Grabungsergebnisse im einzelnen der zeitlichen Folge nach:

I. Durch Zufall fand ein vom Felde heimkehrender Landwirt dieses prächtige Stück. Seine Wünschelrute war — seine Mistgabel, die er beim Gehen durch die Heide achtlos ab und zu wie einen Spazierstock mal aufsetzte. Der Rand lag nur 10 cm tief. Die mit Leichenbrand gefüllte Urne enthielt keine Beigaben nach Aussage des Finders und des Besitzers, stand auch ohne Beigefäße in der Erde. Die zwei Halswülste scheinen mir auf südlichen, hallstättischen Einfluß zu deuten. Der eine wulstige Henkel erscheint wohl zur Zierde. Die Bauchwandung ist mit einem wahrscheinlich dreizinkigen biegsamen Gerät durch wirres Betratzen leicht verziert, wenn auch manchmal ein vierter Strich erscheint oder die Entfernung unter den Strichen sich verändert. Das kann ja durch festeres Zufassen oder Drehen oder Aussetzen eines Zinkens oder Nachziehen verursacht sein. — Höhe etwa 28 cm. Größte Schulterweite 21 cm Dm., Mündung etwa 10 cm Dm. Das Material ist außen wie feinkörniges Sandpapier, oben etwas glatter, von rötlichbrauner Farbe, innen dunkler. Handarbeit.

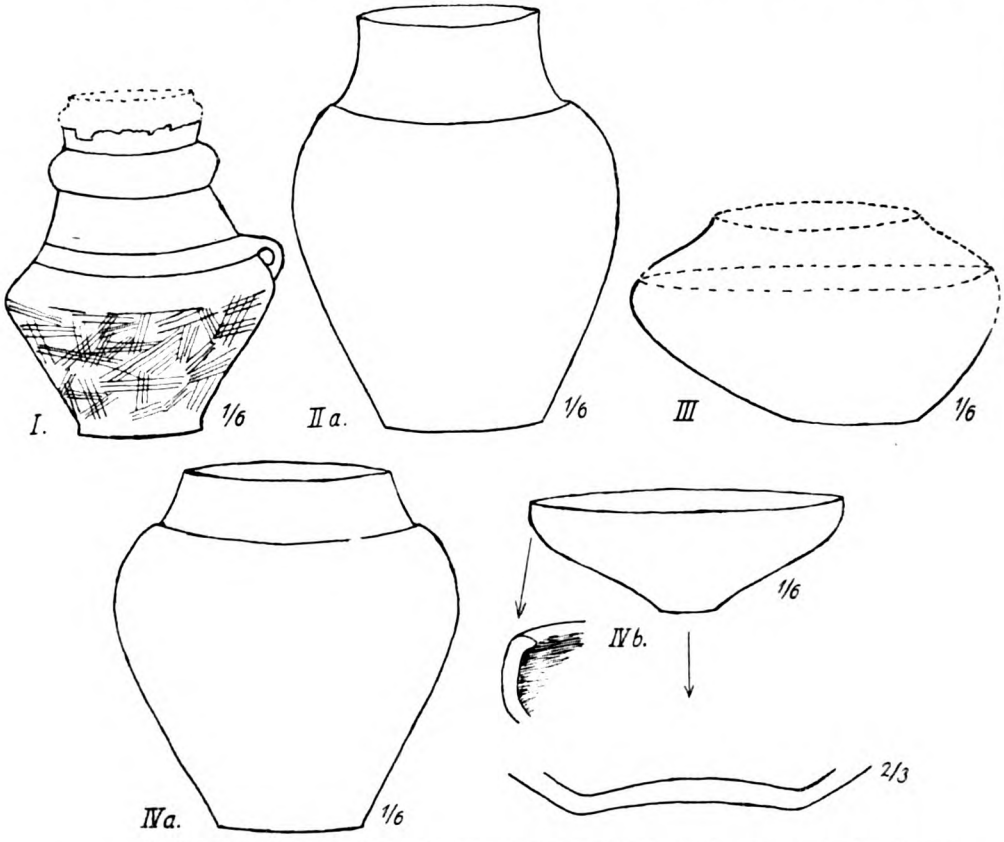


II. a) Auch die Funde II—IV ließen noch etwas Ungewißheit.

Die Urne lag auf etwa 1 qm zerstreut in der Tiefe von 10—60 cm. Wenn auch viel fehlt, so läßt sich aus den vorhandenen 55 Teilen ein brauchbares Bild gewinnen: Boden 13,5 cm Dm. In 17 cm Höhe über dem Boden der größte Umfang mit 26 m Dm. Der Hals von 7,5 cm Höhe mag in Höhe von 24 cm begonnen haben, so daß die Urne etwa 32 cm hoch gewesen sein wird. Die Mündung wird 19 cm Dm. gehabt haben. Die Wandung ist am Boden 8 mm stark, in der Mitte etwa 6 mm, am Halsansatz stellenweise 9 mm, der Hals oben 6—7 mm. Der Boden ist in der Mitte bis 14 mm stark, am Rande 8 mm. Das

Material iſt mausgrau, vermengt mit ſtecknadelkopfgroßen und noch größeren Quarzkörnchen. An der Innenſeite ſchimmert vereinzelt das ſogenannte „Katzengold" (Glimmerblättchen). Der Farbton iſt meiſt gelbbraun, jedoch mit vielen Flecken bis ins Graue einerſeits und ins Ziegelrote andrerſeits. Außen iſt die Urne vielfach ſchwarz geſprenkelt. Innen ſchwärzlich und hellgrau, oben gelblichbraun. Innen und außen unvollkommen geglättet. Die Scherben hatten beſtimmt nicht mehr ihre urſprüngliche Lage, denn ſtatt der üblichen Knochenreſte fanden ſich nur wenige Überbleibſel ebenſo zerſtreut wie die Scherben.

Zehn Scherben, ſehr ſchön geglättet, gehören nicht zu dieſer Urne. Es könnten Reſte einer großen Deckſchale ſein. Der erheblichen Dicke wie der Art der Wölbung wegen aber nehme ich an, daß entweder noch ein zweiter Topf wie Nr. II dageſtanden hat, oder ſchon ein zertrümmertes Gefäß dieſer Form bei der Beſtattung als Deckel verwendet wurde.



II. b) Vier Randſcherben und 13 ſehr kleine Stücke müſſen einem ſtarkwandigen Gefäß wie Nr. XIf entſtammen von etwas kleinerem Ausmaß als dieſes es hat. Sechs Rand- und zwei Wandſtückchen deuten auf ein dünnwandiges Gefäß wie Nr. IVb hin.

III. Hart an der Fahrrinne deuteten Scherben einen weiteren Fund an. Die Stelle liegt 3 m nordöſtlich von Fundort II. Unmittelbar unter der Heidekrautdecke lagen an der Böſchung bis in 40 bzw. 50 cm Tiefe größere und kleinere Scherben. Sie waren ſehr bröckelig und mürbe, von einem zwar großen, aber verhältnismäßig dünnwandigen Gefäß. Viele Teile waren vom Sand nur durch ihre dunklere Farbe zu unterſcheiden, ſo waren ſie zergangen. Zudem lagen in den Scherben noch viele bis fauſtgroße Steine. Unzweifelhaft ſchwarze Brandſtellen waren mehrfach zu beobachten, doch waren immerhin verhältnismäßig wenig Knochenreſte zu finden. An der Innenſeite ſind die Scherben ſchwärzlich,

[1]) Alle Profile von Gefäßwänden und alle Scherben $^2/_3$ nat. Größe.

außen rötlichbraun, nach unten zu gelblicher und schmutziggrau. Sie sind durchweg fleckig und die oberen schwarz gesprenkelt. 39 Scherben ergaben fast den halben Boden und noch drei Urnenteile. Zahlreiche kleinste Teile blieben sich hartnäckig fremd. Der Boden mißt 12 cm Dm. Die Wandung ladet auf einer Seite 12 cm aus, auf der anderen nur 7 cm. Die Schulterrundung ist 9,5 cm bzw. 8 cm über dem Boden. Die Schulter geht 3,5 cm nach innen und scheint dann nach oben in den Rand übergegangen zu sein. Da aber die drei erhaltenen Hauptteile nicht paßrecht sind, zudem nebeneinandergesetzt nicht entfernt eine annehmbare Gefäßrundung ergeben, ist es wahrscheinlicher, daß das größere Schulterumfangsstück auf den Hauptteil so darauf gehört, daß die Form der Urne an Nr. Va 1 erinnert. Dann würden 16 cm Gefäßhöhe mindestens und etwa 16—17 cm Mündungsweite herauskommen. Eine genau so auffallend ungleich ausladende Schale befindet sich im Provinz-Museum Halle, Nr. K. A. II aus Rössen bei Herzberg a. Elster.

IV. a) Eine genauere Deutung ließ endlich der nächste Fund zu. Die ersten Scherben erschienen 1,5 m von Urne II entfernt in 30 cm Tiefe. Die Stücke wurden nach und nach immer kleiner und der zerbröckelte und quergespaltene Boden lag in 60 cm Tiefe. Aus

47 Scherben gelang die Wiederherstellung, die folgende Maße ergab: Boden 12 cm Dm., Höhe 28 cm, größter Bauchdm. 27 cm in 17 cm über dem Boden, am Halsansatz 22 cm Dm. in 23 cm Höhe über dem Erdboden, Halshöhe 5 cm, Mündungsweite 18 cm. Der starkwandige Topf von schöner, rotbrauner Farbe ähnelt der Urne II. Nur ist bei Urne II der Halsrand auffallend ausladend gegenüber IVa. Auch in dieser Urne fanden sich nur wenig Knochenstückchen und weißliche erdigbröckelige Leichenbrandreste.

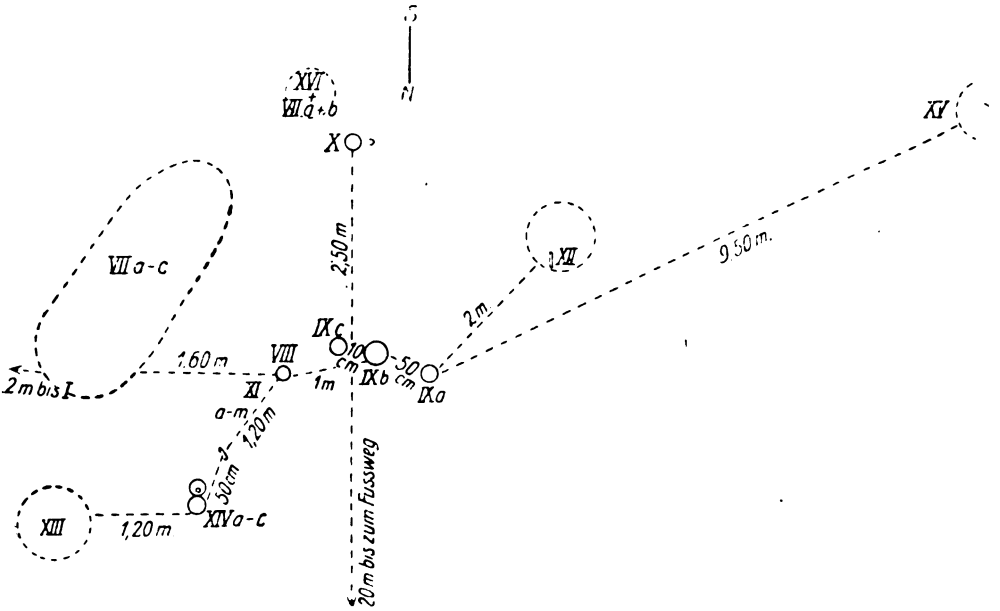
IV. b) In den Scherben von IVa vermengt fanden sich die Scherben der hineingedrückten Deckschale von 5 mm Wandstärke und gelbbrauner Farbe. Bemerkenswert sind wohl der leicht gehöhlte Boden und die eingezogene Bauchwandung. Aus 13 bzw. 7 Teilen konnten zwei wesentliche Stücke gebildet werden, während 8 Scherben nicht paßrecht blieben. Boden 5 cm Dm. Größter Dm. am Rand 25 cm in 8—9 cm über der Erde.

V. a—d). Unter dem auf dem Bild sichtbaren Stein erschienen zunächst zwei Gefäße und später daneben noch zwei, von denen das vierte links in der Ecke noch nicht bloßgelegt war. Die Entfernungen untereinander betrugen a von b 10 cm, b von c 25 cm, c von d 100 cm. Sie standen in der Richtung von WSW nach ONO in gerader Linie 60 cm tief, a und b etwas höher. Ein Kaninchenbau ging vor dem Stein zwischen a und b durch, vorn um b herum und zwischen b und c hindurch nach Süden zu (siehe Abb.).

Va 1. Gelbbraun und grau. Gröbere Arbeit. Wandstärke 7 mm, am Bodenansatz 1 cm. Boden 8 cm Dm., völlig von Wurzeln zerbröckelt. Höhe 14,5 cm, Mündung 20 cm Dm., größte Weite 22,5 cm in 7—8 cm über dem Erdboden. Den Inhalt bildeten kleinere Knochenteile, die aber die Urne bei weitem nicht ausgefüllt haben.

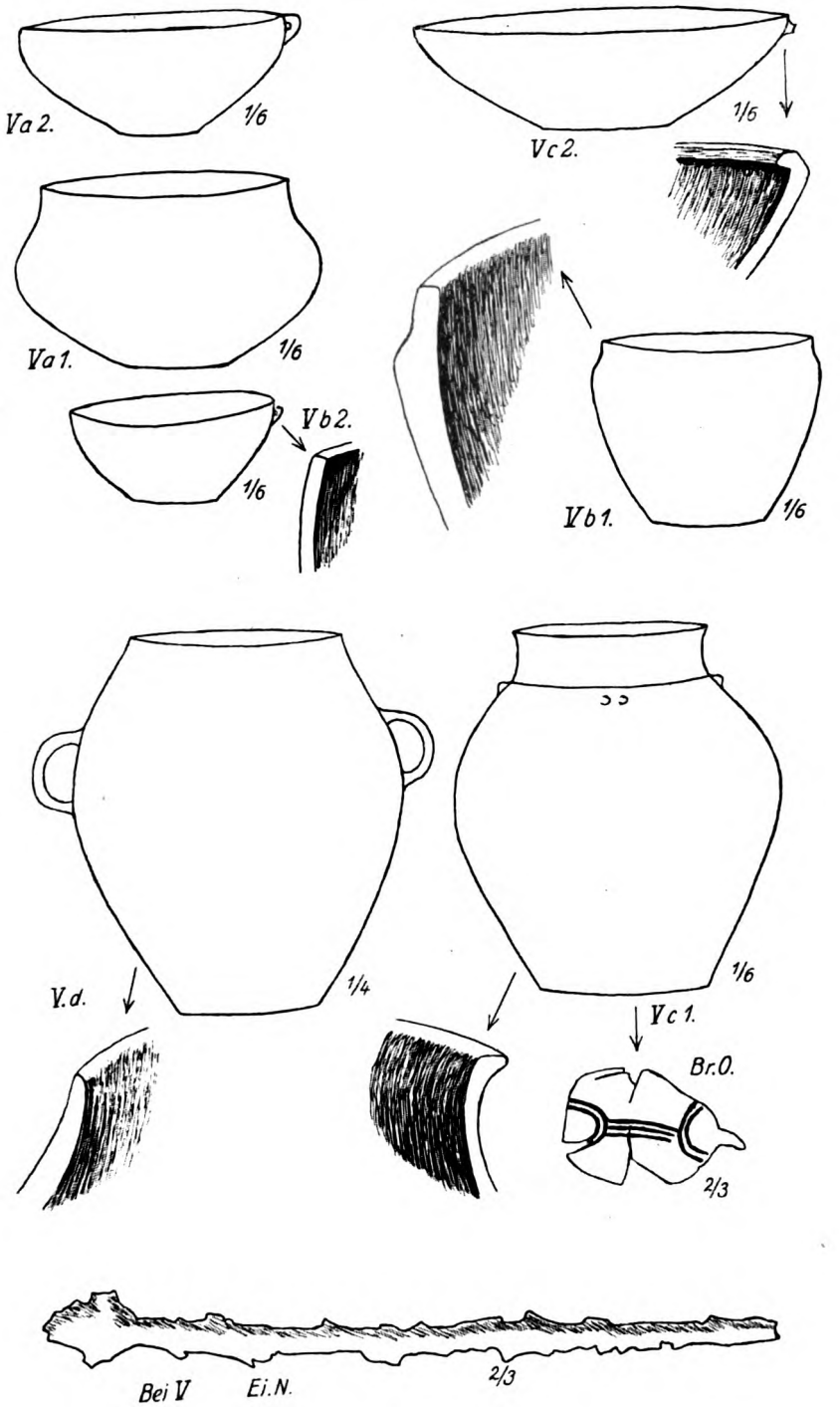
Va 2. Die dazugehörige starkwandige Deckschale ist ein schwärzlicher Napf mit breitem Henkel, dessen Durchbohrung nur streichholzdick ist, also nur zur Aufnahme der Schnur diente. Das Gefäß ist völlig in seine Urne hineingedrückt gewesen, daher meist zerbröckelt. Etwas über die Hälfte ist aber aus 26 Stücken zusammengesetzt worden. Boden 6,5 cm Dm., Höhe 8,5 cm, Mündung 21 cm, Wandstärke 7 mm.

Vb 1. Diese Urne mit nur ganz spärlichen Knochenresten ist fester in Material und Brand, allerdings auch mit 9 mm starker Wandung, weshalb sie wohl in nur 24 Scherben zerdrückt war. Höhe 14 cm, Boden 8,8 cm Dm., Mündung 17 cm Dm. Rotgelb und schwärzlich, innen braungrau; nur wenig geglättet. Die nach oben stärker werdende Wand ist am Rand fingerbreit von außen her dünner gestrichen.



Vb 2. Auch diese zugehörige Deckschale war arg zerdrückt und lag im Gefäß. Nur zehn Teile konnten zu zwei Drittel des Gefäßes zusammengesetzt werden. Es ist innen wie außen braungelb und schwärzlich, wenig glatt. Die Wandstärke ist 5—6 mm, der Boden 6 cm im Dm., die Mündung 15,6—16,2 cm weit, die Höhe 6,8—8,2 cm. Der Napf ist also recht schief. Der kleine Schnurhenkel war abgebrochen. Er begann 8 mm unter dem Rande, war oben nur 0,6 cm, unten 1,5 cm breit. Der Rand ist kantig plattgestrichen.

Vc 1. Diese Haupturne enthielt zu drei Viertel Knochenreste und zu ein Viertel Sand und Scherben der Deckschale. Die Randstücke der weitübergreifenden Schale müssen die nicht so starkwandige Urne gegen den Erddruck geschützt haben, denn der Boden und der ganze Unterteil waren völlig unverletzt. Es mag ebenso noch dem Umstande zu danken sein, daß der Inhalt den Druck der äußeren Erdmassen aufhob. Der obere Teil ist aus 37 Scherben wieder zusammengestellt. Die etwas schiefe Urne, 27—29,5 cm hoch, in 15 cm über dem Boden mit 26 cm Dm. am weitesten. Die ovale Mündung hat 16 bzw. 17 cm Dm. Der Boden mißt 14 cm Dm. Die Halshöhe beträgt 5 cm an der hohen, 3,8 cm an der niederen Seite. Die Halsbasis ist nur wenig erkennbar, der Hals stark eingezogen (wie bei Urne IIa.) Der Rand ist plattgestrichen und nach außen bis 8 mm verdickt. Die sonstige Wandstärke ist ungleichmäßig 4—8 mm stark. Im allgemeinen ist sie an der Halsbasis am geringsten. Unterhalb dieser sitzen auf der Schulter vier Paar kreuzweis gegenüberstehender buckelförmiger Warzen von 4 cm Breite je Paar bei 1,5 cm Zwischenraum untereinander


Va 2.
1/6
Vc 2.
1/6
Va 1.
1/6
Vb 2.
1/6
Vb 1.
1/6
V.d.
1/4
1/6
Vc 1.
Br.O.
2/3
Bei V
Ei.N.
2/3

und 8 mm Höhe. Der Hals ist etwas glatt, der Körper feinkörnig rauh. Die Farbe ist braungelb, rötlichgelb und schwarzbraun, innen dunkelgrau. — Die Knochen waren geschichtet, so daß die Schädelknochen oben lagen. Die wenigen Zähne zerfielen sofort. Etwa in der Mitte des Leichenbrandes unter den Schädelknochen lagen zwei Bronzeblechschmuckstücke, das eine völlig zerschmolzen. Die Rundung muß stärker gewesen sein. Das schließe ich aus der gespreizten Stelle links unten und den zwei Rissen und Ausbrüchen in der Mitte. Der dornartige Fortsatz rechts kann länger gewesen sein, so daß wir einen großen Segelohrring vor uns haben würden. Das Blech ist sehr fein und natürlich jetzt recht empfindlich. Etwa 20 cm entfernt nach Süden 20 cm tief frei in der Erde lag ein 14,2 cm langes Stück Eisen, oben 1,5 cm dick gebeult, sonst 4 mm stark. Die Erde war rundherum kräftig rostfarben, das Eisen sehr blasig und bröckelig. Ich erachte es als zugehörigen Rest einer Eisennadel, die vielleicht einen Bronzeknopf, wie er in X lag, trug. (M. Jahn, in Mannus, III. Erg.-Bd., Taf. V, Abb. 18 bringt ein kleineres Stück der Art und weist es einem späten Grab der letzten Periode der Bronzezeit zu.)

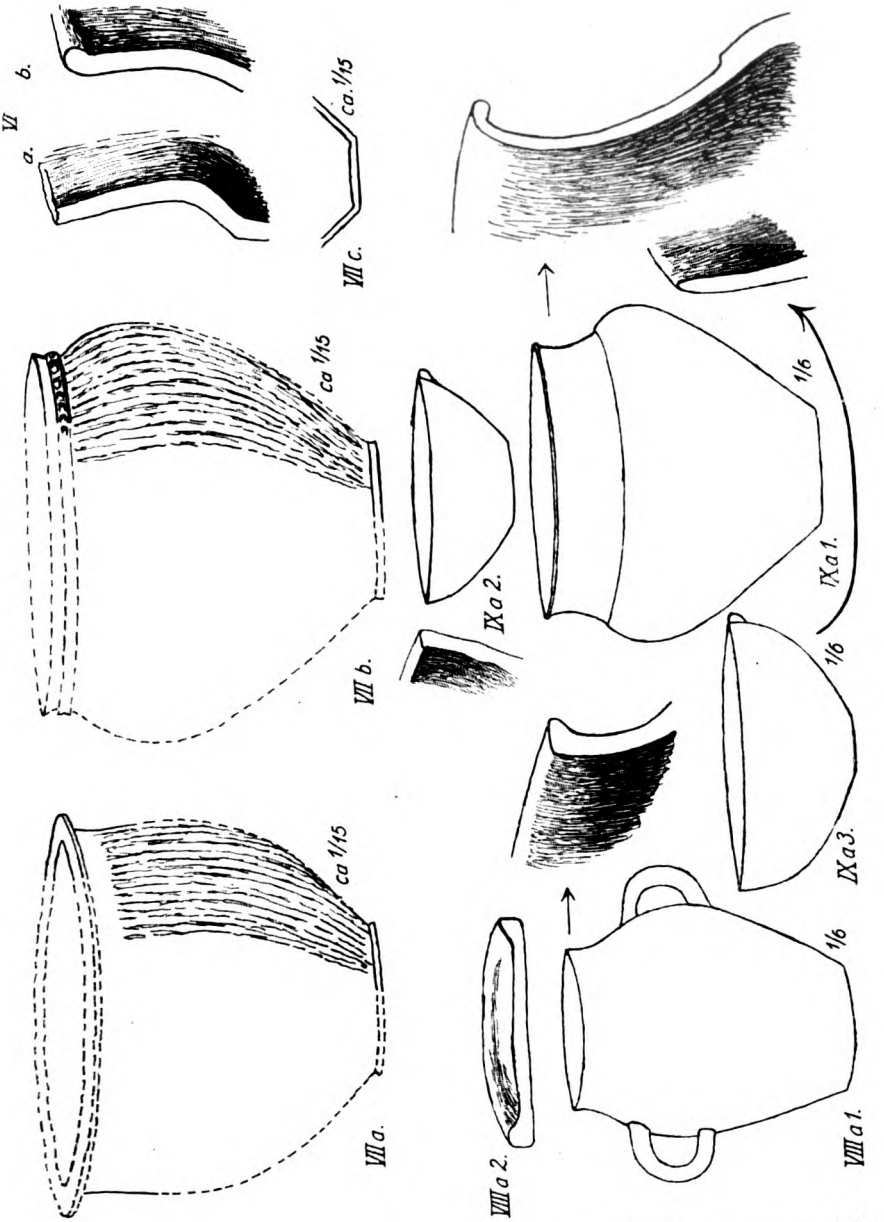
Vc 2. Die Deckschale ist arg zerdrückt. Bis auf etwa 5 cm ist der ganze Rand da in Stücken, der Boden und die anschließenden Teile fehlen. Höhe vermutlich 8 cm, Boden etwa 10—11 cm Dm., Mündung 30 cm Dm. Statt eines Henkels findet sich unter dem Rand eine buckelartige Warze mit durch Fingereindruck dellenartig geformter Oberfläche. Die Masse ist wie der Hals der Urne Vc 1 gelbgraubraun innen wie außen und auch geglättet. Wandstärke 5 mm. Der Rand ist nach innen gedrückt, überhängend.

Vd. Hart am Rande des schmalen Fußpfades lag völlig zerdrückt eine große Urne, gefüllt mit großen und kleinen Knochen; vorwiegend Gelenkknochen waren weniger zerschlagen. Aus 76 Scherben gelang die Wiederherstellung. Die Ausmaße sind: Höhe 29 cm, größte Weite 25,5 cm an den unteren Henkelansätzen, Mündung 15,5—17,5 cm oval, Boden 11,6 cm, nicht genau unter der Mitte der Mündung. Die Urne ist tonnenförmig ohne Halslinie mit beiderseits abgerundetem, schmaler werdendem Rand und zwei Henkeln. Der eine Henkel ist von 15,5 cm über dem Boden an 6,5 cm hoch, der andere von 17 cm über dem Boden an 6,5 cm hoch. Ersterer ist 3,2 cm, letzterer 2,8 cm breit an den Ansätzen. Beide sind 9 mm dick und je 3 cm vom Körper ab. Wandstärke 7—9 mm. Vorwiegend rötlichbraun, fleckig, schlecht geglättet. Deckschale und Beigaben fehlten hier ganz. Diese Urne stellt eine von Va—c gesonderte Bestattung dar nach meinem Dafürhalten.

VIa u. b. Erst 10 m westlich der Urne Va am Rande wildgewachsener, etwa zehnjähriger Kiefern fanden sich wieder Scherben. Die Stelle war so dicht an der Wagenradspur, daß sicher durch den Verkehr schon lange dieses Grab zerstört war. Vorhanden waren noch ein fast ganzer Boden in zwei Teilen von 10 cm Dm. und Reste eines Bodens von 11—12 cm Dm. Weiter fanden sich unter nur ganz wenigen belanglosen Stückchen zwei Scherben mit deutlichem Halsansatz und zwei mit leicht nach innen umgeschlagenem Rand.

VII. a—c. Südlich der Fundstelle II—IV befindet sich eine etwa kreisförmige Blöße, die etwa 20 m von dem Waldrand nach Süden gerechnet, beginnt. Sie ist im nordwestlichen Teil mit großen Steinen in geringer Tiefe „reich gesegnet". Eine genauere Untersuchung, ob hier eine menschliche Anlage vorliegt, wird kaum ein Ergebnis zeitigen können, da wir es hier mit sicher schon „gehörig berührtem" Boden zu tun haben. Die oft plattenförmige Gestalt der Steine findet man auch sonst genügend auf solchen Blockmoränen. In diesem Gebiet hat zudem die Urne I gestanden! Immerhin erregte diese Stelle immer wieder meine Anteilnahme, und das wurde auch gerechtfertigt. Im Wurzelgeflecht des Heidekrautes schon, also teilweise ganz oberflächlich, und im ganzen nicht über 40 cm tief lagen „niedliche Scherbelchen" von 1,5 cm Dicke, die mindestens zwei Gefäßen angehören, vielleicht sogar drei. Wenigstens sind zwei verschiedene Böden und zwei verschiedene Halsteile in zahlreichen Stücken vorhanden. Aber was wollen bei solchen großen Bottichen etwa 50 Pfund Scherben besagen? Die Höhe läßt sich nur vermuten. Das eine Gefäß hat etwa 29—30 cm Bodendurchmesser und eine Mündungsweite von wenigstens 80 cm. Dieser Boden ist schon 3 cm vom Rande nach innen 2,3 cm stark. Der Rand ist rechtwinklig nach außen gebogen, an der Oberfläche 4 cm breit und eben. — Der zweite Boden hat nur 14 cm Dm., ist auch nur 1 cm, in der Mitte 2 cm, stark. Ob nun die anderen Wand- bzw. Randstücke zu diesem Boden gehören, bleibt vielleicht eine offene Frage. Die vorhandenen Scherben bedeckten etwa einen Raum von 2 qm. Doch fand ich später noch in anderen Scherbenlagern vereinzelt zugehörige Stücke! In Arbeitsmasse und -Ausführung gleicht der zweite Topf dem ersten. Jedoch ist sein Rand nicht knieförmig, sondern rund nach außen gebogen. Unter dem Rand, in diese Halseinkehlung, ist rund herum eine Wulst angelegt worden, die, mit tiefen Fingereindrücken versehen, meist abgeplatzt, nun wie eine Tupfenleiste wirkt. Die Mündung könnte auch mindestens 70 cm gewesen sein. Höhe unmeßbar. Hier (wenn der kleine Boden dazugehören müßte, was aus Nachfolgendem nicht recht wahrscheinlich ist) bilden Bodenlinie und Wandansatz einen Winkel von 63°, beim ersten jedoch 45°. Innen sind die Wände grau und glatt, außen grau bis hellgelb gerauht, und

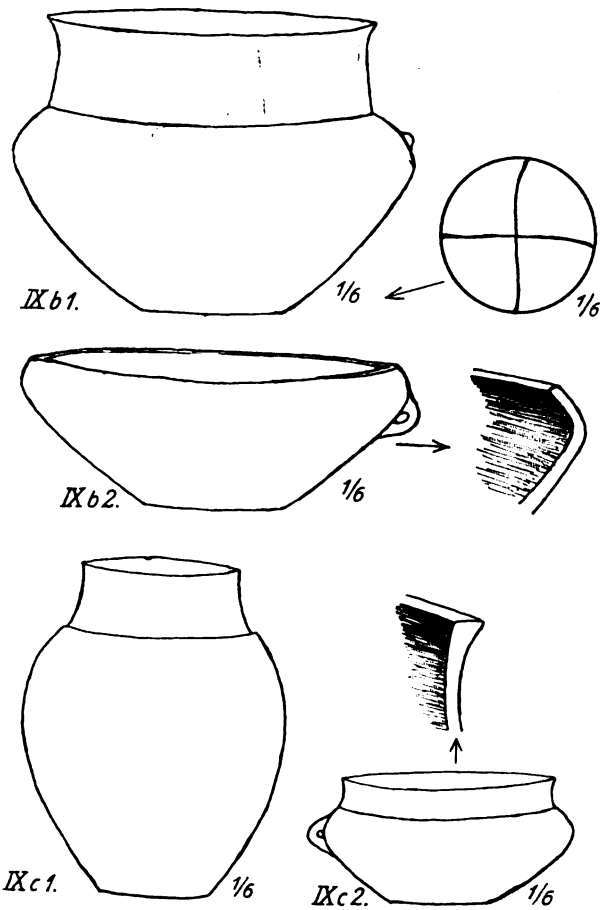
zwar in 1—1,5 cm breiten Streifen, die durch körnige Rippen getrennt werden. Hier liegt also ein Wechsel von vertikaler Rauhung und Glättung vor. Wenn man beachtet, daß wohl bei kaum einem Topf der Boden nebst Ansatz in der Wandstärke geringer ist als die Schulter



oder der Hals, dazu vorstehende Maße vergleicht, so ist es wahrscheinlich, daß der kleinere Boden einem dritten kleineren Gefäß angehört, von dem nichts weiter gefunden wurde, der Hals mit Tupfenleiste aber einem Gefäß mit einem etwas größerem Boden, vielleicht

so groß wie VII a. (Prov.-Museum Halle, Saal IV, Lönnewitz [Kr. Liebenwerda], Vorratsgefäß mit Tupfenleiste).

VIII a 1. 2 m westlich dieser Fundstelle stand höchst ungünstig eine zweihenklige Urne mit einem Deckteller. Der Rand stand in 20 cm Tiefe an. Eine stärkere Baumwurzel war durch den östlichen Henkel gewachsen und hatte ihn abgesprengt. Der schwachgebrannte, weißlichgraue, rauhe Topf ist in der oberen Hälfte erheblich zerdrückt, ebenso der Teller aus gleichem Material. Die Urne ähnelt Nr. Vd bis auf den sich wieder aufrichtenden Hals. Der Boden hat 10 cm Dm., Höhe 22,5 cm, größte Weite 18,5 cm in 14 cm über dem Boden, ovale Mündung 13,5 cm. Der tonnenförmige Körper ist schief. Ebenso sind die



zwei wulstigen Henkel ungleichmäßig. Sie stehen 3,5 cm vom Körper ab. Bei je 1,5 cm Dicke beginnt der eine 11,5 cm über dem Boden und ist 7 cm hoch, während der andere 10,5 cm über dem Boden beginnt und 6,5 cm hoch ist. — Die Urne war reichlich mit großen und kleinen Leichenbrandresten gefüllt ohne Beigaben zu enthalten. Wiederhergestellt aus 26 Teilen.

VIII a 2. Der Teller von 18—19,5 cm Dm. ist unten rauh, oben glatt und am Rand nur nach oben auf 1,5—2 cm verdickt. Wiederhergestellt aus 18 Teilen.

IXa—c. ¾ m westlich begann schon die Bestattung, die auffallend der von Va—c gleicht. Eine Schichtung war auch hier nicht zu bemerken in dem feinen Sand. Das größte, mittlere Gefäß steht auf der weißgelben Sandschicht, die Beiurnen stehen entsprechend höher. Von VIII a zur Haupturne sind 1 m Abstand. Die östliche Beiurne ist von der mittleren 10 cm, die westliche 50 cm ab gewesen.

IXa 1. Diese westliche Beiurne mit meist klaren Knochenresten war an der Südseite nicht mehr vollständig. Die völlig zerdrückte Form konnte aus 80 Scherben wieder aufgerichtet werden. Rötlichbrauner, gutgeschlemmter Ton, außen dunkelrotbraun, innen grünschwärzlich bis graurot. Beiderseits gut geglättet, besser noch als Urne IVa. Boden 9,5 cm Dm., größte Weite in 13,5 cm Höhe über dem Boden 27 cm Dm. Halshöhe 5 cm, Hals eingezogen bis auf 21 cm Dm., Rand 0,5 cm nach außen geneigt, Mündung 22 cm Dm., Schulterlinie 24 cm Dm., Höhe 22 cm, Wandstärke 5 mm. Schulterlinie weich, stellenweise sehr schwach.

IXa 2. Diese Schale (Napf) lag in Scherben mit der Mündung nach oben auf dem Leichenbrand recht vermischt mit den Scherben der folgenden Deckschale. IXa 1 und 2 sind nur je zur Hälfte da. IX b hat 7,5 cm Bodendurchmesser, 7 cm Höhe und 18 cm Mündungsdm. bei 4—5 mm Wandstärke und 8 mm Bodenstärke. Der Rand ist wagerecht platt und kantig gestrichen. Geglättet aber ungleichmäßig stark, sodaß die Wandung uneben ist. Gelbgrau bis hellbraun. Ein Henkel ist am erhaltenen Teil nicht vorhanden. 12 Scherben.

IXa 3. Die zweite Deckschale ist vielleicht 9—9,5 cm hoch gewesen. Der Boden ist auch als Ansatz nicht vorhanden. Fast die Hälfte ist aus 22 Scherben wieder entstanden. Mündung 21,5 cm Dm. Wandstärke 7 mm, am Boden 10 mm. Rand gerundet, aufrecht. Außen und innen glatt. Außen hellbraun bis schwarz, innen schwärzlich. Auch hier ist weder Warze noch Henkel erhalten.

IX b 1. Die Haupturne war am beste nerhalten, nur der dünne, überhängende Rand war stellenweise ganz zerbröckelt. Die Hälfte des Halses und ein Viertel des Bauches waren etwas zersprungen. Außen graubraun bis gelbbraun, innen aschgrau. Mäßig glatt. Boden 11,5 cm Dm., tellenförmig hohl um 3 mm, mit eingeritztem Kreuz über die ganze Fläche. Höhe 22 cm, größte Weite 31 cm in 11 cm über dem Boden, Schulterlinie in 15 cm Höhe über dem Boden, ungleichmäßig, oft recht schwach, bei 26 cm Dm., Hals 7 cm hoch, fast senkrecht, nur sanft eingezogen, Rand meist bis 1 cm ausladend. Ab 12,5 cm über dem Boden findet sich eine 1 cm breite, 1,7 cm hohe, leicht schief sitzende Warze in Bogenform. Vom ausgiebigen Leichenbrand fiel als merkwürdig auf, daß die Zähne alle zergangen waren bis auf einen ganz blauschwarzen, der auch gleich zerfiel.

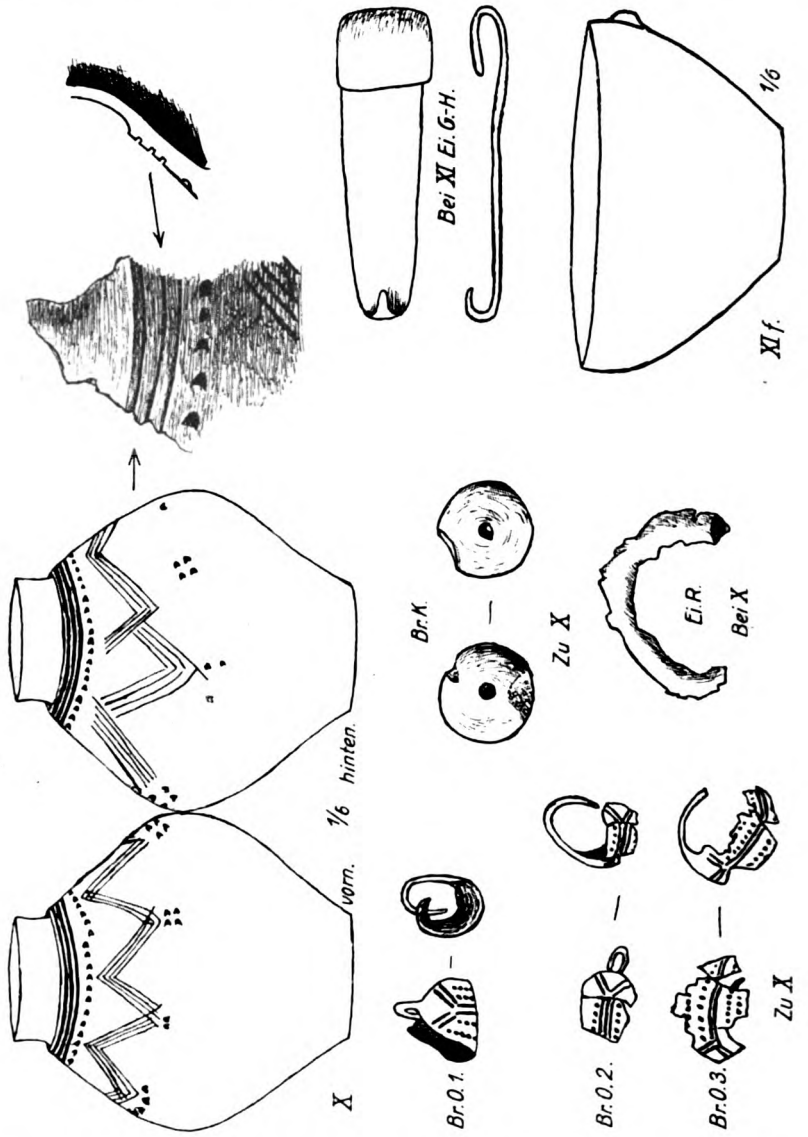
IX b 2. Die große Deckschüssel war in 33 Teile zerdrückt. Der Boden mißt 11 cm Dm. und geht nicht kantig, sondern abgerundet in den Bauch über. Wandstärke 7 mm, am Rand nur 3—4 mm. Höhe 11 cm, Mündung 29 cm Dm., größte Weite 30 cm. Ein Henkel von 1,2 cm Breite, 4 cm Länge, 0,8 cm Dicke, 1,5 cm hoch mit rundem Loch, das, dem Eindruck an der Wand nach, mit einer dicken Rute gebohrt ist. Braungrau. Glatt. Boden sehr abgenutzt.

IXc 1. Die Beiurne war an der Seite nach ihrer Nachbarin zu erheblich zerdrückt. Das auf der Photographie sichtbare Fenster war schon in der Urne bei der Bestattung. Die Scherben fehlen. Die untere südliche Hälfte war noch ein Stück, der Rest mußte aus 34 Stücken zusammengesetzt werden. Boden 8 cm Dm., Höhe 25,5 cm, größte Weite 21,5 cm in 12 cm über dem Boden. Schulterlinie sehr undeutlich bei 15 cm Dm., Hals 5 cm hoch, ganz wenig eingezogen. Rand oben wagerecht plattgedrückt. Mündung 12,5 cm Dm. Schwach gebrannt, hellgrau bis hellgelbbraun. Ein großer schwarzer Fleck. Die Oberfläche ist wohl eben, auch etwas glatt, faßt sich aber mehlig an. Der Inhalt waren nur Leichenbrandreste, an denen nichts Besonderes beobachtet werden konnte.

IXc 2. Das Deckgefäß ist eine verkleinerte Wiedergabe der Haupturne IX b 1. Es ist, wie die Photographie lehrt, arg zerdrückt und zunächst wohl, mit dem Hals auf der Urnenschulter sitzend, vom Erddruck wie ein Faßreifen auseinandergeplatzt; denn bei der Wiederherstellung bleibt ein klaffender Riß von 1—1,5 cm Breite. Grauschwarze bis gelbbraune Tönung innen wie außen. Innen mehr glatt als außen. Rand horizontal glatt gestrichen. Ein Schnurhenkel am Schulterumbruch in Höhe von 4—6,5 cm über dem Boden, nach der Mitte des Henkelrückens zu schmaler werdend, schräg von links oben nach rechts unten. Boden 8 cm Dm., Höhe 10 cm, an der Henkelseite nur 9,5 cm, größte Weite 19,5 cm in 5,5 cm über dem Boden, an der Henkelseite in 4,5 cm über dem Boden. Schulterlinie schwach vorhanden. Hals 2,5 cm hoch, wenig eingezogen, an der Henkelseite schräg nach innen geneigt, gegenüber schräg nach außen. Mündung 17 bzw. 16 cm ovaler Dm.

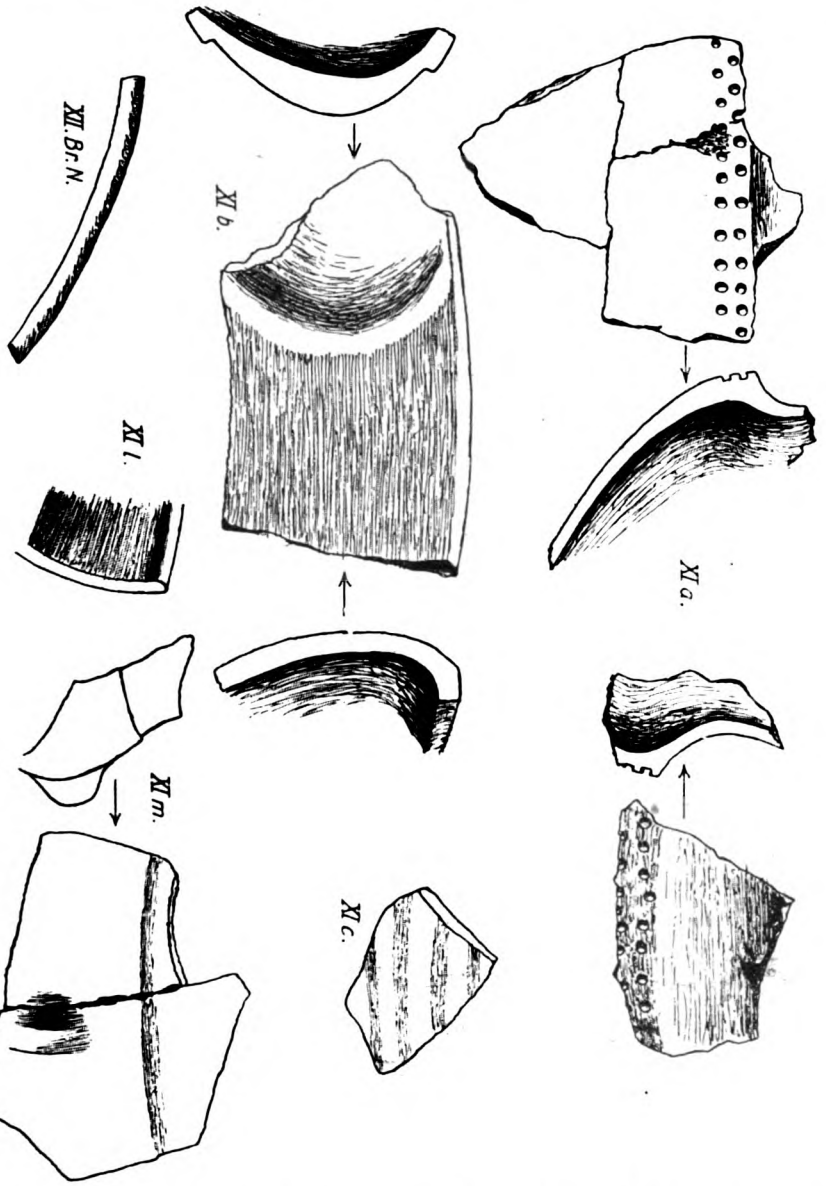
X. Erst 2,50 m südlich der letzten beiden Urnen IX b und c fand sich wieder eine Bestattung. Die Urne war völlig zertrümmert in kleine und kleinste Stückchen, vieles völlig zerbröckelt, vieles der Länge nach noch zerspalten in Innen- und Außenseite. Bei 5 mm Wandstärke war es nicht leicht, aus 117 Stücken die Urne einigermaßen wieder herzustellen. Sie hat allein gestanden ohne Deckschale und ähnelt in Ton und Farbe der Urne IXa 1. In der Form erinnert sie an Urne III, hat aber eine doppeltkonische Form mit Hals und zudem die erste Verzierung. Der Boden hat 10 cm Dm. Die größte Weite ist 26,5 cm in 11—13 cm Höhe über der Erde. Höhe 27 cm. Halsansatz deutliche Linie. Halshöhe 3,5 cm. Halsansatz 11 cm Dm., Mündung etwa 10 cm Dm.

Die Verzierung ist reichhaltig. Parallel der Schulterhalslinie laufen drei Ringe um die Schulter, ungleichmäßig in Entfernung und Tiefe mit vierkantigem Profil. Darunter läuft ein Ring von Eindrücken. Ein vorn gerundetes schmales Hölzchen ist wagerecht mit der Spitze eingedrückt worden. Es entsteht immer rechts die steile tiefe Stelle wie beim Eindruck eines Pferdehufes. Sonst sind die einzelnen Eindrücke untereinander ungleich.



Darunter beginnt im Zickzack ein 5—8 cm hohes Muster aus mehrlinigem, zurückgebildetem Sparrenmuster. Es sind nur 3—5 Rippen, wie sie in der Bronzezeit zum Felderabteilen in der Lausitzer Ware allgemein einzeln erscheinen. Die Sparren in den Feldern sind weggelassen. Oben sind statt 7 nur 6 Spitzen entstanden. Die Kunst der Raumeinteilung versagte bei der Herstellerin. Sie kam 3 cm tiefer an und brachte das 6. Aufwärtsband nicht

mit dem 1. Abwärtsband zusammen. An der Spitze schneiden und kreuzen sich die Linien oft. Unterhalb der unteren Treffpunkte befinden sich Gruppen der schon bekannten Eindrücke in willkürlich verschiedener Zahl und Anordnung.



Die Knochenreste waren zahlreich, zum Teil außerhalb der Splitter der Urne schon anzutreffen. Obwohl die Bestattung zuerst den Eindruck machte, daß sie beim Stammroden oder Pflanzen schon zerstört sei, bestätigt sich dies scheinbar insofern nicht, als im Leichenbrand, der natürlich sehr mit Sand vermengt war, Beigaben lagen: ein wenig beschädigter Bronzesegelohrring in ihn gelegt ein gleicher sehr zerbrochener und ganz innen Reste

eines dritten gleichen Schmuckstückes, ferner ein Bronzeknopf. Die typischen Ohrringe waren sehr dünn und teilweise sehr bröckelig. Die Patina ist graublau bis graugrün. Die Verzierung ist bei allen drei gleich: Zwei Längsleisten und jederseits zwei dazu parallele Punktreihen, alles von innen nach außen getrieben, also erhaben. An den Enden gabeln sich die Längsleisten. Der Knopf ist voll, mit einer Durchbohrung in der Mitte. Die platte, wenn auch unebene Unterseite und die gewölbte Oberseite sind mit einem lehmgrauen Bezug behaftet. Sonst ist die Patina an der Durchbohrung hellgrün. Es mag der Kopf einer Nadel gewesen sein. (Vgl. Eisenstab in Urne Vc 1.) Zum zweiten Male fand sich bei der Urne Eisen: 20 cm westlich der Urne und 40 cm tief lag ein halber eiserner Ring. Er ist sehr blasig und rund mit 4 mm Dm. gewesen. Der ganze äußere Durchmesser beträgt 3,7 cm.

XI. In nordwestlicher Richtung von Urne VIIIa 1 tauchten bis zu 50 cm Tiefe regellos Scherben verschiedener Töpfe durcheinander auf aus schon zerstörten Gräbern.

XIa. Sehr schön ist die Verzierung eines Topfes auf der Schulter durch zwei dichte Reihen tiefer runder Einstiche mit einem Stäbchen. Leider sind nur vier Scherben zu finden gewesen. Es mag mehr eine Schale gewesen sein.

XIb. Ein anderer Scherben entstammt einer Buckelurne des bronzezeitlichen Lausitzer Typs. Tonmasse und Glätte würden dies auch wahrscheinlich machen, wenn nicht gerade die Hälfte des Buckels daran wäre. Die Art des Buckels läßt auf geringes Alter schließen. Ich schätze das Stück wegen des „unechten", weder von innen herausgetriebenen, noch von außen aufgesetzten, sondern von der Wandung zusammengekneteten, flachen „Geschöpfes" als eins der letzten Erzeugnisse der abwandernden bronzezeitlichen Illyrer, das erst später zufällig von den zugewanderten Germanen aus der östlichen Ebene, die ja mit Anlagen und Resten dieses Typs gespickt ist, mit auf die Höhe gebracht wurde, die bisher noch keinen Bronzezeitfund aufweist.

XIc. Ebenso betrachte ich einen auf dem Fuhrweg aufgelesenen kleinen Scherben mit vier flachen Horizontalfurchen.

XId. Ein Gefäß von brauner Farbe konnte aus 35 Rand- und Bauchscherben zur Hälfte zusammengesetzt werden. Es muß sehr schief gewesen sein. Die Höhe beträgt 25 cm, die Mündung ist kreisrund mit 18 cm Dm., der Boden 10 und 9 cm Dm., oval. Der größte Bauchumfang hat in 14 cm über der Erde 25 und 22 cm Dm. Die Tonnenform schließt mit einem Hals ab. Stärkere Einziehung am Hals und, daß der Boden geringeren Durchmesser hat als die Mündung, unterscheiden sie als gefälligere Form von der sonst gleichen Nr. VIIIa 1. Von den sicher zwei Henkeln ist nur einer erhalten. Er ist nicht nur wie bei dem recht einfachen Topf Nr. VIIIa 1 als Tonwulst durch die Wand gedrückt und innen recht nachlässig verstrichen, sondern mit der Wandung fest verbunden. Dieses Gefäß ist solider gearbeitet gewesen. Henkel in 10,5—16 cm über dem Boden, 2,5 cm von der Wandung ab, wulstig rund und 1,8 cm im Durchmesser. Das Gefäß wird eine Urne gewesen sein.

XIe. Zu drei Viertel ließ sich aus 33 Scherben ein Gefäß herstellen, ähnlich den Nr. IX b 1 und IXc 2. Nur ist die Schulter länger. Der Halsansatz ist nur eine undeutliche Linie. Höhe 19,5 cm. Größte Weite 27 cm Dm. in 10 cm über der Erde. Halsansatz in 15,5 cm über dem Boden. Hals ein wenig überhängend. Mündung und Halsansatzlinie 21 cm Dm. Unmittelbar unter dem Hals auf der Schulter zwei kreisrunde, platte Griffwarzen. (Da die Stelle gegenüber fehlt, ist ungewiß, ob noch ein zweites Paar da war. Notwendig ist es nicht, wie Urne IX b 1 lehrt.) Die Wandung mißt 5—7 mm Stärke. Boden 10 cm Dm.

XIf. Aus 25 Randscherben wurde ein tiefer Napf mit 10 mm starker Wandung wieder hergestellt. Boden und anschließende Teile fehlen. Die Höhe ergab sich bei der Ergänzung mit 15—16 cm. Boden 11,5 cm, Mündung 28,5 cm. 2 cm unter dem wagerechten Rand mit stumpfen Kanten findet sich eine breite, runde Griffwarze, von $1^1/_2$ cm Dm. mit dellenförmiger Oberfläche.

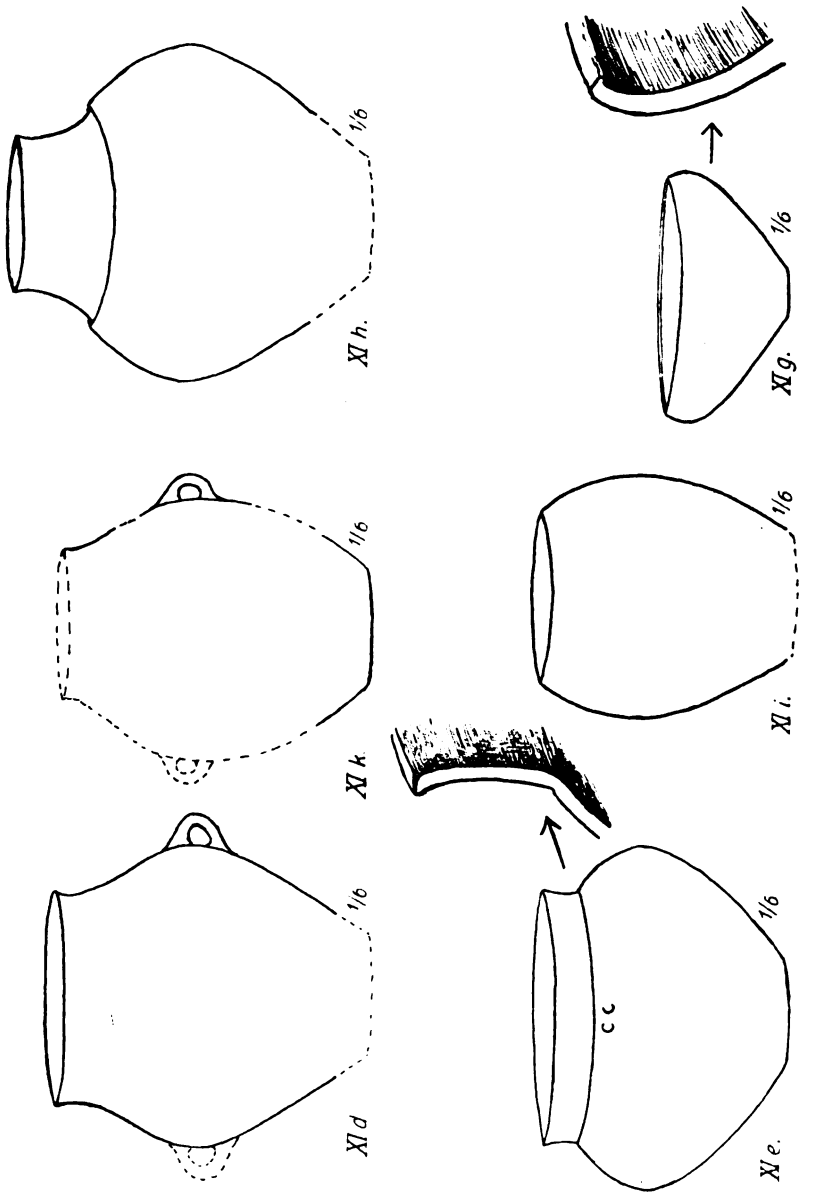
XIg. Von einer Deckschale sind nur 9 Scherben einer Hälfte da ohne Boden. Das außen braune, innen schwärzliche, glatte Gefäß mag 9,5 cm hoch gewesen sein, 19 cm Mündungsdm. und 4—5 cm Bodendm. gehabt haben. Wandstärke 6—7 mm. Rand glatt gestrichen, schräg nach innen abfallend. Die Schale verjüngt sich nach oben noch einmal.

XIh. Aus 25 zum Teil großen Scherben, die aber einen Aufbau der Urne nicht ermöglichten, ließ sich folgendes Bild gewinnen: Halshöhe 6 cm, kräftige Halsansatzlinie, daran 23 cm Wandung erhalten. Vermutlich war die Urne nicht höher als 28 cm, hatte dann etwa 10 cm Bodendm., etwa 13 cm Dm. in der Mündung, 18 cm Dm. an der Halslinie und 26 cm Dm. in 14 cm unter dem Rand. Außen braungrau bis schwarzgrau, innen schwarz. 7—8 mm Wandstärke. Feste, glatte Scherben.

XIi. Von 38 Stücken eines rauhen, plumpen Gefäßes mit zackigen, bröckligen Brüchen fanden sich nur 17 aneinander, wobei je eine geringe Rand- und Bodenansatzstelle waren, sodaß für den schiefen Topf folgende Maße gelten mögen: Höhe 20 cm, größte

Weite 20 cm Dm. in 12 cm Höhe über der Erde, Boden 10 cm Dm., Mündung 14 cm Dm. Rötlichbraun, innen hellgrau bis rosa.

XIk. Von einem weiteren Gefäß sind erhalten der Boden mit stellenweise bis



7 cm Höhe die Wandung in acht Scherben, acht weitere Scherben Wandung aus der Mitte zu je vier, zwei und zwei Stück paßrecht, ein Randstück aus drei Scherben und ein Henkel mit Wandung aus drei Scherben. Gelbbraun, glatt; oben 5 mm, unten 10 mm stark. Vermutlich 24 cm hoch, 21 cm größter Dm. in 13 cm über der Erde, 12 cm Dm. Mündung. Der

Boden mißt 10 cm Dm. Henkel breitrund 1,8 cm × 1 cm. Er iſt 2 cm von der Wand ab und 5,5 cm hoch. — Gefäße h, i, k werden gewiß Urnen geweſen ſein.

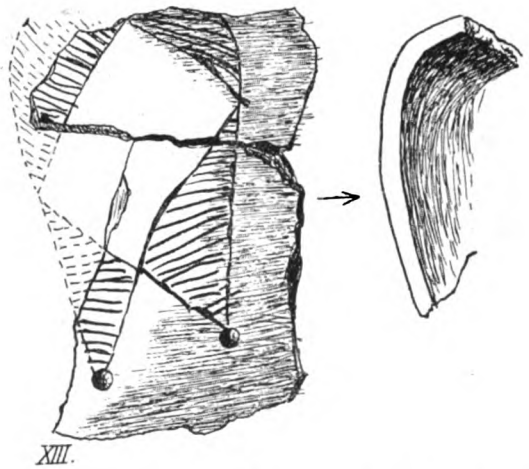
XI l u. m. Als Scherben von Deckſchalen fanden ſich nur zwei Randſtücke einer mittelgroßen, dünnwandigen, grauen Schale mit etwa 20 cm Dm. und einfachem, gerundetem Rand.

Ferner zeigen zwei paßrechte Scherben eine Schulterpartie mit Griffwarze und ſchwachen Halsanſatz von einem Gefäß etwa wie IXc 2.

Unter dieſen Scherbenreſten lag, 1,20 m von Urne VIIIa 1, ein eiſerner Gürtelhaken, der vielleicht als Beigabe einer der Urnen gelten kann. Er iſt ſehr verroſtet. Die Länge beträgt 6 cm, die Breite 2 cm. 1,5 cm ſind umgeſchlagen. Ohne Verzierung.

XII. Von 2,50 m Entfernung in ſüdweſtlicher Richtung von Urne IX b 1 an fanden ſich in 15—25 cm Tiefe zehn kleine, bedeutungsloſe Scherben zerſtreut. In 25 cm Tiefe lag dabei der ſchwarz und ſchmutzig ausſehende Metallreſt, der ſich beim Ankratzen als Teil einer ſtarken Bronzenadel erwies. In weiterem Umkreis fand ſich nichts weiter dazu. Abgetrocknet ſah das Stück wie der Knopf in Urne X aus, teilweiſe ſchwarzblau wie die Segelohrringe, teilweiſe lehmgrau bezogen.

XIII. Von Urne VIIIa 1 aus fanden ſich weiter in nordöſtlicher Richtung über die Fundſtelle des Gürtelhakens hinweg in 3—4 m Entfernung ſehr zerſtreut kleine bedeutungsloſe Scherben und vier größere mit einer bisher nicht dageweſenen Verzierung. Sie



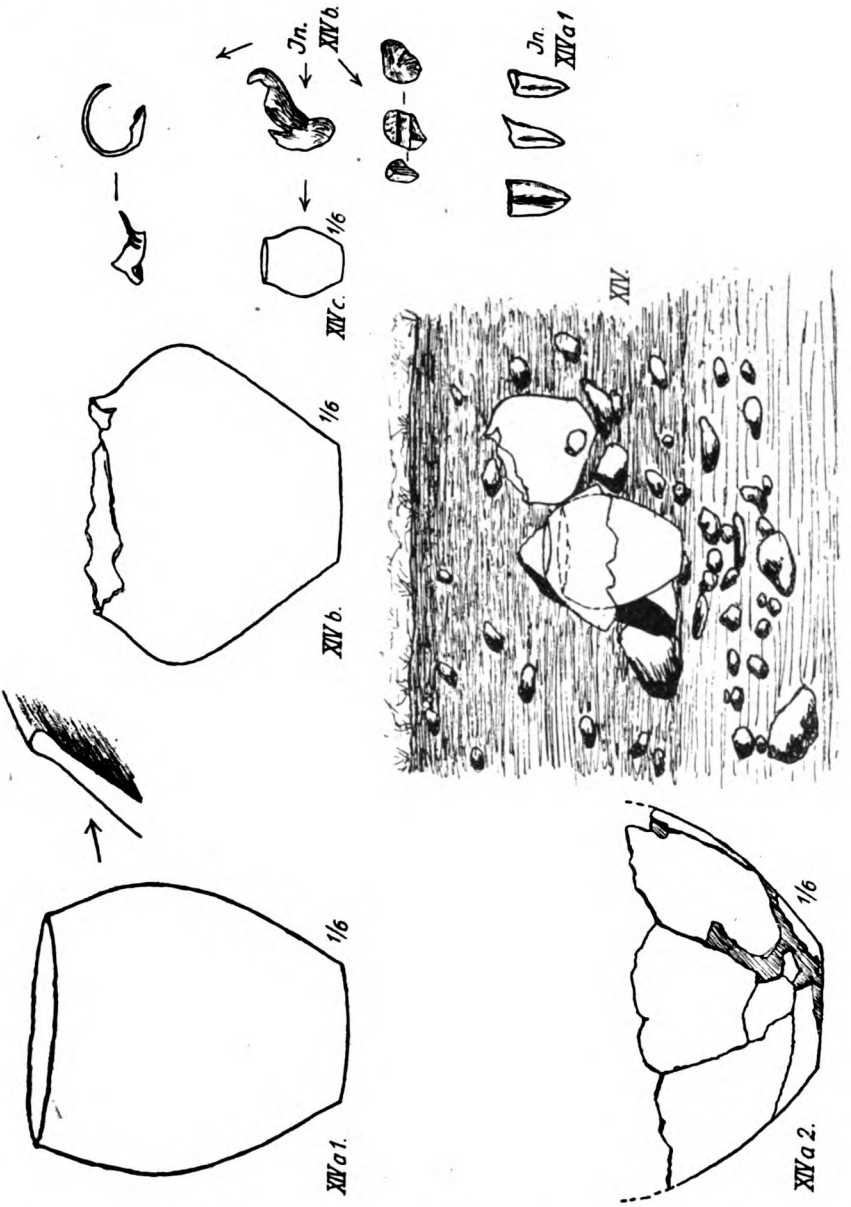
XIII.

lagen in 40 cm Tiefe in einer Schicht von Holzkohle und Sand, die etwa 30 cm Dm. hatte. Dieſe Erdſchicht war noch im weiteren Umkreis von 60 cm nach Oſten (alſo insgeſamt 1 m breit) zu beobachten in wechſelnder Dicke und Farbe, allerdingsohne Einſchlüſſe. Knochen- oder Leichenbrandreſte wurden im ganzen Stück ebenſowenig gefunden wie ſonſtige Beigaben. Die Verzierung beſteht in Gruppen von je vier ſchraffierten Dreiecken mit Tupfenabſchluß, die von ungeübter Hand geritzt wurde.

XIVa 1. Die Verfolgung der Scherbenreihe von Urne VIIIa 1 über den Gürtelhaken hinweg führte nach kurzem, einſchlußloſem Stück Erde von 50 cm zu einem Doppelgrab einer Mutter mit Kind. Die Stellung der beiden Urnen zueinander ergibt die Skizze (Lichtbild iſt leider mißlungen). Zum erſten Male beobachtete ich, daß entweder ein großer, platter Stein aufrecht neben die Urne geſtellt worden iſt, oder umgekehrt, die Urne an den in der Erde ſo vorgefundenen Stein gelehnt wurde. Urne und Deckgefäß waren arg breitgedrückt. Die Urne war geſtopft voll mit teilweiſe großen Brocken Leichenbrand. Obenauf lagen wieder meiſt Schädelknochen. 3 Zähne waren erhalten, die Kronen allerdings zerfallen. Es ſind kleinere Backenzähne, deren je zwei Wurzeln zuſammengewachſen ſind. Die oval verzogene, rauhe Urne iſt eine verzierungs- und henkelloſe Tonne von 23 cm Höhe, größter Weite von 23 cm in 15 cm über der Erde. Boden 11 cm Dm., Mündung 18,5—16 cm Dm., Wandſtärke 6—8 mm. Gelblich, innen hellgrau und wenig glatt. Einfacher, nur ganz ſchwach nach außen verdickter Rand (72 Scherben).

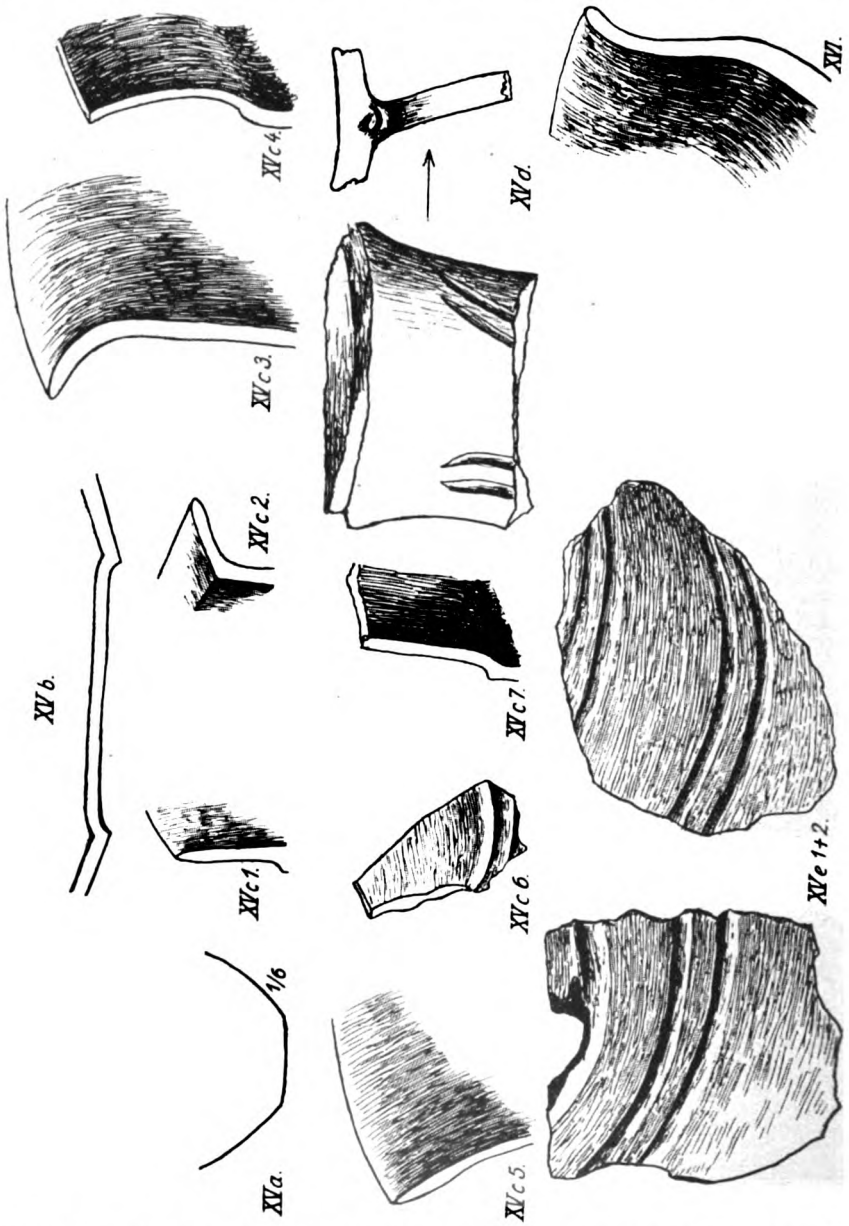
XIVa 2. Die Deckſchale wies keine Randſcherben auf und entpuppte ſich als Reſt eines großen Gefäßes, deſſen eigentliche Form nach oben man nur vermuten kann. Der

erhaltene Teil besteht aus 38 Scherben bis in 15 cm Höhe, in welcher Höhe schon 32 cm Dm. erreicht sind. Hier muß die Verjüngung begonnen haben. Lederbraun, glatt, innen graubraun, glatt. Boden 10 cm Dm.



XIV b. Die andere Urne lag schräg auf der Südkante der Urne XIVa 1 und ihrer Deckscherben mit der Mündung nach Norden ohne Deckschale. Der grobe, bröckelige, rötlichbraune, innen mausgraue Topf war in 36 Scherben zerdrückt. Vom Boden ist ein Drittel völlig zerbröckelt, ebenso einige untere Wandteile. Boden 9,5 cm Dm., Höhe 19,5 cm.

Größte Weite 25,5 cm in 12,5 cm über der Erde. Mündung 17 cm Dm. Am Hals eingezogen. Rand nicht zu erkennen, kann also noch höher gewesen sein, aber nur wenig. Die völlig mit Sand gefüllte Urne wies nur auf dem Boden spärliche Knochenreste, besonders



dünne Röhrenknöchelchen auf, die von einem noch sehr kleinen Kinde stammen müssen. In der Mitte der Sandfüllung lag eine zerschmolzene kobaltblaue Glasperle mit dem Rest eines durchgezogenen Bronzedrahtes und eine zerplatzte Knochenkugel mit künstlicher Durchbohrung. Über der schwachen Leichenbrandschicht lag, schräg nach

Nordwesten geneigt, ein niedliches Spielgefäß des Kindes und der Rest eines kleinen Segelohrringes aus Bronze.

XIVc. Das Spielgefäß ist eine typische Urne dieser Kultur im Kleinen. Sie ähnelt der Urne II, hat aber keine Halslinie. Höhe 6 cm, Boden 3 cm Dm., Mündung 3,5 cm. Größte Weite 5,5 cm in 3 cm über dem Boden. Lederbraun bis grau, glatt. An zwei Stellen abgeschlagen und gesprungen. Dies zierliche Gefäß war nur mit Sand gefüllt.

XV. Am schmalen Waldpfad endlich, 9,5 m westsüdwestlich von VIIIa 1, fanden sich wieder Scherben. Ein Boden (XVa) lag an der Oberfläche, 1 cm stark und 7 cm Dm. Die Wandung ist auf 6,5 cm senkrechte Höhe erhalten in drei Stücken einer Seite, die sich bald unter der Oberfläche aufhielten. Die wagerechte Entfernung an dieser Seite beträgt 5 cm. Außerdem fanden sich noch mehrere verschiedene Scherben bis in die übliche Tiefe, aber ohne jeden Rest von Leichenbrand und schwarzer Erde. Darunter befinden sich noch zwei Böden, einer davon hohl (XV b) wie bei unseren heutigen Untertassen, ferner sieben verschiedene Randformen, (XV c 1–7) ein großes Henkelbruchstück (XV d) mit Verzierung und sieben Scherben mit einer neuen Verzierungsart für diesen Fundplatz. Diese Scherben muten wieder eher, besonders im Ton, wie bronzezeitliche an, besonders einige Randformen und der breite bandartige Henkel. Die neue Verzierung läßt sich nicht zusammenhängend darstellen, da die Scherben von den verschiedensten Stellen des Gefäßes sind. Sie mögen die Schulter wie Blumengewinde (Guirlandenmuster) geziert haben.

XVI. Ein wenig südöstlich von Urne X fanden sich noch einige belanglose Scherben in 5—10 cm Tiefe und einige Bruchstücke der Gefäße VIIa und b, sowie einige Randstückchen, meist wie der größte XVI. Knochen- oder Kohlenreste wurden nicht dabei gefunden.

Drei weitere Einzelfunde aus der Langengrassauer Gegend aus Latène- und Kaiserzeit.

Von drei weiteren Funden sind mir die näheren Umstände nicht bekannt.

A. Westlich Langengrassau liegt zwischen dem ehemaligen Chausseehaus und den Lehmgruben „Kloas Weinberg", ein sandiger Hügel, der dem Steilhang des Fläming nach Osten vorgelagert ist. Beim Stein- und Sandgraben stieß man in 20 cm Tiefe auf zwei Urnen

Eine, die linke stark gerauhte, war mit einer Schale mit verdicktem Rand verdeckt und enthielt eine eiserne Haarzange (A 1). Höhe 24 cm, Mündung 21 cm, Boden 12 cm.

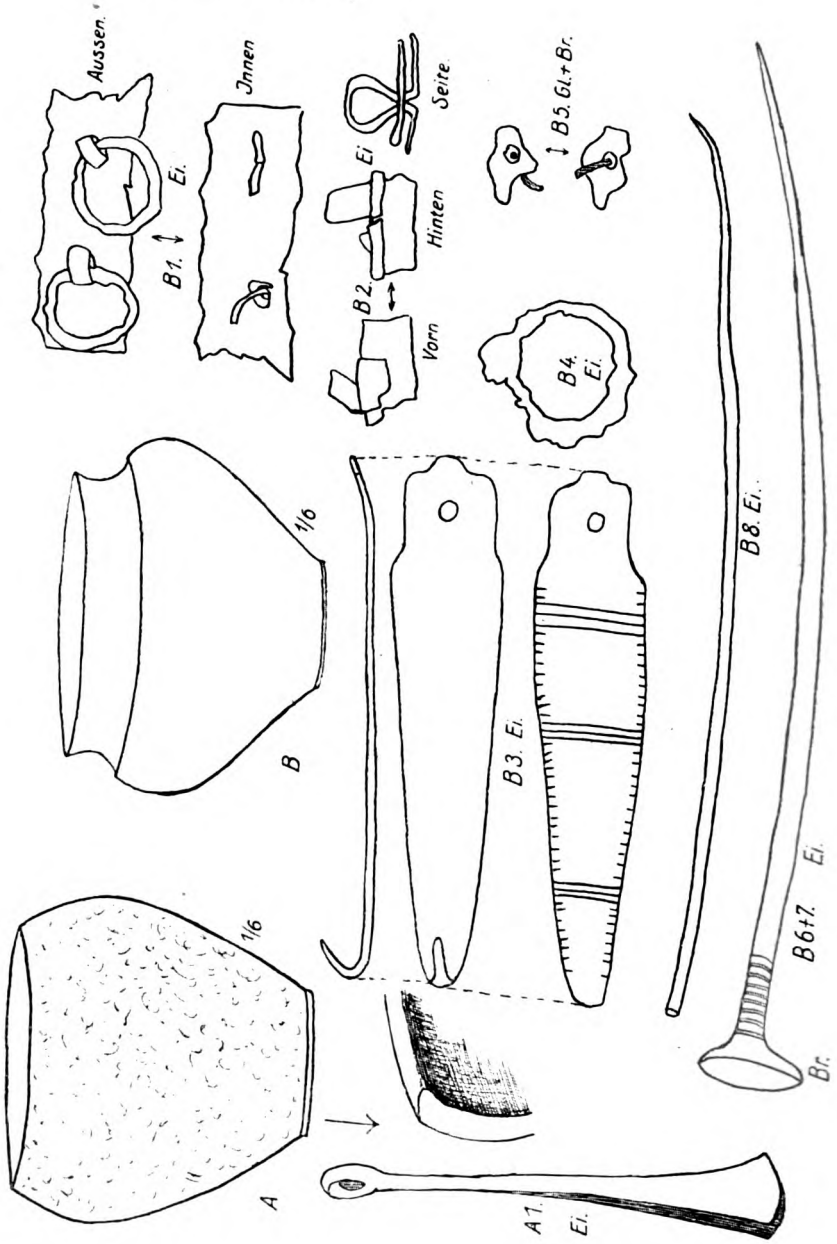
B. Auf den „Leddigen", einem Flurstück südwestlich Langengrassaus, fand sich eine Urne von 19,5 rm Höhe, 23,5 cm Mündung, 29 cm größter Weite in 12 cm über dem Erdboden und 11 cm Bodendurchmesser. Sie enthielt acht Beigaben:

1. Beschlagstück aus Eisen mit zwei Ringen,
2. Beschlagstück aus Eisen,
3. Gürtelhaken aus Eisen,
4. Gürtelring aus Eisen.
5. Blaue Glasperle mit Bronzeringrest,
6. Eisennadel mit geriefeltem Hals und Bronzekopf.
7. Bronzenadel mit geriefeltem Hals und Bronzekopf (etwas kleiner),
8. Schaft einer Eisennadel.

C. 600 m östlich des Fundplatzes 150,4 ist an einer Wegegabelung ein Hügel, den man dort den „Heidenkirchhof" nennt. Von diesem recht steinigen Platz stammt eine schwarzbraune Leichenbrandurne von 14,5 cm Höhe, 20 cm Mündung, 7 cm Boden und 22 cm größter Weite in 8—8,5 cm über der Erde. Der Rand ist auswärts gebogen. Ein 4 cm breites Muster schräger Furchen, an einer horizontalen oberen Furche hängend, schmückt die Schulter. Das Gefäß enthielt elf Beigaben:

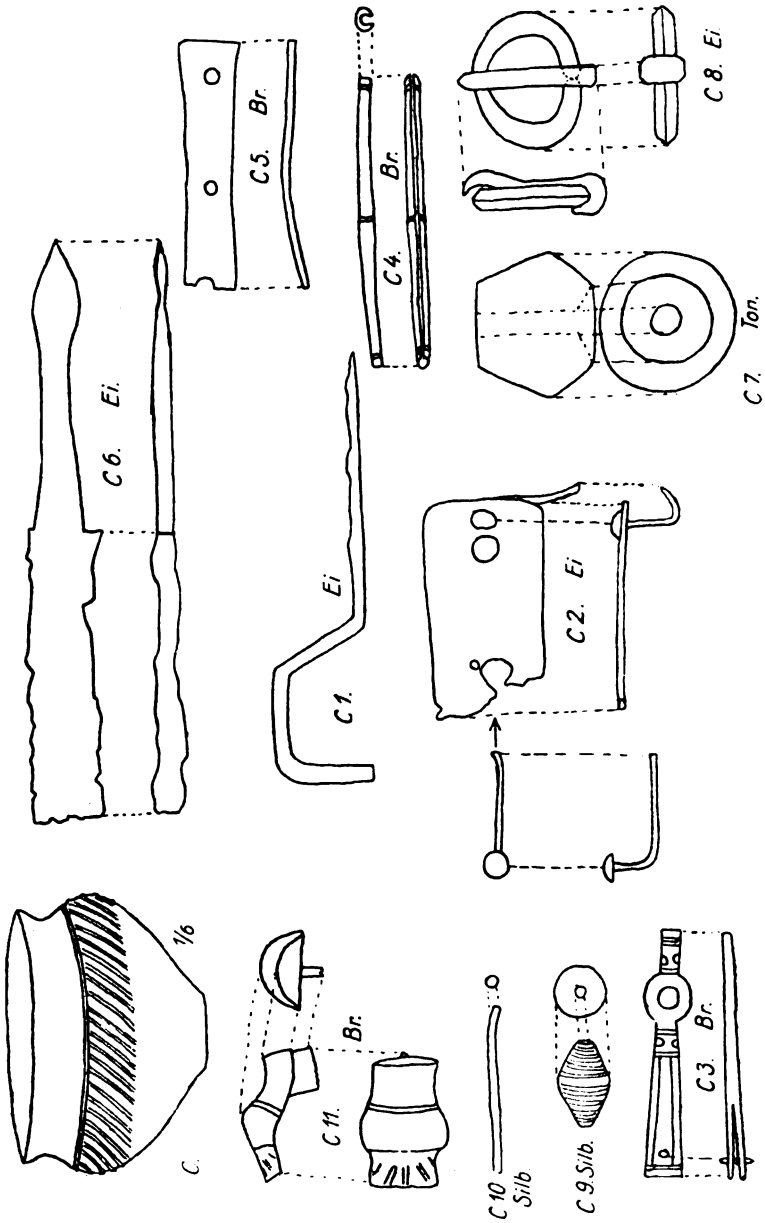
1. Ein eiserner Schlüssel,
2. Ein eisernes Kastenschloß,
3. Riemenzunge aus Bronze,
4. Bronzeröhre, unten offen,

5. Beschlagplatte aus Bronze,
6. Messer aus Eisen,
7. Spinnwirtel aus Ton,
8. Eiserne Schnalle,
9. Hohle, doppeltkonische Silberperle,
10. Volles Silberstäbchen,
11. Fibelfuß aus Bronze.



Besprechung:

A. Solche gerauhte Kochtöpfe kommen sowohl in der Bronzezeit V als Latènezeit vor. Sie sind nicht typisch. Einen Anhaltspunkt gewährt nur die Eisenbeigabe, eine Pinzette. Ich bin geneigt, die Bestattung denselben Germanen zuzuschreiben, die Höhe 150,4 benutzt haben, wobei für die Zeitstellung



die hervortretende Standfläche auf eine Annäherung an den Typus mit gleicher Erscheinung aus folgender Bestattung hinweist, die ich der früheren Latènezeit zurechnen möchte. Die herausgearbeitete Standfläche ist auf Höhe 150,4 nur bei Nr. VIIa (und vielleicht b) zu finden.

B. Die Urne ähnelt sehr der Nr. IXa 1 von Höhe 150,4 und könnte der Latènevorstufe von 500—400 vor Chr. zuzurechnen sein. Zur genaueren Datierung des Fundes vermögen wohl die reichlichen Beigaben zu verhelfen. So scheint B 5 von einem Segelohrring mit Kobaltglasperle übrig geblieben zu sein. Der kleine Ring könnte einem älteren Grab entstammen. Der mit Seitenrasten verzierte Gürtelhaken B 3 hat keine umgeschlagene Haftzunge, sondern ein Loch. Ähnliche Randkerbung weist auch der Latène-Gürtelhaken aus Kümmeritz (Kr. Luckau) auf (Taf. X, Landeskunde der Prov. Brandenburg von Friedel und Mielke, Artikel von Dr. A. Kiekebusch, Abb. Nr. 11). Freilich ähnelt er in der Form diesem Stück gar nicht. Eher könnte man annehmen, daß B 1 ein Bruchstück eines solchen lanzenspitzenförmigen Gürtelhakens wie des Kümmeritzer, jedoch mit zwei Ringösen, sein könnte. Nr. 23 derselben Tafel wird aber dort als Beschlagstück aufgeführt, so daß ich wohl B 1 als Beschlagstück zum Ledergürtel auffassen möchte, in dessen zwei Ringe nach Bedarf der Haken B 3 einfaßte. Der Kümmeritzer Gürtelhaken Taf. X, Nr. 26 scheint dem von Höhe 150,4 Taf. 6 bei XI gezeichneten zu ähneln, soweit aus der mir nur bekannten Abbildung von einem Drittel der natürlichen Größe zu ersehen ist.

C. Die Terrine gehört der nachchristlichen Eisenzeit an.

Der Fibelrest der eine genaue Typenfeststellung nicht erlaubt (vielleicht Gruppe II wie Almgren, Die nordeuropäischen Fibelformen, Taf. II Abb. 40) weist den Fund in die Übergangszeit zwischen älterer und jüngerer Kaiserzeit, etwa um das Jahr 200 nach Chr., ebenso die Eisenschnalle.

Kastenschloß 2, Schlüssel 1, Messer 6, Silberstäbchen 10 und Silberperle 9, vor allem aber Spinnwirtel 7 deuten auf ein Frauengrab hin.

Besprechung.

Ernst Wahle denkt schon 1911 für diese Gegend an die Germanen, wenn er unter Punkt 3 von „Brandgräbern mit Gefäßformen, die sich an die Typen der späteren Lausitzer Kultur anschließen", spricht. Nils Niklasson im Mannus XV, 3, S. 260 jedoch denkt für diese Grabgruppe eher an die westlichsten Vorposten der ostdeutschen Bevölkerung dieser ältesten Eisenzeit, an die Illyrier, oder wenigstens eine Mischbevölkerung zwischen diesen und den Germanen. Martin Jahn bringt für Schlesien eine VI. Periode der Bronzezeit mit „Lausitzer Kultur" der Illyrier und Eisenbeigaben als Ausklang der Bronzezeit.

Sowohl in der Herzberger, als auch Schliebener, Dahmer und Luckauer Gegend brechen nach meiner Kenntnis die Grabfelder mit der V. Periode der Bronzezeit, etwa 800 vor Chr. unvermittelt ab. Von einer Fortsetzung dieser Kultur auf solchen Begräbnisplätzen ist mir ebensowenig etwas bekannt wie vom Vorkommen von Eisenbeigaben. Es ist ein immerhin erheblicher Unterschied bei den Erzeugnissen der hier dann ganz selten nur folgenden Kultur. Nirgends ist mir aus der näheren Umgebung der Höllenberge bekannt, daß ein Urnenfeld des Lausitzer Stils noch solche Funde aus späterer Zeit geborgen habe, auch nicht, daß mit einem wie dem vorliegenden Fund oder ähnlichen, der näheren östlichen Umgebung Bestattungen früherer Zeit als etwa 800 vor Chr. gemeinsam gewesen wären.

Kossinna hat festgestellt, daß die Illyrier als Verfertiger der Lausitzer Kultur zunächst die Kreise Luckau, Kalau, Lübben (westliche Niederlausitz) (ich rechne dazu noch die Kreise Schweinitz und Liebenwerda) dicht bevölkerten, daß diese aber „nur in der Frühlatènezeit von den Germanen einigermaßen besiedelt waren, schon in der mittleren Latènezeit dagegen völlig verödeten." (Mannus XI und XII, 3 und 4, S. 407.)

Er vertritt ferner die Ansicht, daß in der frühesten Eisenzeit „eine ziemlich gleichartige Kultur zu beiden Seiten der Niederelbe und am rechten Ufer aufwärts bis in die Kreise Zerbst und Luckau, im Osten bis zur Uckermark herrschte, die nur einem Stamme zuzuschreiben ist."

Damit würden die Höllenbergleute dem westgermanischen Kulturgebiet an Mittel- und Niederelbe angehört haben.

Der Hauptteil der Bestattungen gehört wohl in die Latènezeit. Doch sind Anzeichen für die Vorstufe etwa von 700—500 vorhanden in den Ei- (Tonnen-)formen mit zwei Henkeln, wie sie nach G. Schwantes den Westgermanen in Brandenburg, Mecklenburg, Schleswig-Holstein und Osthannover zugeschrieben werden (Abb. Vd, VIIIa 1, XId, XIk), wie sie allerdings auch vereinzelt bei den ostgermanischen Wandalen der zweiten Hälfte dieser Zeit an der Oder vorkommen (Mannus 1920, XI und XII, 3 und 4, S. 409 bis 411). Ganz besonders fällt Nr. VIIIa 1 auf wegen seiner „Zapfenhenkel, die in die durchbohrte Wand eingelassen wurden. (Ende von Hallstatt D und Latène I. Vorstufe, Nordische Hallstatteisenzeit, Jastorfstufe IIa und b etwa 600—400 vor Chr."). (G. Schwantes, für Osthannover in Prähist. Zeitschrift 1909, V, 2.) In der Latènestufe II beobachtete er oft nur schwach angedeuteten Hals (Abb. Va 1, Vc 1, IXc 1, XId, XIk, XIVb), häufig wulstartig (Nr. I), Gürtelhaken mit Haftzunge und kleinere, runde Gürtelringe mehr in älteren Gräbern. Den Segelohrringen nach gehören nach G. Schwantes Einteilung (immer nur, sofern eben der Fund Beziehung zu den westgermanischen Langobarden hat!) mindestens X und XIVa—c in die Zeit von 500—300, da diese schon nach 300 aus der Mode sein sollen und Spiralohrringen Platz gemacht haben. Ein nahezu gleicher Segelohrringrest aus Garlitz (Kr. Westhavelland) (Prähist. Abtlg. Mus. f. Völkerkunde Berlin, Latènesaal Nr. If 4638a) weist mehr noch wie viele andere Vergleichsstücke auf innigen Zusammenhang mit dem Havelland bis hinauf zur Uckermark hin.

In den Fundberichten des Prov.-Mus. Halle a. S. ist berichtet, daß bronzene Segelohrringe lose im Sand bei den Urnen gefunden wurden. Ich habe keinen Anstand genommen, den Eisenstab bei V, den ich zuerst mit gemischten Gefühlen betrachtete, als „waschecht" dem Fund zuzurechnen, ebenso wie später den halben Ring bei X.

Der Eisenstab bei V könnte von einer Kreuzkopf- oder Dreischeibennadel stammen, während das Bronzestück bei XII von einem Halsring sein könnte wie bei Paserin (Kr. Luckau) I, S. 5741.

In der Prähist. Zeitschr. VIII, 1916 bespricht Alb. Kiekebusch bei Südende (Märk. Mus. Berlin, II, 23, 528—31) einen Bronzeschmuck wie bei Höllenberge Vc 1. Er rechnet ihn der Zeit von 600—500 vor Chr. zu.

Berlin, Mus. f. Völkerk., Saal 14, Schrank III, Börnicke weist außerdem eine der Abb. XIII recht ähnliche Verzierung auf, welche typologisch früh angesetzt werden könnte, wie auch das Zickzacklinienmuster bei Abb. X.

Über diese Verzierung äußert sich Schwantes in der Präh. Zeitschr. VII, 1915, 1/2, S. 57, Abb. 18, besser noch 21. Wenn auch hier bei Abb. XIII

auf den Höllenbergen das ganze Muster vertikal und nicht horizontal angebracht ist, so trifft doch auch für Abb. XIII zu, wenn er sagt, daß in der späteren Latènekultur die Zickzackbänder auf der Schulter gewöhnlich zwischen Horizontallinien gezeichnet wären, sodaß Rauten entstehen.

Schließlich erscheint mir als erwähnenswert der Wechsel zwischen vertikaler Rauhung und Glättung (die Zeichnung bringt dies nur unvollkommen zum Ausdruck!) bei Abb. VIIa und b. Lienau erachtet im Mannus XVI, 3/4, S. 265 erst in der Spätlatènezeit dieses keramische Erzeugnis bei den Ostgermanen nicht mehr als größte Seltenheit. Sofern also der Fund nicht bis in T 2 oder 3 reichend erachtet würde, würde diese Verzierungsart ein Zeichen mehr für die westgermanische Art sein können.

Für wandalische Erzeugnisse der Keramik fehlen mehrere sonst typische Merkmale, so das Mäandermuster, die Halskrause, die Henkeltasse, während für die rein westgermanische Zivilisation die Rädchentechnik noch nicht als verwendet aufgefunden werden konnte.

Nicht unwichtig erscheint mir das Auftauchen des Tellers VIIIa 2. Ich habe aus den Kreisen Liebenwerda, Schweinitz, Luckau und Jüterbogk, soweit sie als Grenzgebiete für den Fund interessant waren, eine ganze Menge bronzezeitliche Ware gesehen, aber keine solche Platte dabei. Wohl aber bringt M. Jahn in Erg.-Bd. III des Mannus, S. 38/39 und Taf. V solche Teller, die er auch richtiger Platten genannt wissen möchte, aus der Lausitzer Kultur, die er dort in Schlesien auch noch der Eisenbeigaben bergenden Stufe VI (Stilgruppe C), älteste Eisenzeit etwa bis 500 vor Chr., zurechnet. Bei Nr. XIII scheint ein sog. „Brandpletter" (Merkbuch f. Ausgr., 3. Aufl., S. 34) nicht vorzuliegen, da eben nicht die geringsten Leichenbrandeinschlüsse vorhanden sind.

Aus der Menge des Leichenbrandes war es mir nicht möglich, auf eine bestimmte Zusammengehörigkeit der einzelnen Bestattungen zu schließen, wie das nach der nach Photographie gefertigten Skizze (S. 313) naheliegen könnte. Eine klare Ausnahme bilden XIVa—e. Ob b an a so dicht gleich angelehnt wurde, bleibt zweifelhaft, da der Topf beim Zuwerfen der Grube sich herangeneigt haben kann. Immerhin besteht meines Erachtens hier eine vielleicht sogar gleichzeitige Bestattung einer Mutter und ihres kleinen Kindes.

Hausurnenfund bei Frose in Anhalt.

Von M. König, Zerbst.

(Aus dem Schloßmuseum zu Zerbst).

Mit 6 Abbildungen auf Tafel XXIII und XXIV.

Im Juli des Jahres 1914 wurde bei Planierungsarbeiten auf einem Braunkohlenbruchfeld dicht südlich des Bahnhofes Frose in Anhalt eine größere Zahl von Urnen durch Arbeiter geborgen. Leider war kein fachmännischer Beistand hinzugezogen, so daß wir über die Zugehörigkeit der einzelnen Gefäße zu den verschiedenen Gräbern nichts wissen und über die näheren Fundumstände nur auf Berichte von Zuschauern und auf eine Zeitungsmeldung angewiesen sind. Der letzteren entnehmen wir folgendes. „Die Fundstelle ist ein großer Lehmrücken, der sich 20 m über die „See" (Torfmoor) erhebt. Schwerer Mutterboden von 20—75 cm Mächtigkeit liegt auf. In den Lehm haben die Germanen Löcher gegraben und mit Steinplatten (in der Regel 50 × 40 × 10 cm groß) nach allen Seiten hin ausgelegt. Ein solches Steingrab hat fast ½ m Höhe. In demselben stehen die Urnen; in der Regel neben einer größeren (bis zu 40 cm groß) einige kleinere, die immer nach Osten hin davor gestellt sind. In den größeren findet man Asche und verbrannte Knochenreste, in den kleineren zeitweilig Schmuckstücke, wie Nadeln mit Näpfchenkopf, Ringe in Spiralenform (1 cm Dm.) und ein kleines Zierschild (Tutulus? Der Verf.), alles von Bronze. Die Urnen haben, je weiter nach Westen liegend, immer gefälligere Gestalt und Verzierungen. Die Schlußdeckel der östlichen Urnen sind einfacher als bei den westlichen, deren Deckel entweder einen übergreifenden Rand (winklig geknickt) oder einen besonderen Aufsatzring (Salz? Der Verf.) aufweisen. In einem niedergegangenen Bruchloche wurde ein Stück von einer Hausurne (Gestalt eines altgermanischen Hauses) gefunden." — Wir glauben nicht, diese nur hier in der Zeitungsnotiz erwähnte Hausurne als eine neue in die Literatur einführen zu dürfen, nehmen vielmehr an, daß es die bei Behn [1]) S. 15 als Frose B bezeichnete ist. — Ein Augenzeuge beschreibt ein Einzelgrab folgendermaßen: „Den Boden bildete eine Steinplatte von 80 cm Breite; die Seitenwände waren aus 50 cm hohen Steinplatten hergestellt; als Deckel diente eine Steinplatte von gleichen Maßen, wie sie der Boden aufweist. In diesem mit Erde angefüllten Raume standen zwei Urnen, eine größere mit Knochenresten und Deckel, eine kleinere mit Henkel und mit Erde als Inhalt." Die Steinplatten bestanden aus Rogenstein; Branderde ist nicht festgestellt.

[1]) Behn, Fr., Hausurnen. Bd. 1, Heft 1 der Vorgeschichtl. Forsch. 1924.

Was den Fund besonders wertvoll machte, war die Hebung einer weiteren Hausurne, die unversehrt geborgen wurde. Infolge der Kriegswirren konnte er leider nicht abtransportiert werden und wurde einstweilen in Frose untergestellt. Dort ist die Hausurne durch Darauffallen eines Stückes Holz (nach anderer Lesart durch einen Dachshund) „in tausend Scherben zerbrochen", die als verloren gegangen galten, wie auch noch Behn, S. 41 berichtet. Hinze [1]) konnte indes einige Bruchstücke dieser von ihm als „Frose C" bezeichneten Hausurne kürzlich abbilden. Als nun in diesem Herbst die Urnen des im Jahre 1920 dem Schloßmuseum zu Zerbst überwiesenen Froser Fundes bei einer Neuaufstellung der Sammlung eingereiht werden sollten, wurde auch eine miteingelieferte Kiste mit Scherben durchmustert. Da ergab sich, daß darunter auch die Hausurnenscherben waren, und zwar in so erfreulich großer Zahl, daß sie gemeinsam mit den von Hinze veröffentlichten Resten eine einwandfreie Rekonstruktion der Hausurne „Frose C" ermöglichten.

In derselben Kiste befanden sich noch Bruchstücke eines eisernen Messers, das in den Berichten nicht erwähnt war. Da aber verschiedene Knochenstücke mit Rost durchtränkt sind, ist es als zum Froser Hausurnenfund gehörig zu betrachten. Dieses Eisenmesser (Abb. 1) hat eine noch ganz deutliche rostige Stoffauflage. Sie mag ein Rest von einer Umwicklung sein. Das Messer selbst ist durch Aufblähungen stark entstellt. Die angeführten Bronzebeigaben sind nicht mehr vorhanden. Dagegen konnten elf Gefäße (Abb. 2) und zwölf Deckel (Abb. 3) wieder einigermaßen hergestellt werden. Sie erinnern auffallend an die Begleitgefäße des Hoymer Hausurnenfundes. Auch im Ton und in der Farbe ähneln sie sich. Nur überragen die Froser Urnen die Hoymer an Größe. Auch die Deckel zeigen dieselben Typen wie die Hoymer.

Die Begleitumstände beim Wiederauffinden von „Frose C" sowie die Einsichtnahme in die Akten lassen nunmehr keinen Zweifel mehr zu, daß sie die dritte Schwester zu den beiden von Behn, S. 14 als Frose A und Frose B bezeichneten Hausurnen ist.

Freilich ist es ein ganz anderer Typus (Abb. 4—6). Behn rechnet Frose A und Frose B zu den Zelthütten, und zwar zu den Langzelten. Frose C würde nach Behn ein Rechteckhaus sein. Der Grundriß ist ein Rechteck wie bei der Hausurne von Königsaue (unweit Frose). Aber die Proportionen entsprechen mehr der Pferdekopfurne von Hoym, deren Grundfläche freilich oval ist.

Die genauen Maße werden die Urne noch besser charakterisieren. Die Gesamthöhe beträgt 35 cm, die Gesamtbreite 33 cm. Die Grundfläche ist ein annäherndes Rechteck von 22 × 16 cm; an den Ecken ist sie etwas abgerundet, und die Seiten sind ein wenig nach außen ausgebaucht. Alle vier Wände stehen schräg nach außen, so daß die Seitenwände unter dem Dachrande 20 cm Breite haben, die Vorder- und die Hinterwand je 25 cm. Die aufsteigenden Kanten sind 20 cm lang und etwas abgerundet, und alle vier Wände sind ein wenig bauchig. Der Dachrand ragt 1—2 cm über die Wände vor. Der Firstbalken ist 15 cm lang und befindet sich 14 cm absolut über dem Dachrand. Das Dach selbst ist nicht eckig. Es ähnelt Hoym A (Behn). Ornamente finden sich nicht. Der Firstbalken hat aber zwei nach oben gezogene Enden gehabt (Abb. 4).

Die Türöffnung ist 9 × 9 cm, an den Ecken sehr wenig abgerundet. Die Türleiste tritt 2 cm hervor. Sie ist soweit nach rechts gerückt, daß sie sich

[1]) Hinze, Die anhaltischen Hausurnen. Anhalt. Geschichtsbl. 1925, Heft 1.

ſchon in 1 cm Abſtand von der rechten Hauskante erhebt. Dieſe Verſchiebung der Tür nach rechts findet ſich ja öfters bei den Hausurnen, wahrſcheinlich um im Innern des Hauſes links einen größeren geſchützten Raum zu erhalten (Abb. 5).

Die Türplatte aus Ton (Abb. 6) iſt ein Rechteck von 12 cm Breite und 10½ cm Höhe, an den oberen Ecken etwas abgerundet. Sie iſt eine Kleinigkeit nach außen gewölbt. Um dieſen Türverſchluß zu halten, ſind in der Türleiſte Löcher vorhanden, durch die ein Holz oder eine Bronzeſtange geſteckt wurde.

Die Hausurne ſoll in einer Steinkiſte aus Rogenſteinplatten geſtanden haben; weitere Urnen waren nicht darin. Über den Inhalt war nichts mehr zu erfahren.

Wir haben es alſo bei Groſe C mit einem neuen Typus der Hausurnen zu tun: das Haus iſt im weſentlichen ein Rechteckbau und das Dach iſt kegelförmig mit Firſt.

Die Herkunft des Namens Germanen.

Von Geh. Studienrat Prof. Dr. Knoke.

Schon seit Jahrhunderten streitet man über die Erklärung der Stelle, an der Tacitus sich über das Aufkommen des Namens Germanen ausspricht, und bis in die jüngsten Zeiten hat dieser Streit nicht nachgelassen, derart, daß unsere angesehensten Kenner des Schriftstellers sich dahin äußerten, es sei über die Stelle das letzte Wort noch nicht gesprochen[1]).

Obwohl unter diesen Umständen die Aussichten auf eine Verständigung nicht gerade günstig sind, so kann es der Verfasser doch nicht unterlassen, durch eine nochmalige Prüfung des Gegenstandes den Versuch zu machen, ob nicht gleichwohl eine endliche Lösung der Streitfrage zu erzielen ist.

Bekanntlich äußert Tacitus über die Entstehung des Germanennamens keine eigene Ansicht. Er geht vielmehr mit aller Vorsicht an die Untersuchung heran, indem er mit den Worten: ut in licentia vetustatis die Möglichkeit eines Fehlurteils offen läßt. Gleichwohl dürfen wir — und gerade bei der bekannten Vorsicht des Schriftstellers leuchtet das um so mehr ein — unter den quidam, mit denen er seine Erörterung beginnt, nicht beliebige Leute verstehen, sondern besondere Autoritäten auf dem fraglichen Gebiete, und Norden[2]) ist gewiß im Recht, wenn er unter seinen Gewährsmännern in erster Linie Livius versteht.

Indem sich also Tacitus in dieser Frage des eigenen Urteils begibt, wird seine Ausführung nicht weniger glaubhaft, sondern durch die Berufung auf Geschichtsschreiber, die der behandelten Zeit näher standen, als er selbst, nur noch mehr gestützt. Wir dürfen also, da wir keine gegenteiligen Überlieferungen besitzen, ohne Bedenken die von unserem Autor gegebene Auseinandersetzung unserer Kenntnis zugrunde legen.

Nachdem Tacitus im 2. Kapitel seiner Germania mitgeteilt hatte, daß nach der Ansicht seiner durch quidam bezeichneten Vorgänger die Deutschen ursprünglich mit den Namen der einzelnen Stämme, der Marser, Gambrivier, Sueben und Vandilier, benannt worden seien und dies die wahren und alten Namen seien, fährt er fort:

Ceterum Germaniae vocabulum recens et nuper additum, quoniam qui primi Rhenum transgressi Gallos expulerint ac nunc Tungri, tunc Germani vocati sint: ita nationis nomen, non gentis evaluisse paulatim,

[1]) Andresen mit Berufung auf Wissowa in den Jahresberichten des philologischen Vereins zu Berlin. 1924, S. 141.

[2]) Die germanische Urgeschichte in Tacitus Germania. Berlin-Leipzig 1920, S. 386ff.

ut omnes primum a victore ob metum, mox etiam a se ipsis invento nomine Germani vocarentur.

Hierzu ist zunächst zu bemerken, daß das Wort recens an dieser Stelle nur einen relativen Wert besitzt. Es steht im Gegensatz zu den vorher genannten antiqua nomina. Ebenso wird nuper auch für Ereignisse gebraucht, die weit zurückliegen können. Und wenn beide Ausdrücke auch aus den Berichten der Gewährsmänner in den Text des Tacitus gelangt sein werden, so darf gleichwohl nicht hieraus geschlossen werden, daß sie sich auf für die damalige Zeit naheliegende Ereignisse bezogen haben.

Das Wort additum pflegt man durch „hinzugefügt" zu übersetzen und daran die Folgerung zu knüpfen, daß die Deutschen, die über den Rhein gingen, ursprünglich einen anderen Namen gehabt hätten. Das bedeutet der Ausdruck in diesem Zusammenhange jedoch nicht, vielmehr heißt additum soviel wie „verliehen", „gegeben". So heißt Hist. I, 62,10[1]) und Agr. 25,16 metum addere = Furcht einflößen; ebenso Hist. II, 31,4 und V, 22,9 addere terrorem; Hist. I, 76,1 und III, 9,26 fiduciam addere = Vertrauen erwecken; II, 55,9 addere laudes = Lob erteilen; III, 6,3 gloriam addere = Ruhm verleihen; IV, 23,5 laborem addere = Arbeit verwenden; 33,18 addere animos = Mut machen; endlich I, 62,11 nomen addere = einen Namen geben.

Hinter Tungri ist vocentur oder vocantur zu ergänzen. Vocati sint kann bedeuten, daß die Deutschen bereits bei ihrem Übergange über den Rhein den Namen Germanen mitgebracht haben, wenn auch gegen die Meinung, daß sie ihn erst nachher erhielten, grammatisch nichts eingewandt werden kann. Keineswegs aber ist es gestattet, aus nuper additum ein späteres Aufkommen des Germanennamens schlechthin zu folgern, da sich diese Worte nicht auf die Deutschen, die zuerst über den Rhein gingen, beziehen, sondern, wie der mit Absicht gebrauchte Ausdruck Germaniae beweist, für Deutschland überhaupt Geltung haben sollten, und nur für dieses, nicht aber für jene wird in der Mitteilung des Tacitus der Name als neu bezeichnet. Natio bedeutet, wie sonst, den Stamm, gens dagegen das gesamte Volk. Evaluisse hat die Bedeutung: „sei erstarkt", sei „durchgedrungen". Ita weist nicht auf das nachfolgende ut hin, sondern erledigt sich mit dem Rückblick auf den vorausgehenden Satz; es heißt daher: „unter diesen Umständen", während ut eine erläuternde Bemerkung zu dem vorhergehenden Satze einleitet in der Bedeutung: „der Art, daß".

Diese Bemerkungen dürften ohne weiteres gelten gelassen werden oder doch den Sinn des Ganzen nicht in Frage stellen. Die Schwierigkeit entsteht erst mit den Worten: ut omnes primum a victore ob metum, mox etiam a se ipsis invento nomine Germani vocarentur.

Wer diese Worte sich genau ansieht, bemerkt sofort, daß nicht nur der Stellung, sondern auch dem Sinne nach das Ganze durch omnes Germani vocarentur umfaßt wird. Omnes kann dabei nur heißen: alle Deutschen im Gegensatz zu der vorher erwähnten natio. Es deckt sich also mit gens. Da der Ausdruck aber für beide Sätze gilt, so kann, rein grammatisch angesehen, auch a se ipsis nur auf omnes sich beziehen.

Was übrig bleibt nach Ausschluß der Worte ut omnes Germani vocarentur bildet zwei Sätze, die vollständig gegeneinander parallel gestellt sind in der Weise, daß dem primum die Konjunktion mox, dem a victore die Worte etiam a se ipsis und dem ob metum der Ausdruck invento nomine entspricht.

[1]) Die Paragraphen sind nach der Halmschen Textausgabe angegeben.

Es geht also nicht an, die Präposition a das eine Mal so und das andere Mal wieder anders zu übersetzen, und das um so weniger, als das Wort etiam erkennen läßt, daß der zweite Gedanke nur die Fortsetzung des ersten ist. Wollten wir aber, wie das wohl geschehen ist, versuchen, a se ipsis in dem Sinne zu erklären, die Gesamtheit der Deutschen (omnes) hätte sich nach sich selbst Germanen genannt, so würde man sich bald überzeugen, daß das einen Widersinn gäbe. Folglich kann a se ipsis nur heißen: von sich selbst, d. h. die Gesamtheit der Deutschen nahm von sich selbst oder aus eigenen Stücken den Namen der Germanen auf. Einfacher wäre es ja gewesen, der Schriftsteller hätte gesagt: ut omnes.... se ipsi Germanos vocarent. Er wählte jedoch die passive Konstruktion in Rücksicht auf a victore, ein Beweis, daß der Parallelismus der Sätze fest ins Auge gefaßt werden muß.

Heißt nun aber a se ipsis = „von sich selbst", so erfordert dieser Parallelismus der Sätze, daß auch a victore übersetzt werden muß: „von dem Sieger".

Zugleich erkennt man, daß beide Ausdrücke in einem angemessenen Gegensatze zueinander stehen, insofern der Sieger hier nur die in Frankreich eingedrungenen und als Tungri benannten Deutschen bezeichnet, während mit dem entgegengesetzten Ausdruck die Gesamtheit aller Deutschen, also auch die rechtsrheinischen Volksgenossen gemeint sind.

Ist dies der Fall, so kann ob metum nicht heißen: „aus Furcht", „weil sie Furcht hatten". Das würde man von den Siegern doch nicht sagen dürfen. Die Worte können vielmehr nur bedeuten: „um Furcht zu erregen".

Dem entspricht denn auch der sonstige Gebrauch der Präposition ob bei Tacitus. Denn wenn diese auch gewöhnlich ein kausales Verhältnis bezeichnet, so finden sich bei ihm doch auch genug Fälle, in denen die finale Bedeutung vorliegt, so daß eine solche auch an unserer Stelle angenommen werden darf. So lesen wir Ann. I, 3,27: ob praemium = um einen Vorteil zu erlangen, sowie 58,15 = um eine Belohnung zu erhalten; 20,2: ob itinera = um Wege herzustellen; 79,1: ob moderandas Tiberis exundationes = um das Austreten des Tiber einzuschränken; III, 27,7: ob prava = um Schlechtigkeiten zu begehen; auch XIV, 14,18: ob delicta; XII, 39,6: ob praedam = um Beute zu machen; ebenso Hist. I, 63,4 und III, 30,6; Germ. 5,13: ob usum commerciorum = zu Handelszwecken.

Im Grunde kommen übrigens beiderlei Bedeutungen von ob auf dasselbe hinaus. Denn dieses Wort heißt eigentlich: „da (der handelnden Person) der Gedanke oder das Gefühl vorschwebte", was also je nach den Umständen in dem einen oder anderen Sinne verstanden werden konnte. Es ist daher einerlei, ob man beispielsweise ob praedam übersetzt: „um Beute zu machen" oder: „der Beute wegen". Nur muß man, wenn man den Ausdruck kausal faßt, ihn nicht auf ein vergangenes oder gegenwärtiges, sondern auf ein zukünftiges Verhältnis beziehen.

Wie wenig auch Tacitus einen Unterschied zwischen der kausalen und finalen Bedeutung macht, ersieht man aus der Zusammenstellung: ob iram ob praedam in Ann. XII, 39,6, wo das eine Mal ob in der ersten, das andere Mal in der zweiten Bedeutung steht. Ebenso kommen Ann. I, 3,26 f. in demselben Satze vor: ob amissum cum Quintilio Varo exercitum und dignum ob praemium.

Was aber metus betrifft, so wird das Wort bei Tacitus sehr oft im Sinne einer von außen beigebrachten oder angedrohten Furcht

gebraucht. So Ann. III, 26,5: nihil per metum vetabantur; IV, 2,4: ut.... in ceteros metus oreretur; 59,6: hinc metus in omnes; XI, 8,7: unde metus in ceteros; 20,3: metus ex imperatore; XII, 17,6: metus ceteris iniectus; XIII, 56,14: pari metu exterriti; XIV, 44,14: conluviem istam non nisi metu coercueris; XV, 27,15: validos invalidosque pari metu complet; 54,20: metum intentabat; XVI, 15,5: metum Neroni fecerat; Hist. I, 62,10: ut.... spem metumve adderet; II, 42,7: metum proditionis fecere; 66,14: ni.... metum Batavis fecissent; III, 79,9: hostibus metum fecerant; Agr. 25,16: metum.... addiderant.

Es kann daher auch an unserer Stelle ob metum in dem ursprünglich kausalen Sinne von ob metum in ceteros oder in Gallos verstanden werden, was dann eben auf die Bedeutung: „um Furcht zu erregen" hinausläuft.

Ja, wenn Ann. III, 26,5 Tacitus sagt: ubi nihil contra morem cuperent, nihil per metum vetabantur, d. h. „es wurde ihnen nichts durch Bedrohung oder Erregung von Furcht verboten", so liegt per metum dem ob metum so nahe, daß man dem Schriftsteller zutrauen darf, er habe im letzteren Falle metus in demselben Sinne wie im ersteren verstanden.

Gleichwohl beruft man sich gegnerischerseits darauf, es komme bei Tacitus ob metum nur in kausalem Sinne vor, so Ann. I, 1,12—68,8 — III, 40,7 — V, 6,2 — XII, 51,3 — XV, 73,4 — Hist. II, 49,18 und 65,12, wogegen diese Verbindung in finaler Bedeutung bei ihm nicht nachweisbar sei.

Von diesen Beispielen hat indessen zunächst V, 6,2 auszuscheiden, weil die Stelle, an der ob metum steht, lückenhaft ist und es darum an einer Erklärung dafür fehlt, wie die Worte zu verstehen sind.

Aber auch auf XII, 51,3 kann man sich nicht berufen. Hier heißt es nämlich von der Gattin des Radamistus: coniunx gravida primam utcunque fugam ob metum hostilem et mariti caritatem toleravit. Daß wir aber hostilis hier im Sinne eines objektiven Genitivs zu verstehen haben, ist nach dem Sprachgebrauch des Tacitus ausgeschlossen[1]). Vielmehr ist das Adjektivum im Sinne eines subjektiven Genitivs zu fassen und metus hostilis als die Furcht zu erklären, die bei der Gattin durch die Feinde veranlaßt war. Daß Tacitus ob metum überall in der Bedeutung: „aus Furcht" gebraucht habe, ist also doch keineswegs erwiesen. Gewiß steht auch an der behandelten Stelle ob kausal. Aber die Furcht ist nicht die eigene, sondern entsprechend dem, was vorhin über den Gebrauch von metus gesagt wurde, eine solche, die von einer fremden Person erregt wurde.

Nun wird gegnerischerseits die Meinung verfochten, a victore bedeute gar nicht „von dem Sieger", sondern „nach dem Sieger", und man wird nicht müde, aus anderen Schriften Beispiele für diesen Gebrauch aufzulesen. Daß jedoch die hier gewollte Bedeutung den Parallelis-

[1]) Man übersetzt Ann. XIV, 60,5 servilis amor durch „Liebe zu einem Sklaven". Diese Übersetzung ist falsch. Denn Eucärus war gar kein Sklav. Sonst würde er gefoltert worden sein, und in servo 62,3 bezieht sich nicht auf ihn, sondern auf den Denunzianten. Der Ausdruck heißt vielmehr: „gemeine Liebe", wie XV, 54, 16 servilis animus und Hist. II, 92, 17 servile ingenium: „gemeine Gesinnung". Entsprechend dem wiederholten Vorkommen von metum facere heißt auch Ann. VI, 29,4: mortes metus carnificis faciebat nicht: „Die Furcht vor dem Henker veranlaßte die Selbstmorde", sondern „die Furcht, die er erweckte" (= metus ex carnifice). Ebenso heißt Ann. II, 44,6: vacui externo metu nicht: „frei von Furcht vor auswärtigen Mächten", sondern „frei von Furcht, die auswärtige Mächte hätten erwecken können", was allein den Ausführungen Marbods 46,8 ff. entspricht.

mus der beiden behandelten Sätze aufheben würde, ist bereits an einer früheren Stelle nachgewiesen worden.

Aber nehmen wir einmal an, es hieße „nach dem Sieger", so würde zu dem Satze: ut omnes a victore Germani vocarentur die handelnde Person fehlen. Allerdings weiß man sich dort zu helfen und fügt stillschweigend in den Satz a Gallis ein. Daß eine solche Einschiebung freilich ihre Bedenken hat, ist auch der Gegenseite nicht unbewußt geblieben. Man hat daher a victo für a victore setzen wollen, eine Änderung, die allerdings den Vorteil hatte, daß nun die Präposition a wieder zu ihrem Rechte kam und der Parallelismus mit a se ipsis hergestellt wurde. Doch abgesehen davon, daß die Textesänderung doch eigentlich nur die Verlegenheit verrät, in der man sich befand, ist sie auch sprachlich nicht gerechtfertigt. Tacitus würde vielmehr entsprechend Hist. V, 16,9 und sonst a victo hoste oder a victis, wie Hist. III, 84,12 und vielen anderen Stellen geschrieben haben. Läßt man aber den Gedanken a Gallis stehen, dann schwebt wieder a victore in der Luft, weil es nunmehr in dem folgenden parallelen Satze sein Gegenstück nicht findet.

Es geht aber auch nicht an, sich vorzustellen, die gesamten Deutschen hätten nur in der ersten Zeit (primum) nach dem Sieger ihren Namen bekommen; denn wenn das überhaupt der Fall war, dann müßte doch auch für die Folgezeit diese Ableitung des Namens zu Recht bestanden oder fortgelebt haben.

Wichtiger ist, daß bei der gegnerischen Auffassung die Bedeutung ob metum zu einer neuen Unmöglichkeit führen würde. Offenbar haben nämlich die Untersuchungen auf der Gegenseite vielfach zu einer Verwechslung der Begriffe geführt. Man hat des Langen und Breiten nachzuweisen gesucht, daß die Gallier Furcht vor den Deutschen gehabt hätten, eine Tatsache, an der ja allerdings nicht zu zweifeln ist. Daraus, so sagt man, erkläre sich die Bemerkung ob metum. Ja, man hat behauptet, in dem Namen Germanen liege an sich schon etwas Schreckenerregendes, was dann auch natürlich von Anfang an sich bei den Galliern geltend machen mußte, während Tacitus den Ausdruck doch nur für die spätere Zeit zugesteht, und lange Zeit haben die Erklärungen des Namens als der von „tobenden Kriegern" oder von „Rufern im Streit" einer gewissen Beliebtheit sich erfreut.

Aber die Frage, ob die Gallier vor den Deutschen Furcht gehabt haben oder nicht, steht bei der Erklärung unseres Streitfalles gar nicht zur Erörterung, sondern lediglich die Frage, wie es möglich gewesen sein soll, daß die Gallier aus Furcht die Übertragung des längst vorhandenen Namens der Germanen auf die Gesamtheit des Volkes, auf die omnes, vornahmen. Diesen Nachweis zu erbringen, konnte jedoch auf der Gegenseite nicht gelingen.

Eine weitere Ungereimtheit ergibt sich aus folgender Betrachtung. Wie bereits erwähnt wurde, entsprechen sich die Ausdrücke primum und mox. Sie kommen mehrfach (neunmal) miteinander vor, wenn der Schriftsteller sagen will: „zuerst geschah dies und später das". Hieße nun primum a victore, Worte, die doch eng zusammengehören: „zuerst nach dem Sieger", so würde man erwarten müssen, daß mit mox die entsprechende Bemerkung folgte: „später jedoch nach etwas anderem". Eine solche Bemerkung fehlt aber an der zweiten Stelle, da, wie ausgeführt wurde, a se ipsis dem a victore nicht entsprechen würde.

An allen diesen Widersprüchen scheitert bereits die gegnerische Erklärung. Nun wird aber diese erst recht hinfällig durch den Umstand, daß

Tacitus die Präposition a in dem gewollten Sinne überhaupt nicht verwendet, sondern überall, wo er sagt, daß etwas nach einer Sache oder Person genannt oder beurteilt werde, bedient er sich der Präposition ex oder e. So

1. Ann. II, 56,13: illi vocabulum indiderunt ex nomine urbis.

2. IV, 65,8, unde Tuscum vicum e vocabulo advenarum dictum.

3. XII, 27,3: Agrippina.... in oppidum Ubiorum.... veteranos coloniamque deduci impetrat, cui nomen inditum e vocabulo ipsius.

4. Hist. V, 2, 15: Solymos.... conditae urbi Hierosolyma nomen e suo fecisse.

5. Germ. 2, 12: Manno tris filios adsignant, e quorum nominibus proximi Oceano Ingaevones.... vocentur.

6. Germ. 7, 1: reges ex nobilitate, duces ex virtute sumunt.

7. Agr. 40, 10: sive verum istud, sive ex ingenio principis fictum ac compositum est.

8. Auch mit einem Eigennamen verbindet sich in derselben Weise die Präposition ex. So Ann. XII, 49, 10: ne ceteri quoque ex Paeligno (nach Pälignus) coniectarentur.

9. Endlich Ann. IV, 55, 20: ducum e nominibus indita vocabula illis per Asiam, his in Italia.

Was die Präposition a in solchen Sätzen bedeutet, ersieht man aus einem Beispiele, das um so lehrreicher ist, als der Satz, in dem sie sich befindet, sich unmittelbar an den eben genannten anschließt. Es heißt hier nämlich: auctamque adhuc Lydorum opulentiam missis in Graeciam [1]) populis cui mox a Pelope nomen. Diese Mitteilung ist nämlich aus Thukydides I, 9 entnommen, wo es heißt: *λέγουσι δὲ καὶ οἱ τὰ σαφέστατα Πελοποννησίων μνήμῃ παρὰ τῶν πρότερον δεδεγμένοι Πέλοπά τε πρῶτον πλήθει χρημάτων, ἃ ἦλθεν ἐκ τῆς Ἀσίας ἔχων ἐς ἀνθρώπους ἀπόρους, δύναμιν περιποιησάμενον τὴν ἐπωνυμίαν τῆς χώρας ἐπηλύτην ὄντα ὅμως σχεῖν* (= erteilt habe). Das ergibt sich schon aus der Zusammenstellung von auctam opulentiam mit *πλήθει χρημάτων δύναμιν περιποιησάμενον*. Ja man könnte meinen, daß Tacitus seinen Gewährsmann falsch verstanden habe, da dieser sagt, daß Pelops im Besitz seiner Reichtümer, die ihm Macht verliehen, aus Asien nach Griechenland gekommen sei, während es so aussieht, als ob nach Tacitus die Lyder erst durch die Entsendung von Mannschaften dorthin zu machtvollem Wohlstande gekommen seien. Doch löst sich dieser Widerspruch auf, wenn wir die Worte missis in Graeciam populis nicht als eine vorausgehende, sondern fortgesetzte Handlung verstehen, ein Gebrauch des abl. abs., der auch sonst mehrfach bei Tacitus vorkommt, wie denn auch hier zu übersetzen ist: „so daß sie Mannschaften nach Griechenland entsenden konnten". Ebenso heißt es bei Tacitus, Ann. I, 65, 9: missae in latera legiones ... locum deseruere, capto propere campo umentia ultra (= und besetzten); XII, 17, 13: navium quasdam ... circumvenere barbari, praefecto cohortis et plerisque auxiliarium interfectis (= infolgedessen sie ... töteten); XII, 15, 9 externas et ipsi gratias quaesivere missis legatis ad Eunonen (= und schickten). Es heißt also a Pelope an der behandelten Stelle nicht etwa nach, sondern von Pelops.

[1]) Wenn man die Lesart Graeciam angezweifelt hat, so tut das hier nichts zur Sache. Achaiam konnte Tacitus für die damalige Zeit wohl kaum sagen. Ich verstehe Graeciam im Sinne von eam Graeciam, d. h. denjenigen Teil Griechenlands, der durch cui... seine Beschränkung findet.

Nach Feststellung dieser Tatsache ergibt sich auch das Verständnis von Ann. IV, 65, 2: mox Caelium appellitatum a Caele Vibenna, qui dux gentis Etruscae, cum auxilium portavisset, sedem eam acceperat a Tarquinio Prisco. Wie aus der Rede des Kaisers Claudius über das ius honorum der Gallier[1]) hervorgeht, gab es nämlich über das genannte Ereignis verschiedene Überlieferungen. In dieser Rede heißt es nun: Servius Tullius, Caeli quondam Vivennae sodalis fidelissimus omnisque eius casus comes ... montem Caelium occupavit et a duce suo Caelio (d. h. nach Cälius) ita appellitavit. Vergleicht man die beiden Berichte mit einander, so fällt es auf, daß bei Tacitus von Servius Tullius überhaupt nicht die Rede ist. Weder verleiht er dem Berge den Namen, noch hat er ihn besetzt. Statt seiner hat vielmehr Cäles Vibenna selbst den Berg von Tarquinius Priscus erhalten; es ist deswegen anzunehmen, daß Tacitus ihn auch als Namenverleiher bezeichnen wollte und demnach die Präposition a auch hier in der Bedeutung von gebraucht ist.

Tacitus hat also die Präposition ex überall verwandt, wenn er etwas nach einem Gegenstande bezeichnen wollte; die Präposition a hat dagegen in solchen Verbindungen nur die Bedeutung „von". — Wird diese Regel auf unsere Stelle angewandt, so ergibt sich eine völlige Harmonie der behandelten Sätze. Primum a victore = „zuerst von dem Sieger" findet sein Gegenstück in mox etiam a se ipsis. Daß die siegreichen Deutschen aber ihren Namen auf die Gesamtheit (omnes) übertrugen, um damit Furcht bei ihren Feinden zu erregen, ist durchaus verständlich bei der Vorstellung, daß sie diese am meisten schrecken konnten, wenn sie darauf hinwiesen, daß sie nur ein Teil ihres Volkes seien und hinter ihnen die große Masse ihrer Landsleute stehe, die ebenso wie sie jeden Augenblick über den Rhein gelangen könnten[2]).

Es findet aber auch ob metum im zweiten Satze sein Gegenstück. Freilich pflegt man die Worte invento nomine eng an Germani vocarentur anzuschließen und zu übersetzen: „mit dem überkommenen Namen" oder ähnlich. Da aber die Worte Germani vocarentur sich auf den ganzen Satz beziehen, so müßte der Ausdruck invento nomine so gut wie jene auch den Deutschen, die über den Rhein kamen, zugehören, von denen, oder, wie die Gegner sagen, nach denen alle benannt wurden. Es müßte der in invento nomine genannte Name also auch für diese überkommen sein. Er wurde aber bereits von ihnen oder nach ihnen geprägt. Folglich kann sich invento nomine im Gegensatz zu ihnen nur auf die mit a se ipsis bezeichneten Deutschen beziehen, und wir müssen das Verhältnis so verstehen, daß auch diese die Bezeichnung Germanen sich zu eigen machten, nachdem einmal dieser Name sich ihnen dargeboten hatte. So ergibt sich der Gegensatz, daß die in Gallien eingedrungenen Deutschen den Namen Germanen auf die Gesamtheit übertrugen, um ihre Feinde damit zu schrecken, daß aber die übrigen Deutschen ohne einen solchen Beweggrund diese Benennung annahmen, nachdem einmal der Name aufgekommen war.

Die berühmte Stelle ist demnach folgendermaßen zu übersetzen:

Übrigens sei der Name Germanien neueren Ursprungs und erst unlängst dem Lande beigelegt, da ja nur die, welche zuerst über den Rhein gingen

[1]) Mitgeteilt im Kommentar der Annalen des Tacitus von Nipperdey-Andresen.

[2]) So fürchten auch nach Caes. b. G. I, 31, 11 die gallischen Fürsten: Futurum esse paucis annis, ut omnes ex Galliae finibus pellerentur atque omnes Germani Rhenum transirent.

und die Gallier vertrieben, die heutigen Tungern, damals Germanen geheißen hätten. So sei nur der Name eines Stammes und nicht eines Volkes allmählich durchgedrungen, jedoch der Art, daß sie alle zuerst von dem Sieger, um Furcht zu erregen, später auch von sich selbst, nachdem diese einmal den Namen vorgefunden hätten, Germanen genannt worden seien.

Aus der gegebenen Darlegung läßt sich ersehen, daß der Name Germanen, weil er von deutschen Stämmen in Umlauf gesetzt wurde, nicht aus der keltischen, sondern nur aus der deutschen Sprache hergeleitet werden darf. Das ist bereits von anderen Seiten nachgewiesen und neuerdings von Kossinna verteidigt worden[1]). Nach diesem Forscher ist das Wort Germanen aus einer Zusammensetzung von ga mit erman entstanden; erman aber, das wir in der bekannten Irminsul wiedererkennen, bedeutet „hoch" „erhaben". Kossinna macht ferner geltend, daß die Vorsilbe ga, unser ge, in Zusammensetzungen häufig, wie hier, den Vokal eingebüßt hat.

Wenn indessen, wie er annimmt, bereits erman auch die Bedeutung „allgemein", „gesamt" enthält, so würde die Vorsilbe ga überflüssig sein bei der Annahme, daß ga — erman als diese „Gesamten" verstanden werden soll. Vielmehr will es mir scheinen, daß die Bedeutung „gesamt" erst durch die Verbindung mit ga gewonnen wird. Vielleicht liegt hier überhaupt ein Mißverständnis vor. Die Bedeutung „gesamt", „allgemein" scheint mir aus einer Übersetzung hervorzugehen, die Rudolf von Fulda der von Karl d. Gr. zerstörten Irminsul gegeben hat, indem er sie als die universalis columna erklärt, was Zeuß als richtig bezeichnet. Hierbei ist das Wort universalis offenbar von universus = „allgemein" abgeleitet. Der Zusatz Rudolfs von Fulda: quasi sustinens omnia beweist aber, daß diese Ableitung nicht zutreffend ist; vielmehr ist dem universalis das Wort universum = „Weltall" zugrunde zu legen. Mit jener Bezeichnung sollte also nicht sowohl der Begriff des Allgemeinen als des Erhabenen, Mächtigen ausgedrückt werden, eines Gegenstandes so hoch und gewaltig, daß er den Himmel zu stützen schien, wie man einst vom Atlas sagte, daß er die Himmelskugel trage.

Die Germanen bezeichneten sich also — ähnlich wie die Arier Vorderasiens sich die Tüchtigen nannten — mit erman als die Erhabenen, mit ga-erman aber als das Volk der Erhabenen, d. i. als ein Herrenvolk im Gegensatz zu den unterworfenen und in ihren Augen minderwertigen Galliern.

[1]) Mannus, XIV, S. 121.

Tierköpfe mit tierverzierten Feldern in Oseberg und Wendel.

Eine stilgeschichtliche Untersuchung.

Von Dr. Wolfgang Schultz.

Mit 27 Abbildungen im Texte und auf 8 Tafeln.

Jetzt liegt auch der dritte Band des großen Werkes über den im Jahre 1903 zu Tage getretenen Fund von Oseberg im Fjorde von Oslo (Kristiania) in der für Deutschland bestimmten Ausgabe aus der Feder von Haakon Schetelig vor [1]). Es ist ein gewaltiges Stück fleißiger und sorgfältiger Arbeit, das die norwegischen Forscher an dem Osebergfunde schon geleistet haben, und viel bleibt noch, besonders was die Gewebe betrifft, in — hoffentlich naher — Zukunft zu leisten. Aber schon die künstlerischen Werte, die in dem Schnitzwerke liegen, und die uns Schetelig in ausgezeichneten Erläuterungen erschließt, sind unerwartet reiche und hohe.

Die prunkliebenden Könige aus dem Ynglingen-Geschlechte haben in ihren Sitzen in Westfold offenbar eine ganze Schule schöpferischer Schnitzer beschäftigt; Schetelig spricht daher von der Westfold-Schule. Im Osebergschiffe ist uns eine glänzende Reihe ihrer Werke vom Beginne bis knapp zur Mitte des 9. Jahrhunderts erhalten geblieben, dank der Kunstliebe der in dem Schiffe bestatteten Königin Asa, deren Name vermutlich noch in dem von Oseberg nachklingt und in der wir nach A. W. Bröggers ansprechender Annahme die Mutter Halfdan des Schwarzen zu sehen haben [2]). Schetelig bemüht sich nun in großenteils recht überzeugender Weise und mit sorgfältiger Rücksicht auf die Feinheiten der handwerklichen Ausführung, die Schnitzwerke einzelnen Meistern („Akademiker", „Barockmeister" usw.) zuzuweisen und versucht auch, Stile und Stilrichtungen heraus zu stellen. Mit Recht betont er die Grund legende Bedeutung des Fundes für die nordische Altertumskunde, und insbesondere für die Geschichte der Holzschnitzerei im Norden. Diesen Reichtum und diese Höhe der Zierkunst, die hier zu großen Raum- und Flächenwirkungen sich steigert, konnte man vorher aus den Metallsachen nicht einmal ahnen; die spätere Stilentwicklung wird durch diesen Fund überhaupt erst faßbar.

---

[1]) Osebergfundet utgit av den Norske Stat under redaction av A. W. Brøgger, Hj. Falk, Haakon Schetelig, mit einem deutschen Auszug. Bd. 1 (Kristiania 1917), 426 S., 163 Abb., 27 Tafeln; Bd. III (Kristiania 1920 — aber erst 1925 ausgegeben), 448 S., 344 Abbildungen, 14 Tafeln. Im Folgenden wird dieses Werk mit Os. I und Os. III angeführt. Die ganze Veröffentlichung ist auf 5 Bände berechnet, Band II noch nicht erschienen.

[2]) Os. III, 448. Man vgl. in Snorris Königsbuche I, 74—76 und 81 (übertragen von F. Niedner, Jena 1922; Thule-Sammlung II, 14).

Er vermittelt zwischen den ältesten Stabkirchen[1]) und dem jüngeren Wikingerstile einerseits und dem jüngeren Wendelstile (Salins Stil III) andererseits und fügt sich wuchsrecht in die Geschichte der nordischen Kunst und in ihre weit zurück reichenden Überlieferungen ein[2]). Sheteligs Darlegungen über diese Zusammenhänge, die zum ersten Male auf die vorbildliche Bedeutung der Holzschnitzerei für die Metallsachen in diesem Zeitabschnitte hinweisen können, sind reichhaltig, vorsichtig und doch weiter ausholend. In ihrem Mittelpunkte steht der Versuch, einen Einfluß karolingischer Renaissance auf die nordische Barbarenkunst nachzuweisen und zu zeigen, daß der jüngere Osebergstil diesem Einflusse zu verdanken sei.

„Die spezifisch-germanische Ornamentik nimmt ihren Anfang im 5. Jahrhundert in engem Anschluß an römisches Kunsthandwerk" (S. 410). Dazu mußte dieses aber in der Provinzialkunst erst auf ein Niveau herab sinken, das sich der Volkskunst näherte und den Germanen erreichbar war (S. 411). Hieraus entwickelt sich der ältere Wendelstil, indem noch das ebenfalls von den Römern entlehnte Bandgeflecht hinzu tritt (S. 413). Der jüngere Wendelstil ist von klassischer Pflanzenornamentik (Akanthus, Weinlaub) beeinflußt (S. 414). Die Westfoldschule, d. h. die Meister des Osebergschiffes, haben nun „verschiedene Elemente aufgenommen, die aus gleichzeitiger christlicher Kunst entlehnt sind, Medaillons und Leistenwerk, karolingische Löwen, geometrische Borten und Rudimente von Blattformen, und diese verschiedenen Züge leiten eine neue Periode in der Stilgeschichte des Nordens ein" (S. 416). Aber der Nachweis ist dadurch erschwert, daß Steinskulpturen, illuminierte Manuskripte und Metallsachen sich nicht unmittelbar mit dem Holzschnitzwerke des Nordens vergleichen lassen, und europäische Holzschnitzerei aus jener Zeit nicht erhalten ist; so werden zum Ersatze Elfenbeinschnitzereien heran gezogen (S. 417).

Es ist natürlich nicht möglich, mit diesen wenigen, heraus gestellten Sätzen Sheteligs sorgfältig abgewogenen und in sich ausgeglichenen Gedankengang erschöpfend wieder zu geben; aber die Richtung, in der er sich bewegt, wird doch deutlich sein[3]). Da nach T. J. Arne eine merkbare Verbindung über Rußland mit Byzanz erst im 10. Jahrhunderte zu Stande kömmt (S. 419), sucht Shetelig die mit dem Westen und dem fränkischen Reiche, die vor allem durch Münzen[4]) schon um die Zeit um 800 nachgewiesen ist (S. 417).

[1]) Eine beachtenswerte Nachwirkung der Tierkopfpfosten von Oseberg mit ihrer später (S. 355) noch eingehend zu besprechenden Kreiseinteilung an den Hälsen in der Kunst der Stabkirchen sei hier nachgetragen. Dietrichson, Stavkirker, S. 279, Abb. 152 gibt eine Planke aus der Kirche von Torpe wieder, die den in zwei Kreisreihen gegliederten Hals oder Leib eines Tierkopfes darstellt. Die Kreise sind nur mehr mit Palmetten gefüllt und der Tierkopf ist als Drache aufgefaßt, der einen Menschen im Maule hält, der aus dem Rachen heraus das Tier mit dem Schwerte durchsticht (Sigfrid). Da Shetelig die tierkopfgestaltigen Brett-Enden von Oseberg bis auf die Drachenköpfe an den Dächern der Stabkirchen hinab verfolgt hat, dürfte diese Ergänzung nicht unangebracht sein.

[2]) Nils Åberg, Förhistorisk Nordisk Ornamentik, Upsala 1925 (154 S., 249 Abb.), verwertet bereits Sheteligs Ergebnisse in seiner Gesamtdarstellung.

[3]) Man vgl. auch A. Riegl, Die spätrömische Kunstindustrie, Teil II (bearbeitet von E. H. Zimmermann), Wien 1923. Kritik an diesem Werke übt J. Strzygowski, Das Erwachen der Nordforschung in der Kunstgeschichte, Acta Academiae Aboensis, Humaniora IV 6 (Åbo 1923) S. 5f. u. 15—17. Ebd. S. 6—15 beschäftigt sich Strzygowski mit dem Buche von Adama van Scheltema, Altnordische Kunst, Berlin 1923. Darüber vgl. auch O. Menghin, S. 652ff. der Neuauflage von M. Hoernes, Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa, Wien 1925.

[4]) Umgekehrt betont J. Strzygowski, Das Osebergschiff und die Holzkunst der Wikingerzeit, Belvedere 7 (April 1925), S. 90 die „Unzahl von Silbermünzen ostmohammedanischer Dynastien aus dem 8. bis 10. Jahrhundert, die aus Iran stammend, im ganzen

Allein, was kennen wir denn schon von dem osteuropäischen und innerasiatischen frühgeschichtlichen und vorgeschichtlichen Stoffe und seinen Schichtungen[1])? Wenn man Josef Strzygowskis überaus anregendes Werk über Altai-Iran[2]) gelesen hat, wird man wohl kaum umhin können, das Gitterwerk am Kasten von Gustaffons Schlitten (Os. III, 176, Abb. 168) mit ganz nahe verwandten Zierstücken an dem Mimbar von Kairuan (stammt aus Bagdad, 9. Jahrh. nach Chr., Altai-Iran, Taf. X) zu vergleichen. Strzygowski sieht in dem Mimbar gewiß mit Recht eine Nachwirkung sakisch-persischer Kunst, und wenn es auch um ältere Verbindungen der Nordleute mit dem Südosten, die doch auch recht alte sein könnten, vorläufig noch dürftig bestellt ist, so könnte es doch leicht sein, daß solch starke Anklänge in den Zierbedürfnissen und Zierabsichten uns wichtige Spuren von ihnen verraten. Ist man erst auf solche Gedanken gekommen, dann fällt es einem auch viel schwerer, ein Gitterwerk aus Ravenna wie das von Schetelig Os. III, 270, Abb. 278 abgebildete, das den Formgedanken am Kasten von Scheteligs Schlitten (Os. III, 94, Abb. 83) freilich nur recht entfernt entspricht, als ausschlaggebenden und zur Antike zurück leitenden Vergleich gelten zu lassen. Strzygowski hat vielmehr die mehrflächigen Sterne an der Holztüre der Moschee von Agra in Awghanistan (Ende des 10. Jahrh., Altai-Iran S. 207, Abb. 173) verglichen; sie liegen dem Formgedanken nach mindestens eben so nahe und sind gewiß aus längerer Kunstüberlieferung erwachsen, die wiederum nach Iran zurück reichen muß. Das Elfenbein von St. Gallen (Os. III, 271, Abb. 279), das in der Westfoldschule in den Schnitzwerken des Barockmeisters nachwirken soll, enthält in dem vom Raubtiere angefallenen Stiere ein gerade in der sakischen („skythischen") Kunst des Ostens verbreitetes und beliebtes, uraltes Motiv, das, wenn es später auch in der byzantinischen Kunst auftritt[3]), in ihr doch gewiß nicht gewachsen ist und auch nicht unbedingt erst durch sie auf den Norden gewirkt haben muß — ja dort wohl leicht schon lang vor der Westfoldschule bekannt gewesen sein könnte (s. u.). Die Auszierung der Löwenleiber durch gestreifte Quadrate (Bastgeflecht?) finden wir auch an den Vogelleibern des Hinterbrettes von Scheteligs Schlitten (Os. III, 171, Abb. 163) oder den Prägeplatten der Wendelhelme (Stolpe och Arne, Graffältet vid Vendel Pl. VI, Abb. 1 und 2).

---

europäischen Norden gefunden werden". Die Münzen werden aber vielfach bloß die entferntesten Kulturbeziehungen andeuten; die mittleren und nächsten, auf die es uns zumeist ankäme, reichen wohl in Länder und zu Völkern, die kein selbständiges Münzwesen hatten.

[1]) Zusammenhänge der älteren Wikingerkunst mit der permischen und südrussischen verfolgte schon Hj. Appelgren-Kivalo, Die Grundzüge des skythisch-permischen Ornamentstiles, Finska Fornminnes föreningens Tidskrift XXVI (Helsinki 1912) 1—20 mit 28 Abb.; Derselbe, Om den s. k. karolingiska stilens ursprung, S. 365—374 (mit 21 Abb.) in Opuscula archaeologica, Oscari Montelio septuagenario dicata, Holmiae 1913.

[2]) J. Strzygowski, Altai-Iran und Völkerwanderung. Leipzig 1917.

[3]) So finde ich es auf einem Relief der kleinen Metropolis (Panagia Gorgopika, 12. Jahrh.; vgl. O. Wulff, Altchristliche und byzantinische Kunst, II Die byzantinische Kunst, Berlin-Neubabelsberg 1918, S. 489) bei H. Holdt, Griechenland, Berlin 1923 (Wasmuth), S. 38. Vgl. S. 120 das byzantinische Löwenrelief von Chalkis. An der Panagia Gorgopika sehen wir auch (Holdt, S. 36) eine nahe „Vorlage" für das Zierwerk am Spann des Osebergschiffes, den ich in meinem Aufsatze über die Kirche Wang in den Schlesischen Monatsheften II (Breslau 1925), 236 im Zusammenhange mit der im Museum von Oslo befindlichen Chorplanke von Wang besprochen habe. Die wirklichen Vorlagen sind in der Richtung zu suchen, die eine in anderem Zusammenhange von Hj. Appelgren-Kivalo Om den s. k. karolingiska stilens ursprung, a. a. O., S. 368, Fig. 7 nach Kondakoff-Tolstoi-Reinach, Antiquités de la Russie méridionale, Paris 1891, S. 387, Fig. 346 abgebildete Durchbrucharbeit (paarige „Drachen" um den Baum) angibt.

Einen freilich ebenfalls noch nicht ins Einzelne ausgeführten, aber auf reicher, unmittelbarer Kenntnis der zugehörigen südrussischen Funde beruhenden Überblick über die skadinawisch-„skythischen" Formbeziehungen hat inzwischen (1922) M. Rostovtzeff[1]) gegeben. Was er S. 191—209 (und entsprechend an zahlreichen anderen Stellen seines Buches) über die Tierzierrate ausführt, ist meines Wissens die erste und einzige Behandlung dieses Gegenstandes unter einem großen weltkulturgeschichtlichen Gesichtspunkte, in der allerdings aber immer noch der Blick auf Alt-Amerika fehlt. Nach seinen überzeugenden Ausführungen ist die germanische Kunst vom 3. und 4. Jahrhunderte an stark vom Osten beeinflußt. Er betrachtet die germanische Tierzier als unmittelbaren Ableger der südrussischen, deren Formen in ihr bloß schematischer, geometrischer werden. In beiden Zier-Stilen herrscht dasselbe Gewirre sonderbarer Tiere, dieselbe Art der Köpfe, Schnäbel und Augen von Greifen oder Raubvögeln, dieselbe Behandlung der Gliedmaßen dieser Tiere, dieselbe Anordnung der Körper mit dem Vorderteile, der in die eine und dem Hinterleibe, der in die andere Richtung gedreht ist. Die Tiere sind nicht solche der nordischen Fauna, es sind nicht Renntiere, Elche oder Hirsche, sondern Löwen, Drachen, Greife, Sphinxe, allerdings oft bis zur Unkenntlichkeit weiter gebildet. In der permischen und südrussischen Kunst, sofern nicht hellenischer Einschlag vorliegt, finden sich die nächsten Gegenstücke. „Ich bin überzeugt, daß man die skandinavische Kunst des 1. Jahrtausends nach Chr. unmöglich verstehen kann ohne vorheriges Studium der Gegenstände im skythischen Tierstile. Auch gab es in der Tat schon Gelehrte, die ihre Aufmerksamkeit den skythischen Denkmälern zugewandt haben, in der Hoffnung, daß sie die skandinavische Kunst aufklären könnten. Aber sie haben diesen Gegenstand nie vollständig untersucht. Sie begnügten sich, einige vereinzelte Denkmäler zu sammeln und zu behandeln und sie mit skandinavischen Werken zu vergleichen. Es tut mir leid, sagen zu müssen, daß sie damit mehr Schaden gestiftet als genützt haben. Wir müssen die vollständigen Reihen vornehmen und sie geschichtlich untersuchen" (S. 207f.). Der Einbruch der Goten in die südrussischen Steppen war nicht das erste Auftreten von Germanen in diesen Gegenden. Die Ausgrabung im Dnjepr-Tale erwies starken germanischen Einfluß zur Zeit des 1. Jahrhunderts nach Chr.; von da an rücken die Germanen stetig nach Süden vor und treten mit der skythisch-sarmatischen Kultur in Berührung. Es ist kein Wunder, daß diese sich ebenso nach Nordwest wie nach Nordost (China) verbreitete (S. 208).

Die eine Folgerung allerdings hat Rostovtzeff noch nicht gezogen, die nach dem Osebergfunde nun doch auch für Südrußland besonders nahe liegt und durch die vorhin im Anschlusse an Strzygowski gegebenen Hinweise auf sakisch-persisches Holzschnitzwerk schon jetzt stark zu unterstützen ist: daß auch in Südrußland die Holzarbeiten eine Rolle gespielt haben dürften, die nach den Goldfunden nicht ohne Weiteres zu erraten war. Das Material, die Technik tragen zur Schichtung der Kunstformen bei. Über südrussische Gewebe scheint nähere Kunde noch zu fehlen; über Wand-Malerei schrieb Rostovtzeff, Ancient decorative wall-painting in South-Russia.

Aber wir werden vielleicht doch gut tun, jetzt nach dem Osebergfunde eher noch mit mehr Unbekannten zu rechnen. Von der Malerei als einer eigenen Kunstform in Westfold und davon, daß sie wahrscheinlich einen etwas

[1]) M. Rostovtzeff, Iranians and Greeks in South Russia, Oxford 1922 Clarendon Press., 260 S., 32 Tafeln, 23 Abb. im Texte. Einige Sätze, die ich aus diesem Werke sogleich anführen werde, gebe ich deutsch wieder.

anderen Formenschatz hatte, ist Os. III, 408f. die Rede. Ebenso sieht man schon jetzt, daß auch die Webekunst der Wikingerzeit ihren eigenen Stil und ihre eigenen Formen besaß, ja daß in ihr bildhafte Darstellungen in einem Ausmaße möglich waren, das uns die Holzschnitzereien und die Metallarbeiten kaum andeuteten[1]). Leider sind die zahlreichen Gewebe des Osebergfundes auch jetzt nach 20 Jahren noch immer nicht veröffentlicht. Die paar Proben, die Hans Dedekam bisher von ihnen gegeben hat[2]), zeigen aber, wie wichtig diese ältesten Bildwebereien aus Europa sind, die uns da durch einen glücklichen Zufall als im Norden völlig heimische Kunst mit nordischem Formenschatze entgegen treten. Wird einmal der ganze Stoff vorliegen, dann wird auch wohl zu beachten sein, inwiefern in den Geweben der Geist und die gesellschaftliche Rolle des Frauenhauses im Gegensatze zu den von Männern gearbeiteten Schnitzwerken und Schmiedewerken zum Ausdrucke kömmt. Schon jetzt scheinen sie nächste Beziehung zum Kulte zu haben und zum Heiligtume, das sie schmücken sollten[3]) und in dem die Frau als Priesterin eine wichtige Stellung eingenommen haben dürfte. Zudem wird allein die andere „Industrie" und der zugehörige Handel einen anderen Strom von Einwirkungen herüber geleitet haben. Einerseits finden wir Seidenborten, die nach Dedekam anglisch-irischen Einfluß verraten, anderseits die Brettchenweberei, bei der wir an den Kaukasus denken[4]), von dem ja übrigens auch die Sage vom gefesselten Riesen herüber gewirkt haben soll[5]). Auch Dedekam rechnet außer mit dem Bestande an heimisch-nordischen Motiven und außer mit den schon erwähnten englisch-irischen Formen, auch mit „orientalischen"[6]). Es ist sehr wahrscheinlich, daß sie sich dereinst, und vielleicht noch überzeugender als beim Schnitzwerke oder den Metallsachen, stärker und wichtiger erweisen werden als die westlich-klassischen. Auch ist kaum anzunehmen, daß die byzantinischen mehr in Frage kommen als die sasanidischen und deren sakische Einschläge und Vorstufen; ebenso ist es nicht wahrscheinlich, daß bloß Einflüsse vorliegen; eher breitere, weiter zurück reichende Kulturgemeinsamkeiten, aus denen sich auch viel von den Randerscheinungen der klassischen Kunst als „barbarisches" Ursprunges erweisen dürfte, allerdings entlehnt und beeinflußt, aber stark in der Richtung, die der bisher verfolgten entgegen gesetzt verläuft[7]).

[1]) Der Figurenfries im Hause des Olaf Pfau mit der Darstellung von Balders Bestattung (G. Neckel, Die Überlieferungen vom Gotte Balder, Dortmund 1920, S. 46ff.) wird als farbiges Holzschnitzwerk seine starken Beziehungen zu solcher Webetechnik und ihren Überlieferungen gehabt haben (vgl. E. Salvén, Bonaden från Skog, Stockholm 1923, S. 28). Diese Annahme ist schon jetzt, wo wir die ersten Einblicke in die Gewebe von Oseberg erhalten, innerlich wahrscheinlicher als Neckels Versuch, den Gedanken eines Figurenfrieses mit einem Götteraufzuge durch gotische Vermittlung von den hettitischen Felsreliefs herzuleiten. Einen reich gegliederten Aufzug mit Wagen und Gestalten haben wir ja wirklich in einem der Teppiche von Oseberg (H. Dedekam, Perspektivet paa Osebergdronningens Tapisserier, Kunst og Kultur 1920, Heft 2/3, S. 147, Abb. 1; vgl. die etwas weiter gehende Zeichnung bei E. Salvén, S. 14, Abb. 3 und die Aufnahme des in Os. III, 39, Abb. 18). Den Hinweis auf die Gewebe verdanke ich Herrn Dr. Brehm in Wien und Frau Dr. D. Sylwan in Göteborg.

[2]) Außer seinem in der vorigen Anmerkung angeführten Aufsatze ist noch von ihm zu erwähnen Odins træ, et stykke billedvæv fra Osebergfundet, Kunst og Haandverk (Kristiania 1918) S. 56—75.

[3]) Dedekam, Perspektivet p. 152.

[4]) Vgl. Divi Sylwan, Om brickband, ett bidrag till överhogdals och Skogtapeternas teknikhistoria. Fornvännen 1921, wo man S. 216 Angaben über die Verbreitung der Brettchenweberei findet.

[5]) A. Olrik, Ragnarök, Die Sagen vom Weltuntergang. Berlin 1922.

[6]) Dedekam, Odins træ p. 72.

[7]) Auch die sakisch-persische Kunst (vgl. das „Bilderverbot" des Islam) ist bilderfrei oder bilderarm wie die Hauptmasse der germanischen, worauf ich schon Mannus, 4. Erg.-Bd., S. 88f. hingewiesen habe.

So steht also zunächst Eindruck gegen Eindruck. Damit kommen wir aber nicht weiter. Daher versuche ich, bei einer Sonderfrage einzusetzen, die mir geeignet scheint, die von Schetelig behandelten stilgeschichtlichen Vorgänge in ein neues Licht zu rücken. Es wurde bisher, soviel ich sehen kann, sonderbarer Weise nicht weiter beachtet, daß eines der Pferdegeschirre von Wendel[1] — das aus Grab VII — ebenfalls Tierköpfe enthält, die in einer Weise neuerlich mit Tierzierraten ausgefüllt sind, aus der sich manche wichtige Vergleiche mit den Tierkopfpfosten[2] von Oseberg ergeben (s. S. 354). Indem ich diese Vergleiche zu ziehen suchte und die hiefür in Betracht kommenden anderen Stücke heran holte, wurde mir auch noch aus ganz anderen Erwägungsreihen als den vorhin angedeuteten Manches an der Nutzanwendung fraglich, die Schetelig dem Sophus Müllerschen Begriffe „karolingisch" auf die Tierkopfpfosten von Oseberg gegeben hat, und ich lege diese Beobachtungen in der Hoffnung vor, daß sie zur Klärung der Stilverhältnisse beitragen können. Zuvor aber muß ich Scheteligs Auffassung über die Tierkopfpfosten von Oseberg entwickeln.

Schon im älteren, vom Meister des Schiffes vertretenen Osebergstile, also am Schiffe[3] selbst, unterscheidet Schetelig zwei Richtungen: die Schnitzereien an den Steven und Brandar (Abb. 1c und d, Abb. 4) in jener Fortbildung von Salins Stil III, die Schetelig den umgestalteten jüngeren Wendelstil nennt, und das Zierwerk an dem Stamme innen unmittelbar unter dem Drachenkopfe (Abb. 1b und Abb. 2) und am Tingl (Abb. 1e und Abb. 3), wo beide Male Schetelig den Stil als nordisch-karolingisch bezeichnet. Die Tiere dieses karolingischen Stiles nun sollen aus klassischen Löwen entwickelt sein. Sie seien zunächst in mehr monumentaler Holzskulptur übernommen worden; byzantinische Truhen mit Holzschnitzwerk konnten aus Westeuropa nach dem Norden verschleppt werden (S. 420). Ein Tierkopf, der stark an den unserer Abb. 22 erinnert, wird als karolingische plastische Tierfigur (Os. III, 201, Abb. 193) angesprochen und soll dann zusammen mit dem in unserer Abb. 5 wieder gegebenen absonderlichen Männlein, in dem ich bei bestem Willen keinen klassischen Löwen sehen kann, vor Augen führen, was aus dem klassischen Löwen im Norden geworden ist. Neu trete in diesem Stile zu dem älteren Formenbestande noch die Plastik der Kleinformen hinzu, die bald soweit ausreifen, daß sie aus ihren „karolingischen Medaillons" auch heraus genommen werden können. Ein Beispiel dafür soll die Tierfigur unserer Abb. 22 geben, die ich aber allerdings in ganz anderen Zusammenhängen sehe (s. S. 364).

Zunächst komme ich schon zu anderen Ergebnissen, wenn ich die Aufstellung der beiden Stile beim Meister des Schiffes nachzuprüfen versuche. Das Urteil

[1]) Stolpe och Arne, Graffältet vid Vendel, Stockholm 1912 (= Arkeologiska Monografier utgifna af kgl. Vitterhets Historie och Antiquitets Akademien Nr. 3).

[2]) Über ihre Verwendung sieh unten beim Begräbnisse.

[3]) Den Überblick über das Zierwerk des Schiffes gibt Abb. 1a—f wie folgt:
a) Drachenkopf (abgebildet Os. III, 24, Fig. 17).
b) Unsere Abb. 2.
c) Steven. Vgl. unsere Abb. 4.
d) Brandar (abgebildet Os. III, 16, Fig. 8—11).
e) Tingl. Unsere Abb. 3.
f) Spann (abgebildet Os. III, 20, Fig. 14).
Schetelig sieht in b in der Mitte „nordisch-karolingischen", an den Seitenteilen „fortgebildeten jüngeren Wendelstil" (die Seitenteile setzen sich in Steven und Brandar fort), in c und d „fortgebildeten jüngeren Wendelstil", in e „nordisch-karolingischen Stil", in f eine Mischung beider Stile.

über die Wirkung dieser Stücke ist dadurch etwas erschwert, daß in Abb. 2 und 3 Zeichnung, Abb. 4 hingegen Photographie zu Grunde liegt. Eine zeichnerisch in derselben Art behandelte Wiedergabe der Tiere von den Steven und Brandar fehlt leider, und ebenso eine Photographie des Tingl. Aber in Abb. 2 ist doch ein gewisser Vergleich möglich, und danach scheint mir der Unterschied der „Stile" stark durch die verschiedene Ansicht bedingt, in der die Tiergestalten gegeben sind. Auf den Steven und Brandar, die entschieden Seitenflächen sind, herrscht Seitenansicht; auf der Innenfläche des Stevenstammes und dem Tingl hingegen, wo die Seitenansicht sehr unbequem und unangebracht wäre, herrscht Vorderansicht. Dadurch ist der Schnitzer genötigt, die Gestalten jedes Mal anders zu behandeln; aber es ist noch zu erkennen, daß es in beiden Fällen im Wesentlichen „dieselben" Gestalten sind. Dazu stimmt, daß auf dem Spann (Abb. 1f), wo der Bildinhalt wieder auf entfaltete Seitenteile führt (die beiden paarigen Gestalten — „Sphinxen" — um den „Baum"), Schetelig gemischten Stil anerkennt. Dieser meldet sich übrigens auch bereits auf dem Tingl (Abb. 3), wo der Schnitzer den unteren, breiten Teil des Dreiecks mit einem einzigen „Männlein" in Vorderansicht nicht mehr füllen konnte und daher ihm zwei auf dem Kopfe stehende Wichte gesellte, deren Köpfe Vorderansicht, deren Leiber aber Seitenansicht haben, zwar noch nicht volle, aber hinreichend ausgeprägte, namentlich bei der linken Gestalt, so daß die Anklänge an die Tiere der Steven und Brandar sehr starke werden. Der Leib der linken Gestalt in Abb. 3 ist bereits eine volle Achterschleife von derselben Art, die wir in Abb. 4 an den seitlich gesehenen Tieren beobachten. Auch in Abb. 3 ragen durch diese Löcher oder Aussparungen der Tierleiber Fortsetzungen und Auswüchse der Tiere selbst hindurch, ja man könnte annehmen, daß die auf dem Kopfe stehenden Gestalten, da sie keine Bärte haben, Frauen sind und daß bei der linken die Begattung mit dem Männlein über ihr dargestellt ist. Aber es hat mit diesen Bärten doch auch seine Schwierigkeiten. Auf Abb. 2 sehen wir zuoberst einen Kinnbart, in der Mitte einen Knebelbart, zu unterst eine „Frau" mit aufragendem Haarschopfe. Danach würde man in Abb. 3 bei den beiden mittleren Köpfen eher an heraus gestreckte Zungen denken können. Bei dem unteren Männlein ist übrigens auch ein Haarschopf vertreten, und es sind auch zwei Hörner da. Ein Tier mit zwei Hörnern sehen wir auf Abb. 4 zu oberst, und darunter ein zweites mit weit ausgestreckter Zunge. Von vorne gesehen könnten sich diese Tiere von den Männlein nicht sehr unterscheiden. Wie diese sind auch sie meist um die Leibesmitte eingeschnürt (Os. III, 10, Abb. 5b, d), und die „Bekleidung" geht bei dem oberen Männlein in Abb. 3, wenn man es von der Seite dargestellt denkt, bis zu dieser Einschnürung. Ein „bärtiges" Tier (mit sonderbarem Nasenfortsatze) sehen wir Os. III, 15, Abb. 7a. Wie die eigenartige Hand- und Fußfassung[1]), die wir an der „Frau" zu unterst in Abb. 2 bewundern, von der Seite aussieht, zeigt die rechte kopfstehende „Frau" in Abb. 3; und auch dazu haben wir volle Gegenstücke in den Tieren der Steven und Brandar, z. B. Os. III, 11, Abb. 5g, h. Wie aber endlich jene Durchbrechungen der Schultern und Schenkel zu Stande kamen, aus denen die Achterschleifen der Leiber wurden, das zeigt meines Erachtens noch ein Blick auf Abb. 20, und es kann kaum Zufall sein, daß auch in Abb. 22 diese Hand- und Fußfassung an einem Stücke wieder kehrt, das der Abb. 24 (sibirisch; vgl. S. 364f.) so nahe steht.

[1]) Das Richtige hierüber hat schon Appelgren-Kivalo, Om den s. k. karolingiska stilens ursprung, a. a. O., S. 370 gesehen, indem er „skythische" Tiere in Hand-Fuß-Fassung verglich.

Erklären sich also die beiden „Stile" zu einem großen Teile aus dem Unterschiede von Seitenansicht und Vorderansicht, dann ist wohl auch sonst zu erwägen, wo wir Spuren verschiedener Ansichten oder Auffassungen „desselben" Gegenstandes nachweisen können. Ich glaube nun, daß Entsprechendes auch für das Verhältnis von Fläche und Plastik gilt; und um das darzulegen, möchte ich von dem eigenartigen Schopfzipfel der „Tiere" des Barockmeisters ausgehen. Solche Schopfzipfel kennt auch der jüngere Wendelstil, was Schetelig S. 414 ohne Beziehung auf Oseberg erwähnt, und sogar schon der ältere Wendelstil (z. B. N. Åberg S. 97, Abb. 3; S. 96, Abb. 174, 177, 178; S. 99, Abb. 180, 181; S. 100, Abb. 182, 183; S. 101, Abb. 184). Auch vom Schopfe des „karolingischen Löwen" geht solch ein Zopfstreifen aus (Abb. 5), und man braucht nur Abb. 6 zu vergleichen, um den Eindruck zu gewinnen, daß auch hier das Verhältnis von Vorderansicht und Seitenansicht vorliegt. Da es aber beide Male Flächen mit freiem Umrisse sind, nähern wir uns bereits der Plastik, und es entsteht die Frage, wie solch ein Gebilde in Rundplastik aussehen könnte. Ich meine nun, daß die herrlichen Tierkopfpfosten des Osebergfundes nichts Anderes als eben solche Rundplastiken sind, in denen im Grunde dasselbe Wesen, d. h. ein Wesen vom selben inneren Gestaltaufbaue, wieder gegeben ist, nur mit ungleich reicherer Auszierung, deren Beziehungen zu den Auszierungen ähnlicher frei umrissener Tierköpfe an dem Pferdegeschirre von Wendel wir später untersuchen werden (s. S. 354). Fürs Erste wird es aber wohl genügen, wenn ich bitte, Abb. 5 mit Abb. 12 zu vergleichen und darauf zu achten, wie hier die Vogelschwingen zu beiden Seiten des Kopfes (vgl. Abb. 13) auf beiden Schnitzwerken übereinstimmend vorkommen.

Das führt darauf, daß es notwendig ist, einmal die Schöpfe der Tierkopfpfosten unter einander zu vergleichen. Es ergibt sich:

1. Der Tierkopfpfosten des Akademikers (Abb. 9) trägt oben (Os. III, 72, Abb. 63a—c) ein Muster aus zwei Paaren gegenständiger, fast symmetrisch verschlungener „Tiere" (Vögel). Die Kopfschöpfe dieser beiden Tierpaare (Os. III, 73, Abb. 64) entsprechen genau denen des Tieres am Bettgestelle (Abb. 6), aber ihre Leiber sind geflügelt.

2. Der Tierkopfpfosten 174 (Abb. 10), den Schetelig als Nachahmung des akademischen auffaßt, trägt auf dem Kopfe ein „karolingisches" Männlein mit Hand-Fußfassung (Os. III, 77, Abb. 67a, b), und um den Nacken nach den Wangen zu erstreckt wieder zwei verschlungene, vogelartige, aber ebenfalls mit stark weiter entwickelten Schöpfen ausgestattete Tiere (Os. III, 79, Abb. 69).

3. Beim „karolingischen" Tierkopfpfosten (Os. III, 113, Abb. 103; vgl. hier Abb. 8) ist leider keine Draufsicht gegeben; wir vermögen also nicht zu beurteilen, wiefern vielleicht doch auch in diesem Gewirre ähnliche Grundverhältnisse einwirken könnten.

4. Der erste barocke Tierkopfpfosten (Abb. 11) zeigt das Grundmotiv von 1 und 2 in mehrfach abgestufter, verwickelter Wiederholung (Os. III, 127, Abb. 115).

5. Der letzte Tierkopfpfosten (Abb. 9) fällt dadurch auf, daß auch an dieser Stelle Tierköpfe in Vorderansicht bevorzugt sind (Os. III, Pl. XIV und S. 155, Abb. 147). Man erhält den Eindruck eines kraushaarigen Hundes, etwa eines Pudels.

6. Die Tierköpfe der Eckpfosten am Kasten von Gustaffons Schlitten (Abb. 12 und 13) tragen als Schopf ein Gebilde, das fast ebenso lappig

aufgelegt ist wie die ihm entsprechenden „Ohren" des soeben besprochenen „Pudels". Es besteht wieder aus den paarigen verschlungenen Männlein oder Tieren (Abb. 13), deren Köpfe in Vorderansicht geschnitzt sind. Sie tragen diesmal nur mäßige Schöpfe, haben aber Vogelschwingen, die wir schon vorhin (S. 351) mit den Schwingen auf dem Kopfe des „karolingischen Löwen" (Abb. 5) verglichen. Auch sind sie auf eine nicht näher begreifliche Weise mit Vogelhälsen verflochten, die aus ihrem eigenen Leibe hervor zu gehen scheinen und in starke, ebenfalls gegenständige Vogelköpfe mit großen Schöpfen enden. Die Hälse sind mit verknoteten Kreisen verziert, die zerdehnte „karolingische" Gestalten oder „Vögel" (Seitenansicht?) füllen.

Die 6 (bzw. 9) Fälle zeigen, daß offenbar im Grunde jedes Mal derselbe bildnerische Gedanke bei der Auszierung dieser Tierköpfe am Werke war. Leider reicht der Stoff noch nicht aus, ihn schon jetzt in einer jeden Zweifel ausschließenden Weise heraus zu stellen. Doch ist er so stark zu fühlen, daß man diese Tiere im Tiere kaum mit dem Worte vom horror vacui in dieser Kunst wird erledigen können. Es ist ja richtig, daß auch sonst frei bleibende Flächen ihr Zierwerk erhalten, wie man z. B. an dem Bettgestelle Os. III, Pl. VIII sehen kann. Das sind Durchbrucharbeiten mit freien Umrissen, in denen ersichtlich Tierkopfformen wie die unserer Abb. 6 nachklingen. Os. III, 48, Abb. 42 sieht man, wie an einem solchen Kopfe das Dreieck am Halse des Tieres mit einem Dreipasse „karolingischer" Figuren gefüllt ist, deren Verschlingung gleichsam die Flächenspannung vom Rande in die Füllung hinein zum Ausdrucke bringt. Ähnliches zeigen auch die Tierkopfpfosten. Ihre Hälse sind in Kreise eingeteilt Abb. 7, 8, 11) und die Füllungen dieser Kreise mit ein, zwei oder mehr Männlein oder Tieren bestritten. Das Motiv kömmt auch sonst häufig vor, z. B. an der hinteren Fläche des Gestelles des 4. Schlittens (Os. III, Pl. XII), auf den Deichselstangen, ja selbst auf „Kröten" (Os. III, 283, Abb. 286; 285, Abb. 289; 293, Abb. 302). Zwei (freilich schopflose) „Vögel" mit verschlungenen Hälsen und ein dritter darüber füllen das Dreieck zwischen der Deichselgabel des Akademikers (Os. III, 62, Abb. 52.) Aber Tiere im Tiere ergeben sich doch erst, wenn das zu füllende Feld selbst die Umrisse eines Tierkopfes (wie bei den Tierkopfpfosten) oder eines Tierleibes (wie bei der Kröte) erhält, und das ist ohne Zweifel etwas Besonderes, eine Stileigenheit, die nach einer Erklärung für sich verlangt. Und die Auszierung der Hälse ist wohl auch nicht das Wesentliche an den Tierkopfpfosten. Der akademische Tierkopfpfosten (Abb. 7) hat glatten Hals, nur der Kopf ist verziert. Der horror vacui hat hier eine große Fläche verschont. Ebenso reicht beim Tierkopfpfosten 174 (Abb. 10) die Verzierung nicht sehr tief den Hals hinunter, und der Kopf ist nicht vom Halse abgesetzt, so daß man wohl bloß von einer etwas tiefer herab erstreckten Kopfverzierung sprechen kann. Endlich finden wir immer große unverzierte Hals- und Leibflächen auf den Tierkopfenden der Zeltleisten (vgl. Abb. 6), wo freilich auch die Köpfe selbst des Innenzierrates entbehren. Hier scheint noch die altertümlichste Übung zu herrschen. Die Stücke, an denen bloß der Kopf verziert und der Hals glatt ist, sind auch ihrem übrigen Gepräge nach die älteren. Der Akademiker fällt dafür besonders ins Gewicht (Abb. 9), der Tierkopf 174 (Abb. 10) vermittelt dann nach den jüngeren Formen (Abb. 7, 8, 11) hin.

Aber trotzdem müssen wir bei der Beurteilung des „Alters" vorsichtig sein; es können auch ältere Formen oder Zierweisen neben den jüngeren fortdauern oder, vielleicht teilweise mit den Zeichen der neuen Kunst behaftet, wieder erwachen, das äußere Alter braucht nicht mit dem inneren zusammen

zu fallen. Ich halte den soeben gezogenen Schluß, daß die Tierauszierung der Köpfe das Wesentliche und der Anfang ist und daß die der Hälse erst hinzutritt, zwar für wahrscheinlich und für die Grundlage, von der man wird auszugehen haben, muß aber doch sogleich zur Sprache bringen, daß tierverzierte Köpfe auch schon eine Gruppe der „Mähnenstühle" aufwies, die in vier Funden von Fünen, Jütland und Alsen in mehrfach überein stimmenden Ausführungen vorliegen. Drei dieser Funde stammen aus Gräbern, und zwar vermutlich Frauengräbern. Diese Pferdekummets bestehen aus einem etwa 40 cm langen Holzbuge, der quer über den Rücken des Pferdes gelegt wurde. An beiden Enden und den Bug lang sind Beschläge aus vergoldeter Bronze angebracht. An den Enden sind es Drachenköpfe mit halb offenem Maule, in dem die Zunge sichtbar wird [1]), und an der den Drachenrücken entsprechenden Oberseite des Buges sind es senkrecht heraus stehende Streifen, die in der Mitte in eine Durchbrucharbeit mit Öffnungen für die Zügel verlaufen. Einer dieser Mähnenstühle[2]) (von Sölleſted, Fünen) trug am Halse der Drachen, d. h. am sonst glatt gelassenen [3]) Bugholze, sieben Beschläge, die bärtige Köpfe darstellen. Die Durchbrucharbeit in der Mitte besteht aus zwei gegenständigen, von einander abgewandten Drachen. Aber es scheint, daß eine andere [4]) Ausführung (von Elstrup, Alsen) in diesem Mittelteile Ursprünglicheres bietet, nämlich einen Kopf zwischen zwei gegenständigen ihm zugewandten (an ihm pickenden) Vögeln (vgl. den Bildinhalt von Abb. **21**). An dem Buge, d. h. dem Halse der Drachen sind zwei Beschläge, die vogelähnliche Tiere darstellen. Es liegt nahe, den Kopf in der Mitte und die beiden Endköpfe des Buges als in sich geschlossene Dreiheit aufzufassen. Verwandte Züge weisen die Sattelbugbeschläge aus Grab IV (Stolpe och Arne, Pl. XV, Abb. 1), VI (ebenda Pl. XVIII, Abb. 1) und IX (ebenda Pl. XXIII, Abb. 1 und Pl. XXIV, Abb. 1) von Wendel auf. Die Mitte bildet hier, dem Kopfe auf dem Mähnenstuhle von Elstrup entsprechend, eine menschliche (IV), mit Schlangen umwundene (IX beide Male) Gestalt oder ein Geflecht „karolingischer" Gestalten (VI). Auf letzterem Stücke sehen wir große, paarige Widderköpfe mit breit ausladenden Hörnern, auch in IX beide Male paarige, der Mitte zugewandte Tiere. Das Zierwerk ist verwildert und kaum mehr zu erkennen; aber die Anklänge dieser Ziergruppe, die in reicherer Ausgestaltung doch auch sichtlich den Mähnenstühlen zu Grunde liegt, an die weltweit verbreitete, uralte Gruppe der sogenannten *ποθνια θηρων* kann garnicht zweifelhaft sein.

Was uns aber vor allem beschäftigt, sind die Drachenköpfe jener Mähnenstühle. Sie erinnern im Gesamteindrucke und in manchen Einzelheiten, z. B. den glatten, glotzigen Augen im Gegensatze zu den aufgerauhten Lichtern der übrigen Kopffläche, stark an den akademischen Tierkopfpfosten (Abb. **9**), stehen aber weit ab von jedem Gedanken an Löwenköpfe. Ihre in der Seitenansicht spitzen Ohren sind von vorne gesehen Lappen, die an die Flügel auf

[1]) Vgl. die heraus gestreckten Zungen in Abb. **4** und **6**. Sie kommen auch sonst häufig vor, z. B. an den Tierköpfen des Fußes großer Prachtfibeln.

[2]) Mém. d'antiqu. du Nord 1878—83, 114. S. Müller, Altertumskunde II, 257, Fig. 156.

[3]) Auch hier dient der Wechsel von freier und verzierter Fläche dem künstlerischen Ausdrucke (im Gegensatze zur Lehre vom horror vacui). Auf die künstlerische Bedeutung der freien Fläche beim Zierwerke der vollständigen Deichsel des Barockmeisters (Os. III, 143, Abb. 132) des Osebergfundes hat J. Strzygowski, Das Osebergschiff, a. a. O., S. 93f. hingewiesen.

[4]) J. Mestorf, Vorgeschichtliche Altertümer aus Schleswig-Holstein, Hamburg 1885, Taf. 57, Fig. 702. S. Kauffmann, Deutsche Altertumskunde, 2. Hälfte. München 1923, Taf. 23, Abb. 3 (vgl. S. 666f.).

dem Kopfe des „karolingischen Löwen" (Abb. 5) gemahnen. Man findet sie im germanischen Tierzierrate öfter; ich nenne aus dem Stegreife als räumlich, zeitlich und der Behandlungsweise nach weit aus einander stehende Belege etwa die spitzohrigen, beidendköpfigen Drachen des Taschenbügels aus dem Gräberfelde von Selzen bei Lindenschmit, Handbuch, Taf. XXIV, Fig. 3 oder die ähnlichen beidendköpfigen Drachen des Tulstorp-Steines bei A. Olrik, Geistesleben, S. 70, Abb. 12. Die Schopfzipfel des jüngeren, und auch schon des älteren Wendelstiles dürften diesen Ohren recht gleichwertig sein, und wir gelangen durch solche Erwägungen erneut dazu, mehr und wohl auch ältere Zusammenhänge als möglich gelten zu lassen und mit ihnen in entsprechendem Ausmaße zu rechnen.

Die plastischen Tierköpfe der Mähnenstühle hat Schetelig leider nicht mit denen von Oseberg verglichen. Sie sind selbst wieder mit Tieren ausgeziert, freilich noch verhältnismäßig einfach; die Nase besteht aus zwei gegenständigen „Vögeln", deren Leiber nach den Wangen hin verlaufen. Der Kammstreifen dieser Drachenköpfe und die auf ihren Hälsen aufgesetzten Gesichter (Sölleſted) oder „Vögel" (Elstrup) sind eine Art Tierverzierung der Hälse nach Feldern.

All das wird um so wichtiger, wenn man hinzu nimmt, daß auch schon der Wendelfund Tierköpfe mit tierverzierten Feldern gebracht hatte. Die gegenständliche Stellung der Köpfe an den Enden des Stirnriemens des Pferdegeschirres in Grab VII ist zwar aus Stolpe och Arne, Taf. XIX, Abb. 1 (hier Abb. **14**) ersichtlich, aber die Beschreibung enthält nichts davon, daß es sich um Tierköpfe handelt, und die einzelnen Stücke sind liegend statt aufrecht abgebildet. B. Salin, Tierornamentik, S. 287f. hat zu einem dieser Beschläge bemerkt, daß er als Ganzes die Form eines Kopfes hat. Aber weder er noch N. Åberg (S. 113 nach Salin), hat die Lage berichtigt. Hätte man diese Köpfe richtig vor Augen gehabt, dann wäre die Beobachtung, daß die Beschläge an den Riemen die Leiber zu den Köpfen darstellen und den Halsfeldern der Tierkopfpfosten von Oseberg entsprechen, schwerlich ausgeblieben, und dann hätte auch Schetelig, glaube ich, die Köpfe ganz gewiß (und dann wohl auch die Mähnenstühle) für seine Darlegungen über die Tierkopfpfosten von Oseberg verwertet und vielleicht auch die Schwierigkeit gemildert, die diese Vorstufe der Bildgedanken der Tierkopfpfosten im (älteren und) jüngeren Wendelstile für die Herkunft dieser Bildgedanken aus karolingischem Einflusse bedeutet. Vielleicht mag sie auf den ersten Blick geringfügig scheinen; aber nach mehrfacher Überlegung halte ich sie doch für recht wesentlich; denn es sind (wenn wir auch von den Mähnenstühlen absehen) immerhin zwei in sich verschiedene Köpfepaare, und das Grab VII setzt man nach 700, also in eine Zeit, die wohl noch vor einem ausgesprochen karolingischen Einflusse liegen müßte. Nach Schetelig hätten schon um 800, als der Meister des Schiffes bereits beide Stile verwendete, die karolingischen Entlehnungen sich von der Monumentalkunst in die Kleinkunst hinein durchgesetzt gehabt. Das muß man aber gar nicht so annehmen, falls sich der Unterschied der Stile aus dem zwischen Vorderansicht und Seitenansicht (s. S. 350f.), zumindest der Hauptsache nach, erklärt. Die „karolingischen" Tiergestalten bräuchten dann nicht aus klassischen Löwen hergeleitet zu sein, und wir könnten die Formen der Tiere schon allein aus dem Wendelstile begreifen.

Doch nun zum Pferdegeschirre von Wendel (**Abb. 14, Gesamtansicht**). Es besteht aus beschlagenen Riemen und der Trense. Zwei Riemen gehen von der Trense an den Wangen des Pferdes zum Stirnbande hinauf; wir wollen

sie Längsriemen nennen und das Stirnband den Querriemen. An der Kreuzung ist ein erhöhtes knopfartiges, schön gegliedertes Zierstück, das als Drehpunkt zwischen den beiden Richtungen, sie zusammen fassend, vermittelt. Die einzelnen Zierbeschläge sind rechteckige, stark umrandete und je mit vier Ecknuten auf dem Riemen befestigte Stücke, die von den Drehstücken und von einander je durch eine Doppelreihe von Nagelköpfen getrennt sind. Hat man einmal gesehen, daß die paarigen Zierstücke a—d Tierköpfe sind, dann kann man auch nicht mehr zweifeln, daß die Tierleiber in den Beschlägen der Riemen dargestellt und von den Drehstücken bloß deshalb unterbrochen sind, weil die Stelle, wo die Riemen fest zu verbinden waren, eine Auszierung in dieser Form besonders nahe legte. Der Querriemen (Stirnband) stellt also einen beidendköpfigen „Drachen" vor, und jeder der Längsriemen einen „Drachen", dessen Leib in den betreffenden Trensenring endet. Der Leib des beidendköpfigen Drachen ist in drei Beschläge zerlegt, von denen der mittlere (e) mit glatten, die beiden äußeren (ff) mit abwechselnd bepunkteten und doppelt quergerippten Tierleibern so verziert sind, daß jeweils zwei in kunstvoller Gegenständigkeit durch einander geschlungene Tiere (Abb. **18** und **19** unten) das Rechteck füllen. Die Drachenleiber der Längsriemen bestehen ebenfalls aus je drei Beschlägen; je die beiden ersten, rechteckigen (ff, ff) stimmen fast genau mit dem linken und rechten Beschlage des Querdrachens (ff) überein (Auflösung der Formen eines solchen Beschlages Abb. **19** unten), während die Endstücke an der Trense (gg) in Spitzen ausgezogen und in Ösen umgeschlagen sind, was gewisse Verschiebungen in den sie füllenden Tierleibern zur Folge hat (Auflösung der Formen eines solchen Endbeschlages bei Åberg, S. 111, Abb. 197). Man sieht, daß die Leiber der Drachen in rechteckige Felder zerlegt sind, deren Inneres jedes Mal je zwei verschlungene Tiere zieren.

Vergleicht man damit den Hals des „karolingischen" Tierkopfpfostens von Oseberg (Abb. 8), so finden wir auch hier auf jeder Seite des Halses im ganzen drei Raumeinheiten, nicht Rechtecke, aber Kreise, zwischen denen noch untergeordnete Zwickel frei bleiben. Die Füllung der einzelnen Kreise ist eine reiche; ganze Klumpen von oben gesehener, meist vierfüßiger Tiere greifen und beißen da durch einander. Aber trotz dieser Abweichungen in Füllung und Umgrenzung der Raumeinheiten stimmt die Grundanlage ganz entschieden überein. Gerade der „karolingische" Tierkopfpfosten hat sie am besten gewahrt. Auf dem ersten (Abb. **11**) und letzten (Abb. 7) Barockpfosten decken den Hals schon nicht mehr bloß linke und rechte Kreise, sondern es laufen je vier (Os. III, 130, Abb. 120) und je sechs (Os. III, 157, Abb. 151) Kreise um ihn herum, die im ersten Falle in 4 (Abb. **11**), im zweiten in 5 (Abb. 7) Ringketten über einander stehen. Dafür haben diese Tierkopfpfosten einfachere Füllungen der Kreise. Beim ersten barocken Tierkopfpfosten (Abbildung **11**) füllt den Kreis stets ein einzelnes Tier; beim letzten Tierkopfpfosten (Abb. 7) ist die Kreisumrahmung überhaupt aufgegeben und zwei Tierleiber in Seitenansicht, deren jeder mit Bein und Maul in den anderen verschränkt ist (Abb. **23, 26, 27**), bilden selbst die beiden Hälften des Eirundes, während die Mitte ein runder Kopf einnimmt, dessen vierprankigen Leib wir in einer Doppelschleife hinter ihm ausgebreitet sehen, die der von den umrahmenden Tieren gebildeten Doppelschleife entgegen gesetzt verläuft (**Abb. 27**). Von den Enden dieser Schleifen aus setzt sich unter den Wülsten des Eirundes hindurch ein Muster verschränkter Rauten über die ganze Fläche fort. Aber so verwickelt der Zierrat auch wird, der alte Grundgedanke der Zerlegung des Halses in mehrere Felder, wie wir ihn in einfachster Form an

den „Hälſen“ der Drachen des Pferdegeſchirres von Wendel ſahen, wirkt doch auch hier noch fort.

Die Tierköpfe des Pferdegeſchirres von Wendel ſind paarweiſe als recht genaue Gegenſtücke gearbeitet. Es gehören zuſammen die Köpfe Abb. **17**

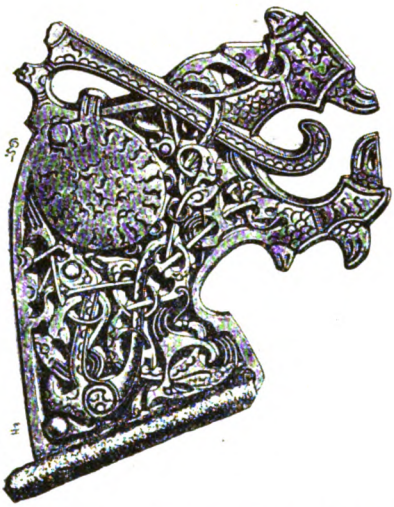


Abb. 17. Der nach rechts gerichtete Tierkopf des Pferdegeſchirres (Stolpe och Arne, Pl. XIX, Fig. 8). Entſpricht Abb. **14**b.

und **18** als gegenſtändige Tierköpfe zu den Drachenleibern der beiden Längsriemen, und Abb. **15** und **16** als die beiden Endköpfe zu dem Drachen des Querriemens. Die erſteren Köpfe ſind etwas reicher ausgeführt; ſie ſtehen den Tierkopfpfoſten von Oſeberg näher, während die Köpfe des Querdrachens etwas an die Tierkopfenden der Zeltleiſten von Gokſtad erinnern (Os. III, 215, Abb. 206). Der Anklang liegt für mich darin, daß beide Male die Linie Schopf-Zunge von einer zweiten ungefähr ſenkrecht durchkreuzt wird; freilich tritt bei den Köpfen des Querdrachens noch eine weitere, zwiſchen Auge und Maulbogen nach abwärts verlaufende hinzu. Beide bilden offenbar einen in den Kopf hinein gelegten Tierleib, der aber nach der Zeichnung nicht klar zu entnehmen iſt. Im übrigen ſtehen die beiden Köpfe des Querdrachens denen der Längsdrachen außerordentlich nahe. Von dieſen Längsdrachenköpfen iſt der rechte beſſer erhalten (Abb. **17**). Wir ſehen eine Zickzacklinie am Schopf-

Abb. 18. Oben: Der nach links gerichtete Tierkopf des Pferdegeſchirres (Stolpe och Arne, Pl. XIX, Fig. 7). Entſpricht Abb. **14**a. — Darunter: Beſchlag, ein Feld des Tierleibes darſtellend (Stolpe och Arne, P. XIX, Fig. 4). Entſpricht Abb. **14**f.

Zungenbalken, an den Hauptsträngen der Tierleiber und an dem Zahnfleische (auch an den Tierkopfpfosten von Oseberg ist die Zackenlinie mehrfach verwendet), ferner die Auszierung des Auges und der vorderen Kieferstücke,

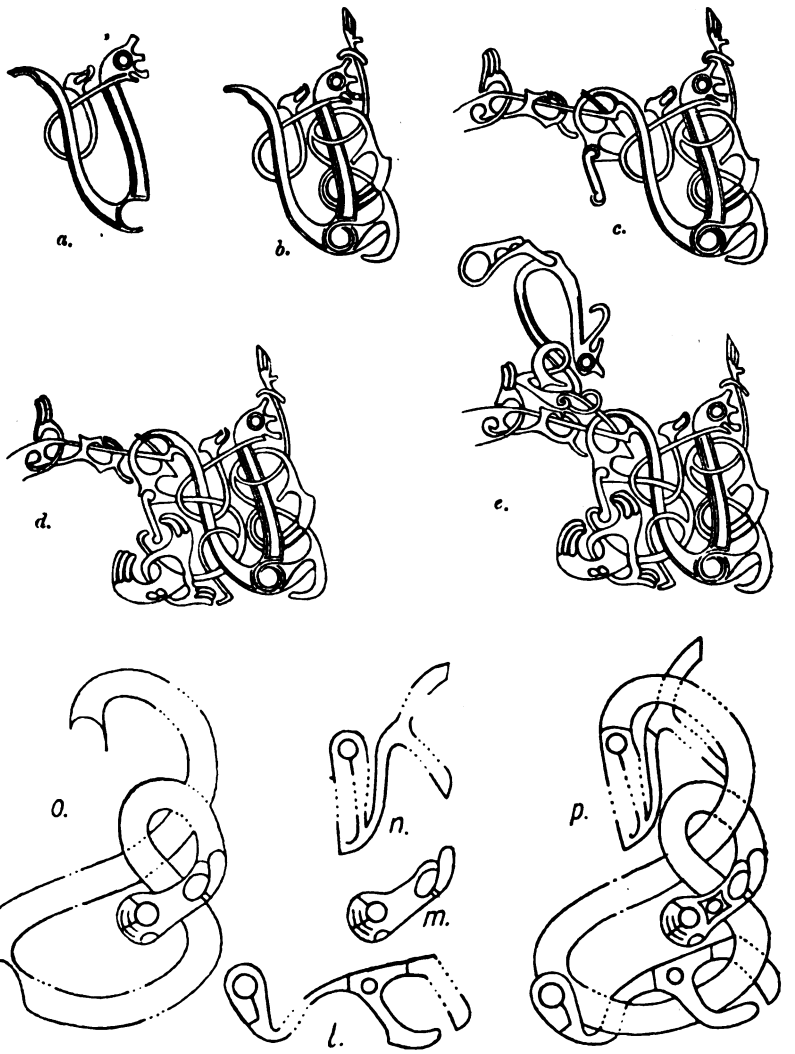


Abb. 19. Oben: Auflösung der Tierzierate im Felde des Tierkopfes der Abb. 18 oben. Nach Salin, und zwar: a. Kopf, Hals und Leib. b. Dazu das Vorderbein mit Fuß. c. Dazu ein Teil des Hinterbeines. d. Dazu weitere Fortsätze des Hinterbeines. e. Dazu das zweite Tier (kleiner und gegenständig zum ersten).
Darunter: Auflösung der Tierzierrate im Felde des Tierleibes der Abb. 18 unten. l. Vorderbein. m. Kopf. n. Hinterbein. o. Tierleib mit Kopf. p. Das ganze Tier.

endlich an den hinteren Kieferstücken die Gitterung der Fläche, die der Kreuzschraffierung oder dem Rhombenschnitte in der Holzschnitzerei von Oseberg entspricht (vgl. Os. III 5, Abb. 1). Das deutet darauf hin, daß schon

in der Wendelzeit im Wesentlichen die Holztechnik von Oseberg bestanden hat. Wie die Tierleiber, die den Kopf füllen, aufzulösen sind, zeigt Abb. 19 oben, wo ich die betreffenden Einzelheiten (a—e) nach Åberg wieder gebe, aber indem ich den Kopf und die heraus gezeichneten Gestalten richtig aufrecht stelle. Man braucht diese, übrigens auf beiden Köpfen recht ähnlich gehaltene Auszierung nur eingehend zu verfolgen, um sofort auch hier wieder die Übereinstimmung mit den Kopf- und Nackenauszierungen der Tierkopfpfosten von Oseberg zu bemerken. Wie in Oseberg auf einzelnen Köpfen die Tiere sich auch um das Maul herum in der Richtung der Kiefer ausladend erstrecken, greifen auf diesen Wendelköpfen die eingezeichneten Tiere mit Endzipfeln ihrer Glieder durch die Kieferränder hinaus (Abb. 15—18), und Entsprechendes war ja an den Drachenköpfen der Mähnenstühle zu beobachten (vgl. Os. III 179, Abb. 171f.). Das „kleinere Tier" in Abb. 19e aber macht geradezu den Eindruck, als sei es in Folge der Übertragung von einer Rundplastik auf die Fläche „perspektivisch" verkürzt worden (vgl. Os. III 72, Abb. 63; 79 Abb. 69). Die Westfoldschule muß mit ihren Tierkopfpfosten in einer Überlieferung plastischer Rundschnitzerei wurzeln, die schon in der jüngeren Wendelzeit mit so reich entwickelten Stücken vertreten war, wie sie die Tierköpfe von Wendel eben offenbar voraus setzen.

Vergleicht man die Stilwirkung der Köpfe mit der der Leiber an dem Pferdegeschirre von Wendel, so fällt auch hier eine gewisse Verschiedenheit der „Stile" auf, bei der vielleicht der Verschiedenheit der „Stile" an dem Osebergschiffe selbst, dessen Steven ja ebenfalls einen Drachenkopf mit ausgeziertem Halse darstellen, zu gedenken ist, wenngleich für den „Stil"-Wechsel in Wendel offenbar andere Gründe vorlagen. Aber er ist doch recht auffallend. Während die Füllungstiere auf den Tierköpfen aus zarten, wie wir auf Abb. 17 und 18 oben sehen, z. T. mit Zickzacklinien verzierten Tierleibern und ungemein feinen und reich verästelten Beinverschlingungen bestehen, ist das Tierwerk auf den Beschlägen, also den Drachenleibern selbst, recht grob gehalten. Die Beine dieser Tiere sind nicht so übermäßig zerfasert, und die verhältnismäßig breiten Bänder der Tierleiber sind abwechselnd mit Punkten und Doppelquerrippen ausgeziert, was einen viel massigeren Gesamteindruck ergibt. Auf den Beschlagstücken haben wir kräftig wirkende, deutlich gegliederte Formen, auf den Köpfen, besonders denen der beiden Längsdrachen, ein Geflimmer feiner Linien in schwer entwirrbarer, überwuchernder Verschlingung. Jedoch, wie erklärt sich dieser Wechsel in der Behandlung der „Füllungen"? Ich denke, sehr einfach, wenn man darauf zurück greift, daß die Verzierung der Hälse zu der der Köpfe erst hinzu getreten ist, daß beide also durchaus nicht aus einem Guß zu sein brauchen. Welche der beiden Auszierungsarten aber innerlich zu dem Formgedanken der Köpfe gehört, ist kein Zweifel, dazu stimmt die Auszierung der Wendelköpfe und der „älteren" Osebergköpfe zu genau überein.

Das führt uns aber neuerlich auf die Frage des Grundgedankens solcher Verzierung der Tiere mit eingezeichneten Tieren. Mit allem Vorbehalte möchte ich jetzt, wo doch auch noch die Wendelköpfe zu denen von Oseberg ergänzend hinzu gekommen sind, auf zwei Gruppen von Erscheinungen hinweisen, die mir ganz nahe herzu zu gehören scheinen.

Erstens ist zu beachten, daß in der sakischen (skythischen, südrussischen) Kunst die Zusammensetzung von Tieren aus Tieren ungemein häufig vorkömmt. Als kennzeichnende Belege führe ich an den bekannten Goldfisch

von Vettersfelde, dann eine sehr bemerkenswerte Goldplatte aus Verkhne-Udinsk (jetzt Hermitage), abgebildet bei Minns[1]) S. 275, Abb. 197, wo der Leib des vom Raubtiere angefallenen, schlangengehörnten „Hirsches" aus Vogel, Drache und Schaf besteht, was ganz unmittelbar an das Märchen vom Manne, der seine Seele nicht bei sich hat[2]), sondern in dem aus den Tieren der drei Reiche zusammen gesetzten Stiere, erinnert. Ferner verweise ich auf das goldene Tier von Kul Oba (bei Kertsch, 4. Jahrh. vor Chr.), abgebildet bei Minns S. 203, Abb. 98, das wahrscheinlich (wie übrigens auch der Fisch von Vettersfelde) als Schildzier diente, endlich auf das als Panzer-Brustschildzier gearbeitete Tier von Kelermes (im Maikopischen Bezirke des Kuban, Ende des 7. oder Anfang des 6. Jahrh. vor Chr.). Dieses Tier hat am Ohre Zellenverglasung; in den 4 an einander gefügten Pfoten und dem in 6 gleiche Einheiten zerlegten Schwanze wiederholt sich zehnmal das Tier selbst in verkleinertem Maßstabe und in einer Behandlung, die sehr an unsere Abb. **22** und **24** erinnert. Die Beziehungen dieser Gruppe von Zierwerken[3]) nicht nur zum „karolingischen" Barockstile von Oseberg (vgl. S. 364f.), sondern auch zum älteren Osebergstile, ergeben sich als recht enge, wenn man Abb. **20** hinzu zieht; denn hier konnten wir sehen, wie die Durchbrechungen an den Schultern und Schenkeln der Tiere des Meisters des Osebergschiffes zu verstehen sind (s. S. 350). Der ausgerenkte, um 180 Grad gedrehte Leib des Tieres kehrt auf der Zierplatte in Abb. **21** wieder, und hier taucht auch die geknotete Rückenlinie wieder in einer Form auf, die ganz nahe an die gepunkteten und doppelt quergerippten Tierleiber in den Beschlagstücken des Pferdegeschirres von Wendel heran führt. Das mag also in zwei Einzelheiten, die über Rostovtzeff hinaus gehen, sein vorhin (S. 347) wieder gegebenes Urteil veranschaulichen.

Zweitens verweise ich auf das in nordischer Kunst schon seit alters vorkommende (und auch sonst vielfach nachweisbare) Aufklappen des dargestellten Gegenstandes von seiner Seitenansicht aus, d. h. man verknüpft die Seitenansichten mit der Vorderansicht, die die Mitte bleibt. Schon in den Felsritzungen werden gleichsam im Blicke von oben die Pferde und Räder neben den Wagen aufgeklappt (vgl. G. Kossinna, Deutsche Vorgeschichte[3], S. 92, Abb. 208), oder ein Tier erscheint mit zwei am Kopfe verwachsenen Leibern (Kossinna, ebenda S. 93, Abb. 209 oben). Einen schönen Fall, der in Stil I gehört, bildet Åberg S. 93, Abb. 171 ab. Wir sehen den Kopf des Tieres in Vorderansicht, bemerken aber bei genauerer Betrachtung, daß sie sich aus den beiden Seitenansichten zusammen setzt. Eine ähnlich zerlegte Kröte habe ich in meiner Untersuchung über die Kirche Wang, Schlesische Monatshefte II, 242, Abb. 11 wieder gegeben. Hier taucht noch ein Männlein zwischen den gegenständigen Tieren auf, wie auf dem Tierkopfpfosten 174. In Grab XII von Wendel (7. Jahrh.) fand sich ein Bronze-Beschlag mit eingelegten Granaten (Stolpe och Arne, Pl. XXXVIII, Fig. 8), der einen gleichsam bärtigen, aus zwei Tieren (in Seitenansicht) gebildeten Kopf (in Vorderansicht) darstellt, also eine Art „Dexier"-Bild wie die vorigen; das Stück ist hoch gewölbt und führt fast an die Rundplastik heran. Wir haben hier in Kerbschnitt aufgelöst und daher wirklichkeitsferner, etwas ganz Ähnliches vor uns wie die

[1]) Ellis H. Minns, Scythians and Greeks, Cambridge 1913.
[2]) Vgl. meinen Aufsatz Zeitrechnung und Weltordnung bei den Germanen, Mannus, XV (1924), 125.
[3]) Man vgl. über sie J. Strzygowski, Altai-Iran, S. 140ff.

Nasenzier der Drachenköpfe an den Mähnenstühlen (s. o.). Vielleicht sind übrigens auch von den „Ganymedes"-Darstellungen der permischen Kunst einzelne, wie Abb. 25 und 26 bei Appelgren-Kivalo [1]), in diesem Sinne aufzufassen; Appelgren-Kivalo hat ja da Typen vereint, die eigentlich wohl garnicht zusammen gehören und offenbar erst nachträglich gleichsam in einander verflossen sind. Neben die „Ganymedes"-Gruppe tritt auch hier die *potnia thêrôn* (Abb. 21) und der Kopf mit der umrahmenden beidendköpfigen Schlange (Abb. 28). Übrigens ist auch ein entfernteres südrussisches Gegenstück zu dem „Dexier"-Bilde von Wendel zu verzeichnen: eine bronzene Stangen-Spitze aus dem Kuban (4.—5. Jahrh. vor Chr.), die Rostovtzeff, a. a. O., Pl. X A abgebildet hat. Man kann sie als Hahnenkopf bezeichnen; den Kamm bilden drei Schnäbel und ein Rundauge, das gegen den bösen Blick gerichtet scheint. Für uns wesentlich ist Schnabel und Auge des Hahnenkopfes selbst; denn vom Schnabel ums Auge nach innen verläuft in wundervoller Linienführung noch ein zweites Mal der schnabelige Tierkopf, so daß, von vorne gesehen, auch dieser Hahnenkopf aus zwei Tieren zusammen gesetzt ist. Im freien Felde gegen den Hals des Hahnes zu ist dann noch ein liegendes Horntier mit rückwärts gewendetem Halse angebracht. Das ganze Stück steht, wenn man den zeitlichen und räumlichen Abstand berücksichtigt, den nordischen Tierkopfpfosten und den tierverzierten Köpfen des Pferdegeschirres von Wendel immerhin ganz überraschend nahe.

Mir scheint, man wird bei der Mehrzahl der eben angeführten Fälle darauf achten müssen, wie etwa der Weg von den Durchbrucharbeiten mit freiem Umrisse und von einfachen frei umrissenen Köpfen und Gestalten zur Rundplastik verlaufen sein dürfte. Zunächst mochte man sich mit der Bearbeitung von Leisten oder Brett-Enden begnügen [2]), so daß man den Gegenstand von beiden Seiten darzustellen hatte. Bei dicken Brettern oder Pfosten bot aber die Stirnseite Gelegenheit, eine Vorderansicht zu bringen. Ich halte es für wahrscheinlich, daß man dann geneigt war, die Seitenansicht auf den Seitenteilen verkleinert zu wiederholen, gleichsam „perspektivisch" verkürzt (vgl. S. 358 o.). Unmittelbare Belege für diesen Vorgang haben wir nicht, was nicht wunderbar ist, wenn wir erwägen, wie wenig bearbeitetes Holz aus dem Norden vorliegt, das älter als Oseberg wäre. Aber die eben angeführten „Dexier"-Bilder sind wohl in diesem Sinne zu verstehen und einen entfernten Vergleich kann vielleicht der Stein von Husniatyn in Galizien hergeben, den man in meinem Buche Zeitrechnung und Weltordnung S. 134, Abb. 56 findet. Da ist zu unterst an dem Steine eine hockende Gestalt angedeutet. Die Vorderfläche bietet die Vorderansicht; auf den Seitenflächen sind die beiden Seitenansichten eingetragen; aber der Steinmetz hat sich nicht an sie so recht heran gewagt und lieber den Kopf der Vorderansicht etwas kleiner wiederholt. Mir scheint, daß die so entstehende „Dreiheit" sogar eine Art Gegenstück zu der unteren Gruppe auf dem Tingl des Osebergschiffes (Abb. 3) ist, sofern dort ebenfalls in den beiden kopfstehenden Seitengestalten die Seitenansicht mit der Vorderansicht noch mit wenig Folgerichtigkeit vereint ist. Daß solche auf den Seitenflächen eingetragene Seitenansichten, und vielleicht auch auf der Scheitelfläche ver-

[1]) Hj. Appelgren-Kivalo, Die Grundzüge des skythisch-permischen Ornamentstiles, Finnska Fornminnes-föreningens tidskrift XXVI (Helsinki 1912).

[2]) Auch spätere Werke gehen noch von der Planken- oder Pfosten-Fläche aus; ich verweise neuerlich auf die schon S. 345, Anm. 1 erwähnte Planke der Kirche von Torpe, in der die Kopfpfosten mit ihren verzierten Kreisfeldern nachwirken.

zeichnete „Draufsichten" (man denke an das „Männlein" auf Tierkopfpfosten 174), sobald man zur eigentlichen Rundplastik sich vorwärts tastete, als Zierstücke weiter gebildet und in einer Weise mit einander verschlungen wurden, in der die ursprüngliche Anordnung und Absicht bloß durchzufühlen, aber nicht mehr unmittelbar ausgedrückt ist, dürfte bei der ausgesprochenen Neigung zu solch verschlungenem Zierwerke, die der germanischen Kunst eignet, begreiflich sein. Billigt man die eben vorgetragenen Annahmen, dann ergibt sich auch, daß die Rundplastik von Oseberg wohl von Anfang an in heimischen, nordischen Formgedanken wurzelt.

Dahinter aber steht die Frage, welche Stürme, Fluten oder Vögel den Samen dieses alten, tief verwurzelten Urwaldes in die Nordlande getragen haben mögen. Schon vorhin (S. 347) habe ich unter Hinweis auf Rostovtzeff das Wichtigste hierüber angedeutet und auch unterstrichen, daß ich weniger einfache, einmalige Entlehnungen als vielmehr längere, nachdrückliche Kulturgemeinschaften annehmen möchte. Die Stilgeschichte verläuft auf dem Grunde der Kulturgeschichte, der Handelsbeziehungen, Wanderungen, auch Einzelner, und Eroberungen. Kulturgeschichtliche Beobachtungen können stilgeschichtliche stark unterstützen. Es wandern ja nicht bloß die Gegenstände und die in ihnen verwirklichten künstlerischen Formgedanken, sondern die Gegenstände gehören zu Sitten und Bräuchen, die Formgedanken zu inneren Überzeugungen, zu Weltanschauung, Kult, Religion. In der Mitte unserer stilgeschichtlichen Betrachtungen standen die Tierkopfpfosten von Oseberg: was wissen wir von ihrer Verwendung, ihrem Sinne?

Leider recht wenig. Zunächst ist ein Irrtum zu berichtigen. J. Strzygowsky, Altai-Iran, S. 209 und Das Osebergschiff a. a. O., Abb. 1 und 2 bezeichnet sie als Deichsel-Enden. Für die Zusammenhänge, in denen Strzygowski die Stücke bespricht, macht das nichts aus. Aber es besteht die Gefahr, daß diese Bezeichnung sich einbürgert [1]), und deshalb scheint es mir doch nötig, sie zu beseitigen. Wie aus Os. III 68, Abb. 48 ersichtlich ist, lag der akademische Tierkopfpfosten (Abb. 9) im Vorderschiffe bei der vollständig erhaltenen Schlittendeichsel, und zwar mit seinem Kopfe bei ihrem vorderen Drittel, etwa senkrecht auf die Deichsel zu. Der Tierkopfpfosten 174 (Abb. 10) und der karolingische Tierkopfpfosten (vgl. Abb. 8) lagen im südöstlichen Teile der Grabkammer (Os. I 42f., Abb. 21f.; vgl. Pl. X). Aus Scheteligs Skizze der Fundlage ist zu entnehmen, daß sie neben einer „Kassel" und einem eisernen Haken lagen, verbunden durch zwei Stricke, von denen der eine zum Maule des Tierkopfpfostens 174 ging. Im nordöstlichen Teile der Grabkammer, also an der gegenüber liegenden Stelle der Ostseite, fanden sich die beiden anderen Tierkopfpfosten, nämlich der erste barocke (Abb. 11) und der letzte (Abb. 7), wieder in Verbindung mit einer „Kassel". Die Tierkopfpfosten waren mit langen, unten von hinten in sie hinein gesteckten Holzschäften (vgl. Abb. 7) versehen. Man nimmt daher an, daß sie daran bei religiösen Umzügen getragen wurden (freundliche Mitteilung von Prof. A. W. Brögger). Fügen wir hinzu, daß Schetelig, sicherlich mit Recht, in ihnen denselben heldisch-tragischen Geist ausgeprägt sieht, der auch die Lieder der Edda kennzeichnet, dann ist wohl Alles zusammen gefaßt, was man bisher über Sinn und Verwendung der Tierkopfpfosten geäußert hat.

Es scheint mir aber doch nicht schwer, einige erhebliche Schritte darüber

[1]) So bringt H. Naumann, Frühgermanentum, München 1925, Abb. 36, den Tierkopfpfosten 174 und bezeichnet ihn nach Strzygowski als „Deichselende eines Wagens im Osebergschiff".

hinaus zu tun. Die Tierkopfpfosten sind in einem Grabe gefunden; sie müssen ihre Bedeutung für die Bestattung gehabt haben, und zwar wohl eine recht wesentliche — sind sie doch so ziemlich die prächtigsten, ausdrucksvollsten Stücke des ganzen Fundes: Der religiöse Umzug, bei dem sie ihre letzte Verwendung fanden, war ohne Zweifel die Bestattung der Königin Asa. Einer davon, der letzte Tierkopfpfosten (Abb. 7), war damals schon ein altes Stück, zerbrochen und mit Eisenbeschlag ausgebessert; gewiß hatte er bereits durch lange Jahre seine Dienste getan, und wahrscheinlich bei anderen Gelegenheiten als bei Bestattungen, bei denen diese sonderbaren Gegenstände, wie der Osebergfund lehrt, bloß ihre schließliche Ruhestätte fanden. Merkwürdig ist auch die Verbindung der Tierkopfpfosten durch die Stricke mit den Rasseln. Man denkt an lärmende Werkzeuge zur Abwehr böser Mächte. Bei den vier Köpfen der beiden Böcke, auf denen der Kasten des Kultwagens von Oseberg ruht, hat auch Schetelig schon magische Bedeutung vermutet.

Die Verbindung der Tierkopfpfosten mit den Rasseln, das Vorkommen der Tierkopfpfosten bei der Bestattung, ihre wahrscheinliche Verwendung bei Umzügen sind hervor stechende Züge, die einen Vergleich mit den „skythischen" Bestattungsbräuchen nahe legen, die Rostovtzeff a. a. O., S. 44—49 nach Herodotos und den Funden aus den Grabhügeln des Kuban (6. und 5. Jahrh. vor Chr.) in den wichtigsten Umrissen zeichnet. Die Anlage des Grabes ist eine andere; die Grabkammer ist nicht ein Zeltverschlag auf dem Schiffe wie in Oseberg, sondern unter die Bodenfläche des Hügels eingelassen; auch im Norden kannte man Ähnliches. Was uns beschäftigt, sind aber die Anklänge im sonstigen Brauchtume. Neben den Pferden fand man oft Bronze-Rasseln, gekrönt von Tierköpfen, und zahlreiche Schellen. Die Rasseln waren ohne Zweifel an hölzernen Stangen befestigt; sie fanden sich sehr häufig in Sätzen zu vier gleichen Stücken. Man muß annehmen, daß sie die Seitenstäbe von Grabbaldachinen bildeten (S. 48). Danach kann man sich die Bräuche eines skythischen Begräbnisses jener Zeit veranschaulichen. Das Grab war eine Wiedergabe des kostbaren Zeltes, in dem der Tote geweilt hatte. Der Leichnam wurde im Zuge zum Grabzelte gebracht. Den toten Häuptling und die Menschen, die ihm zu Ehren geopfert werden sollten, kleidete man in Festgewänder und setzte sie mit der Grabausstattung auf sechsspännige Leichenwagen (vgl. den „Kultwagen" von Oseberg), oder auf von Dienern getragene Bahren. Über die Leichname hielt man Baldachine, deren Stäbe an der Spitze Rasseln trugen und die mit Schellen besetzt waren. War der Leichnam in den Wagen gelegt, so setzte man den Baldachin auf den Wagen auf. Wahrscheinlich schritten dem Leichenzuge ein oder mehrere Standartenträger voran; und auch die Standarten waren ähnlich den Baldachinstangen von sinnbildlichen Bronzefiguren bekrönt. Da die Pferde ebenfalls Schellen trugen, machte der Leichenzug einen gewaltigen Lärm, der die bösen Geister verscheuchen sollte. War das Grabzelt erreicht, so legte man die Leichen in das Grab und um sie herum die Beigaben. Man schlachtete die Pferde und ordnete ihre Leichen um das Zelt und im Zelte an. Der Baldachin und der Wagen wurden zerbrochen und beim Grabe nieder gelegt, mitunter auch im Grabgange. Dann errichtete man über der Bestattung den Hügel (S. 498).

Wenn Rostovtzeff seine Schilderung des skythischen Begräbnisses mit dem Satze schließt, „an sich besitze es wenig geschichtliche Bedeutung", diese liege vielmehr in dem, was die Grabbeigaben sagen, so werden wir freilich jetzt gerade auf die kulturgeschichtliche Bedeutung dieser Grabzüge besonders Gewicht legen müssen. Auf Tafel X A—D hat Rostovtzeff einige Stabspitzen

aus dem Kuban (6.—5. Jahrh. vor Chr.) abgebildet und S. 56 erläutert[1]). Eine davon, Abb. A, haben wir schon vorhin (S. 360) als „Vexier"-Bild und wegen ihrer Ausschmückung mit Tierbildern im Felde des Halses gewürdigt. Hier sei noch hinzu gefügt, daß sie vorne am Hahnenschnabel und am Halslappen und hinten am Kamme je eine Öse trägt. Das erinnert an die beiden Schnüre der Rassel von Oseberg, deren eine zum Kiefer des Tierkopfpfostens ging. Die Stabspitze der Abb. B ist eine Rassel mit senkrechten Längsspalten, die oben in einen geöhrten Vogelkopf endet. Abb. C und D zeigen den Kopf eines Maulesels (oder Lamas) und eines Stieres. Rostovtzeff vergleicht kappadokische Bronzespitzen hölzerner oder eiserner Stäbe (Pl. II A—E): auf der Rassel tanzt eine Geiß, oder es steht auf einer vierköpfigen Figur die *ποτνια θηρων* usw. Auch erinnert er an die ägyptischen, hettitischen und assyrischen Standarten. Das sind Zusammenhänge, die besonderer Untersuchung bedürfen.

Uns handelt es sich hier nur um die südrussischen Gegenstücke zu den nordischen Tierkopfpfosten und um die Umrisse der zugehörigen Bräuche. Auch in Oseberg wurde der Toten ihre Dienerin beigegeben, auch hier wurden Pferde, Rinder, Hunde, geopfert, auch hier findet sich im Hügel prächtiges Grabgut beigesetzt, auch hier hat die Grabkammer die ungefähre Ausstattung eines Zeltes. An Stelle der Wagen oder Bahren mit Baldachinen, deren Stangen die Tierkopfrasseln tragen, oder der Standarten, finden wir hier den „Kultwagen" mit den vier Männerköpfen und mit magischen Köpfen ausgeziert, ferner die herrlichen Schlitten mit den Tierkopf-Eckpfosten der Schlittenkästen (vgl. Abb. 12) und endlich die Tierkopfpfosten selbst. Die Übereinstimmung ist trotz aller Abweichungen und trotz mancher neuen Züge — ich erinnere nur z. B. an den Stierkopf in dem Bette auf dem Vorderschiffe (Os. I 375) —, doch eine ganz überraschende und geht bis in Einzelheiten. Der Wagen ist völlig zertrümmert, im Kutschkasten war ein Bett, von dem nur Teile da sind, und eine Webe. Der vierte Schlitten war umgestürzt, mit Boden und Kufen nach oben; die Deichseln der drei schönen Schlitten waren alle entfernt und im Schiffe verschleppt. Am Wichtigsten ist es, daß die Tierkopfpfosten eine Einheit von zwei mit Rasseln verbundenen Paaren bilden, einen Satz zu vieren wie die südrussischen Baldachinstangen oder Standarten mit ihren auf Rasseln aufgesetzten Tierköpfen, und daß dieser Vier der einzelne Tierkopfpfosten im Vorderschiffe gegenüber steht, wie Rostovtzeff auch an einzelne, dem Zuge voran schreitende Standartenträger denkt[2]).

[1]) Vgl. übrigens schon Minns, S. 78 und 187 (186, Abb. 79).

[2]) Besondere Bedeutung hat es, daß sich die vier Tierkopfpfosten an den gegenüber liegenden Stellen der Ostseite der Grabkammer fanden. Die Ostseite ist die Todesseite (vgl. Zeit- u. Weltordn., S. X1). Das Osebergschiff ist aber nicht mehr, wie noch die drei älteren Wendelgräber, nach Osten, sondern schon nach Süden gerichtet (Os. I 407); auch bei der Verteilung der Schlitten war sichtlich die Südrichtung die maßgebende. Die Tierkopfpfosten haben ihren Platz jedoch offenbar noch unter dem Einflusse der älteren Vorstellung gefunden. Sie sind „Hunde"-Köpfe (ebenso die Köpfe der Eckpfosten an den Schlitten; es ist zweifelhaft, ob die am Kasten von Scheteligs Schlitten wirklich als Löwen aufzufassen sind) und sind als solche gewiß mit den eddischen Hunden (Garm) und Wölfen zu vergleichen. Man betrachte Abb. 10 und 11: hier das verhaltene in sich hinein Bellen, dort das langgezogene Heulen, beides durch Kopfhaltung und Halsstellung vorzüglich ausgedrückt. Auch die eddischen Hähne dürften nicht so ferne stehen; das legt der Hahnenkopf als südrussisches Gegenstück zu den Tierkopfpfosten nahe (S. 360 o.) — auch die Hähne krähen die Endzeit herbei. Jetzt sehen wir aus der Grabkammer der Königin Asa, daß die Hunde zum Osten gehören, und da ist an das estnische Märchen (Kreutzwald, Nr. 7) zu erinnern, das A. Olrik, Ragnarök, 1922, S. 88f. und 298ff. im Zusammenhange mit einer tatarischen Sage bei Schiefner behandelt hat. Bei den Tataren sind es 7 Hunde

Obgleich diese Übereinstimmungen sehr tief greifen, wird man sich doch gewiß nicht vorstellen dürfen, daß die vielleicht um mehr als ein Jahrtausend älteren skythischen Bräuche die unmittelbare Vorlage der nordischen, den Tierkopfpfosten-Rasseln zu Grunde liegenden sind. Man braucht bloß etwa den Bericht des Ibn Fadhlan von der Bestattung des Häuptlings der Rus, d. h. der schwedischen, schon halb slawischen Wikinger um 921/22 bei den Bulgaren an der Wolga [1]) zu lesen, und ihn etwa mit Helgis „Totenhochzeit" im Hügel bei Sigrun oder der Schilderung von Balders Bestattung zu vergleichen, um zu sehen, mit welchem Spielbereiche der Bräuche wir bei solchen vergleichend kulturgeschichtlichen Betrachtungen zu rechnen haben. Einiges freilich werden wir wohl auch aus Ibn Fadhlan für unseren Zusammenhang gewinnen können. Er erzählt, daß Männer mit Schilden und Stäben dem Mädchen, das geopfert wird, den Met-Becher reichen und dann, angeblich um das Geschrei des Opfers zu übertönen, mit den Stäben auf ihre Schilde schlagen (S. 18f.); auch hier also Lärm bei der Bestattung. Leider sagt Ibn Fadhlan nichts über die Form dieser Stäbe. Außerdem erwähnt er große, Menschen ähnliche Figuren aus Holz (S. 13), die er offenbar für Götterbilder ansah (vgl. S. 9); vielleicht darf man hierbei an den, allerdings nicht gerade großen, „karolingischen Löwen" (Abb. 5) des Osebergschiffes denken, dessen Bedeutung für die Ausstattung des Schiffes bisher noch nicht aufgeklärt ist.

Doch beabsichtige ich nicht, diese Fragen hier weiter zu verfolgen [2]), so sehr ich auch glaube, daß sich mit der Zeit immer mehr Stoff einstellen wird, aus dem sich unsere Einsicht in sie erweitern und vertiefen läßt. Vielmehr möchte ich zum Schlusse wieder auf unsere stilgeschichtlichen Betrachtungen zurück kommen, die jetzt doch wohl bereits auf einem etwas deutlicheren kulturgeschichtlichen Hintergrunde stehen. Ich halte es keineswegs für Zufall, daß gerade die sonderbare Ausschmückung des letzten Tierkopfpfostens (Abb. 7) mit seinen Eirunden in der südrussischen Kunst jener Zeit, deren Begräbnisbräuche wir uns vorhin vergegenwärtigten, offenbar ganz nahe Voraussetzungen hatte. J. Strzygowski, Altai-Iran S. 208f. hat diese Eirunde als „Armbänder" aufgefaßt und S. 286 nicht nur die goldenen Tiere der südrussischen Funde im Allgemeinen (bei ihm S. 141f.), sondern auch insbesondere eine Bronze vom Jenissei (bei ihm S. 212, Abb. 178, 17) verglichen, die dem goldenen Tiere unserer Abbildung **24** recht nahe steht. Das Tier in Abbildung **24** entspricht dem halben Eirunde des letzten Tierkopfpfostens (Abb. **27**b oder c) sehr genau, und in Abb. **25** sehen wir ein ganzes

im Westen, denen 5 fünf Helden entsprechen; bei den Esten sind es mehrere Hunde im **Osten**, in einem dänischen Märchen (bei Olrik, S. 301) sind es **vier** Hunde. Ein naher Zusammenhang zwischen diesen Sagen von den weltbedrohenden Hunden im Totenlande (vgl. Jamas Hunde) und den Tierkopfpfosten von Oseberg ist nicht zu verkennen.

[1]) C. M. Frähn, Ibn Foszlans und anderer Araber Berichte über die Russen älterer Zeit. St. Petersburg 1823.

[2]) Ich verweise bloß im Vorbeigehen noch darauf, daß die Tierköpfe als Schalltrichter an den „Luren" auf dem Kessel von Gundestrup ebenfalls den Gedanken veranschaulichen, daß von solchen Köpfen Lärm ausgeht. A. Boß, Der große Silberkessel von Gundestrup in Jütland, ein mithräisches Denkmal im Norden, Festschrift f. A. Bastian, Berlin 1896, S. 369—413, deutet S. 373 die Szene (S. Müller, Nordiske Fortidsminder, Kjøbnhavn 1890—1903, Pl. VI) als Opfer für das Gelingen eines Kriegszuges. Über die auch auf gallischen Silbermünzen dargestellte cornix vgl. Forrer, Reallexikon (Stuttgart 1907), S. 85f. Rostovtzeff, a. a. O., S. 139 betrachtet den Kessel von Gundestrup als Ergebnis einer keltisch-sarmatischen Mischkunst des 3. bis 1. Jahrhunderts vor Chr. Die Frage nach einem Zusammenhange keltischer (auch gallischer) Trompeten mit südrussischen Rasseln oder Standarten darf also wohl aufgeworfen werden.

„Medaillon" aus zwei ſolchen ebenfalls in einander beißenden Tieren gebildet, deren jedes freilich dieſes Mal ſelbſt wieder beidendköpfig iſt; das Tier in der Mitte, das ſie umrahmen, wendet ſich nach hinten mit einer Bewegung, die in der Füllung des Eirundes von Oſeberg (Abb. **27**a) (vgl. Abb. **23**) ihren letzten überſteigerten Ausdruck gefunden hat. Wie dies Gebilde zu Stande gekommen iſt, kann man aus Abb. **22** verſtehen. Solche, meiſt aus Bernſtein gearbeitete Amulette (?) ſind mehrfach gefunden worden[1]). Das von Inderöen (bei O. Rygh a. a. O., Abb. 317a und b) iſt ein gutes Gegenſtück. Man braucht ſich bloß zu denken, daß ſolche „Tiere" nun im Blicke von oben gezeichnet werden ſollten, um von Abb. **22** zu **27**a zu gelangen. Es entſprechen alſo einander nicht bloß die Tiere (Abb. **22**) (nordiſch, jüngerer Oſebergſtil) und **24** (ſibiriſch), ſondern auch ihre Umrahmungen (Abb. **23**) (letzter Tierkopfpfoſten von Oſeberg) und **25** (ſüdruſſiſches Pferdegeſchirr). Nur iſt dieſes „Medaillon" der Abb. **25** kein „karolingiſches", ſondern ſtammt

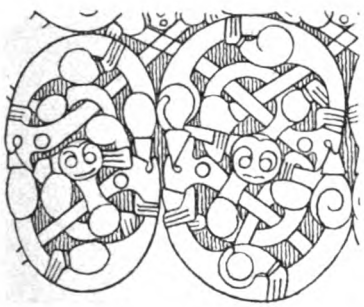


Abb. 26. Zwei Ziereinheiten aus Abb. **9**; die rechte entſpricht der Abb. **23** (nach Åberg, Nord. Ornamentik, S. 129, Fig. 224).

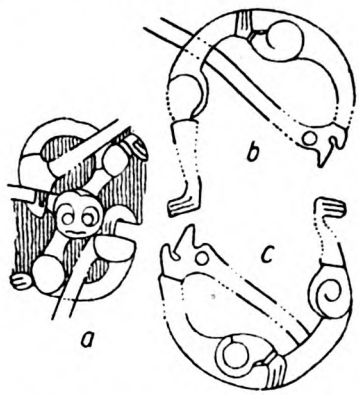


Abb. 27. Auflöſung der rechten Ziereinheit in Abb. **26** (nach Åberg, ebenda, Fig. 224a—c): a. Das innere Tier; b und c die beiden umrahmenden Tiere.

aus dem Kuban. Angeblich gehört es ins 6. Jahrh. vor Chr. Aber über dieſe Jahreszahlen läßt ſich, ſcheint es, reden. Roſtovtzeff S. 52 vermerkt, daß ähnliche Stücke in den Grabhügeln der Sieben Brüder vorkommen, die ins 5. und 4. Jahrh. vor Chr. hinab reichen. Die Funde vom Jeniſſei führen möglicher Weiſe noch einige Jahrhunderte weiter herab (Strzygowski, Altai-Iran S. 111f.); man vergleiche die ſchon S. 347 angeführte Bemerkung Roſtovtzeffs über die Berührung der Germanen mit der „ſkythiſch-ſarmatiſchen" Kultur des 1. Jahrh. nach Chr. Je mehr und klarere ſachliche Beziehungen hervor treten, deſto feſtere und kürzere Brücken ſchlagen ſie über die räumlichen und zeitlichen Abſtände hinweg.

Das Urteil, ob dieſe Betrachtungen und die voran gegangenen dazu ausreichen, den Ausdruck „nordiſch-karolingiſcher Stil" zumindeſt in ſeiner Anwendung auf die Tierkopfpfoſten von Oſeberg vielleicht doch als erneuter Überprüfung bedürftig zu erweiſen, überlaſſe ich gerne der weiteren Forſchung auf dieſem Gebiete. Sollte man mit mir dazu gelangen, daß eine andere Benennung, die

[1]) O. Rygh, Norske Oldſaaer, Chriſtiania 1885, Abb. 317, 318; vgl. Oplysninger S. 16. Ferner Os. III 292, Abb. 301.

sich nicht so sehr auf westlichen Einfluß und eine bestimmte Zeit festlegt und sich vorläufig begnügt, das Typologische festzustellen, zu bevorzugen wäre, dann könnte man diesen Stil ja vielleicht statt nordisch-karolingisch, da er zu Beginne der Wikingerzeit für unsere Kenntnis zum ersten Male in diesen entschiedenen Formen auftritt, bis auf Weiteres den älteren Wikingerstil nennen. Freilich hat Schetelig diesen Namen bereits für die ganze Zeit vom Beginne der „nordisch-karolingischen" Stilgruppe um 800 bis zum Borrestile in der 1. Hälfte des 9. Jahrhunderts (S. 436) festgelegt; aber eine kleine Erweiterung des Namens nach oben wäre doch wohl möglich und schwerlich unhandlich, zumal man ja die Entwicklung von 800 bis Borre auch als mittleren Wikingerstil abtrennen könnte. Das sind aber im Grunde äußerliche Sorgen; die Hauptsache scheint mir, daß wir die suggestive Wirkung einschränken, die in dem Ausdrucke karolingisch in diesem Falle doch liegt und der Hypothese ein Gewicht geben kann, das ihr dem vorliegenden Stoffe nach, zumindest heute, gewiß nicht zukömmt und dem anderer, reicherer Stoff als starkes und meines Erachtens entscheidendes, bei Schetelig aber weder zur Sprache noch zur Geltung gekommenes Gegengewicht entgegen steht.

Vineta.

Eine Entgegnung.

Von Dr. W. Petzsch, Putbus.

Im Heft 1/2 des 17. Bandes dieser Zeitschrift bespricht Herr Rektor R. Burkhardt-Swinemünde das Ergebnis der Schuchhardtschen Vinetaforschung und kommt dabei zu dem Schluß: „Freilich wird es zu einer Einigung kaum kommen: die wissenschaftlichen Grundsätze Schuchhardts lassen sich mit denen, die von Kossinna und im Mannus und von der Mehrzahl deutscher Vorgeschichtler vertreten werden, nicht unter einen Hut bringen". Daran fügt er eine „Widerlegung" meines Aufsatzes über den gleichen Gegenstand in der Zeitschrift „Unser Pommerland" X, Heft 3, in folgender Weise an: „Das gilt auch von dem soeben veröffentlichten Aufsatze „Wollin oder Peenemündung" von Dr. W. Petzsch, der — sowohl geologisch als quellenkritisch — nach meiner Auffassung der Vinetafrage nicht gerecht wird". Wenn die genannte pommersche Zeitschrift allen Mannus-Lesern bequem zugänglich wäre, dann könnte ich das Urteil über meinen Aufsatz den Lesern selbst überlassen. Sie würden dann vermutlich feststellen, daß meine wissenschaftlichen Grundsätze keineswegs von den allgemein üblichen Grundsätzen wissenschaftlicher Arbeitsweise abweichen. Vorurteilsloses Abwägen der Tatsachen, besonnene Kritik literarischer Überlieferung und dazu der Versuch, beide in Einklang miteinander zu bringen, ohne eines von beiden zu benachteiligen oder mit Gewalt in eine vorgefaßte Meinung hineinpressen zu wollen, das sind die Grundsätze gewesen, die mich bei meiner Arbeit geleitet haben.

Ich hätte wohl gewünscht, Herr Burkhardt hätte, statt sich mit der allgemeinen Verurteilung in Bausch und Bogen zu begnügen, sachliche Einwände gegen die Ergebnisse meines Vineta-Aufsatzes erhoben. Vor allem bedaure ich, daß er über das Kernstück meiner Arbeit, die Zusammenstellung der bisher veröffentlichten slawischen Münz- und Hacksilberfunde in Pommern und die daraus sich ergebenden Handelswege in slavischer Zeit, in seiner Kritik kein Wort gesagt hat. Ich hoffe, daß er seine sachlichen Gegengründe gegen meine Auffassung doch in absehbarer Zeit in dieser Zeitschrift der Öffentlichkeit zugänglich machen wird, und kann mir deshalb ein Eingehen auf Einzelheiten bis dahin ersparen und zunächst nur die grundsätzlichen Fragen behandeln.

Unsere gesamte Kenntnis von Jumne-Vineta beruht auf einer Quelle, Adam von Bremen; die nordischen Sagas sind zwar keineswegs, wie Herr Burkhardt immer noch behauptet, Sagen in unserem Sinne, denen eine

geschichtliche Beweiskraft nicht zukommt, sondern eine besondere Form nordischer Geschichtsüberlieferung, aber sie mögen hier ruhig einmal ausgeschaltet werden. Bleibt also nur Adam von Bremen. Herr Burkhardt lehnt ihn als unglaubwürdig ab: „Bei meiner durch die neuere Geschichtsmethodik begründeten grundsätzlichen Stellung zu Adam von Bremen, den eine tiefe Kluft von Saxo trennt, halte ich alle philosophischen Erörterungen über die bekannten Textstellen für unerheblich". Nun kenne ich auch ganz gut die neuere Geschichtsmethodik, aber ich kenne keine Methode, die wegen angeblicher Unglaubwürdigkeit der Quelle auch jede einzelne Nachricht des betreffenden Schriftstellers ohne nähere Prüfung abzulehnen gebietet. Wissenschaftlich einwandfrei ist doch nur die Methode, jede Nachricht auch eines Geschichtsschreibers, bei dem Mißtrauen und Vorsicht geboten sind, ohne Vorurteil auf ihre Richtigkeit zu prüfen, besonders wenn sie, wie offenbar unsere Vinetastelle, aus mündlicher Überlieferung stammt. Irgendwelche Ungenauigkeiten und Phantastereien werden wir bei den meisten mittelalterlichen Geschichtsschreibern finden (vgl. Saxos Bericht über das Entweichen des bösen Geistes aus dem Svantevitbild nach der Einnahme von Arkona), wenn wir daraufhin alle diese Quellen als unglaubwürdig ablehnen wollten, dann würden wir die Subjektivität bei der Auswahl der Quellen zum Prinzip erheben müssen, um überhaupt noch etwas zu retten. Wenn man nun aber, wie es Herr Burkhardt tut, Adam von Bremen in Bausch und Bogen ablehnen zu müssen meint, dann muß man konsequenterweise auch Vineta ins Reich der Fabel verweisen. Denn Saxo, auf den Herr Burkhardt schwört, kennt den Namen Jumne überhaupt nicht. Diese Konsequenz aus seiner Ablehnung Adams zieht aber Herr Burkhardt nicht, sondern zieht aus den römischen und arabischen Münzen, die in Pommern gefunden sind, den Schluß, daß um etwa 800—1000 nach Chr. in der Nähe der Odermündung sich eine Handelsstadt befunden habe, die ihren nicht verwöhnten Zeitgenossen Anlaß bot, weit und breit ihren Ruhm zu verkünden (Mannus XVI, 1924. S. 115). Ich habe daraufhin sämtliche Münzfunde, die aus slawischer Zeit bisher in Pommern bekannt geworden sind, zusammengestellt (Unser Pommerland X, 1925. Heft 3, S. 88—90) und auf Grund dieser mehr als 60 Funde die Handelswege in ihrem Verlauf in Vor- und Hinterpommern aufgezeigt. Dabei stellte sich heraus, daß die Münzfunde durchaus gegen Wollin und entschieden für die Peenemündung sprechen. Vor allem die Funde, in denen nordische Münzen vertreten sind, häufen sich im Peenegebiet, während sie sonst nur ganz vereinzelt sich finden. Wenn in dem ganzen Gebiet südlich und östlich von Wollin die Funde aussetzen und erst an der alten Handelsstraße Stargard-Labes-Kolberg wieder einsetzen, so ist das ganz gewiß kein Beweis für eine überragende Bedeutung Wollins als Handelsstadt in der Zeit um 1000. Nun führt Herr Burkhardt gegen die Peenemündung als Platz für Vineta mit einem großen Aufwand von Beweismaterial geologische Bedenken ins Feld. Keilhacks Forschungen über die Verlandung der Swinepforte liefern ihm das Rüstzeug zum Kampfe gegen Peenemünde. Ich habe diesem Argument entgegengehalten, daß geologische Forschungen, die mit Zeitspannen von 200—1400 nach Chr. für die Entstehung der Gelbdünen, also für die Verlandung des Peenemünder Hafens, rechnen, für die Entscheidung der Vinetafrage, die mit einem engbegrenzten Zeitraum von 950 bis 1100 nach Chr. rechnet, unmöglich Beweiskraft haben können. Der Nachweis, daß noch im 13. Jahrh. die Insel Usedom noch nicht aus den einzelnen diluvialen Inselkernen zusammengewachsen war, ist trotz aller Bemühungen

Herrn Burkhardts nicht erbracht. Denn Saxo (S. 859. M. G. XXIX, 133, 30) kennt nur dieselben drei Odermündungen — das Ostium Penense, Zwynense und den Exitus Caminensis, die wir heute auch kennen, und die Münzfunde beweisen ebenfalls, daß die Verlandung an der Peenemündung im wesentlichen abgeschlossen gewesen sein muß; auch der Fund der 8 wikingischen Goldringe im Peenemünder Forst beweist, daß dort damals Land gewesen sein muß, da eine Anspülung eines solchen geschlossenen Fundes ausgeschlossen ist. Mag der Fundbericht auch noch so unklar sein, der Fundort ist ganz einwandfrei bestimmbar. Mit Recht lehnt Herr Burkhardt alte Karten aus dem 16.—18. Jahrh. als Beweismaterial ab; um so verwunderlicher ist es, daß er eine schwedische Karte von 1695 als Beweis für die fortschreitende Verlandung betrachten will.

Was an geologischen und literarischen Bedenken gegen Wollin als Stätte des alten Vineta vorliegt, habe ich früher bereits im einzelnen ausgeführt (a. a. O. S. 87). Auch diese Bedenken müßten doch erst widerlegt werden, ehe man sich für Wollin entscheiden kann.

So bleibt für mich trotz allem nur die Alternative: entweder muß man auf das Dasein Vinetas verzichten, oder man muß es im Gebiet der Peenemündung suchen, wobei man sich nicht auf den Peenemünder Haken festzulegen braucht.

Schlußwort.

Es lag mir nur ob, die Schuchhardtsche Ansicht zu beleuchten, so daß ich den im übrigen beachtenswerten Aufsatz von W. Petzsch nur streifen konnte. Aber auch seine oben wiedergegebene Entgegnung kann mich nicht veranlassen, den Schlußsatz meines Artikels zu ändern. Wir stehen wirklich grundsätzlich so weit auseinander, daß eine Klärung auf diesem Wege kaum zu erwarten ist. Mir genügt es, den Vortrag Schuchhardts nicht unwidersprochen gelassen zu haben, damit sich keine Tradition an ihn knüpfen kann. Geschieht dies trotzdem, so habe ich wenigstens in der angesehensten deutschen Zeitschrift davor gewarnt.

Swinemünde, den 15. Oktober 1925.

Robert Burkhardt.

Was man von den Bückeburgern lernen kann.

Von Hermann Albert Prietze.

Wer mit offenen Augen durch das Bückeburger Land gewandert ist, oder wer in Hannover und Minden die buntgekleideten Mädchen und Frauen dieses Ländchens auf ihre körperlichen Eigenschaften gemustert hat, dem ist gewiß schon die Haarfarbe dieses Menschenschlages aufgefallen, denn diese unterscheidet sich ganz wesentlich von der Haarfarbe der umwohnenden Volksstämme. Während z. B. in der Stadt Hannover ein gleichmäßiges, mattes Blond, das nach Braun hinübergeht, die Regel ist, findet man im Bückeburgischen ein kräftiges Gelbbraun. Auch die einzelnen Haare sind dort dem Augenschein nach stärker als bei den Hannoveranern.

Vor kurzem beschäftigte sich in einer bekannten Zeitschrift ein sehr gelehrter Aufsatz mit der Rasse der Bückeburger. Der Schreiber des Aufsatzes, der nach seiner Angabe selber dorther stammte, stellte die Behauptung auf, die Bückeburger seien Abkömmlinge der Hunnen (!), die nach der Schlacht auf den katalaunischen Feldern 451 nach Chr. auf ihrem Rückzug in Bückeburg hängen geblieben seien. Unter anderen ebenso verblüffenden Beweisen für diese Ansicht führte er auch an, daß die Haarfarbe der Bückeburger der Haarfarbe der Tataren nahe stände, sie sei dunkelbraun bis schwarz. So töricht die ganze Beweisführung war und so leicht sie von allen Seiten widerlegt werden konnte und auch wurde, so zeigte sie doch einmal wieder so recht deutlich, wie leichtfertig heutzutage Rassentheorien aufgestellt werden und wie blind solche Theorien gegen die klarsten Tatbestände anrennen.

Immerhin hatte der Aufsatz den Erfolg, daß ich meine bis dahin vereinzelten Beobachtungen etwas systematischer anstellte. Man kommt ja leicht dazu, eine auffallende Beobachtung über Gebühr zu verallgemeinern. So konnte es auch mit dem beobachteten Gelbbraun des Bückeburger Haares sein. Also war Vorsicht geboten. Indessen stellte es sich sehr bald heraus, daß ich richtig gesehen hatte. Nicht nur im eigentlichen Bückeburger Ländchen, sondern auch in der Gegend um Hafte und Nenndorf sowie bei Minden, links und rechts der Weser fand ich fast durchweg das auffallende Haar. So gleichmäßig ist das Gelbbraun vertreten, daß ich z. B. auf dem Gemüsemarkt in Minden die sämtlichen, meist in Tracht gekleideten ländlichen Verkäuferinnen durchzählen konnte und nicht eine fand, die von der Regel abwich. Ja selbst die kaufenden Frauen aus der Stadt waren zu etwa 80% an ihrem Haar als bodenständig zu erkennen.

Eine solche auffallende Erscheinung muß zum Nachdenken anregen. Zunächst war das folgende zu beachten: So gleichmäßig die Grundfarbe des

haares und dessen allgemeiner Charakter war, so verschieden war doch die Helligkeit des Haares. Es wechselte zwischen strohblond und torfbraun, aber immer hatte es den gelben Ton und wenn er auch nur in einigen Strähnen durchschimmerte. Die landläufige Rassentheorie sucht bekanntlich die Rassezugehörigkeit nach der größeren oder geringeren Helligkeit des Haares zu bestimmen. In diesem Fall erweist sich die Methode als gänzlich unzulänglich. Denn das charakteristische liegt offenbar in der Farbe selbst und nicht in ihrer Schattierung, die mit dem Alter des Menschen wechselt und, wie man sich leicht vorstellen kann, durch Ernährung, Krankheit und andere Ursachen beeinflußt wird. Findet man doch selten Geschwister, die so ähnlich sie sonst sein mögen, genau die gleiche Schattierung der Haarfarbe besitzen.

Die Menge des Farbstoffes, das ist die größere oder geringere Helligkeit des Haares ist ebensowenig charakteristisch wie etwa die in der Haut abgelagerte Fettmenge, die ja auch von den verschiedensten äußeren Zufälligkeiten abhängig sein kann. Dagegen kann, wie wir in diesem Fall sehen, die Art des Farbstoffes sehr bezeichnend für einen Volksstamm sein.

Man muß sich den menschlichen Leib als eine Farbstoffabrik vorstellen. Zur Herstellung einer bestimmten Farbe müssen in der Fabrik die verschiedensten Vorbedingungen genau erfüllt sein, fehlt auch nur eine Kleinigkeit, so fällt die Farbe nicht richtig aus. Ebenso im menschlichen Körper. Nur Menschen von sehr gleichmäßiger Erbanlage können eine gleichmäßige Haarfarbe aufweisen, ob viel oder wenig davon, ob hell oder dunkel, ist daneben von sehr untergeordneter Bedeutung.

Wenn nun also gleichartige Haarfarbe auf gleichartige Erbanlagen im allgemeinen schließen läßt, so muß sich letztere auch sonst in der körperlichen und geistigen Eigenart der Bückeburger bekunden. In der Tat ist es ein Leichtes, die Bückeburger von ihren Grenznachbarn zu unterscheiden, und zwar ohne daß man auf Tracht und Haarfarbe achtet. Das Gebiet der gelbbraunen Haare läßt sich genau begrenzen. Es ist nicht ganz, aber ungefähr das Gebiet, in welchem das weibliche Geschlecht noch heute zäh an seiner alten Tracht festhält. Bei Nenndorf, Haste, Lindhorst, Niederwöhren läuft die Grenze entlang der Grenze des Trachtengebietes, dann überschreitet sie die Weser und zieht um Minden nördlich und westlich herum, bis sie an der Porta an das Wesergebirge herankommt und dies nach Osten hin verfolgt bis sie bei Rodenberg-Nenndorf an den Ausgangspunkt zurückkommt.

Diese Stammesgrenze ist nun nicht etwa durch einen breiten Streifen einer Mischbevölkerung gebildet, sondern sie ist ganz scharf gezogen. Benachbarte Ortschaften weisen ganz plötzlich eine andere Bevölkerung auf, z. B. Nenndorf und Bantdorf, wo Calenberger Sachsen angrenzen, ferner Lindhorst und Sachsenhagen, Niederwöhren und Wiedensahl, wo nach Norden zu die sogenannten Altsachsen folgen, welche etwa bis Verden hin verbreitet sind.

Die Belehrung, die wir aus dieser Tatsache in rassekundlicher Beziehung erfahren, ist außerordentlich weittragend. Die ziemlich allgemein im Schwange befindliche Theorie besagt, daß das deutsche Volk sich aus vier bis fünf „Rassen" zusammensetze, deren Bestandteile ganz allmählich ineinander übergingen. Hier können wir mit dieser Theorie nicht das mindeste anfangen. Hier sind keine Übergänge, sondern innerliche und äußerliche Gleichheit des Volkstums über das ganze Gebiet hinweg. Ganz unbekannt sind der Wissenschaft derartige Tatsachen allerdings nicht, aber sie sind ihr von jeher sehr unbequem gewesen. Um die Theorie zu retten, hat man geglaubt, die Bedenken, die sich erhoben, dadurch unschädlich zu machen, daß man sagte, solche Erschei-

nungen innerhalb eines Rassegemischs entwickeln sich durch Inzucht auf engbegrenztem, nach außen hin abgeschlossenem Gebiet, in Alpentälern u. dgl. Die Bückeburger wohnen nun nicht in einem vom Verkehr abgeschlossenen Gebirgstal, sondern im Gegenteil auf der großen, west-östlichen Heerstraße durch Deutschland und sind also seit 2000 Jahren und länger der Gefahr der Vermischung mit Fremden ausgesetzt gewesen. Wieviel Handwerker z. B. mögen im Lauf der Jahrhunderte in Minden, Bückeburg und Stadthagen hängen geblieben sein, von Soldaten, Kaufleuten und Beamten gar nicht zu reden? Hätte eine bodenständige, rassig ursprünglich gleichartige Bevölkerung nicht die Fähigkeit, eindringendes, fremdes Volkstum in wenigen Geschlechterfolgen aufzusaugen und zum Verschwinden zu bringen, so wäre die heutige rassemäßige Bestimmtheit der Bückeburger und vieler anderer deutscher Volksstämme nicht zu erklären. Die geltende Theorie würde verlangen, daß jeder Tropfen fremden Blutes sich in einer ursprünglich reinen Bevölkerung verbreitet, wie etwa ein Tropfen Milch im schwarzen Kaffee, je mehr Tropfen hinzukommen, um so heller wird die Mischung. Ein solcher Mischungsvorgang müßte natürlich an den Grenzen am stärksten sein, vorausgesetzt, daß die Grenzen so offen daliegen, wie z. B. hier bei Minden und Nenndorf. Es müßte also etwa in Meerbeck und Sachsenhagen eine undefinierbare Mischbevölkerung wohnen, wogegen aber die Tatsachen auf das allerdeutlichste sprechen. Wenn gleiche Erbanlagen Rassereinheit bedeuten, so haben wir hier einen „reinen" Stamm vor uns, die Frage, welcher Rasse dieser Stamm angehört, erfordert weiter kein Kopfzerbrechen, es ist ein deutscher Stamm dem Augenschein nach, das genügt. Da nun aber nicht nur im Bückeburgischen, sondern überall in Deutschland solche in sich gleichartige Stämme mit bloßem Auge festzustellen sind, so ist es also nicht wahr, daß das deutsche Volk eine Mischung von vier oder fünf verschiedenen Rassen ist, sondern die nüchterne, naturwissenschaftliche Tatsache ist die, daß das deutsche Volk die Gesamtheit einer großen Anzahl rassereiner, d. h. in sich gleichartiger Stämme ist, deren Abkömmlinge sich hier und da, in Städten und in neuen Siedlungsgebieten gelegentlich vermischt haben, die aber von nichtdeutschen Stämmen nur wenig und dann leicht erkennbare Spuren aufweist.

Nun ergibt sich aber noch ein anderes von höchstem Interesse aus unseren Beobachtungen. Wenn ein Volksstamm sich in seiner rassemäßigen Bestimmtheit über die ganze Fläche seines Gebietes hin gleichmäßig behauptet, so fehlt jeder Anlaß zu der Annahme, daß er sich im Lauf der Jahrhunderte oder Jahrtausende nach Gestalt und Wesen verändert habe. Wir können mit vollem Recht annehmen, daß die uns von den griechischen und römischen Schriftstellern genannten Stämme noch heute zum großen Teil leibhaftig vorhanden sind, oder umgekehrt, daß die heutigen Bückeburger seiner Zeit als geschlossener Volksstamm, wahrscheinlich im Verbande der Angrivarier gegen die Römer gekämpft haben! Da die Menschen damals offenere Augen gehabt haben als wir heutigen, so kann es nicht gefehlt haben, daß die Bückeburger schon damals durch ihre Haarfarbe unter den Nachbarn aufgefallen sind. Das sind keine romantischen Vermutungen, sondern wie gesagt nüchtern wissenschaftliche Überlegungen. Es besteht die beste Aussicht, aus dem jetzigen Befund der deutschen Volksstämme, wenn sie wie die Bückeburger in ihren Grenzen genau festgestellt werden, die alte vorchristliche Geschichte der Deutschen mit viel größerer Zuverlässigkeit wieder herzustellen, als es aus den Berichten ausländischer und mönchischer Schriftsteller je möglich ist. Als Beispiel dafür folgendes:

Südlich der Stadt Hannover, im Lande zwischen Deister und Leine beginnend, bis Göttingen und Hann.-Münden einerseits, bis Hameln andererseits, ist nicht minder leicht als im Bückeburgischen ein in sich gleichartiger Volksstamm festzustellen. Schlanke Gestalten sind es mit schmalem Gesicht, hohem, langem Nasenrücken und mit sehr feinem dichten blonden bis braunem Haar. Anders als ihre Nachbarn sind sie, als Bückeburger, Hildesheimer, Eichsfelder. In der Art, wie dieser Stamm das fruchtbare Talgelände besetzt hält und Überbleibsel anderer Stämme in die Berge und in den Wald abgedrängt hat, ist zu erkennen, daß er einstmals als Eroberer gekommen ist. Es sind offenbar die Cherusker, die zur Zeit Armins ihre Obergewalt soweit über andere Stämme ausgedehnt hatten, daß sie sogar mit den in Böhmen wohnenden Markomannen in Streit kommen konnten. Wann die Cherusker ins Leinetal eingedrungen sind, werden Ausgrabungen wohl noch einmal genauer feststellen, wir können vermuten, daß es ein paar hundert Jahre vor Chr. gewesen ist. Neuere Untersuchungen über die Völkerverschiebungen in Westfalen und am Rhein machen dies wahrscheinlich. Der geographische Schwerpunkt des Stammesgebietes der Cherusker liegt bei Alfeld. Hier also wird der politische und religiöse Mittelpunkt des Stammes sich befunden haben, das Landesthing und Landesheiligtum, denn selbstverständlich muß dieser Ort so gelegen gewesen sein, daß er von allen Hundertschaften gleichmäßig schnell und leicht erreicht werden konnte, kein Ort entspricht dieser Bedingung so gut als Alfeld. Wir wundern uns deshalb auch nicht, wenn wir in den heutigen Ortsnamen noch mancherlei Hinweise auf die frühere Bedeutung dieser Gegend finden. So ist der Name Alfeld wohl zu deuten als das Feld, wo alle zusammenkamen, wenn er sich nicht etwa von alahfeld, d. h. heiliges Feld herleitet; im Grunde würde das dasselbe sein. Dann liegt aber auch in der Nähe das Dorf Irmenseul. Die Irminsäule, d. h. die Weltsäule war das erhabene Symbol religiöser Gedanken unserer Vorfahren. Sie war gedacht als die unsichtbare Himmelsachse, um die sich das Weltall mit seinem Sternendom (den Zweigen der Weltesche Yggdrasil) dreht. Sie allein sollte im kommenden Sturz der Schöpfung beharren bleiben und den Samen des Lebens künftigen, schuldloseren Geschlechtern hinüberretten. Die große Bedeutung, die dasselbe Symbol noch zu Karls des Großen Zeiten besaß, läßt vermuten, daß es nur an dem Hauptheiligtum aufgestellt war. Karl der Große zerstörte bekanntlich im Anfang des Sachsenkrieges die Irminsäule. Es wird nicht genau gesagt, wo sie gestanden hat, es heißt nur, daß der Kaiser zu diesem Vorhaben von der Eresburg, dem heutigen Obermarsberg aus nach Osten gezogen sei. Es kann also wohl sein, daß er bis in die Gegend von Alfeld gekommen ist. Ein sehr schöner Berg im Sackwald südlich Alfeld in nächster Nähe des Dorfes Irmenseul heißt die Teufelskirche. Was liegt näher als der Gedanke, daß der Name Teufelskirche von den späteren Christen dem alten heiligen Berge gegeben worden ist, auf dem die Irmensäule errichtet war?

Solchen und vielen anderen Gedanken gibt die Feststellung des jetzigen Stammescharakters der Bevölkerung sichere Grundlagen, und es ist daher sehr zu wünschen, daß noch in ganz anderer Weise darauf geachtet wird, als es bisher leider der Fall gewesen ist. Soll die Geschichte unserer Vorzeit uns lebendig werden, so kann sie es nur dann, wenn wir uns gewöhnen, die Träger der Geschichte nicht als längst verflossen, sondern als noch heute lebendig zu betrachten, erst dann wird mit Recht gesagt werden können: Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt!

— —

Die Abgrabung des Mühlenhügels in Osternienburg Kr. Köthen-Anhalt.

Von Kreisschulrat W. Bethge, Cöthen i. Anhalt.

In den Monaten Januar bis März 1925 wurde der Nagelsche Mühlenhügel in Osternienburg (Kreis Cöthen) abgetragen. Damit ist wieder einer der einst so zahlreichen vorgeschichtlichen Grabhügel aus unserer Landschaft verschwunden. Die folgenden Zeilen sollen einen vorläufigen, gedrängten Fundbericht geben, wie ihn auch die Tagespresse erhalten hat.

Der Hügel, linker Hand dicht an der Straße, die durch die Kolonie Osternienburg nach Aken führt, war bis zum vorigen Jahre von der Windmühle des Müllermeisters Nagel gekrönt. Die Mühle war 1694 erbaut worden, doch ist anzunehmen, daß schon vorher eine ältere Mühle auf dem Hügel gestanden hat. Da seine Kuppe in der Front der Häuser liegt, mußte er abgetragen werden. Die Arbeiten wurden von den Deutschen Solvaywerken Osternienburg ausgeführt. Herr Kreiskonservator Götze war über zwei Monate täglich bei den Abtragungsarbeiten zugegen und hatte so Gelegenheit, selbst alle vor- und frühgeschichtlichen Funde zu beobachten und zu bergen.

Der Hügel, der nun verschwunden ist, hatte flache Form. Seine Höhe über der Straße betrug 2,65 m, sein Durchmesser 32 m. Überraschend war, daß der Kern des Hügels von einer natürlichen Kuppe aus anstehendem Kies gebildet wurde, die in der jüngeren Steinzeit für Begräbniszwecke mit einer Schicht Humus von etwa 1 m Stärke überdeckt wurde. Später ist die Decke in der Bronzezeit noch einige Male mit neuem Humus verstärkt worden. Als man im Mittelalter zum ersten Male eine Windmühle auf den Hügel stellte, hat eine Abtragung der Hügelspitze und eine Abflachung der Kuppe stattgefunden. Dabei mögen schon einige Begräbnisse zerstört worden sein. Östlich nach der Straßenseite zu ist gleichfalls im Laufe der Zeiten eine Störung der Schichten erfolgt, die bis auf die Hügelsohle ging; hier fanden sich Knochenreste in gestörter Lag und Gefäßscherben verschiedener Zeitalter. Von den zahlreichen Begräbnisstellen, im ganzen 38 unzerstörte neben vielen zerstörten, die im Hügel festgestellt wurden, sollen im folgenden die wichtigsten besprochen werden.

Gleich in den ersten Tagen der Abtragung fand sich in der Erde am nördlichen Hügelrande eine Steinpackung, die fünf Tongefäße nebst einem Kinderarmring und einen Zierknopf aus Bronze enthielt. Aus der Form und Verzierung der Fundstücke war zu ersehen, daß es sich um die zweite Hälfte der dritten Periode der Bronzezeit handelte. Sie stammen von einer germanischen Bevölkerung, die an dieser Stelle vom Osten her in der Keramik künst-

lerisch beeinflußt erscheint. Steinpackungen ähnlicher Art fanden sich häufiger, an manchen Tagen wurden zwei oder drei aufgedeckt, aber nicht alle enthielten Fundmaterial. Überhaupt wurde an manchen Tagen die Geduld des Ausgrabungsleiters wie der zahlreichen Zuschauer auf eine harte Probe gestellt, die durch Sturm und Regen nicht gerade versüßt wurde. Dafür belohnten dann aber einzelne besondere Funde um so mehr.

Der interessanteste zeigte sich in Form einer sauber aufgestellten, aus Sandsteinplatten zusammengesetzten und mit Steinpackung versehenen Steinkiste von 1,62 m Länge. Als die Deckplatten abgenommen waren, erblickte man auf dem Boden der Kiste eine Schicht Erde mit etwas Sand, die beim Begräbnis zum Schutz über die Leiche gedeckt war; nur obenauf in der Nähe der Brust lag eine bronzene Spiralscheibenfibel, die zum Zusammenstecken der Gewänder gedient hatte. Vorsichtig wurden Erde und Sand entfernt, bis einzelne Skeletteile, die sich noch erhalten hatten, sichtbar wurden. Das Skelett gehörte einem etwa siebenjährigen Kinde an. Zu seinen Füßen standen sechs guterhaltene Tongefäße, darunter eine schöne Trinkschale von rein illyrischer Form. An den Unterschenkeln fanden sich in unveränderter Lage acht gut erhaltene Beinringe aus Bronze; je vier waren übereinander gelagert, wie sie an den Beinen gesessen hatten, und durch die Patina leicht miteinander verbacken. Durch ihre Mitte ragte noch ein Stück des Schienbeins. Die etwa 1 cm breite Öffnung der Ringe lag nach hinten. An jeder Seite des Schädels fanden sich dann noch zwei kleine Haarspiralen aus dünnem Metalldraht. Auch dieser Fund deutet wie der vorhin erwähnte auf die Mitte der Bronzezeit.

Erst weiter nach der Mitte des Hügels zu wurden dann steinzeitliche Bestattungen festgestellt, z. B. durch einen gut erhaltenen Becher, in dessen weichen Ton bei der Herstellung eine Schnur als Verzierung abgedrückt war. Von ganz besonderem wissenschaftlichen Interesse war es, daß bald darauf durch einige Begräbnisse ein Volksstamm festgestellt werden konnte, der an der Grenze der Steinzeit etwa um 2000 vor Chr. in Mitteleuropa auftauchte und der nach einem Hauptfundplatz in Böhmen mit all seinen im Boden hinterlassenen Resten von der Wissenschaft als Kulturkreis von Aunjetitz bezeichnet wird. Dicht neben der erwähnten bronzezeitlichen Steinkiste lag schon ein größeres Gefäßbruchstück von Aunjetitzer Form. Bald darauf wurde gegen Westen zu ein gut erhaltenes Skelett des Aunjetitzer Zeitalters aufgedeckt, daneben eine für diese Kulturstufe charakteristische Tasse aus Ton. Der Fund wurde kurz vor Feierabend gemacht. Das Skelett konnte noch photographiert, aber nicht mehr aus der Erde genommen werden. Leider kamen in der Abendzeit einige Unberufene, die es zertrampelten. Ihre Zerstörungswut hat der Wissenschaft einen sehr großen Schaden zugefügt, denn in dem ganzen Hügel hat sich sonst kein vollständig erhaltenes Skelett dieses für unsere Gegend bisher nur durch einige Gräber nachgewiesenen Volksstamms mehr gefunden, ganz abgesehen davon, daß die mühsame Freilegungsarbeit unseres Kreiskonservators dadurch in einem kurzen Augenblicke sinnlos vernichtet wurde. Auf unseren Antrag stellte in entgegenkommender Weise die Kreisdirektion vom nächsten Abend an Wachleute an der Grabungsstätte auf.

Ein außergewöhnlicher Fund, der ebenfalls in die Wende von der Stein- zur Bronzezeit zu datieren ist, wurde an einer anderen Stelle des Hügels gemacht: ein Skelett mit angesengtem Kopf; Arme und Unterschenkel fehlten (die distale Hälfte der Oberschenkel abgesengt), ein Beweis für eine in jener Zeit bereits vorkommende teilweise Körperverbrennung.

Ganz in der Mitte des Hügels fand sich ein Grab, das gewaltige Mengen von Feldsteinen enthielt, deren Abräumung große Mühe verursachte; darunter lag ein in zwei Teile zerborstenes flaches Bronzegefäß mit schönen Verzierungen, wie sie der klassischen Periode germanischer Bronzezeit eigen sind. Es handelt sich um ein Kunstwerk ersten Ranges, dessen Verzierungen schöner sind als die an den berühmten 1913 bei Eberswalde aufgefundenen Metallgefäßen. Das zugehörige Grab war mit einer dicken Eichenbohle ausgelegt. Darunter lagen wieder Steine. Unter der Eichenbohle standen zwei Tongefäße, in einem war die Bronzeschale enthalten. Dem Befund nach ist sie durch eine zwischen den Steinen stehende, senkrechte Holzbohle im Laufe der Zeit in zwei Teile zerdrückt worden.

An der oben bereits erwähnten Stelle des Hügels, an der im Mittelalter eine Störung stattgefunden hat, wurden in der Erde verstreut viel zerstückelte Reste von bronzenen Gegenständen gefunden, so daß man zu der Annahme kommen muß, daß hier einstmals ein reich ausgestattetes Fürstengrab mit vielen Bronzegegenständen aufgedeckt und zerstört worden ist. Durch Sieben der Erde gelang es, Reste von etwa sechs großen und kleinen Bronzegefäßen, Anhänger und große Buckel vom Pferdegeschirr, mehrere Bronzeniete und die Spitze von einem Schwert festzustellen.

Hin und wieder fanden sich in der Erde des Hügels auch Streufunde, z. B. ein Meißel aus Knochen, eine kleine bronzene Pfeilspitze der vierten Periode der Bronzezeit, einige vereinzelte Tongefäße, und oberhalb des beschriebenen Steinkistengrabes ein einzelner Armreif aus Bronze von gleicher Größe und Form wie die acht ovalen Reife, die an den Unterschenkeln des Kinderskeletts gefunden sind.

Als zeitlich letzte Funde wurden eine Anzahl von früh-mittelalterlichen slawischen Gräbern festgestellt. Sie zeichneten sich durch schön geformte Langschädel aus. Bemerkenswert war ein Männerskelett mit schwach angezogenen Beinen und das Skelett einer jungen Frau, deren Hände wie betend nach dem Kopf gerichtet waren. An einer Stelle fand sich ein Bolzen von einer Armbrust.

Rückblickend dürfen wir feststellen, daß uns der Mühlenhügel äußerst wertvolle Einblicke in die Vorgeschichte unserer Heimat erlaubt hat. Zusammen mit den anderen Funden, die immer noch zahlreich in unserem Kreise gemacht werden, hilft er mit an der Ausgestaltung des Bildes der vorgeschichtlichen Zeitabschnitte, die dadurch immer deutlicher und heller vor unsere Augen treten. Wärmster Dank gebührt daher allen, welche die Grabung ermöglichten, durch ihre Unterstützung förderten und an ihr mithalfen!

Bücherbesprechungen.

Dr. **Walter Scheidt:** Die Rassen der jüngeren Steinzeit in Europa. (120 Seiten Text, 8 Taf., 30 Abb.). II. Band der Sammlung „Beiträge und Sammelarbeiten zur Rassenkunde Europas" (herausgeg. von Dr. Walter Scheidt, Privatdozent für Anthropologie an der Universität München). J. F. Lehmanns Verlag, München, 1924.

Der Verfasser behandelt zunächst die neolithischen Schädelfunde aus den einzelnen europäischen Ländern, wobei er Skandinavien und Deutschland besonders berücksichtigt, dann schreitet er zur „Zusammenfassung"; an diese reihen sich ein Fundortverzeichnis und ein Schriftenverzeichnis. Die Arbeit reiht sich in anerkennenswerter Weise an die klassische Studie von Alfred Schliz über die vorgeschichtlichen Schädeltypen der deutschen Länder. Die Fülle der Indexziffern und sonstigen Daten ist womöglich noch größer als dort und so bildet das Buch von Scheidt ein unentbehrliches Nachschlagewerk für jeden, der sich mit anthropologischen und prähistorischen Fragen beschäftigt.

Was nun die Theorie des Verfassers anbelangt, so sei folgendes bemerkt: Trotz seines erkennbaren Bestrebens vollkommen selbständig zu bleiben, steht doch Scheidt unbewußt stark unter dem Einflusse der heute so weit verbreiteten Cro-Magnon-Mode. Er will nämlich alle neolithischen Langschädel auf die Cro-Magnon-Form zurückführen. Scheidt stellt sich vor,

„daß die im Gebiet des heutigen Frankreich während des Paläoliths ausgelesene Cro-Magnon-Rasse mit dem Eintritt der jüngeren Steinzeit durch klimatische, floristische, faunistische und andere Änderungen ihrer Umwelt zu Wanderungen veranlaßt worden ist und teils dadurch, teils vielleicht auch an Ort und Stelle ihrer früheren Verbreitung richtungsveränderter Auslese unterworfen wurde. Diese Auslese führte in den verschiedenen neolithischen Verbreitungsgebieten zu verschiedenen Ergebnissen:

1. Innerhalb der an den Küstenstrichen Frankreichs ansässigen und der nach Norden (Britische Inseln, Norwegen) abwandernden Populationen bildete sich der nordische Langschädeltyp ..... heraus, der sich von der Cro-Magnon-Rasse vor allem durch langes, schmales Gesicht und schmale Nase unterscheidet und der mit der Zeit stellenweise ..... durch die erfolgte Richtungsänderung der Auslese manche Cro-Magnon-Merkmale ..... mehr oder weniger verlor und eine erheblichere Körpergröße gewann.

2. Dieser nordische Zweig der neolithischen Langschädelrasse führte in Gebieten intensiverer Vermischung mit einem brachykranen Element zur Entstehung von Mischformen, wie der nordischen dolichoiden Form (= Genaytypus [Hervè]), bei weiteren Wanderungen zu Abzweigungen vom Charakter sog. „Lokalrassen" (z. B. des Ostorfer Typus [Schliz], wahrscheinlich auch des ostdeutschen dolichokranen Typus).....

3. Im Mittelmeergebiet unterlag die Cro-Magnon-Rasse ..... anderen Auslesebedingungen als im Norden. Das Ergebnis war der südeuropäische oder mediterrane Zweig der neolithischen Langschädelrasse ...., dem ursprünglichen Cro-Magnon-Typ vielfach ähnlicher als der nordische Zweig usw." (S. 97).

Den großen Fortschritt, welchen Gustaf Kossinna und Hermann Klaatsch anbahnten, als sie zeigten, daß man die nordeuropäische Rasse vom Homo Aurignacensis ableiten könne, diesen großen Fortschritt und die sich daran knüpfende Fülle neuer Denkmöglichkeiten — z. B., daß dem Paläolithmenschen von Aurignac und der heutigen nordeuropäischen Rasse der Paläolithmensch von Cro-Magnon und die heutige mediterrane Rasse in scharfer Abgrenzung gegenüberstehen — all das hat Scheidt nicht einmal der Erwähnung wert gefunden. Meint er vielleicht, die Variationsbreite der Cro-Magnon-„Rasse" sei so groß gewesen, daß Cro-Magnon und Aurignac nebeneinander als zusammengehörig bestehen könnten und meint er weiter, die nordeuropäische Rasse sei bloß eine Auslese der Aurignac-ähnlichen Varianten, so hätte er das sagen, gleichzeitig aber auch

eine Erklärung dafür suchen müssen, weshalb sich im äußersten Norden heute noch ein Erhaltungsgebiet ausgesprochen Cro-Magnon-artiger Formen nachweisen läßt. Diese Tatsache fällt keineswegs aus dem Rahmen der anthropologischen Probleme des Neolithikums, denn wir wissen, daß in Schweden seit dem Neolithikum kein Bevölkerungswechsel vor sich gegangen sein kann.

Und damit komme ich wieder einmal zu einer soziologischen Tatsache, die von den meisten Anthropologen nicht beachtet oder vollständig verkannt wird. Es gibt — wenn nicht ganz außergewöhnliche Ereignisse eintreten — keinen Bevölkerungswechsel, d. h. keine nennenswerte Veränderung des Rassenbildes bei ackerbautreibenden Völkern. Gustaf Kossinna hat dies längst erkannt und kurz und bündig ausgesprochen: die Archäologie zeigt uns die Herrenschichten! Da nun die europäischen Neolithiker bis zurück ins Campignien Ackerbauer waren, so gilt auch für sie das soziologische Gesetz, wonach nur die Herren, die Kulturen und die Sprachen wechseln, während die bodenständige Urrasse fortlebt und allmählich wieder hochkommt. So und nicht anders erklärt sich auch die „Zunahme der Brachykranen" in der jüngeren Steinzeit. „Le bon brachycéphale", wie ihn Lapouge nennt, der ruhige, geduldige Kurzkopf war eben als Höriger beim Ackerbau besser zu gebrauchen als der wanderlustige und kriegerische Langkopf. Dazu kommt, daß wir unsere Kenntnisse aus Gräbern schöpfen; eine sorgfältige Bestattung wird aber in alter Zeit eben nur Häuptlingen und Kriegsobersten zuteil geworden sein. Sobald die Bestattungen häufiger werden, erscheint auch alsbald das brachoide Element. Dieser Grundsatz gilt — wie die Ofnet beweist — auch für die präneolithische Zeit. Das kann nicht oft genug wiederholt werden. Natürlich gelangt man auf diesem Wege zu einer ganz anderen Bewertung des viel mißbrauchten Längen-Breiten-Index. Man lernt dann einsehen, daß dieser Index zwar außerordentlich wichtig für die Ethnologie und Soziologie, aber kein Kriterium der Rasse ist.

Doch kehren wir zu den Aufstellungen Scheidts zurück. Scheidt nimmt eine Umbildung der Cro-Magnon-„Rasse" zur nordeuropäischen Rasse an und meint, daß sich diese Umbildung nach dem Paläolithikum vollzogen habe. Diese Annahme erscheint mir höchst bedenklich wegen der Kürze des verfügbaren Zeitraumes. Da ist es doch viel ansprechender auf die im Paläolithikum bereits vorhandenen Formen von Aurignac, Chancelade usw. hinzuweisen, diese von der Cro-Magnon-Form anthropologisch zu trennen und mit ihnen die später auftauchenden leptoprosopen und hypsikephalen Dolichoiden zu verbinden.

Da Scheidt nur eine einzige neolithische Langschädelrasse anerkennen will, so sieht er sich genötigt, den Ostorfer Typus ebenfalls aus dem „nordischen Zweig" hervorgehen zu lassen. Nun haben die Ostorfer ausladende Jochbogen und breite Nase; dabei sind sie kleinwüchsig. Wir werden da kaum ohne Annahme einer Beimischung auskommen. Da es aber nach Scheidt keine andere Langschädelrasse gab, als die eine von Cro-Magnon, so müßte das beigemischte Element ein brachoides gewesen sein. Wie verträgt sich das nun mit dem äußerst niedrigen Längen-Breiten-Index der Ostorfer? Werden wir da nicht besser an Czekanowskis „Typus ε" denken, den er in Nordpolen antraf, als kleinwüchsig, extrem dolichoid und hellfarbig bezeichnet und scharf von der nordischen Rasse unterscheiden will? — Wie es dolichoide Asiaten gibt, wird es eben auch in Osteuropa dolichoide Menschengruppen gegeben haben und noch geben, die wir bisher nicht klar anthropometrisch herausgreifen konnten. Eine solche Gruppe sind die Ostorfer; sie haben sich mit Nordeuropäern gemischt, deren Kultur angenommen und sind mit ihnen zu einer soziologischen Einheit verwachsen.

Fast noch unwahrscheinlicher als seine Vermutung bezüglich der Ostorfer, ist die Annahme Scheidts, die Cro-Magnon-Form habe sich zu einer „Lokalrasse" mit den Charakteren des „ostdeutschen dolichokranen Typus" umgestaltet. Es sind dies die von Reche als „Typus II" bezeichneten schlesischen Schnurkeramiker, die bekanntlich zu den dolichoidesten aller Menschen gehören. Wenn aus der kurzgesichtigen und breitnasigen Cro-Magnon-Form mit dem Längen-Breiten-Index 74—77 einerseits die extrem schmalnasige nordeuropäische Rasse, anderseits die Gruppe jener schlesischen Schnurkeramiker entstehen konnte, deren Gesichter hoch und schmal sind und deren Längen-Breiten-Index bis auf 60 herabgeht, dann brauchen wir uns über Rassenfragen nicht mehr den Kopf zu zerbrechen, denn dann ist einfach alles möglich. In Wirklichkeit wird die Sache wohl so liegen, daß jene Schnurkeramiker eine (mit fremden Elementen durchsetzte) Welle nordeuropäischer Eroberer darstellten, die sich von ihrem Ausgangsgebiete sehr weit entfernt hatten und deshalb eine Auslese der dolichoidesten Individuen bildeten. Nach demselben, schon von Lapouge erkannten und als „Loi d'émigration" bezeichneten anthropo-soziologischen Gesetz sind die in Nordamerika eingewanderten Europäer durchschnittlich langköpfiger als ihre in der Heimat zurückgebliebenen Volksgenossen und die Besiedler der nordamerikanischen Weststaaten wiederum langköpfiger als die Bewohner der Oststaaten. Die an sich tote Formel des Längen-Breiten-Index vermag eben nur dann ein lebendiger Faktor der

Erkenntnis zu werden, wenn wir uns daran gewöhnen, sie phrenologisch, psychologisch und soziologisch auszuwerten.

Ferner neigt Scheidt (mit vielen anderen) zu der Annahme, daß die Mittelmeerrasse und die nordeuropäische Rasse am Ausgange des Diluviums gemeinsam aus der Cro-Magnon-Form hervorgegangen seien. Der erste, der diese Hypothese gewagt hat, ist meines Wissens Giuseppe Sergi. Aus dieser Hypothese ergäbe sich nun, wenn man sie folgerichtig durchdenkt, eine ursprüngliche Zusammengehörigkeit des indogermanischen mit dem hamito-semitischen Sprachstamm. Denn schon im Jungpaläolithikum war der Mensch vollkommen entwickelt und die Sprache fertig ausgebildet. Einen genetischen Zusammenhang des Indogermanischen (oder auch des Finnisch-Ugrischen) mit dem Hamito-Semitischen kann man aber nur gelten lassen, wenn man die gemeinsame Vorstufe bis in eine (mindestens altpaläolithische) Zeit zurückverlegt, in der die Sprache erst in der Entwicklung begriffen war, z. B. noch keine Composita kannte. Gerade die Composita sind sehr alt und Fritz Hommel hat klargelegt, daß sich die Composita der Nordsprachen und der Status constructus der Südsprachen ganz unvereinbar gegenüberstehen. Aber noch andere Gründe sprechen gegen die Möglichkeit einer Verwandtschaft zwischen Nordeuropäern und Mediterranen. Wir wissen heute, daß die dolichoide Menschengruppe, die wir als die mittelländische oder mediterrane bezeichnen, aus zwei großen Komplexen zusammengewachsen ist (der Cro-Magnon-Form einerseits und einer kleinwüchsigen, stumpfnasigen Form andererseits, die hauptsächlich auf den Inseln sitzt), und wir können die verschiedenen Dichtigkeitszentren dieser ursprünglich selbständigen Formen nicht begreifen, wenn wir für ihre Wanderungen und Verschiebungen nicht das Vorhandensein von Landbrücken innerhalb des heutigen Mittelländischen Meeres annehmen. Und die Menschengruppen, die sich auf diesen Landbrücken bewegten, müssen schon dagewesen sein, müssen eine lange Zeit der Entwicklung durchgemacht haben, müssen durch ganz bestimmte klimatische Bedingungen und Veränderungen zu ihren Wanderzügen veranlaßt worden sein. Damit kommen wir aber mindestens bis in die letzte große Zwischeneiszeit, d. h. ins Altpaläolithikum. Schon damals müssen Prä-Indogermanisch und Prä-Hamito-Semitisch auseinander gegangen sein, wenn sie überhaupt jemals eine gemeinsame Wurzel besessen haben. Im Jungpaläolithikum aber waren sicherlich schon alle Gegensätze scharf entwickelt und die verschiedenen Rassen standen sich mit fertig ausgebildeten Sondersprachen fremd und feindlich gegenüber. Daß im beginnenden Neolithikum überall neue Rassen auftauchen, gibt Scheidt selbst zu; sie müssen aber doch auch Zeit zur Entwicklung gehabt haben. Wie kamen z. B. die Brachoiden von Mugem schon so frühzeitig auf die Pyrenäenhalbinsel, wenn sie erst in postpaläolithischer Zeit in Asien entstanden und von dort her eingewandert sein sollten? Waren doch — wie Scheidt richtig bemerkt — „die Wege, die dafür (nämlich für die Zuwanderung der kurzschädeligen Formen) offen bleiben, doch wohl beschränkter, als man häufig annimmt" (S. 87). Deshalb denkt Scheidt (S. 87) zunächst an eine „Vorläufereinwanderung" in paläolithischer Zeit. Auf S. 100 und 101 bekennt er sich dann ganz offen zur asiatischen Hypothese. Aber sein Schwanken ist bezeichnend; es läßt erkennen, daß die Brachykephalenfrage nach wie vor das verwickeltste Problem der Anthropologie bleibt und daß die asiatische Hypothese ihre eigenen Anhänger nicht mehr recht befriedigt. Wenn Scheidt selbst darauf hinweist, „daß (abgesehen von Einzelfunden) Siedelungen mit ausschließlich brachykraner Bevölkerung nicht gefunden worden sind, wohl aber eine beträchtliche Anzahl solcher mit nur dolichokraner Bevölkerung" (S. 101), so sollte das doch zum Nachdenken und zu dem Versuche anregen, die Frage einmal soziologisch zu betrachten. Daß die schwedischen Steinzeitleute dolichoider sind als die dänischen, während Schonen eine vermittelnde Stellung einnimmt, ist besonders lehrreich: das nördliche schwedische Gebiet war eben lange Zeit unbewohnt (wie der amerikanische Westen) und bildete später das Kolonialland, in welches die dolichoidesten Elemente einwanderten.

Nun noch ein Wort zur Cro-Magnon-Frage.

Da Scheidt alle neolithischen Dolichoidformen aus der Cro-Magnon-Form und fremden Beimischungen hervorgehen läßt, so fühlt er die Notwendigkeit zu dem Problem Stellung zu nehmen, wie sich denn diese Mischformen weiter verhalten haben dürften. Er schreibt darüber:

> „Ich glaube, daß weder vollkommene „Entmischung" noch auch vollkommene (auslesebedingte) Erhaltung des ursprünglichen Bastardtypus stattfinden wird, sondern daß die Mixovarianten zum Teil lange weiter variieren werden, zum Teil in ihrer Vielgestaltigkeit durch Auslesevorgänge beeinträchtigt werden, wobei auch noch in jedem Vermischungsgebiet die (gleichfalls der Auslese unterliegenden) Rückkreuzungsmöglichkeiten das genetische Bild bis zur Unkenntlichkeit verwirren können." (S. 99.)

Die Auseinandersetzung hierüber muß verschoben werden. Es hat sich aber wieder einmal gezeigt, daß man die Probleme erst dann ganz aufzurollen vermag, wenn man es wagt, Theorien aufzustellen. Das hat Scheidt, im Gegensatze zu anderen seiner

Kollegen, die hübsch zwischen den Hecken der Empirie bleiben, auf den letzten Seiten seines Buches getan und darum ist gerade dieser Abschnitt der interessanteste geworden.

Bozen. **Karl Felix Wolff.**

Unser hochgeschätzter Mitarbeiter, K. H. Wolff, hat das Scheidtsche Werk aus der Fülle seiner anthropologischen Kenntnisse heraus in der ihm eigenen großzügigen Weise unter besonderer Anerkennung mancher Vorzüge der Arbeit trefflich gewürdigt. Ich möchte als Prähistoriker, der die Anthropologie bei seinen Schlüssen stets gern zu Rate gezogen und auch dem Scheidtschen Werke eingehendes Studium gewidmet hat, noch einige Punkte geringerer Bedeutung berühren, die mir bei Scheidt aufgestoßen sind und nicht gefallen haben.

So sein Verhältnis zu Alfred Schliz. Er macht Schliz zu starke Beeinflussung durch archäologische Erkenntnisse zum Vorwurf. Nun, Schlizens Art mutet manchen vielleicht so an, als hätte er zu früh und zu ausschließlich auf sein künstlerisch eingestelltes Auge sich verlassen, das stets vor allem die Gesamterscheinung zu erfassen bestrebt war. Demgegenüber ist Scheidt das gerade Gegenteil: ein nüchterner Messer und Zahlenmensch, der uns wiederum zu wenig Anschauung bietet, dabei oft ein schwankendes Urteil zeigt. Die von ihm gezeichneten rechtwinkligen Koordinatensysteme, in welchem je zwei Schädelmaße zur Darstellung kommen und die einschlägigen Schädel durch Punkte eingetragen sind, mögen wohl als Vorarbeit ganz geeignet sein, können aber dem Leser nur herzlich wenig sagen, da ihnen jede Anschaulichkeit fehlt.

Recht bedenklich werden Scheidts Ausführungen, sobald er sich auf Erörterungen einläßt, bei denen die Archäologie gestreift wird. Würde er mein Buch über die Indogermanen gekannt haben, so hätte er daraus entnehmen können, daß Stjernas Aufstellung, nicht nur der Megalithgrabbau, sondern auch der sonstige Inhalt der Megalithkultur nebst der Megalithbevölkerung sei aus England nach Skandinavien gekommen, in den Tatsachen nicht den geringsten Boden findet. In England ist das große Gebiet der Megalithgräber, die dort nur im Westen und Südwesten vorkommen, ein völlig anderes als das kleine Südostgebiet nordischer Feuersteinbeile, die aber auch nur auf der allerfrühesten, d. h. vormegalithischen Stufe mit den skandinavisch-norddeutschen übereinstimmen, später aber genau wie die französischen ihre eigene rückständige Entwicklung nehmen. Sonstige Kulturverbindungen zwischen England und Skandinavien wird man vergebens suchen.

Wie früher Fürsts, so schweben jetzt auch Scheidts aus der Stjernaschen Ansicht gezogene anthropologische Schlußfolgerungen völlig in der Luft. Daß die langköpfige Steinzeitbevölkerung Englands noch weit stärker und einheitlicher langköpfig ist als die skandinavische, zeigt nicht, daß sie gegenüber der nordischen Rasse eine reinere Gestalt und damit gewissermaßen die Stammrasse der nordischen Rasse darstellt, sondern daß im vollneolithischen England eine ganz andere Rasse herrscht als in Skandinavien, nämlich die mittelländische. Was ja auch von den anderen einschlägigen Wissenschaften längst als gesichert anerkannt wird.

Außerdem scheinen die Anthropologen gar nicht zu beachten, daß aus den englischen, freistehenden, richtigen Megalithgräbern meines Wissens keine steinzeitlichen Skelette geborgen oder untersucht worden sind. Die geborgenen Skelette mit ihren Schädeln entstammen dort nur Hügelgräbern, Steinhügeln mit eingebautem megalithischem Ganggrab oder ohne solches. Die Hügel sind teils lang, teils rund und seit Thurnams Beobachtungen ist es ja herkömmlich, zu behaupten, in den Langhügeln seien ausschließlich langschädelige Menschen, in den Rundhügeln ausschließlich kurzschädelige beerdigt worden. Auch Scheidt wiederholt dies. Aber Sören Hansen hat in sehr eingehender Untersuchung längst nachgewiesen, daß in beiden Arten von Hügeln sowohl Lang- als auch Kurzschädel vorkommen, Langschädel in beträchtlicher Zahl auch in Rundhügeln, Kurzschädel ebenso in Langhügeln (Aarbörgen f. nord. Olt. 1915).

Fürsts Aufstellung, daß in Schonen und Dänemark bereits vor der langschädeligen Bevölkerung eine kurzschädelige geherrscht habe, ist unbeweisbar, bleibt also eine leere Vermutung, wie auch Scheidt mit Recht ausspricht. Jedenfalls war dieser „Urtyp der Kurzschädel" nicht von der Art des langgesichtigen Borretyps, wie Fürst meint. Denn dieser ist ja klärlich eine Mischung aus nordischer Langschädelrasse und einer Kurzkopfrasse.

Allen strengen Anforderungen, die Scheidt an die nordische Rasse stellt, wozu auch ein leptenes Obergesicht gehöre, soll nach ihm von allen schwedischen Schädeln einzig der Schädel 5 von Mysinge auf Öland (Fürst, Taf. 3) genügen; nur schade, daß dieser gerade nicht langgesichtig, sondern nur mittelgesichtig ist, mit einem Obergesichtindex von 54,6; auch ist der Stirnanstieg für die nordische Rasse viel zu steil.

Scheidt behandelt im ersten Abschnitt seines Buches, dem Hauptteil, auf 78 Seiten 579 Schädel, die sich auf Skandinavien und ganz Mitteleuropa einschließlich Ungarns,

Südslawiens und Rumäniens verteilen; in dem kurzen zweiten Abschnitt (S. 79—94) das übrige Europa, d. h. England, Belgien, Frankreich, Spanien, Portugal und Italien.

Wie man sieht, hat der Verf. von Rußland und Polen keine Notiz genommen. Und doch sind aus Polen, West- und Südrußland gar nicht wenige Schädeluntersuchungen mit guten Abbildungen veröffentlicht worden, namentlich von polnischen Anthropologen (Kopernicki). Ein Blick in das bekannte ältere „Materialien"-Werk von Kohn und Meblis führt schon manches davon vor. Anderes, z. B. Beschreibung der Schädel kujawischer Gräber, findet sich in den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft (vgl. 1879, S. 432; 1880, S. 320, 326ff.), die auch zahlreiche Untersuchungen und Abbildungen deutscher Steinzeitschädel enthalten, von denen der Verf. nur einen Bruchteil berücksichtigt hat. Eine Anzahl osteuropäischer Schädelbeschreibungen, auch solcher von ost- und westpreußischen sowie posenschen Schädeln, habe ich im Mannus II (1910) aufgeführt, z. B. S. 94, 100, 101, 106.

Schwerer noch wiegen die Lücken aus Deutschland. Außer den genannten Berliner Verhandlungen, die nur zum kleinen Teil ausgenutzt worden sind, ist der Mannus und mein Buch „Die Indogermanen", worin auch neue wichtige Schädel zum ersten Male abgebildet worden sind, dem Verf. unbekannt geblieben. Desgleichen die eingehenden Untersuchungen uckermärkischer Steinzeitschädel, die einerseits Hugo Schumann (Die Steinzeitgräber der Uckermark), anderseits Karl Strauch im 8. Mannusbande (1915) veröffentlicht haben. Unbegreiflich aber ist es, daß dem Verf. die letzte große Veröffentlichung H. A. Nielsens über die dänischen Steinzeitskelette von 1915 entgangen ist, worin zu den früher von demselben Verfasser behandelten 616 Skeletten 205 neu geborgene hinzukommen, von deren Schädeln allerdings nur 53 meßbar sind. Nicht unwichtig sind auch die von neuem dargelegten allgemeinen Schlußfolgerungen Nielsens aus dem Gesamtstoff der 210 meßbaren und der 162 typbestimmbaren dänischen Steinzeitschädel.

Von Kleinigkeiten sei noch erwähnt, daß sowohl Scheidts Schriftenverzeichnis, worin auch manche rein archäologische Literatur aufgeführt wird, als auch sein Text von allerlei Flüchtigkeiten nicht frei ist. Was soll der heute ganz nebensächliche und veraltete kleine Aufsatz Koehls über das neolithische Gräberfeld der Wormser Rheingewann (Nachr. üb. dtsch. Alt. VII), wo wir doch die große Festschrift über die Wormser Gräberfelder von Koehl besitzen? Und wie kommt jener Aufsatz Koehls in die Literatur über Frankreich und Belgien hinein? Und warum sind die beiden Aufsätze Hans Virchows über steinzeitliche Schädel, obwohl noch richtig die Erscheinungsjahre 1911 und 1913 hinzugefügt sind, seinem Vater zugeschrieben worden? Weshalb befindet sich der ganz allgemein gehaltene Festvortrag von Gustaf Retzius The so-called North European race of mankind innerhalb der Literatur über England? S. 47 ist zweimal von Schädeln aus Oberschlesien die Rede, während solche überhaupt gar nicht vorhanden sind, sondern nur solche aus Mittelschlesien. S. 47 wird von 62 Schädeln geredet, die aus Schlesien, Böhmen und Mähren untersucht worden seien, S. 75 aber sind es 63 Schädel. S. 16 ist von vier weiblichen und drei männlichen Schädeln einer bestimmten Abart nordischer Langkopfrassen die Rede: die genaue Aufzählung bringt aber nur fünf Schädel. Ständig wird der Fundort eines bekannten mecklenburgischen Schädels Burrow statt Burow geschrieben. Doch genug dieser kleinen Unsauberkeiten, die man bei einer sonst gewissenhaften Arbeit, wie sie die Scheidts ohne Zweifel ist, ungern bemerkt. **Gustaf Kossinna.**

Hans Reinerth, Die Chronologie der jüngeren Steinzeit in Süddeutschland. 4°, VIII und 108 S. mit 35 Taf. und 60 Textabb. Augsburg, Dr. Benno Filser (1923).

Die Erforschung der jüngeren Steinzeit hat in den beiden letzten Jahrzehnten besonders namhafte Fortschritte gemacht. Indes, je mehr der Stoff anschwoll, um so schwieriger gestalteten sich die an ihn sich heftenden Fragen. Zuletzt hat K. Schumacher eine übersichtliche Darstellung der zahlreichen neolithischen Kulturgruppen geboten (8. Bericht der röm.-germ. Kommission 1913/15, Frankfurt a. M. 1917, S. 30—82) und darin die einzelnen Formkreise beschrieben und abgegrenzt. Die Chronologie ließ Schumacher fast ganz aus dem Bereich seiner Darlegungen und bezeichnete ihre Untersuchung als eine der in Angriff zu nehmenden Aufgaben der Wissenschaft. Nun hat H. Reinerth in einem stattlichen Werk den Versuch unternommen, die Altersfragen der süddeutschen jüngeren Steinzeit zu klären. Das Bild, das sich in Süddeutschland bietet, ist besonders verworren, da hier die verschiedenen Kulturen nicht klar neben- oder hintereinander stehen, sondern sich kreuzen und mischen und infolgedessen die Spatenforschung widersprechende Ergebnisse liefert. Den verschlungenen Knoten will nun Reinerth lösen, indem er außer der rein typologischen Methode, deren alleiniger Verwendung er die Schuld an den Mißerfolgen der bisherigen chronologischen Forschung zuschreibt, noch die Siedlungsgeographie und Stratigraphie zu Hilfe

nimmt. Wenn nun auch diese beiden Methoden bei früheren Forschern nie ganz unberücksichtigt blieben, so kommt doch ohne Zweifel der ungemein angewachsene Fundstoff dem neuen Unternehmen sehr zu statten. Er allein rechtfertigt schon das Erscheinen der Arbeit.

Im 1. Teil (S. 7—62) behandelt Reinerth das „zeitliche Nacheinander". Auf Grund der Formen und Verzierungsweise der Keramik unterscheidet er einen nordischen, einen westischen und einen ostischen Kulturkreis. An allen dreien hat Süddeutschland Anteil. Als Ausgangspunkt seiner Untersuchung wählt er die von Montelius, Kossinna und Åberg durchgeführte zeitliche Gliederung des nordischen Neolithikums und hier ist es die von Götze zuerst genau umschriebene Schnurkeramik, die mit ihrem in das süddeutsche Gebiet reichenden Ast als Stütze dient. Diese süddeutsche Schnurkeramik gliedert sich in vier Zeiten (Zeit 1 ohne keramischen Nachweis), von denen die ersten drei mit der Steinkistenzeit (jüngeren Schnurkeramik), die vierte mit der frühen Bronzezeit Mittel- und Norddeutschlands zusammengeht (S. 14). Zwischen der süddeutschen Schnurkeramik und der Pfahlbaukeramik, die zum westischen Kulturkreis gerechnet wird und in drei Stufen (Bodensee-Art 1—3) zerfällt, bestehen örtliche und zeitliche Berührungen. Die zeitlichen erstrecken sich auf die Art 2 und 3, während Art 1 mit der älteren und jüngeren Ganggräberzeit parallel gesetzt wird. Neben der Bodensee-Art steht typologisch selbständig der Michelsberger Typus (S. 18f.), dem nur eine kurze Zeitspanne innerhalb des süddeutschen Neolithikums eingeräumt wird (Ende Bodensee-Art 2 und Bodensee-Art 3). Als eine Verschmelzung der süddeutschen Schnurkeramik mit der Bodenseeart wird die Schussenrieder Keramik betrachtet (S. 19ff.).

Die ostische (bandkeramische) Gruppe (S. 22—25) läßt Reinerth mit der Spiralmäanderkeramik beginnen, es folgt die Hinkelsteinkeramik, schließlich die Rössener Keramik süddeutscher Art. Diese drei Arten verschmelzen nun unter Hinzunahme von nordischen und westischen Elementen, es entsteht eine neue Gruppe, die unter dem Namen „Aichbühler Mischkeramik" eingeführt und ausführlich behandelt wird (S. 25—35). In diese ihrem Wesen nach nordische Gruppe werden auch die in Bayern erscheinende Münchshöfener und Altheimer Art sowie Schweizer Fundplätze (Wauwil, Thayngen), aber auch räumlich entferntere ähnliche Erscheinungen in Mitteldeutschland, Schlesien, Böhmen, Mähren, Österreich, ja sogar Oberitalien und Frankreich einbezogen (S. 35). Zeitlich wird die Aichbühler Mischkeramik der Bodenseeart 2 und 3, der Mondsee-Laibacher Gruppe und der Eyersheimer Art gleichgesetzt. Die zum westischen Kulturkreis gehörige Glockenbecherkultur erscheint zuerst am Rhein zumindest in der Zeit 3 der süddeutschen Schnurkeramik und währt dann bis zur Bronzezeit. Die Zonenbecher werden in die Zeit 4 der Schnurkeramik verlegt. Die Aichbühler Kultur vereinigt die drei neolithischen Kulturfaktoren in sich, sie führt von der Steinzeit zur Bronzezeit hinüber und wird zur Grundlage für die spätere Bronzezeit- und Hallstattkultur des Alpenvorlandes (S. 40).

Zwecks Ergänzung und Erhärtung seiner Darlegungen hat Reinerth die Steinwerkzeuge, insbesondere die Beilformen untersucht und durch ihre Einteilung in Beile, Keile, Arbeitshämmer und Streitärte eine Unterlage für die chronologische Verwertung zu schaffen gesucht (S. 41—58). Ausgehend von den Beilen des Bodenseegebietes hat Reinerth für jeden der drei Kulturkreise bestimmt ausgeprägte Formen festgestellt: für den nordischen Kreis das Rechteckbeil und die fazettierte Streitart, für den westischen das Rundbeil mit ovalem Querschnitt, für den ostischen das einseitig gewölbte Flachbeil und die Arbeitshämmer (Schuhleistenformen). Die Entwicklungsreihe jeder Art wird aufgezeigt. Gleich der Keramik verschmelzen die drei Gruppen schließlich zu einer Mischgruppe (Hammeräxte der Aichbühler Art).

Im stratigraphischen Abschnitt (S. 58—62) gibt der Verfasser einen Überblick über die schon länger bekannten Fundplätze. Hinsichtlich der bayerischen Fundorte (S. 59) ist zu bemerken, daß das zeitliche Nacheinander von Spiralkeramik und Rössener- und Hinkelsteinschichten noch nicht einwandfrei festgestellt ist. Sicher ist nur, daß Münchshöfen und dann wieder Altheim jünger sind als die genannten Gruppen. Die Aufschlüsse, die der Freilandboden im allgemeinen versagt, bieten sich im Riedschachen bei Schussenried und im Neuenburger See, da an beiden Orten scharfe Trennungen der neolithischen Schichten beobachtet werden konnten. Die dort gewonnenen stratigraphischen Ergebnisse stimmen mit den typologischen überein. Im Riedschachen wird ein Pfahldorf mit älterer Aichbühler Keramik von einer Schussenrieder Moorsiedlung überlagert, bei den Fundplätzen im Neuenburger See trennt eine Schlammschicht die ältere von der jüngeren Aichbühler Art.

Der 2. Teil des Werkes (S. 63—78) ist dem „örtlichen Nebeneinander" gewidmet. Die von mehreren Moorgeologen und Siedlungsgeographen schon erkannte Trockenzeit zu Beginn der Vollneolithik (etwa 3500), deren Ende inmitten der Hallstattstufe liegt (etwa 850), gilt dem Verfasser als Anstoß zur Einwanderung der neolithischen Stämme in Deutschland. Die bandkeramische Gruppe wird wegen ihrer reichen Fundstellen zuerst besprochen. Vom mittleren Donaugebiet aus dringt die Hinkelsteinkultur als erste Siedlerwelle über das

Mainland bis zum Rhein vor und nimmt gleichzeitig mit der älteren Bodenseekultur von der Rheinebene und dem unteren Neckarland Besitz. Die zweite, spiralkeramische Welle „trifft im Rheingebiet schon auf die unter nördlichem Einfluß zum süddeutschen Rössen fortentwickelte Hinkelsteiner Kultur und besiedelt, meist mit ihr gemeinsam, das obere Rhein- und Neckarland. Die ausklingende Bandkeramik erlebt noch das Erscheinen des eigentlichen nordischen Siedlerstromes, der Schnurkeramiker" (S. 67).

Den übersichtlichen Wanderwegen der Bandkeramik, die im lößreichen Tiefland zu suchen ist, wird das zerrissene und oft zusammenhangloſe Gebiet des schnurkeramischen Jägervolkes gegenübergestellt, das die Waldgebiete und Höhen besetzt. Mit Hilfe der Steinwerkzeuge werden die hauptsächlichsten Siedelungswege und Siedelungsgebiete umschrieben: das Maingebiet und das untere Neckarland wird am Ende der Zeit 2 in Besitz genommen, gleichzeitig erfolgt ein Vorstoß nach Oberbayern und von dort bis in die Ulmer Gegend; während der Zeit 3 erfolgt die Besetzung des schwäbischen Oberlandes bis zum Bodensee, einzelne Gruppen dringen bis in die Westschweiz vor, Neckar und Donau führen in das Albvorland, auf die Albhochfläche und zum Bodensee. Die Zeit 4 stellt den Ausklang der Schnurkeramik dar. Die Aichbühler Mischkultur ist bereits entstanden. Die nordische Schnurkeramik wirkt belebend und stärkend auf die vom Westen her stammende Pfahlbaukultur, vereinigt sich mit ihr und wird so am Ende der Neolithik zur Beherrscherin Süddeutschlands (S. 69).

Das Seengebiet der Schweiz und der Bodensee stellt das Kulturzentrum der Pfahlbaugruppe dar. Sie war noch nicht bis zur oberen Donau vorgedrungen, als der nordische schnurkeramische Strom im Oberland erschien. Die Verschmelzung ergab die Aichbühler und die Schussenrieder Kultur. Diese traf bei ihrem Vordringen an den mittleren Neckar bereits auf die verwandte Michelsberger Kultur, die ihrerseits im Rheintal zum Bodensee vordringt.

Das Ende des Neolithikums wird in Süddeutschland von später Aichbühler, also auch jüngster Pfahlbaukultur, und den Michelsberger Leuten beherrscht, die ihre Höhensiedlungen gegen die schon mit Bronzewaffen bewehrten Urenkel der längst verschollenen nordwestdeutschen Megalithleute richten (S. 72). Die Glockenbecherleute, ein Handelsvolk westlichen Ursprunges, das nur kurze Zeit Süddeutschland durchstreifte und dem Michelsberger Herrenvolk die westischen Prunkärte geliefert hat, sind die Pioniere des großen westischen Kulturkreises (S. 73). Die Aichbühler Mischkultur, in Süddeutschland bisher erst in 34 keramisch gut belegten Siedlungen bekannt, ist nach Osten zu die Vermittlerin nordischen Kulturgutes an die Anwohner des ägäischen Meeres geworden (S. 73). — Ein kurzer Schlußabschnitt (S. 74—78) faßt alles, was sich zur Anthropologie, Wirtschaftsgeschichte, dem Hausbau, den Bestattungsformen, der Keramik der jüngersteinzeitlichen Kulturen sagen läßt, nochmals zusammen.

Der 3. Teil (S. 80—107) enthält nach Kulturkreisen, Gegenständen und Fundorten geordnete Verzeichnisse, endlich Angaben zu den zahlreichen Abbildungen und eine Zusammenstellung der einschlägigen Literatur.

Reinerths Darlegungen tragen den Stempel der Folgerichtigkeit und Einheitlichkeit an sich. Es darf ihm als Verdienst angerechnet werden, den großen schwierigen und noch vielumstrittenen Stoff in klarer, übersichtlicher Darstellung geboten und damit eine neue Grundlage für weitere Forschungen geschaffen zu haben. Die Ausführungen finden überdies in den eingeschalteten Zeittafeln eindeutigen Ausdruck. (Der Widerspruch, der zwischen dem Text S. 39 und den Zeitübersichten S. 22, 25, 35, 37 nebst Taf. XXXIII in der Ansetzung der süddeutschen Schnurkeramik und der Aichbühler Keramik besteht, ist wohl auf ein Versehen zurückzuführen.) Daß Reinerths Buch eine endgültige Lösung der neolithischen Probleme bringt, wird niemand erwarten wollen. Im Vorwort bezeichnet Reinerth die Aufstellung einer relativen Chronologie der jüngeren Steinzeit, die Herbeiziehung des Steinbeilmaterials und die inhaltliche und geographische Umgrenzung der drei Kulturkreise und der Aichbühler Mischkultur als das Neue seiner Arbeit. Wer immer sich an solche Aufgaben heranwagt, wird mit Widerspruch rechnen müssen. Anfechtbar erscheint mir namentlich die Auswertung der Steinwerkzeuge. Ohne Zweifel dürfen die Steinbeile mehr Berücksichtigung beanspruchen, als es vielfach bisher geschehen ist, aber es ist doch gewagt, aus ihrer Typologie so weitgehende Schlüsse zu ziehen, wie Reinerth dies tut. Das Rundbeil z. B. gehört sicher nicht ausschließlich dem westischen Kulturkreis an, ebenso ist das Rechteckbeil nicht bloß eine Erscheinung des nordischen Kreises. Auch wird das zur Verfügung stehende Gestein nicht ohne Einfluß auf die Formen der Beile usw. geblieben sein. Nicht abgeschlossen ist wohl auch die Frage über das erste Auftreten der drei neolithischen Gruppen, das Reinerth im Gegensatz zur bisherigen Forschung in verhältnismäßig junger Zeit (3500 vor Chr.) ansetzt. Reinerth hat den vielen Namen des Neolithikums einen neuen hinzugefügt: Aichbühl. Während bisher solche Namen meist nur Bezeichnungen örtlicher Erscheinungen darstellten, erhebt Reinerth den Namen Aichbühl zum Inbegriff einer

großen Gruppe, die auch ähnliche Erscheinungen anderer Länder in sich schließt. Dieses Vorgehen halte ich nicht für unbedenklich, da es leicht zu neuen Mißverständnissen und Mißdeutungen Anlaß gibt. Wenn die Mischformen anderer Gegenden ähnlich eingehend behandelt sind wie die des Federseemoores, werden sich wohl weitere Ausblicke eröffnen.

Reinerth hat in dankenswerter Weise seinen Darlegungen im Text und in einem lose beigelegten Tafelhefte zahlreiche nach Zeichnungen hergestellte Abbildungen mitgegeben. Eine nicht alltägliche Vornehmheit und Gediegenheit zeichnet auch die sonstige Ausstattung des Werkes aus.

München. Dr. **Friedrich Wagner.**

Dr. **Erich Caemmerer,** Die Alteburg bei Arnstadt. Ein Beitrag zur Kenntnis der Vorgeschichte Thüringens. Mannusbibl. Nr. 37, 1924. Verlag Curt Kabitzsch, Leipzig. 8°. 38 Seiten, 139 Abb. im Text.

Der Untertitel, den der Verfasser seiner Arbeit gibt, ist voll berechtigt, denn die Beobachtungen, zu denen Gelände und Funde Anlaß gaben, die Fragen, die aufgeworfen werden, erheben das Buch über örtliche Bedeutung weit hinaus. Was aus dieser alten Siedelungsstätte ohne eingehende Spatenforschung — es liegen nur einige Probegrabungen aus früheren Jahren vor — zu gewinnen war, ist mit Sorgfalt und Kenntnis herausgeholt. Die Alteburg, schon durch die Lage als Feste geeignet, hat durch Menschenhand verstärkten Schutz erhalten, so bilden zwei Abschnittswälle einen Abschluß nach der Gebirgsseite. Bereits in der jüngeren Steinzeit hat hier oben eine Siedelung der bandkeramischen Kultur bestanden, wie die zahlreichen sorgfältig verzeichneten Steingeräte und einige bestimmbare Tonscherben ergeben. Gewiß hat man um Schutz zu finden gerade die Berghöhe als Siedelung gewählt, und eine künstliche Verstärkung des Schutzes würde in dieser Zeit nicht ganz überraschend sein, wenn sie auch im rechtsrheinischen Deutschland vorläufig noch vereinzelt steht, denn gerade in dieser Kultur ist in Südosteuropa der Festungsbau bezeugt. Ob allerdings die noch heute vorhandenen Abschnittswälle der Steinzeit angehören, erscheint mir sehr fraglich. Daß gerade die steinzeitliche Funde bergende Fläche nach den bisherigen Beobachtungen mit dem äußeren Abschnittswall abschließt, könnte wohl auch in der natürlichen Beschaffenheit dieses Bergvorsprunges begründet sein; eine Einschnürung des Plateaus zeichnet hier der älteren und einer jüngeren Siedelung die Grenze vor. Denn der Berg ist noch einmal in der späten Latènezeit bewohnt gewesen; bronzezeitlich sind nur ganz vereinzelte Funde. Es liegt am nächsten, im Zweifelsfalle dieser zweiten Siedelung die Wallanlagen zuzuweisen, mit Recht hebt daher auch der Verfasser hervor, daß sicheres Ergebnis erst eine gründliche Bodenuntersuchung bringen kann. Die jüngere Siedelung war ein befestigter Wohnplatz, den wir mit den vom Verfasser ausgeführten Gründen einer keltischen Bevölkerung zuweisen können. Wir kennen ja bereits derartige keltische Städte; es ist mir unwahrscheinlich, daß eine zu der Höhensiedelung gehörende zweite Niederlassung außerdem am Fuße der Alteburg anzunehmen sei. Auffallend mag es erscheinen, daß hier eine keltische Niederlassung bestanden hat, während schon in der Umgegend zu dieser Zeit in den Niederungen eine in Urnenfeldern bestattende Bevölkerung saß, die wir als germanisch zu bezeichnen pflegen; diese stand aber auch nach Ausweis der Tongefäße (z. B. die gedrehten Gefäße vom Simmel bei Eisleben) in enger Beziehung zu den Kelten. Es ist ja gar nicht nötig, überall eine streng durchgeführte Grenzscheide zwischen Kelten und Germanen anzunehmen, trotz völkischer Verschiedenheit muß nicht ein feindliches Gegenüberstehen vorausgesetzt werden; wir brauchen nur Berührungsstreifen heutiger Völker zu vergleichen, wo wir vielfach bei Aufrechthalten völkischer Eigenart ein Nebeneinandersiedeln finden, das auch zu Kulturaustausch führt. So haben die Thüringer Germanen gleichfalls Töpfe und manches Schmuckstück aus keltischen Werkstätten bezogen. Zu dem älteren System keltischer Grenzburgen gegen die Germanen im mitteldeutschen Gebirge, deren Mittelpunkt der stark befestigte Gleichberg bei Römhild war, gehört die Alteburg nicht. Die Befestigung richtet sich gegen kleinere räuberische Überfälle, die wohl in dem besonders unruhigen letzten Jahrhundert vor Chr. nicht selten waren. Auch fremde Germanenscharen, die nördlich am Thüringer Walde vorbei dem Main-Rheingebiet zustrebten, mögen wohl die Siedelungen auf ihrem Durchzuge bedroht haben. Im allgemeinen aber wird für Thüringen in dieser Zeit gelten, was auch der Verfasser als Möglichkeit hinstellt, daß sich keltische Bestandteile erhalten haben „auf Grund langgewohnter, die nationalen Gegensätze ausgleichender gegenseitiger Beein-

flussung von den germanischen Nachbarn unbehelligt“ [1]). — Möge diese erfreuliche Veröffentlichung zu weiteren ähnlichen Bearbeitungen anregen!

Halle a. S. **Walther Schulz.**

Maximilian Mayer, Molfetta und Matera. Zur Prähistorie Süditaliens und Siziliens. Mit 24 Tafeln im Lichtdruck und 74 Textabbildungen, 318 S. Karl W. Hiersemann-Leipzig 1924.

Für die Kenntnis von Italiens ältester Kulturentwicklung sind die Fundorte Molfetta und Matera — beide in Apulien gelegen — von außerordentlicher, wenn nicht, wenigstens bisher, von ausschlaggebender Bedeutung. Mayer, der 1899 die ersten Ausgrabungen in Molfetta gemacht und darüber bereits in einem italienischen Werk (Stazioni preistoriche di Molfetta 1904) berichtet hat, legt in dem neuen Buch zusammenfassend seine Untersuchungen und Forschungsergebnisse über die durch die Molfettaner Ausgrabungen zutage getretenen Kulturen vor. Die Fundstätte bei Matera, 1921 von Dr. Ridola neu untersucht, wird gleichzeitig in eingehender Weise in die Untersuchung hineingezogen und damit zum erstenmal auf die hohe Bedeutung dieses zweiten urapulischen Kulturzentrums aufmerksam gemacht.

Nach Beschreibung der landschaftlichen Verhältnisse der Fundstelle bei Molfetta, wo Grotten- und obere Freiluftsiedlung zu unterscheiden sind, wird ein Überblick darüber gegeben, was Sammeltätigkeit und Spaten als Zeugnisse der urzeitlichen Kulturzustände in erster Linie der Hüttenansiedlung (obere Ansiedlung) der wissenschaftlichen Auswertung an die Hand gegeben hat.

Bei der oberen Ansiedlung unterscheidet der Verfasser zwei Siedlungsperioden. Die erste ist gekennzeichnet durch runde Hütten und ebenso geformte oder seltener elliptische Gräber von ganz kleinem Ausmaß, die aus herumgepackten Steinen bestehen. Die Grabstellen in unmittelbarer Nähe der Wohnstätten, Skelette in seitlicher Schlafstellung, mit angezogenen Knien, sind die Regel.

Die zweite Siedlungsperiode ist charakterisiert durch länglich rechtwinklige Hütten und Gräber mit ebenfalls rechtwinkligem Hohlraum: „Es bestätigt sich hier wiederum, wie eng Grab- und Hausform zusammenhängen“ (32). Bei der rechtwinkligen Hütte bildeten zwei Pfeiler, die das Dach trugen, den Eingang; eine offene Vorhalle lag davor. Horizontale Schichtung der Wandpfähle und Palisadenwände konnten gleichermaßen nachgewiesen werden. Den Boden erfüllte ein Lehmestrich. Die Palisaden der Hüttenwände waren in einem Lehmsockel eingebettet. Durch die Fundergebnisse von Molfetta ist zum erstenmal für die neolithische Zeit Italiens das rechtwinklige Haus bezeugt. Die beträchtlichen Mengen an gefundenen Rinder-, Schaf- und Ziegenknochen sind Anzeichen einer blühenden Viehzucht bei den neolithischen Freiluftbewohnern. Die Siedler der Rechteckhütten kannten bereits Mahlsteine.

Andere apulische Fundstätten kultur- und zeitverwandter Art reichen an Bedeutung lange nicht heran an die Ergebnisse von Molfetta und Matera.

Der Keramik aus der 1. Hüttenperiode der oberen Ansiedlung ist eine stark auffallende Unregelmäßigkeit in der Anordnung der Zierelemente eigen; der Begriff der Flächeneinteilung und Disposition fehlt. Es liegt ein reiner Füll- und etwas jüngerer Zeichenstil vor. Die 2. Hüttenperiode brachte in der bemalten Keramik etwas durchaus Neuartiges; sie verdrängte bald den farblosen „bei aller Üppigkeit kleinlichen Füllstil“ (80) und den weitläufigeren „luftigen Zeichenstil“ (80).

Der Betrachtung über die Dekorationsweisen schließt sich eine Durchsicht der Gefäßformen an, deren Zuschnitt trotz der zumeist trümmerhaften Überlieferung der keramischen Reste von Molfetta plastisch dem Leser vom Verfasser vor Augen geführt wird. Wo angängig, werden dabei die Verknüpfungsmöglichkeiten mit der Keramik auch außerapulischer Gebiete derselben oder späterer Zeitstufe vorsichtig und kritisch erwogen. Die wenigen Metallspuren aus der oberen Ansiedlung Molfettas gehören der 2. Hüttenperiode an. Sie erscheinen nicht geeignet, um diese Bauepoche der reinen Metallzeit einzugliedern, und sind vom Standpunkt der mittelmeerischen Verkehrsverhältnisse betrachtet nur von sekundärer Bedeutung, die anzeigen, wie gewisse Gebiete noch in der reinen Steinzeit oder auch äneolithischen verharren, wo andere „bei vollkommen chronologischer Gleichheit bereits zu anderer Lebensform übergegangen“ (130).

Die bemalte Keramik Molfettas (wie auch Materas) ist nicht altitalischen einheimi-

[1]) Jetzt mehren sich übrigens auch die Funde vereinzelter latènezeitlicher Skelettgräber im nördlicher gelegenen Saalegebiete, die wohl eine Verbindung herstellen könnten zwischen den bekannten früheisenzeitlichen Skelettgräbern hier mit Wendelringen und Steigbügelarmringen und den Skelettgräbern der ausgehenden Latènezeit und des 1. Jahrhunderts nach Chr.

schen Ursprungs, sondern hat ihren nächsten Heimatherd wohl im westlichen Küstengebiet des Balkans. Die thessalische und mittelgriechenländische Gefäßmalerei ist der apulischen zwar verwandt, jedoch nicht in unmittelbaren Zusammenhang mit dieser zu bringen. Längere oder kürzere Kolonisation von jenseits der Adria hat die neue Technik nach apulischem Boden verpflanzt, wo sich bald eine eigene Lokalschöpfung entwickelte.

Bei der bemalten Molfetta-Keramik springt eine außerordentliche Mannigfaltigkeit ins Auge. „Es ist eine Musterkarte, wie sie eben nur die Seestation aufbringen konnte, das Binnenland nicht" (154). Die Betrachtung der Dekorationselemente ergibt reiche Beziehungen zum transadriatischen Gebiet. Betreffs der Töpfertechnik von Molfetta macht der Verfasser interessante Mitteilungen über stattgehabte Anwendung von Kernform und „Quirlscheibe" (160—65).

Neben Molfetta steht Matera im Binnenlande als nächstwichtiges urapulisches Kulturzentrum. Auch seine bemalte Keramik weist mannigfache Beziehungen zum transadriatischen und ägäischen Gebiet, aber auch viele Eigenartigkeiten auf. Besonders seltsam berühren die plastischen Henkelformen, unter ihnen vornehmlich die Tierkopfgriffe mit Sockelbildung. Man hat es „mit Schöpfungen aus einer ganz neuen Sphäre" zu tun, „welche nicht diejenige Mittel- und Nordgriechenlands war, noch weniger die der eigentlichen Balkanländer" (208). In altkretischer Kunst werden teilweise erklärende Parallelerscheinungen gefunden.

In einem besonderen Kapitel spricht der Verfasser von den Warthügeln, Dolmenbauten und Menhiren Altapuliens. Die Dolmengrabbauten, „das Privileg von Stammeshäuptern und -Helden" (238), als deren Vorbild auch Mayer die Grottengräber ansieht, fallen für ihn in die reine Bronzezeit Altitaliens. Für die Menhiren mögen verschiedene Bedeutungen Geltung gehabt haben; teils als Grabdenkmäler, teils als Grenzsteine, oft wohl mit sakraler Bedeutung, sind sie anzusprechen.

Von der spezifischen Molfetta-Kultur abgesondert steht die epineolithische Kultur der Pulo-Grotten und ihrer Verzweigungen. Über sie führen weiter in die Metallzeit hinein die Kammergräber Apuliens, die Fortsetzungen der Materaner „Backofen"-Gräber (a forno).

Um das Wesen und den Ursprung der Mofetta-Matera-Kultur zu erkunden, greift der Verfasser im letzten Kapitel seines Werkes zu ethnographischen Erwägungen unter Auswertung von antiken und neuzeitlichen Volks- und Ortsnamen und sonstiger literarischer Zeugnisse. Bis nach Kleinasien werden die Spuren ost-westwärts gewanderter Volksstämme rückwärts verfolgt. Die Äneaslegende spielt hinein. Ein höchstinteressanter Versuch, den durch die archäologische Forschung gesicherten und festgelegten Ergebnissen mit Hilfe sagenhafter und historischer Überlieferung Leben und Farbe zu verleihen.

Mit dem vorliegenden Werke hat sein Verfasser der Wissenschaft einen Dienst von bleibendem Werte erwiesen. Tiefgehende und umfassende Gründlichkeit und vorsichtig abwägendes Urteil zeichnen das Wert aus und lassen es als sichere Grundlage für weitere Forschungen erscheinen. Als bemerkenswert verdient eine Erwähnung die gute Ausstattung des Buches mit vortrefflichen Lichtdrucktafeln.

Königsberg i. Pr. **Wilh. Gaerte.**

Hans Jensen: Geschichte der Schrift. Hannover. 1925. VIII. 231 S., 303 Abb.

Ehe wir an vorliegendes Buch herantreten, wollen wir die Frage stellen, ob heute noch ein Mann eine allen Ansprüchen genügende Geschichte der Schrift schreiben kann. Man wird mit einem Nein antworten müssen, da ein Urteil über eine Reihe von Hauptfragen nur möglich ist auf Grund von Vertrautheit mit den verschiedenen Philologieen, denen die einzelnen Schriftsysteme angehören, und auf Grund von Eingearbeitetsein in Vorgeschichte, Altgeschichte, Sprachwissenschaft usw. Wenn das auch die Geisteskraft eines einzelnen übersteigt, so muß der Historiker der Schrift doch dies alles wissen und verwerten. Es könnte also nur eine Akademie von Schrift- und Kulturforschern in einträchtigem Zusammenarbeiten das schaffen, was nottut. Wenn nun Jensen mit kühnem Mute sich an eine solche Aufgabe heranwagt, so darf man Vollkommenes nicht erwarten. Immerhin steht das Buch auf bedeutender Höhe, und da es eine klaffende Lücke ausfüllt, so möge hier die Bitte des Verfassers wiederholt werden, ihm für die nächsten Auflagen Hilfe und Rat zu spenden.

Eine Geschichte des Altertums der Schrift müßte nach dem heutigen Stande des Wissens etwa so aussehen wie das Anfangsstadium eines Gemäldes: ein dunkler Untergrund mit einigen zusammenhanglosen Farbenklexen, die das werdende Bild kaum ahnen lassen. Dieses Gebiet kann nur ein weite Räume umspannender Keilschriftforscher übersehen, der für Fragen der Schrift Verständnis hat, historisch denkt und sich nicht scheut, die zum Überbrücken unserer Wissenslücken nötigen Konstruktionen zu errichten.

Jensens erste Abschnitte über die Vorstufen der Schrift, wie Kerbstöcke, Boten-

stäbe, Wampungürtel, Ideenschrift, Wortschrift, sind eine Typologie der Schriftentwicklung, aber keine Geschichte der Schrift. Obwohl ich im einzelnen manches anders auffasse, will ich nichts dagegen einwenden, daß eine Einleitung den Gang des Schriftwerdens angibt, wie ihn der Verfasser sich denkt. Dann aber muß die Typologie verschwinden, da sie auf vorgefaßten Meinungen beruht und die Zusammenhänge zerreißen muß. Jensen ordnet den Stoff folgendermaßen an: Wortschrift [aztekische, majische, tschinesische, ägüptische Schrift, Keilschrift, hättitische, altkretische, Bamumschrift (modern!), Schrift der Osterinsel (modern!]. — Silbenschrift [japanische, küprische Schrift, Schrift der Vaineger (modern!), tscherokesische Schrift (modern!)]. — Buchstabenschrift [altpersische Keilschrift, meroitische Schrift, Semitische Schriften, Schriftentlehnungen aus dem phoinikischen Alphabet, Schriftentlehnungen aus dem aramäischen Alphabet]. Bei Jensen wird also die japanische Schrift von der tschinesischen, die meroitische von der ägüptischen, die persische Keilschrift von den übrigen Arten getrennt. Außerdem ist es bedenklich, die persische Keilschrift der Buchstabenschrift zuzurechnen. Die Hauptsache aber ist, daß das Jensensche Schema als historischer Rahmen ungeeignet ist. Wie müßte ein solcher aussehen?

Geht man von den Gegebenheiten des Zweistromlandes und seiner Nachbarschaft aus, so sieht man, wie die Bildung eines Großstaates einem Schrifttypus zum Siege verhilft, und wie der Zerfall desselben zur Differenzierung der Schrift führt. Da man anderswo Ähnliches beobachtet hat, so ergibt sich daraus für die Darstellung der Schriftgeschichte der Begriff des Kulturkreises als Grundlage. So wird man von einem sumerischen und einem kleinasiatisch-aigäisch-küprischen Kulturkreise sprechen dürfen, deren jeder in verschiedne Schriftprovinzen zu zerlegen wäre. Innerhalb dieser Kreise und Provinzen wären dann die Entwicklungen zu verfolgen.

Da im Altertume ebenso wie heute kein geschichtliches Werden ohne Beziehungen zur Umwelt denkbar ist, so ist auch die Erfindung der Schrift ein Eräugnis, das wie ein Steinwurf ins stille Wasser Wellen bildend wirkt und erst an den Grenzen der Menschenwelt zu wallen aufhört. Wir wissen noch nicht, wo die Begriffe zu Wortbildern, wo die letzteren zu Silbenzeichen geworden sind, aber das eine ist mir klar, daß bei der Unfähigkeit der Menschheit ein in seinen Anfängen so verwickeltes Gebilde wie die Urschrift nur einmal erfunden worden ist, und daß alles Weitere, die Entwicklung zur reinen Silbenschrift und zum Buchstaben nur eine Reihe von Entlehnungen und Nacherfindungen auf Grund fremder Vorbilder ist.

Ich würde mit der Darstellung der sumerischen Schrift beginnen, die dem Ausgangspunkte aller Schrift am nächsten zu stehen scheint. An diese schließt sich ein Bündel ähnlicher, augenscheinlich mit ihr verwandter Schriften an, die Jensen nicht erwähnt. Einiges davon verdankt man den Funden der Franzosen in Susa, die in den „Mémoires de la Délégation en Perse" niedergelegt sind. Diese Funde sind für die älteste Geschichte der Schrift und der Menschheit wichtiger als alles, was uns Kleinasien, Turkestan und der Sinai geliefert hat. Schon 1907 wies ich in der Orientalist. Lit.-Ztg. (Sp. 522ff.) darauf hin, daß in Elam neben der sumerischen — d. h. westsumerischen — Keilschrift eine andere ostsumerische gepflegt worden ist. Zur Bekräftigung konnte ich auf Bd. VI der „Mémoires" verweisen, wo zwei neue Schriftsysteme veröffentlicht worden waren. Das eine ist eine noch unentzifferte Keilschriftart, deren Formen (vgl. Nr. 911 bis 918, 927, 935 der Liste) kostbare Belege für den ursprünglich ideographischen Charakter der Keilschrift sind, die im Jensenschen Buche hätten abgebildet werden müssen. Das andere ist die Strichschrift des Lullulandes, über die ich fast gleichzeitig mit Jensens Werke „Die Strichinschriften von Susa" (Leipzig, Hahn u. Seifarth, 1924) habe erscheinen lassen. Ich versuche die Strichschrift als Seitenast der Keilschrift zu deuten, deren Formen auf einen vergänglichen Schreibstoff (Holz, Rinde) hinweisen. Dazu kommt als vereinzelte Erscheinung ein in Bd. X der „Mémoires" abgebildeter Siegelabdruck mit ganz altertümlichen Zeichenformen, mit denen noch nichts anzufangen ist.

Aber schon vor den Funden der Franzosen waren Entwicklungsformen der Keilschrift bekannt, die wegen ihres hohen Altertums eine Erwähnung bei Jensen verdient hätten, die Monuments Blau und die in Cuneiform Texts, Bd. V unter 81—7—27 abgebildeten Zeichen, die teilweise von der westlichen Keilschrift weit abstehen, aber von Wichtigkeit sind, weil sie in Babylonien der Gegenstand gelehrter Forschung waren. Es handelt sich dabei um mehrere Schriftarten.

In der jetzt in Groningen befindlichen Peiserschen Tontafelsammlung ist ein jüngeres Täfelchen mit ganz abweichenden Zeichenformen enthalten; noch unveröffentlicht.

Diese Tatsachen und andere, z. B. daß das älteste Denkmal der altelamischen Keilschrift aus dem dritten Jahrtausend vor Chr. schon diejenige Gestalt der Keilschriftzeichen trägt, die unmittelbar auf die späteren Formen hinführt, zeigen, daß der gemeinsame Ausgangspunkt aller sumeroiden Schriftarten noch um Jahrtausende vor dem dritten Jahrtausend vor Chr. liegen muß.

An das ostsumerische Schriftgebiet sind zunächst die Provinzen Ägypten und Tschina anzugliedern. Conrady, dem sich Jensen anschließt, hat freilich versucht, die Bodenständigkeit der tschinesischen Kultur und Schrift nachzuweisen. Dieses Unternehmen scheitert schon daran, daß Conrady und wohl sämtliche Sinologen mit ihm die alten Nachbarkulturen im Westen nicht kennen. Infolge davon hat ihre Stimme genau solchen Wert wie die Behauptung eines im dunklen Keller Sitzenden, daß die Sonne nicht scheine. Das tschinesische Ethnos ist so mit westlichen Elementen belastet, und die Kulturwege gehen so klar erkennbar von Elam durch Ostasien hindurch bis zum präkolumbischen Amerika hin (vgl. S. Röck: Kalender, Sternglaube und Weltbilder der Tolteken als Zeugen verschollener Kulturbeziehungen zur Alten Welt. Wien. 1922. Mitt. Anthropol. Ges., Bd. LII), daß man über die selbstsichere Genügsamkeit des Spezialistentumes nur lächeln kann. Die Anordnung der tschinesischen Schrift in Kolumnen von oben nach unten und dieser von rechts nach links, die Ideogramme, Determinativa, die lautlichen Ergänzungen und die Silbenzeichen finden ihr genaues Gegenstück in der sumerischen und der ägyptischen Schrift. Das ist kein Zufall. Gar leichtlich wird der Stab gebrochen über den Versuchen eines Terrien de Lacouperie, Ball u. a., und doch haben sie den Hebel richtig angesetzt, wenn sie auch freilich die ostsumerische Schrift noch nicht kannten. Der Historiker der Schrift wird sich zunächst mit dieser Konstruktion begnügen müssen, bis der Entlehnungsweg bis nach Amerika hin durch Ausgrabungen in Iran, durch die Feststellung der ältesten Zeichenwert- der tschinesischen Schrift, sei es durch umfassende Vergleichung von Namen mit westlichen Entsprechungen, sei es durch sprachvergleichende Untersuchungen zu den Lauten, freigelegt worden ist.

Will man aber eine Geschichte der Schrift schreiben, so wird man auch die kleinasiatisch-aigäisch-kyprischen Schriftarten — altkretisch [1]), karisch (Ipsambul) die Zeichen des Diskos von Phaistos, die kyprische Schrift — es soll außer der bekannten Silbenschrift noch Belege für eine ältere geben — und Unveröffentlichtes — ich kenne z. B. zwei in Groningen befindliche Tafeln in zwei verschiedenen Systemen, beide aus der Peiserschen Sammlung — an die sumerischen Schriftarten anzuschließen versuchen. Der Historiker der Schrift muß diese Versuchskonstruktion wagen. Sie liegt um so näher, als all die Völker, die wir hier im Besitze eigener Schrift sehen, wohl alle Glieder des kaukasischen Stammes sind. Die Trennung der kleinasiatisch-aigäisch-kyprischen Schriftengruppe von der sumerischen dürfte uns in eine ganz ferne Vorzeit versetzen, als die Völker der Kaukasusrasse noch in ihrer Urheimat saßen, oder sich anschickten, sie zu verlassen.

Diese Ursitze anzugeben wird die Aufgabe der Prähistoriker sein. Da man aber schwerlich auf eine sofortige Antwort wird rechnen können, so soll im folgenden auf allerlei aufmerksam gemacht werden, das zum Teil schon gesichert vorliegt, zum Teil erst nach Jahren wird ausführlich begründet werden können. Die Urbevölkerung von Iran gehört einer, wahrscheinlich sogar zwei verschiedenen schwarzen Rassen an (vgl. Keleti Szemle, Bd. II, S. 161ff. und Mitt. Anthropol. Ges. Wien. XLVI. 1916. S. 199—250). Sogar noch in den heutigen Kaukasussprachen gibt es eine stattliche Zahl von Wörtern, die auch in südindischen Sprachen auftreten (vgl. Memnon. Bd. IV, S. 40). In einer späteren Arbeit gedenke ich die Beziehungen des Mitannischen, das zur Amarnazeit im nördlichen Mesopotamien gesprochen wurde, und das eine kaukasische Sprache ist, zu den drawidischen Sprachen zu behandeln. Es ist ferner schon Gemeingut der Wissenschaft, daß Völkernamen wie Termilen, Tabal, Tibarener, Tapuren zum Eigentume der „Drawiden" zu rechnen sind, vgl. Dramila (= Drawida), Tamilen, Tapro-bane. Anscheinend hat die schwarze Urbevölkerung ‚die wir in Iran kennen gelernt haben, auch Kleinasien erfüllt und wurde dann schrittweise von den aus Europa einwandernden Kaukasiern zurückgeschoben und allmählich bis nach Indien abgedrängt. Das historische Ergebnis dieser Völkerschiebungen ist einerseits die Bildung des drawidischen Sprachtypus, der trotz überall durchschlagender fremder Wesensart, die dem altaischen Sprachtypus nahesteht, einen starken kaukasischen Einschlag enthält, und andererseits die Zerklüftung der kaukasischen Sprachen durch drawidische Einschläge. Von den Indologen steht Sten Konow der Annahme einer vorderasiatischen Heimat der Drawiden ablehnend gegenüber. Freilich wird er schwerlich die sprachlichen Beweise und die Masse der altvorderasiatischen Menschendarstellungen kennen. Deshalb kann man darüber hinweggehen.

Ich muß auf diese Wanderungen zu sprechen kommen, weil sie mir den Schlüssel zur Urgeschichte der Schrift zu bieten scheinen. Ferner dürften sie einiges Licht werfen auf allerlei schriftartige Funde in Europa, die unbeachtet in Zeitschriften und Museen liegen, bis auch ihre Zeit einmal kommen wird.

[1]) Ich verweise auf J. Sundwall: Über die vorgriechische lineare Schrift auf Kreta. Ein Beitrag zur Geschichte des ägäischen Gebietes im zweiten Jahrtausend vor Chr. (Öfversigt af Finska Vetenskaps-Societet Förhandlingar. Bd. LVI. 1913—1914. Afd. B. Nr. 1.

Ohne den Prähistorikern vorgreifen zu wollen, versuche ich die Ursitze der Kaukasier in die Zone des bandkeramischen Stiles zu verlegen und verweise auf eine Beobachtung de Morgans, der in Susa einen Stil gefunden hat, der an den bandkeramischen erinnert. Er soll der Schichte angehören, mit der die Kultur des Landes beginnt, also wohl der sumerischen.

Stellt man sich die Kaukasier im Donaugebiete siedelnd vor, so werden dadurch manche Tatsachen und Annahmen verständlicher. Wenn nämlich die Kaukasier ihre europäischen Sitze aufgeben, so werden sie einem Drucke nachgegeben haben, der von Norden her kam. Ich kann es mir nicht recht denken, daß es schon damals die nach Süden drängenden Arier gewesen seien, ich vermute vielmehr Einwandererströme aus Asien, an die Mittelmeerrasse und an die brünette Kurzkopfrasse, die man die alpine nennt. Die weite Verbreitung der ersteren in Rußland (Kjäsanrasse) ist mir immer ein Rätsel gewesen, und ein neuerlicher Versuch, sie aus dem Süden von Europa einwandern zu lassen, zeigt mir keine Lösung. So will ich versuchen, Teile von Rußland als die relative Urheimat der Mittelmeerrasse anzusehen. Durch einen Vorstoß der alpinen Rasse vermute ich, sind einige Gruppen bis nach Südeuropa und Nordwestafrika gedrängt worden. Daß die Alpinen die treibende Kraft waren, scheint mir aus ihrer Verbreitung nördlich der Alpen bis in das Zentralplateau Frankreichs hinein, hervorzugehen. Durch das spätere Vordrängen der Arier dürfte ihr Verbreitungsgebiet die eigentümliche Gestalt erhalten haben. Bei einer dieser Wanderungen wird ein Teil der Kaukasier bis nach Spanien mitgerissen worden sein, der später als Glockenbecherleute nach Mitteleuropa zurückkehrte und die Gegenden besiedelte, die heute von der dinarischen Rasse besetzt ist, in der ich die Kernrasse der Kaukasier zu sehen glaube. Nach den Beobachtungen A. Dirrs ist sie im nordöstlichen Kaukasus, im Dagheſtan, am stärksten vertreten.

Die kaukasische Einwanderung in Asien mußte durch das Hemmnis des Schwarzen Meeres in zwei Ströme zerlegt werden, über den Bosporus und über den Kaukasus, denen die zwei Schriftströme entsprechen.

Es folgen Bemerkungen über einige mir näher liegende Abschnitte. In Jensens Ausführungen über die Keilschrift vermisse ich die Erwähnung der chaldischen und der mitannischen. Von der elamischen kennt er nur den letzten Ausläufer, die chōzische Schrift der Achamanidenzeit. Weißbachs Anzanische Inschriften und Neue Beiträge (Abhandl. Sächs. Ges. Wiss. Bd. XII, 1891 und XIV, 1894 und die Bände der „Mémoires“ nebst der Literatur darüber, vgl. G. Hüsing, Quellen I, S. 37—40) kommen nicht zu Worte. Als älteste elamische Inschriften werden nach C. Frank die Strichinschriften aus Susa genannt, die gar nicht dahin gehören. Der grundsätzliche Fortschritt der elamischen Schrift zum Fünfvokalsysteme unter Zusammenlegung der Stoßlaute und die gleiche Erscheinung in der mitannischen und hättitischen Keilschrift werden nicht erwähnt. Es hätte auch angedeutet werden können, daß sich die elamischen Silbenschließer teilweise bis zum einfachen Schlußkonsonanten entwickelt haben. — Jensens Bemerkung, daß sich „bei einem Fünftel der Zeichen der babylonische Ursprung nicht verkennen lasse“, ist unzutreffend. Die ältesten elamischen Inschriften weichen nur unerheblich in ihren Zeichenformen von den babylonischen ab. Ihre weitere Entwicklung aber kann man über die mittelelamischen Formen bis zu den chōzischen fast lückenlos verfolgen.

Am wenigsten einverstanden bin ich mit dem Abschnitte über die persische Keilschrift. Ich vermisse hierin den Namen des Gelehrten, der die grundlegenden Tatsachen erarbeitet hat, G. Hüsings, und die Darstellung des letzteren. Schon in seiner Dissertation „Die iranischen Eigennamen in den Achämenideninschriften “(1897) hatte er die Frage der Lautwerte der persischen Keilschrift behandelt. Aus fremdsprachlichen Widergaben hatte er u. a. geschlossen (S. 26ff.), daß das bisher mit u umschriebene Zeichen in gewissen Fällen den Lautwert hv hat. Dazu kam die Lindnersche Feststellung, daß es auch den Wert hu hat. Damit war der Grund gelegt zu der Ableitung der altpersischen Keilschrift aus einer unbekannten nordelamischen. Die sich daraus ergebenden historischen Fragen, nämlich die Übernahme des Systemes im Maderlande und seine Verwendung und Umgestaltung durch die Perser wurden behandelt in Orientalist. Lit.-Ztg. 1900, Sp. 401ff. und 1908, Sp. 363ff. Die Ableitung der altpersischen Zeichen aus der verlorenen, immerhin aus der babylonischen hervorgegangenen und deswegen nicht völlig unbekannten Urform wurde angebahnt durch die versuchsweise Zeichnung der Entwicklung des Zeichens hu, hv, u aus dem gemeinkeilschriftlichen Zeichen chu (Orientalist. Lit.-Ztg. 1911, Sp. 513ff.). Wer sein Auge an der elamischen Schrift und ihren krausen Wandlungsmöglichkeiten geschult hat, dem wird es nicht schwer fallen, auch andere Zeichen wie ba, di, du, mu, gi, gu abzuleiten.

Wir kommen zum Mittelalter der Schriftentwicklung, d. h. der Zeit, da die Buchstabenschrift entstand. Von hier ab wird das Buch zu dem, was es sein möchte, einer Geschichte der Schrift. In diesen Abschnitten liegt die Stärke des Werkes.

Wenn der Verfasser auf S. 115 auch Hommels Versuch erwähnt, aber den kosmologischen Einschlag bei der Bildung des Alphabetes ablehnt, so ist damit die Sache nicht abgetan. Die Verwendung der Buchstaben zu Wahrsagezwecken läßt diese Frage doch in anderem Lichte erscheinen. Arbeiten wie Wolfgang Schultz: Das Hakenkreuz als Grundzeichen des westsemitischen Alphabetes (Memnon, Bd. III), E. Stucken: Der Ursprung des Alphabets und die Mondstationen, Leipzig 1913 und eine Schrift von Dornseiff: Das Alphabet in Mystik und Magie, Leipzig 1922 verdienten Berücksichtigung.

Auffällig ist die schnelle Verbreitung der Schrift in der Aigaiis. Auch hier wird das Umsichgreifen der Schrift abhängen von dem Bestehen eines Großstaates, vielleicht im Bereiche des östlichen Mittelmeeres.

Über die Neuzeit der Schrift, d. h. die weiteren Verästelungen der Buchstabenschrift bis zur modernen Kurzschrift möchte ich mich nicht kritisch äußern, und nur auf einige Lücken hinweisen. Ich vermisse z. B. A. Mentz: Beiträge zur Geschichte der antiken Schrift (Rhein. Mus. 1913, S. 610—630); derselbe: Zwei Stenographiesysteme des späteren Mittelalters (Korrespondenzbl., amtl. Zeitschr. d. Kgl. Stenogr. Landesamts zu Dresden, 1912, Nr. 6—9).

Der Abschnitt über die Runen enthält alles irgend Wesentliche. Er entscheidet sich schließlich für O. von Friesens Ableitung aus dem griechischen Alphabet. Inzwischen ist Wolfgang Schultz „Zeitrechnung und Weltordnung" (Mannus-Bibl. 35) und mein Versuch (Mannus 16, S. 127ff.) erschienen. W. Schultz hat mein Ergebnis, die Ableitung aus dem römischen Alphabete, abgelehnt, weil ich bei 12, d. h. bei der Hälfte der Zeichen sprunghafte Umstellungen und Verschiebungen annehmen müsse. Zunächst habe ich nur bei sechs Zeichen eine „sprunghafte" Umstellung vermutet, und zwar, weil mich der Augenschein lehrte, daß der Bildner des Futharc Ähnliches zu Ähnlichem hat stellen wollen. Schultz übersieht, daß solches in der Geschichte der Schrift nicht ganz ungewöhnlich ist; so hat die arabische Schrift aus Gründen der Ähnlichkeit neun und aus grammatischem Grunde drei weitere Zeichen umgestellt. Da die alten Zahlenwerte an den Zeichen haften geblieben sind, so ist gar kein Zweifel möglich, daß es sich so verhält, wie eben gesagt wurde. Das Ergebnis dieser Umstellung ist nun, daß nur die beiden ersten Buchstaben Alif und Ba an ihrer Stelle geblieben sind. Nehmen wir einmal an, wir hätten ganz unzureichende Kenntnisse vom Arabischen und seiner Schrift, und ich hätte auf Grund der übrigen semitischen Alphabete die ursprüngliche Reihenfolge der Buchstaben wieder hergestellt: wie würde sich Wolfgang Schultz dann wohl über meinen Versuch geäußert haben?

Ich breche hier ab. Da ich fast fürchten muß, daß meine Bemerkungen dem Buche abträglich sein könnten, so betone ich nochmals, daß ich es für eine wertvolle Bereicherung des wissenschaftlichen Schrifttumes halte, für eine Leistung, die ihrem Verfasser nur zur Ehre gereichen wird.

Der Druck und die Ausstattung sind vorzüglich.

Königsberg i. Pr. **Ferdinand Bork.**

Dr. **von Buttel-Reepen,** Professor, Leiter des Museums Oldenburg. Über Fensterurnen. Sonderdruck aus dem „Oldenburger Jahrbuch" des Vereins für Altertumskunde und Landesgeschichte XXIX (der Schriften 48. Band), Jubiläumsausgabe 1925. Druck und Verlag von Gerhard Stalling, Oldenburg.

Als eine Dankesschuld dem bekannten Oldenburger Forscher F. v. Alten gegenüber hat der Verfasser die eigenartigen Fensterurnen aus der spätrömischen Zeit und der Völkerwanderungszeit in Arbeit genommen, die einstmals besondere Beachtung verschiedener Gelehrter, so auch v. Altens, fanden, dann aber, da man keine Möglichkeit sah, sie in ihrer vollen Bedeutung zu erkennen, etwas in den Hintergrund traten, bis kürzlich M. Jahn (in der Zeitschrift „Altschlesien") eine neue Deutung auf Grund eines neuen schlesischen Fundes hin einigen dieser Gefäße gab. Der Verfasser hat in mühevoller Literaturarbeit und in offenbar zäher Fragearbeit, durch die nun auch die versteckteften Stücke herangezogen sind, die Fensterurnen auf 72 Seiten mit 58 Abbildungen beschrieben; der Vollständigkeit wegen sind auch die falschen Fensterurnen nicht übergangen worden. Sorgfältig und abwägend stellt schließlich der Verfasser die Ergebnisse der Fensterurnenforschung dar. Die Arbeit wird als sichere Grundlage für die Forschung ihren ständigen Wert behalten. Versagt hat es sich der Verfasser, weitere Schlüsse zu ziehen, trotzdem schon einige auf Grund der Zusammenstellung naheliegen. So wollen wir hoffen, daß der Verfasser nicht nur „vielleicht", sondern „bestimmt", nicht „später", sondern „möglichst bald" als Nächstberufener auf diesen Gegenstand zurückkommen wird. Wir schöpfen diese Hoffnung auch aus dem Wunsche des Verfassers, der hier gern weitergegeben wird, daß ihm Mitteilungen über etwa noch fehlende Fensterurnen zugestellt werden.

Halle a. S. **Walther Schulz.**

Gummel, Hans, Aus Pommerns Vorgeschichte. Eine Einführung in ihre Erforschung. (Pommersche Heimatkunde, 9. Band.) K. Moninger, Greifswald 1925. — Gr. 8°, 68 S., 12 Taf., 1 Titelbild.

Der Inhalt des Büchleins legt den Nachdruck auf den Untertitel. Mit unleugbar großem pädagogischem Geschicke und mit vertrauenerweckender Vorsicht sind Wesen, Arbeitsweise und Erkenntnismöglichkeit unserer Wissenschaft dargestellt und an Beispielen aus der pommerschen Vorgeschichte erläutert. Dabei fällt natürlich vieles über die Vorzeit des Landes ab, und die Tafeln zumal werden auch dem Fachmann sehr willkommen sein. Vor allem kann das Werkchen den Heimatkundler, für den es in erster Linie bestimmt ist, zur rechten Auffassung unserer Arbeit erziehen und ihm das weite Gebiet, aber auch des weiten Gebietes Grenzen umschreiben, auf dem er zur Mitarbeit als nicht völliger Fachmann berufen ist. Denn allzusehr ist ja noch — großenteils auf Grund falsch verstandener Fachveröffentlichungen — die Meinung verbreitet, die Beschäftigung mit den Altertümern und diese an sich seien Selbstzweck unserer Tätigkeit, eine Anschauung, die zu unserem Schaden in unvernünftigen Heimat- und Schulsammlungen sich auswirkt. Gummel führt in die Werkstatt der Forschung hinein und zeigt auf, was darin Arbeitsgerät, was Halb- und Fertigware und was das Ziel ist. Man bedauert einigermaßen die provinzielle Fessel, die dem Büchlein anhaftet. Es wird dadurch manchem auswärtigen Freunde der Vorgeschichte entzogen, und bei etwas weiter ausgreifender Fassung hätte es doch eine längst gefühlte Lücke in unserem allgemeinen Schrifttume aufs beste schließen können. Immerhin wird man es auch so schon jedem, den man zur verständnisvollen Mitarbeit heranziehen oder wenigstens vom Werte und der Zuverlässigkeit unserer Wissenschaft überzeugen möchte, gern in die Hand geben, wie es auch dem jungen Studenten zur ersten Einführung gewiß manches zu sagen hat.

Stettin. **O. Kunkel.**

A. Haas (Stettin), Burgwälle und Hünengräber der Insel Rügen in der Volkssage. Stettin, 1925.

I. Burgwälle.

In der Einleitung betont der Verfasser, daß auf Rügen gegen 30 vorgeschichtliche Burgwälle und Schanzwerke vorkommen. Es lassen sich Hoch- und Sumpfburgen unterscheiden. Erstere herrschen auf der Insel vor. Für den Prähistoriker knüpft sich nun ein besonderes Interesse an die Burgwälle, die einst slawische Tempel trugen. Hierzu gehören die Jaromarsburg zu Arkona, die Herthaburg und andere mehr. Mündliche Überlieferung berichtet von dem jetzt öden Wall der alten Jaromarsburg, daß er ursprünglich mit dichtem Wald bestanden sei. Dies wird durch Urkunden vom Jahre 1193 und Funde alter Stubben bestätigt. Bekanntlich gehörte zum Dienste Swantewits ein weißes Leibroß. In der Volkssage lebt es weiter. Zum Dienste des Gottes gehörten noch zahlreiche berittene Götzendiener. Eine alte Sage meldet nun, daß auf dem nahen Gute Smantevitz (ursprünglich soll es Swantewitz geheißen haben) 60 Schimmel gehalten worden seien. Diese Sage hat offenbar einen wahren Kern.

Aus der Fülle der Burgwälle, an die sich alte Überlieferungen knüpfen, sei noch der von Capelle bei Sagard erwähnt, weil hier die Tempelburg des Götzen Pizama stand. Der Burgwall hieß ursprünglich Jasmund, nach Einführung des Christentums wurde hier eine Kapelle errichtet, die schon 1250 urkundlich erwähnt wird. An den heute noch trefflich erhaltenen Burgwall von Garz knüpfen sich eine ganze Fülle von Sagen. Nicht verwunderlich, denn dort standen ja auch drei Heidentempel, die 1168 zerstört wurden.

Hier darf vielleicht darauf hingewiesen werden, daß man über das Alter der Rügenschen Burgwälle sehr schlecht unterrichtet ist, da systematische Grabungen fehlen. Auf manchen, z. B. dem Garzer, findet man slawische Scherben in Menge, aber sollte es nicht sehr viel früher schon Festungsanlagen auf Rügen gegeben haben? Die gewaltigen steinzeitlichen Festungen aus der Gegend von Neu-Wied im Rheinland und die erstaunliche Höhe der steinzeitlichen Kultur Rügens lassen diesen Gedanken berechtigt erscheinen.

II. Hünengräber.

Zunächst weist der Autor sehr mit Recht auf den trostlosen Umstand hin, daß die Zahl der Hünengräber seit den Tagen des verdienstvollen Hagenow, der vor 100 Jahren rund 2000 zählte, um die Hälfte zurückgegangen. Nicht nur auf Rügen, sondern in ganz Norddeutschland gehen diese unersetzlichen Wahrzeichen germanischer Vergangenheit zurück.

Um zu zeigen, daß die Erinnerung an vorgeschichtliche Gräber durch Jahrtausende erhalten bleiben kann, nennt A. Haas das berühmte Beispiel vom Kesselwagen aus

Pedatel im nahen Mecklenburg und verweist auf eine Stelle bei Alt-Reddewitz, im Volksmunde „Kirchhof" genannt. Christliche Bestattungen fanden hier nie statt, aber es finden sich Urnen aus slawischer und älterer Zeit.

Der Verfasser unterscheidet: Geschichtliche Sagen, Riesen-, Schatz- und Spuksagen. Bei Prosnitz befinden sich drei Hünengräber dicht beieinander, „Prosnitzer Himmel" genannt. In dem mittleren soll der Herzog und nebenan seine Gemahlinnen ruhen. Ferner wird überliefert, daß in den steinzeitlichen Gräbern zu Quoltitz sieben Landesfürsten beerdigt sind. Leider sind die Gräber von Quoltitz zum Teil zerstört. — Das größte Hünengrab Rügens, der türmende Dobberwort (slawisch, = Gutenberg), wird von Riesen-, Zwerg- und Spuksagen umwoben. Die interessanteste meldet von einem vergeblichen Versuch, den Berg abzufahren. Als eine warnende Stimme aus dem Berg ertönte, stand der Edelmann von seinem Vorhaben ab. Die Erzählung von der warnenden Stimme spricht dafür, daß der Dobberwort zu den heiligen Stätten des Landes gehörte.

Auf der Halbinsel Mönchgut zwischen Baabe und Alt-Reddewitz (an der Duchtenkoppel) liegt ein Hünengrab, an das sich manche Spukgeschichte knüpft. Im Volksmunde wird es „Herzogsgrab" genannt. In den Jahren 1921—1925 wurde es von dem Rügenschriftsteller Worm und mir untersucht[1]). Da zeigte es sich, daß Urnen der älteren Eisenzeit (vielleicht auch eine jungbronzezeitliche) unmittelbar in Anlehnung an die Steine des Grabes beigesetzt waren. Die Kenntnis dieses Hünengrabes, das bei der Ausgrabung fast ganz von Erde bedeckt war, muß also mindestens bis in die ältere Eisenzeit gedauert haben und die Bezeichnung „Herzogsgrab" spricht für Überlieferungen bis in die Gegenwart.

In unserer schnellebigen Zeit gehen alte Sagen sehr leicht verloren. Darum ist es ein bleibendes Verdienst von A. Haas um Heimat und Wissenschaft, alte Überlieferungen, die sich an Burgwälle und Hünengräber knüpfen, aufgezeichnet zu haben.

Greifswald. Professor **F. Klinghardt.**

Götze-Festschrift. Studien zur vorgeschichtlichen Archäologie. Alfred Götze zu seinem 60. Geburtstage dargebracht von Kollegen, Freunden und Schülern, in deren Auftrag herausgegeben von Hugo Mötefindt. Leipzig (C. Kabitzsch) 1925. XVIII und 247 Seiten mit 19 Tafeln und 276 Textabbildungen. RM. 16.—, geb. RM. 19.—

Professor Götze ist ein angesehener Vertreter der glücklichen Generation von Vorgeschichtsforschern, die die Geburtsstunde der deutschen Vorgeschichte als exakter Wissenschaft miterlebt und ihren allmählichen Aufschwung bis zu ihrer jetzigen Höhe mit erstritten haben. Er kann sich rühmen, als erster Deutscher mit einer Dissertation, die ein rein vorgeschichtliches Stoffgebiet behandelt, den Doktorhut errungen zu haben. Zu seinem 60. Geburtstage haben sich auf Anregung des Herausgebers, dessen Bemühungen um dieses Werk besonders anzuerkennen sind, 32 Mitarbeiter, darunter acht Ausländer, zusammengetan, um ihm diese stattliche literarische Festgabe zu widmen. Eine vom Herausgeber verfaßte Zusammenstellung der Veröffentlichungen des Jubilars gibt einen Überblick über die reichen Ergebnisse der 35jährigen Forschertätigkeit Götzes.

Unter den Aufsätzen der Festschrift nehmen entsprechend dem engeren Arbeitsgebiet Götzes (Thüringen, Brandenburg) den Hauptteil Bearbeitungen von mittel- und norddeutschen Funden ein. Eine dankenswerte, bilderreiche Zusammenstellung der schnurkeramischen Funde des Altenburgischen Ostkreises gibt Amende (Altenburg). Der ebenso rührige wie gewissenhafte Forscher erweitert und vertieft hier seine früheren Bearbeitungen dieses Stoffes. Sprockhoff (Berlin) gibt einige Gefäße der Oder-Schnurkeramik aus Pommern bekannt, welche Provinz bisher recht wenig an Steinzeitgefäßen aufzuweisen hat. Er glaubt bei einem schnurverzierten Gefäß aus einem jüngst durchgrabenen Megalithgrab Rügens einen Zusammenhang mit der thüringischen Schnurkeramik feststellen zu können und mißt den Handels- und Kulturbeziehungen der mitteldeutschen Schnurkeramiker nach Osten große Bedeutung bei. Stimming (Großwusterwitz) veröffentlicht eine ganze Reihe schöner steinzeitlicher Funde seiner Sammlung aus den Kreisen Havelland, Jerichow und Merseburg. Einen für Schlesien einzigartigen Fund der frühen Bronzezeit aus Kuttlau Kr. Glogau, der sich seit 1902 im Berliner Museum befindet, bearbeitet Seger (Breslau). Er weist den nordischen Charakter besonders des Dolches und Stabdolches aus dem Funde, der doch innerhalb des Aunjetitzer Kulturkreises liegt, nach. Offenbar liegt hier das Grab eines nordischen Führers vor, der bei einem Vorstoß nach Süden seinen Tod fand und mit seinen Waffen in schlesischer Erde bestattet wurde. Mit der älteren Bronzezeit Ostdeutschlands hat sich die Forschung in den letzten Jahren besonders fruchtbringend beschäftigt. Zusammenfassende Fundinventare dieser Zeit sind für die Gebiete von Posen und Schlesien vorgelegt worden. Erfreulich ist es, daß Buchholz (Landsberg a. W.) in

[1]) Mitteilungen d. Samml. Vaterländ. Altert. Heft 2, Greifswald 1925 (im Druck).

der Festschrift eine ähnliche Zusammenstellung mit Abbildungen für die Neumark bringt und mehr als 50 einschlägige Funde nachweisen kann. Näher beschäftigt er sich mit einem seltenen Bronzedolch aus Cladow, für den er Vorbilder aus England anführt. Hindenburg (Großbeeren) veröffentlicht einen interessanten Depotfund der älteren Bronzezeit aus Vorpommern und Ebert (Königsberg) vervollständigt in dankenswerter Weise die bisher vorliegende Liste der ostpreußischen altbronzezeitlichen Funde, deren Verbreitung er auf einer Karte kennzeichnet. Einen Depotfund der jüngeren Bronzezeit aus der Mark legt Kiekebusch (Berlin) mit guten Abbildungen vor, während La Baume (Danzig) west- und ostpreußische Bronzezierscheiben der jüngsten Bronzezeit auf ihre Herstellungsweise hin prüft und zu dem Ergebnis kommt, daß es Erzeugnisse einer lokalen Bronzegußmethode sind. In die frühe Eisenzeit führen uns die folgenden vier Aufsätze, von denen Lienau (Frankfurt a. O.) einen seltenen Bronzering aus einem Grabe von Lebus im Oderniederungsgelände behandelt. An seiner verschiedenartigen Patinierung — innen grün, außen rostbraun; vgl. die ausgezeichnete farbige Wiedergabe auf Tafel 13 — weist der Verfasser scharfsinnig nach, daß der Ring zuerst in trockenem Boden beigesetzt wurde. Später muß die ihn und die übrigen Grabbeigaben umgebende Erdschicht längere Zeit von eisenhaltigem Moorwasser durchtränkt gewesen sein, bis schließlich die Schicht wieder grundwasserfrei und trocken wurde. Die zeitweilige „Ersäufung" der Grabschicht führt Lienau auf den vorchristlichen Klimasturz zurück, der im Odergebiet den Grundwasserspiegel beträchtlich hob. Reste einer „verlorenen Gußform" für einen massiven Bronzering mit Zinnen von einer Gießerwerkstatt in Opitz Kr. Ziegenrück veröffentlicht Auerbach (Gera). Die für die Geschichte der Bronzegußtechnik recht wertvollen Stücke konnten nur deshalb der Zertrümmerung nach dem Guß entgehen, daß der Guß offenbar mißglückte. Mit Recht tritt der Verfasser auch für die Wahrscheinlichkeit ein, daß die Kupfer- und Zinnerze der mitteldeutschen Bergländer im Laufe der Bronzezeit ausgebeutet wurden. Eine bilderreiche Zusammenstellung der bemalten Tongefäße der Oberlausitz bringt Feyerabend (Görlitz) und erweitert damit seine vor 20 Jahren erschienene Arbeit gleichen Titels. Bei dem Vergleich mit der früheisenzeitlichen Kultur Schlesiens zieht er, auf Grund überholter Aufstellungen von Mertins, fälschlich Gefäße der Perioden IV und V heran (Abb. 19—21). Er hält die bemalten Schalen für Nachbildungen von Metallgefäßen. Wenn auch Metallformen wohl sicher bei ihrer Entstehung von Einfluß gewesen sind, so ist es doch methodisch falsch, sie von germanischen Goldgefäßen der Periode IV herzuleiten, die innerhalb der Lausitzer Kultur nicht nachweisbar und außerdem fast ein halbes Jahrtausend älter sind. Völlig neuartig ist die Bestattungsweise von spätHallstattzeitlichen Gräbern bei Gotha, die Florschütz (Gotha) bekannt gibt. Ihre Beigaben (Wendelringe, Steigbügelarmringe, süddeutsche Fibeln) sind typisch keltisch; sie liegen aber nicht in für die Kelten charakteristischen Skelettgräbern, sondern bei Brandbestattungen (Knochenhäufchen in reiner Erde!) Florschütz möchte nun auf Grund dieser Bestattung die Gräber Germanen zuschreiben, die keltischen Schmuck übernommen hätten. Gotha liegt aber nicht in einem Grenzgebiet, in dem früher Germanen saßen und in das die Kelten zur frühen Eisenzeit vorstießen, wie der Verfasser anzunehmen scheint. Die Gräber können nur Kelten bergen, die ausnahmsweise eine ganz ungewöhnliche Bestattungsform ausübten; denn diese entspricht ja auch nicht völlig der Grabsitte der nördlicher sitzenden Germanen, welche meines Wissens den Leichenbrand in Urnen beizusetzen pflegen, nicht in vergänglichen Umhüllungen. In die nachchristliche Zeit führt uns die Veröffentlichung zweier kaiserzeitlicher Funde der Lausitz von Jahn (Breslau). Die Gräber gehören der burgundischen Kulturgruppe an, über die sich der Verfasser kurz ausläßt. Eine ganz ausgezeichnete archivalische Entdeckung veröffentlicht Almgren (Upsala), nämlich eine alte, in Stockholm befindliche Beschreibung und Zeichnung eines Runensteines von Drewoldke auf Rügen. Die Inschrift lautete wahrscheinlich: „Grima und Asa errichteten dies Denkmal über Ulf." Ein fast gleichlautender Runenstein aus der Zeit um 1000 nach Chr. ist aus Südschonen bekannt. Offenbar bestand damals eine dänische Kolonie auf Rügen, die bei Drewoldke Grabhügel und Grabstein errichtete. Schließlich ist noch eine sehr dankenswerte Arbeit aus Mitteldeutschland zu erwähnen, ein vollständiges Inventar der vor- und frühgeschichtlichen Altertümer des Amtsgerichtsbezirks Römhild, das der eifrige Mitarbeiter Götzes bei der Untersuchung der Steinsburg auf dem Gleichberg, Kade (Römhild) zusammengestellt hat.

Aus Süddeutschland liegen drei Beiträge vor. Paret (Stuttgart) erklärt das mehrfache Vorkommen von Steinbeilen tief im württembergischen Schwarzwald, wo steinzeitlicher Ackerbau ausgeschlossen ist und auch nachsteinzeitliche Funde fehlen, mit dem dort anstehenden Feuerstein, der offenbar zur Steinzeit gewerbsmäßige Steinsammler anlockte. Im gleichen Gebiet liegen zwei Ringwälle, wohl aus geschichtlicher Zeit, die Goeßler (Stuttgart) behandelt. Eine Karte der jungbronzezeitlichen — nach Reineckes Einteilung frühhallstattzeitlichen — südbayerischen Urnengräberfelder bringt Wagner (München) in seinem Beitrag, in dem er einige neue Schwert- und Fibelfunde vorlegt.

Österreich ist durch eine Aufführung der paläolithischen Funde von Stillfried durch Franz (Wien) vertreten. Aus Holland berichtet Holwerda (Leiden) über eine germanische Tempel- und Begräbnisstätte aus dem Beginn unserer Zeitrechnung und glaubt auch in länglich-viereckigen Anlagen, die er mehrfach unmittelbar neben anderen Urnenfeldern fand, heilige Haine erkennen zu können. Skandinavien steuert vier Beiträge bei. Kjaer (Kopenhagen) veröffentlicht die auffallend gut erhaltenen Reste eines germanischen Hauses von Nordjütland aus der Zeit um Christi Geburt, die eine äußerst glückliche Bereicherung unserer Kenntnisse des Hausbaues bedeuten. Sarauw (Göteborg) nimmt einen südschwedischen Moorfund von zwei aus Walroßpenisknochen gearbeiteten Keulen zum Anlaß, um auf ähnliche, viel verkannte norddeutsche Stücke hinzuweisen, die kaum vorgeschichtlich sind. Arne (Stockholm) bespricht einen wertvollen gotländischen Münzfund des 11. Jahrhunderts, während Rydh (Stockholm) eine zusammenfassende Darstellung und eine Karte der Verbreitung deutscher Münzen in den Funden aus der Wikingerzeit Schwedens liefert. Hackman (Helsingfors) stellt eine Gruppe eigenartiger Beschlagstäbe der jüngsten Eisenzeit, deren Bedeutung nicht völlig geklärt ist, aus Finnland und den umliegenden Ländern zusammen. Tallgren (Helsingfors) schneidet die wichtige und umstrittene Frage der Zeitstellung der frühen Metallkulturen Südrußlands an und versucht durch Vergleich von Perlen und anderen Grabbeigaben das Verhältnis der Ockergräber, der Kubaner Großkurgane und der mittelrussischen Gruppen zu klären. Die südrussischen Ockergräber bilden nach ihm den Schlüsselpunkt für unsere Kenntnis der Bronzezeit Osteuropas. Aus den neuerdings stärker in den Gesichtskreis der Vorgeschichtsforschung getretenen ostasiatischen Kulturen bietet Gandert (Berlin) einen dankenswerten Beitrag durch Veröffentlichung von Jungsteinzeitfunden Sibiriens, die sich in der ostasiatischen Abteilung des Berliner Museums befinden. Menghin (Wien) wiederum weist die Entstehung eigenartiger bulgarischer Gefäße mit Fußschaft aus Vorformen der böhmisch-österreichischen Aunjetitzer Kultur nach. Dörpfeld (Athen) berichtet über die Ziele und Ergebnisse seiner vorjährigen Grabung bei Troja. Mötefindt (Wernigerode) erweitert seine früheren Ausführungen über die Geschichte der Schraube durch Aufzählung der ihm weiterhin bekannt gewordenen frühgeschichtlichen Gegenstände mit Schraubengewinden.

Zum Schluß sei der Beitrag von Reinecke (München), Zur Geschichte der ältesten Fibeln, besonders hervorgehoben, da dieses Thema viel umstritten worden ist, vor allem aber, weil der Verfasser, einer der kenntnisreichsten Vertreter unseres Fachs, es unternimmt, das fast allgemein anerkannte chronologische System von Montelius zu stürzen. Im Eingang seiner Studie lehnt Reinecke offenbar mit Recht die frühe Zeitstellung einer kürzlich von Ekholm veröffentlichten Fibel aus Gemeinlebarn (Niederösterreich), die in einem Grabe der Periode I gelegen haben soll, ab und setzt sie in die Periode IV (= Reinecke, Hallstatt A). Viele neue Fibelfunde in Italien, besonders aus Sizilien und Unteritalien, zeigen nach Reinecke, daß die ältesten italischen Fibeln einer von ihm „Frühvillanovastufe" genannten Epoche angehören, die etwa dem Schluß der Periode III und Anfang der Per. IV des nordischen Chronologiesystems von Montelius entspricht. Der bisher als Urform der italischen Fibel angesehene Typus mit Schlußspirale am Nadelhalter kommt nur in Norditalien vor und ist eine „relativ junge" Nebenform innerhalb der Epoche. Die Entstehung der italischen Fibel ist nach Reinecke nicht im Norden, sondern nur in Süditalien — vielleicht sogar in Griechenland — möglich. Ja, er leitet die nordische zweiteilige Fibel, die nach allgemeiner Anschauung bereits in der Periode II (Montelius) aufkommt, von der italischen ab. „Der Norden wiederholt technisch recht unbeholfen einen einzigen der drei im Frühvillanovakreise Italiens nebeneinander vorhandenen Fibeltypen". Die jetzt fast allgemein anerkannte, selbst von S. Müller gestützte Ableitung der nordischen Fibel von Nadeln mit durchlochtem Hals, die in überzeugendster Weise von Kossinna typologisch dargelegt worden ist, weist Reinecke als „technisch-theoretische Erklärung" ab. Der Zeitstellung nach wird die Herkunftstheorie Reineckes überhaupt erst dadurch möglich, daß er versucht, das Alter der älteren Bronzezeit des Nordens beträchtlich herabzudrücken. Er folgt völlig den Spuren von S. Müller, dessen Sucht, die nordischen Kulturen gegenüber den mittelländischen zu verjüngen, bisher nur in Reinecke einen Verteidiger, sonst aber schärfste Ablehnung gefunden hat. Auf Grund einiger Fundverknüpfungen zwischen Süddeutschland und dem Norden, sowie seinem für Süddeutschland aufgestellten System glaubt Reinecke das Ende von Montelius Periode I auf etwa 1200 vor Chr., also 400—500 Jahre später als die übliche auf Montelius fußende Datierung, ansetzen zu können. Es kann hier nicht näher auf diese Fragen eingegangen werden. Ich weise nur darauf hin, daß die Chronologie der älteren Bronzezeit, die Reinecke auf Grund der schmalen Verbindungen zwischen dem Norden und Süddeutschland aufstellt, bei ihrer weiteren Anwendung auf andere Gebiete meiner Meinung nach zu Unmöglichkeiten führt. Eine besonders augenscheinliche Unmöglichkeit in Reineckes System (siehe z. B. Germania 1924, S. 43) ist seine Annahme, daß der jungsteinzeitliche Marschwitzer Typus Schlesiens jünger sei als die frühbronze-

zeitliche Aunjetitzer Kultur! Es soll nicht verkannt werden, daß die absolute Chronologie Nord- und Mitteleuropas noch starker Klärung bedarf und daß zu dieser Klärung vor allem die Forscher berufen sind, die sich hauptsächlich mit den Mittelmeerkulturen beschäftigen. Wir unterschreiben durchaus den Satz Reineckes: „Selbst wenn manches Vorurteil dahinschwindet..., so darf das nicht abhalten, sich immer wieder ernsthaft mit Fragen der Chronologie zu beschäftigen und neue Unterlagen für die Datierung unserer Vorzeitdenkmäler beizuschaffen." Wenn aber Reinecke den genialen Begründer unserer Chronologie, Montelius, mit den härtesten Worten abtun zu können glaubt, so erscheint mir, soweit ich darüber ein Urteil habe, sein neues System nicht geeignet, das von Montelius zu beseitigen. Es ist nicht ohne Reiz zu sehen, daß Hubert Schmidt, einer unserer besten Kenner südeuropäischer Verhältnisse, im Gegensatz zu Reinecke, auf Grund umfassender vergleichender Kulturstudien sich genötigt sieht, die alten Zahlen von Montelius sogar noch weiter zurückzurücken und den für die nordische ältere Bronzezeit nötigen Zeitraum zu vergrößern, anstatt ihn zusammenzupressen, und es ist meines Ermessens unverkennbar, daß sich das Schmidtsche Schema gangbarer erweist als das von Reinecke.

Überblickt man die reiche Zahl der Aufsätze der Festschrift, so muß anerkannt werden, daß der Band trotz des meist geringen Umfanges jedes Beitrages eine Fülle neuen, zum Teil einzigartigen Stoffes und gediegener Forschung bringt und daß er ein erfreuliches Zeichen dafür ist, wie kräftig und vielseitig das Leben in unserer Wissenschaft pulst. Auch dem Verlage gebührt für die angemessene Ausstattung des Werkes, das eine wertvolle Bereicherung unserer Fachliteratur darstellt, besonderer Dank.

Breslau, im September 1925. **M. Jahn.**

Jahrbuch des Bernischen Historischen Museums in Bern. 4. Jahrg. 1924. Bern 1925.

Aus diesem Jahrgang ist außer dem Bericht von O. Tschumi über die Archäologische Abteilung (auch als Sonderdruck erschienen) noch eine Abhandlung von O. Schlaginhaufen für den Prähistoriker wichtig.

Tschumi schickt dem etwa 250 Nummern umfassenden Zuwachsverzeichnis einen warmen Nachruf für den verdienstvollen Sammler Eugen Schmid in Dießbach voraus, dessen Sammlung zum Teil von oen Erben angekauft wurde. Nr. 2 der „Beiträge zur Siedelungsgeschichte des Kantons Bern" enthält Mitteilungen über neuere oder jetzt erst bekannt gewordene ältere Gelegenheitsfunde und über kleinere Grabungen, ferner Hinweise auf die nachfolgenden ausführlichen Fundberichte: 1. „Die Silexfundstelle Moosbühl bei Moosseedorf". Steinwerkzeuge nach Art des ausgehenden Magdalénien und der folgenden Zeitstufen, außerdem aber Töpferware, die zum Teil oerjenigen des frühen Pfahlbauneolithikums entspricht, zum Teil Randleisten hat. — 2. „Die neolithische Landsiedlung auf dem „Bürglenhubel" bei Utzendorf". Außer Oberflächenfunden eine Wohngrube mit Steinpflaster aus Quarziten. Kohlespuren, Lehmknollen, Tongefäßscherben, Kleingerät aus Silex und Bergkristall. — 3. „Der Bronzefund von Amsoldingen". Depotfund der 2. Bronzezeitstufe bei mächtigem Steinblock, bestehend aus Oberende eines Dolches oder Kurzschwertes, schmalem Randbeil, langgestieltem Randbeil mit Löffelschneide. — 4. „Der Bronzefund von Toffen". Körpergrab der 2. Bronzezeitstufe mit starkem Randbeil und kleinem Dolch. — 5. „Der Latènefund von Wohlen (Illiswyl)". Bereits 1842 aufgefundenes reich ausgestattetes Frauengrab (Latène II, Fibeln zum Teil noch Ic). — 6. „Die Ausgrabungen auf der Engehalbinsel 1924". Nordwärts an die früher aufgedeckte Töpferei [1]) anstoßend ein wohl zu dieser gehöriges, langgestreckt rechteckiges Gebäude mit menschlichem Skelett innerhalb seiner Südostecke. Zwei Bauzeitstufen erkennbar, dadurch im Einklang mit sonstigem Befund Hauptergebnis oer Grabungen 1924: Unterscheidung der älteren, bis 58 vor Chr. reichenden keltischen Besiedlung von der jüngeren römischen des 1. bis 3. Jahrhunderts nach Chr. — 26 m westlich von der Töpferei ein mindestens aus der frühesten Römerzeit stammendes, kleines, gleichseitig rechteckiges, wahrscheinlich als Heiligtum zu deutendes Gebäude, wofür ein hufeisenförmiges, einem Altar oder etwas ähnlichem als Unterbau dienendes Steingefüge spricht. — 6 keltische Wohngruben, davon eine unter dem zuerst erwähnten Nebengebäude der Töpferei. — Stück einer römischen Straße. — Unter den Kleinfunden besonders wichtig Tonware mit Töpferstempeln und Fibeln, bei deren Besprechung zur Untersuchung darüber angeregt wird, ob nicht Sehnenhaken auch schon bei Spätlatènefibeln vorkommt. Tschumis Ausführungen sind von gewohnter Sachlichkeit und weiser Zurückhaltung gegenüber noch ungeklärten Fragen.

Schlaginhaufen kommt in seinem Aufsatz „Das Hockerskelett von Ursisbalm bei Niederried (Kant. Bern)", das zwar ohne Beigaben gefunden wurde, aber wegen seiner

[1]) Vgl. Mannus 17, 1925, S. 132 oben.

Bestattung in einer Steinkiste von Tschumi als vermutlich neolithisch bezeichnet werden konnte, nach gründlicher anthropologischer Untersuchung zu dem Ergebnis, daß das offenbar weibliche, durch sehr kleinen Schädelraum auffallende Skelett sich zwanglos in den Rahmen der neolithischen Bevölkerung der Schweiz einfügt.

Hannover. **Hans Gummel.**

Wohlrab, E. H. Urgeschichte im vierten Schuljahr. Verlag J. Bensheimer, Mannheim 1924. 109 S., 30 Abbild.

Dieses Buch bringt als dritten Band der „Bücherei der neuen Schule" die schulpraktische Behandlung urgeschichtlicher Stoffe mit Kindern des 4. Schuljahres (der Mittelstufe) nach Sinn und Art des Gesamtunterrichts in der Lern- und Arbeitsschule skizzenmäßig zur Darstellung. Im Stoff zeigt Wohlrab eine Anlehnung an Klemm (Kulturkunde), Gansberg (Aus der Urgeschichte des Menschen), Theuermeister (Von Steinbeil und Urne), Dr. Weinland (Kulaman) und Ferdinand (Die Pfahlburg). Die eigenartige Verwertung aber des Stoffes für vogtländische Kinder der Mittelstufe, die sich ihr vorgeschichtliches Gebiet und ihr kleines prähistorisches Museum in der Schule zu Brambach selbstdenkend und mitfühlend erarbeiten, das hat Wohlrab zum ersten Male dargestellt. Bei einer unterrichtlichen und kulturkundlichen Behandlung der nachfolgenden Bronze- und frühen Eisenzeit wird man immer auf sein Buch zurückkommen müssen, das mit Fug und Recht den Menschen mit seiner Unterkunft und Siedlung von der Erd- und Felsenhöhle über den Windschirm bis zur Rundhütte und zum Pfahlbau vielfach durch bildhaft geschaute Einzelerzählungen in den Mittelpunkt der Stoffbehandlung stellt. Andererseits aber zeigt es auch dem Prähistoriker vom Fach, wie selbst altsteinzeitliche Funde der Heimat — Lanzenspitzen, Schaber, Kratzer und Meißel — durch Nachbildung und Zeichnung freudige Anwendung im elementaren Unterricht finden können.

Osnabrück. **B. Hogrebe.**

Nils Åberg, Förhistorisk nordisk Ornamentik. Bd. 3 von Föreningen Urds Skrifter. Uppsala (J. A. Lindblad) 1925. XXIV und 154 Seiten mit VIII und 249 Abbildungen. 4,75 Kronen.

Im Auftrage der schwedischen Gesellschaft Urd in Uppsala gibt der Verfasser eine übersichtliche, zusammenfassende Darstellung der nordischen Ornamentik und ihrer Entwicklung. Die Ornamentik ist ja nur ein Teil der vorgeschichtlichen Kunst, wenn auch ein sehr wichtiger; deshalb kann Åberg die neuerdings von der Kunstgeschichte häufiger aufgeworfenen Fragen der Entstehung und des Charakters der nordischen Kunst beiseite lassen. Er begnügt sich in der Einleitung, soweit es sein Arbeitsstoff erfordert, kurz seine Stellung zu dem Problem zu erläutern und betont den Hauptgegensatz zwischen antikem und nordischem Tierstil. Dort zwar gebundene, aber doch lebensvolle Darstellung von Pflanzen- und Tiermustern, hier abstrakter, durchaus geometrischer Stil, der auch Tierleiber rankt, verschlingt und geometrisiert, als ob ihnen jegliches Eigenleben fehlt. Das Verhältnis des nordischen Stils zu den anderen europäischen Kunstprovinzen wird in der Arbeit selbst verhältnismäßig selten berührt. In knapper und treffender Form führt uns der Verfasser die Hauptmuster des Nordens vom Mesolithikum bis zum 11. nachchristlichen Jahrhundert vor und veranschaulicht sie durch eine reiche Zahl von Abbildungen, die zwar zum größten Teil bereits in Fachschriften veröffentlicht worden sind, die aber in dieser Zusammenfassung und dank ihrer unübertrefflichen Ausführung einen wertvollen Bestandteil und einen prachtvollen Schmuck des Buches bedeuten. Bei der Entstehung der Arbeit ist es verständlich, daß die Abbildungen fast ausschließlich skandinavische Funde wiedergeben; daß aber auch im Text der norddeutsche Teil des nordischen Kulturkreises fast völlig vernachlässigt wurde, macht die Darstellung in einzelnen Teilen etwas einseitig und unvollständig.

War in der jüngeren Steinzeit die Keramik Hauptträger der so mannigfachen Muster, so bleiben die Tongefäße in der Bronzezeit fast frei von jeglicher Verzierung. Jetzt bilden die bronzenen Geräte und Schmucksachen den beliebtesten Ziergrund. Der älteren Bronzezeit, der Glanzzeit nordischer Spiralornamentik, folgen die jüngeren Bronzezeitstufen, in denen zum ersten Male eine reiche, lückenlose Entwicklung der Muster durch mehrere Perioden hindurch nachzuweisen ist. Auf diese erste Blüte germanischer Zierkunst folgen lange Jahrhunderte, in denen die Ornamentik im Kunsthandwerk mehr zurücktritt und sich keltische und römische Einflüsse bemerkbar machen. Die Keramik wird im Verlauf der Eisenzeit wieder reicher gemustert, neue Ziertechniken kommen auf. Die Völkerwanderungszeit erweitert den germanischen Gesichtskreis in größtem Maße und läßt im Norden eine zweite, noch reichere nationale Kunst entstehen: die Tierornamentik. Die Schilderung der ebenso wechselvollen wie eigenartigen fünfhundertjährigen Entwicklung dieser Zierkunst bildet den Hauptteil und zugleich Höhepunkt des Buches.

Die klare und sachliche Darstellungsweise Åbergs, der in geschickter Art die Ergebnisse von S. Müller, Montelius, Salin, Schetelig und Brøndsted zusammenfaßt, wird seiner schön ausgestatteten Schrift viele Freunde erwerben.

Breslau, im Januar 1926. **M. Jahn.**

Nachrichten.

Wilhelm Rehlen †.

Sonntag, 15. November ist in Nürnberg eine den meisten Prähistorikern wohlbekannte Persönlichkeit, unser Ehrenmitglied Rentner Wilhelm Rehlen, hochbetagt im Alter von fast 81 Jahren gestorben.

Geboren am 26. April 1845 im Pfarrhaus zu Kalchreuth, einem hübschen großen Pfarrdorf zwei Stunden nördlich von Nürnberg, zeichneten ihn schon als jungen Mann kaufmännische Begabung und Tüchtigkeit aus. Bis 1872 war er Reisender, von da ab Teilhaber einer Pinselfabrik, Schuster u. Rehlen, die dank seiner rastlosen Energie und Tatkraft, insbesondere auch im Ausland gute Erfolge erzielte. 1872 verheiratete er sich mit der Nürnberger Apothekerstochter Wilhelmine Diehl, die ihm aber schon 1898 der Tod entriß. Der einzige Sohn, Dr. chem. H. Rehlen, starb fünfunddreißigjährig, als Leiter oder Teilhaber einer großen deutschen Zementwarenfabrik in Paris.

Im Jahre 1891 schlossen sich die Nürnberger Pinselfabriken zu einem Ring zusammen, dem auch Rehlens Firma beitrat. Von dieser Zeit ab beschränkten sich seine geschäftlichen Verpflichtungen auf das Amt eines Aufsichtsrates, das dem Fünfundvierzigjährigen hinreichend Zeit zu freier Betätigung ließ. Er wandte sich der Politik zu — von 1890—1912 war er Magistratsrat im Gemeindekollegium der Stadt Nürnberg —, der damals in Nürnberg herrschenden Zeitströmung folgend auch zur Kunst, fand aber bald den tiefergehenden und andauerndsten Anschluß an wissenschaftliche Kreise. Den Sommer brachte er in der Regel auf Reisen zu, die ihn wiederholt in alle Länder Europas und nach Ägypten führten. Alle irgendwie bedeutenderen Museen und Sammlungen kannte er durch Augenschein; Interesse und Wißbegierde brachten ihn allerwärts mit wissenschaftlichen Kapazitäten in Fühlung, die oft zu persönlicher Freundschaft sich steigerte und Anlaß zu anregender, äußerst reger Korrespondenz wurde. Seine vielen Reisen begünstigten die Anlage einer Privatsammlung und bei beträchtlichen mineralogischen Kenntnissen legte er Wert auf eine erlesene, umfangreiche Mineraliensammlung. In der Vorgeschichte galten seine Sympathien hauptsächlich der Paläolithik, in der er besonders für Typologie ein feines Verständnis zeigte. Als er im Jahre 1912 als Delegierter des bayerischen Kanalvereins, dessen Schatzmeister er war, den Binnenschiffahrtskongreß in den Vereinigten Staaten von Nordamerika besuchte, nahm er den Rückweg über Ostasien und Sibirien, um auch da Beziehungen anzuknüpfen, die besonders mit japanischen Gelehrten herzlich wurden. Letztere verehrten ihm auch eine umfangreiche Sammlung neolithischer Keramik und Steingeräte [1]).

Die Kunde von der Auffindung fossiler Menschenreste bei Piltdown ließ ihn Ende 1913 nach England eilen; seiner zähen Energie gelang es, Gipsabgüsse, Diapositive und Rekonstruktionsversuche des Schädels durch Keith und Woodward zurückzubringen. Er griff auch in die wissenschaftlichen Besprechungen des Fundes ein, wozu ihn freilich nur sein lebhaftes Interesse, nicht aber sein Wissen berechtigte. Während des Weltkrieges war es das einzige uns Deutschen über diesen Fund zugängliche Studienmaterial und es gebührt ihm das Verdienst, es einer großen Zahl deutscher und schweizer wissenschaftlicher Institute zugänglich gemacht zu haben.

Da an der Universität Erlangen die Vorgeschichte keinen Vertreter hat, machte er sich das Vergnügen, in seinem Hause und inmitten seiner Sammlung den Studenten und Studentinnen des Erlanger archäologischen Instituts abendliche Vorlesungen zu geben.

[1]) Hierzu Rehlen, Vorgeschichtliches aus Japan; mit Tafel. Korr.-Bl. d. Dtsch. Ges. f. A.E.-Urg. XLIV, 1913, S. 88.

Sie erfreuten sich großer Beliebtheit, besonders während der Zeit der bei ihm unnötigen Brot- und Fleischmarken; sie dauerten nur etwas lange, in der Regel von abends 5 Uhr bis nachts 1 Uhr, machten aber dem freiwilligen Lehrer beinahe noch mehr Vergnügen als den Belehrten.

Rehlen war Ehrenmitglied der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte, der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, der Naturhistorischen Gesellschaft Nürnberg, Mitarbeiter am bayerischen Denkmalschutzgesetz und Mitbegründer des Verbands bayerischer Geschichts- und Vorgeschichtsvereine, welch letzterem er durch eine ansehnliche Stiftung die alljährliche Verteilung eines namhaften Stipendiums für Arbeiten auf dem Gebiete der bayerischen Prähistorie ermöglichte. Besonders wohltuend wurde seine Liebe zu den Wissenschaften empfunden, als in den Zeiten der Inflation die Hilfsquellen der wissenschaftlichen Institute allenthalben versiegten; da verging kaum ein Tag, ohne daß sein Einspringen von irgendeiner Seite erbeten und nach Möglichkeit auch zugesagt wurde.

Die Wissenschaft, und nicht allein die prähistorische, hat daher allen Grund, ihrem begeisterten Verehrer ein dankbares Andenken zu bewahren.

Nürnberg, den 1. Dezember 1925. **K. Hörmann.**

Hugo Lemcke †.

Mit Hugo Lemcke, am 5. Dezember 1835 in Pasewalk geboren, ist am 8. August 1925 eine Persönlichkeit dahingegangen, die, ein echtes Kind ihrer Heimat, schaffensfreudig, zielbewußt fast bis zur Starrheit, begeistert und begeisternd jahrzehntelang der pommerschen Altertumsforschung ihr Gepräge gegeben hat. Im Hauptberufe widmete er sich dem Lehrfache, das er nach dem gern und oft geäußerten Zeugnisse vieler seiner Schüler mit größtem Erfolge versah; von 1881 bis 1906 war er Direktor des Stadtgymnasiums zu Stettin. Dank seiner bewunderungswürdigen Arbeitskraft, die ihn bis ins höchste Alter hinein nicht verließ, blieb ihm schon vor dem Ausscheiden aus dem Schulamte noch Zeit genug zu reger wissenschaftlicher Tätigkeit. Mehr als sechzig Jahre war er Mitglied, fünfzig Jahre lang Vorsitzender der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde, ein Menschenalter hindurch hatte er den Posten des Provinzialkonservators inne — die Baltischen Studien, die Monatsblätter, die zahlreichen Bände der Bau- und Kunstdenkmäler sind Zeugnisse seines Wirkens, das viel innere Teilnahme und lebendige Nacheiferung weckte, auch reiche äußere Anerkennung fand. An dieser Stelle haben wir mit besonderem Danke dessen zu gedenken, was Hugo Lemcke für die vorgeschichtliche Abteilung des Museums der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde, dem im Jubeljahre des hundertjährigen Bestehens der Gesellschaft die Bezeichnung „Provinzialsammlung Pommerscher Altertümer" verliehen worden ist, rastlos anregend und werbend, aber auch in tätigster, eigener Mitarbeit geleistet hat: die Hausurnen von Oblivitz und Woedtke würden allein schon genügen, um seinen Namen in unserer Wissenschaft lebendig zu erhalten; aber, selbst ohne die großen Verdienste seiner fleißigen Mitarbeiter schmälern zu wollen, darf man behaupten, daß die Bedeutung, zu der die Stettiner Altertumssammlungen durch ihre Bestände erwachsen sind, in erster Linie seinem Schaffen verdankt wird. Hoffentlich gelingt es, Hugo Lemckes Wirken und Werk für alle Zukunft in rechter und würdigster Weise und wie er selbst es sich immer wünschte in Ehren zu halten, nämlich dadurch, daß der gesunden Weiterentwicklung der Provinzialsammlung, ihrer Nutzbarmachung für Wissenschaft und Bildung und ihrem Ausbaue, so wie wir es heute verlangen müssen, von allen, die es angeht, die Wege geebnet werden.

Stettin. **O. Kunkel.**

Im August 1925 sind von unseren Mitgliedern ferner verstorben:

1. Oberlehrer a. D. Hermann Schmidt in Görlitz, Mitglied des Ausschusses unserer Gesellschaft seit 1911, † 21. 8. 1925.
2. Pfarrer Hildebrand in Leuthen bei Kottbus, Mitglied seit 1909.
3. Pfarrer Arno Schröder in Hainichen bei Dornburg a. S., Mitglied seit 1909, Besitzer einer wertvollen Sammlung vorgeschichtlicher Altertümer.
4. Universitätsprofessor Dr. Wilhelm Streitberg in Leipzig, hervorragender Vertreter der indogermanischen Sprach- und Altertumswissenschaft, † 21. 8. 1925.

Abb. 1. Hirschgeweihaxt mit Schaftloch.

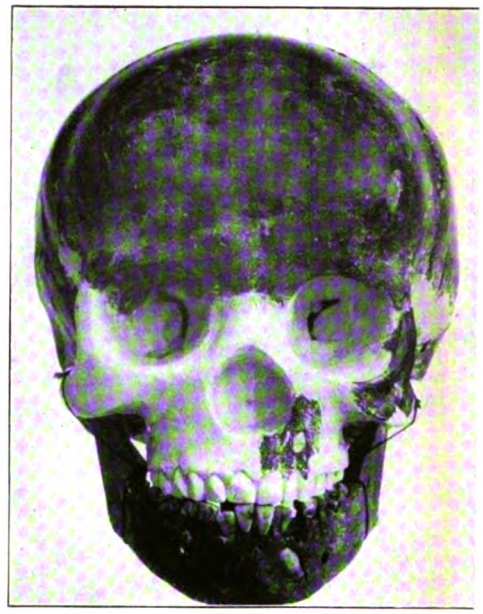


Abb. 2. Frontalansicht des Homo Kiliensis. (Die weißen Stellen sind ergänzt, alles andere ist erhalten.)

Abb. 3. Seitenansicht des Homo Kiliensis. (Die weißen Stellen sind ergänzt, alles andere ist erhalten.)

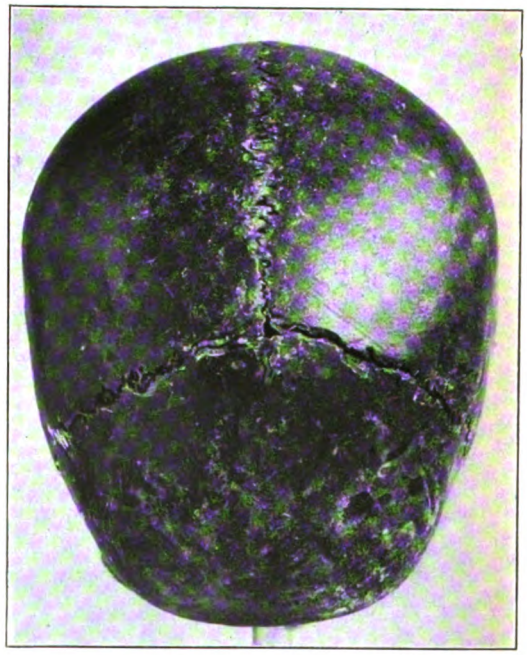


Abb. 4. Das Schädeldach des Homo Kiliensis von oben gesehen.

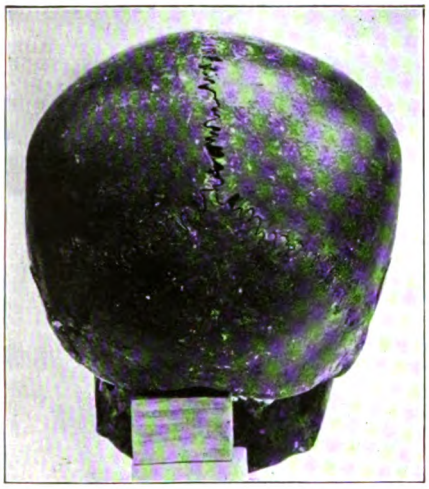


Abb. 5. Okzipitalansicht.

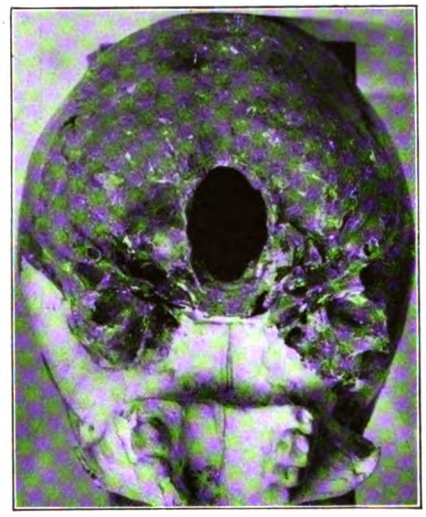


Abb. 6. Ansicht der Schädelbasis. (Man beachte die ovale Form des Hinterhauptloches.)

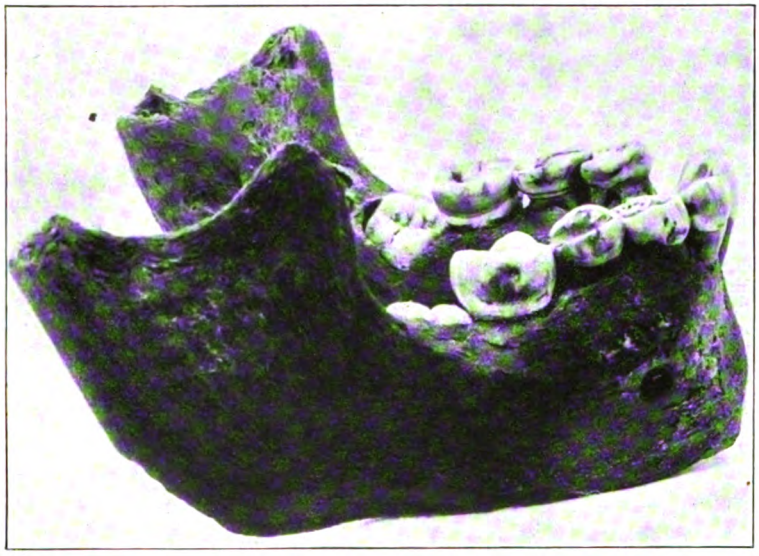


Abb. 7. Seitenansicht des Unterkiefers.

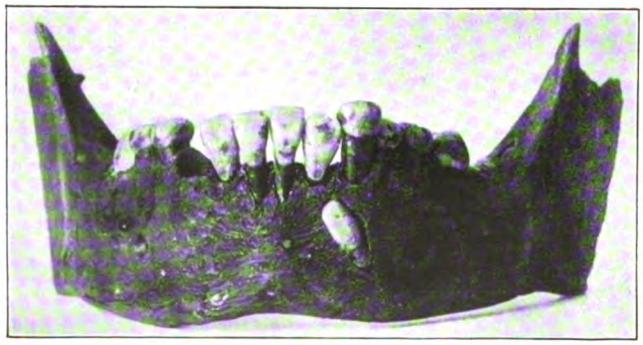


Abb. 8. Frontalansicht des Unterkiefers.

Abb. 9. Perspektivisches Übersichtsbil

n.

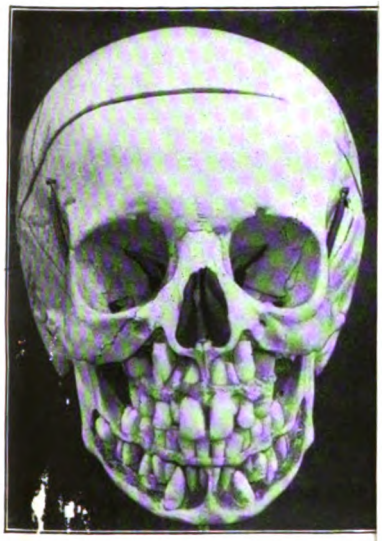
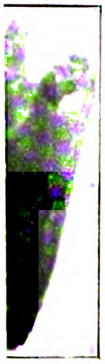


Abb. 11. Schädel des 11jährigen rezent Kindes in Frontalansicht.



izontalebene.

Abb. 13. U

sehen.

von Curt Kabitzsch, Leipzig.

Abb. 9. Perspektivisches Übersichtsbild

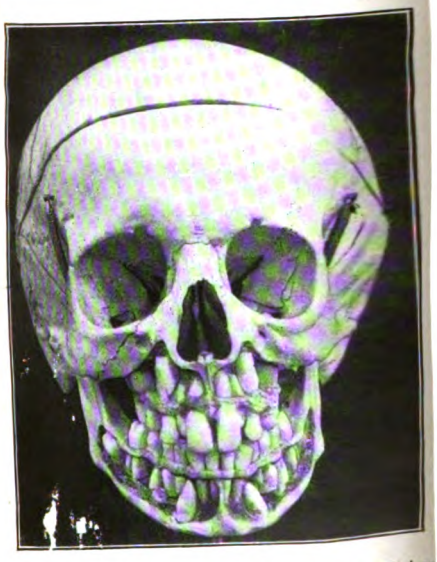


Abb. 11. Schädel des 11jährigen rezenten Kindes in Frontalansicht.

Abb. 13. Un

Abb.

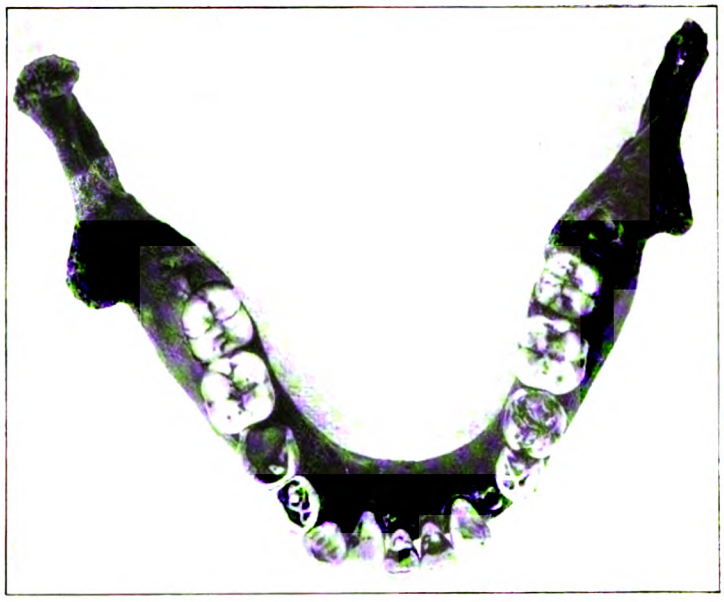


Abb. 14. Der Unterkiefer des Homo Kiliensis von oben gesehen.

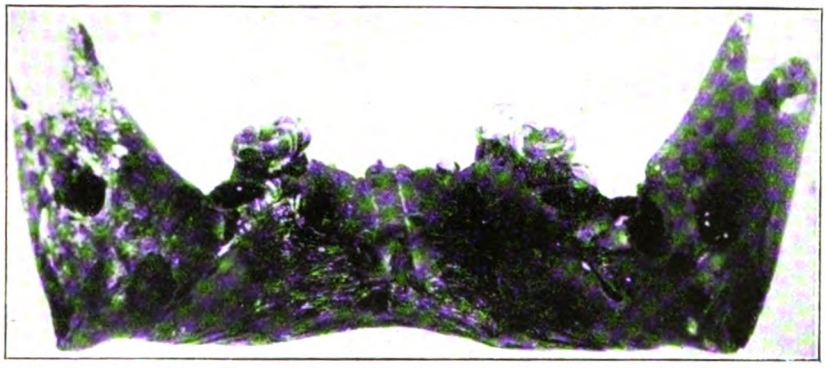


Abb. 15. Der Unterkiefer des Homo Kiliensis von innen gesehen in der Horizontalebene. (Die Zähne sind zum Teil entfernt.)

Abb. 16. Der Unterkiefer des Homo Kiliensis von unten innen gesehen.

UNIV
OF
MICH

Abb. 17. Die drei rechten unteren Molaren des Homo Kiliensis.

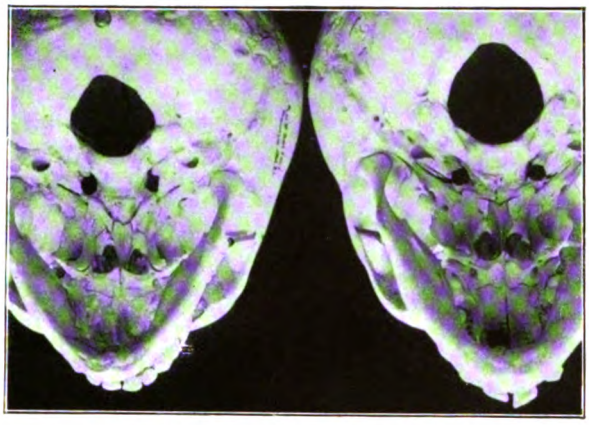


Abb. 18. Rhomboide Form des Hinterhauptsloches bei rezenten Kindern im Alter von 4 und 11 Jahren.

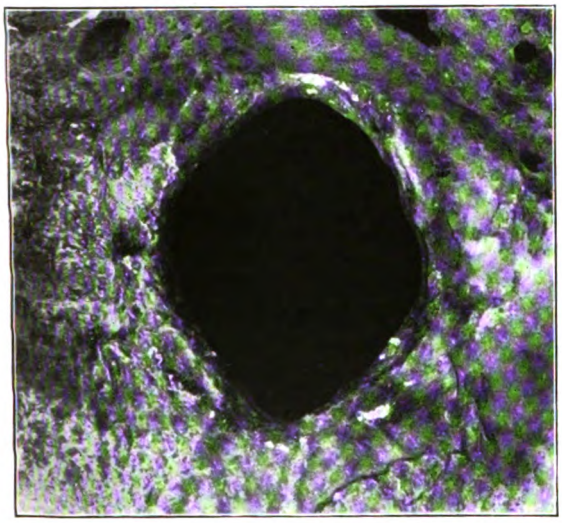


Abb. 19. Das Hinterhauptsloch des Homo Aurignacensis.

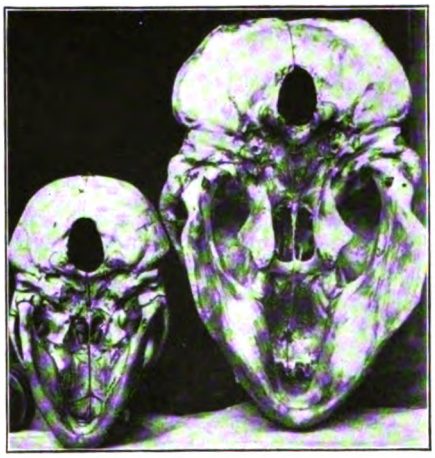


Abb. 20. Hinterhauptsloch vom Gorilla.

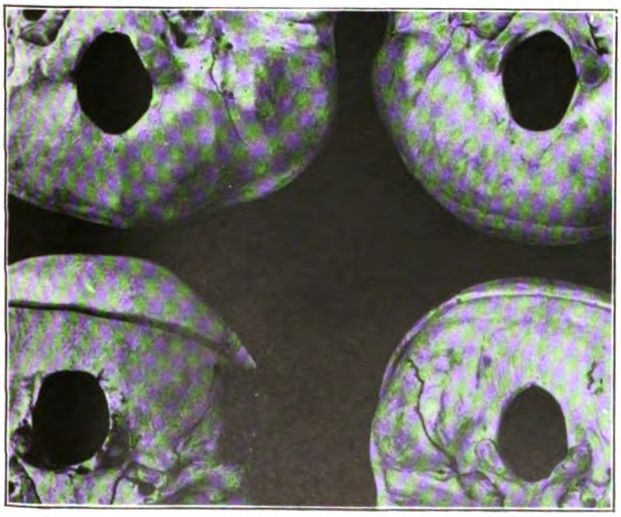


Abb. 21. Hinterhauptslöcher von Schimpansen.

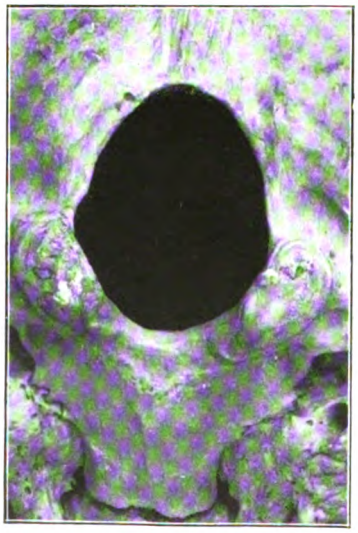


Abb. 22. Hinterhauptsloch eines Orang-Utan.

Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig.

UNIV. OF MICH.

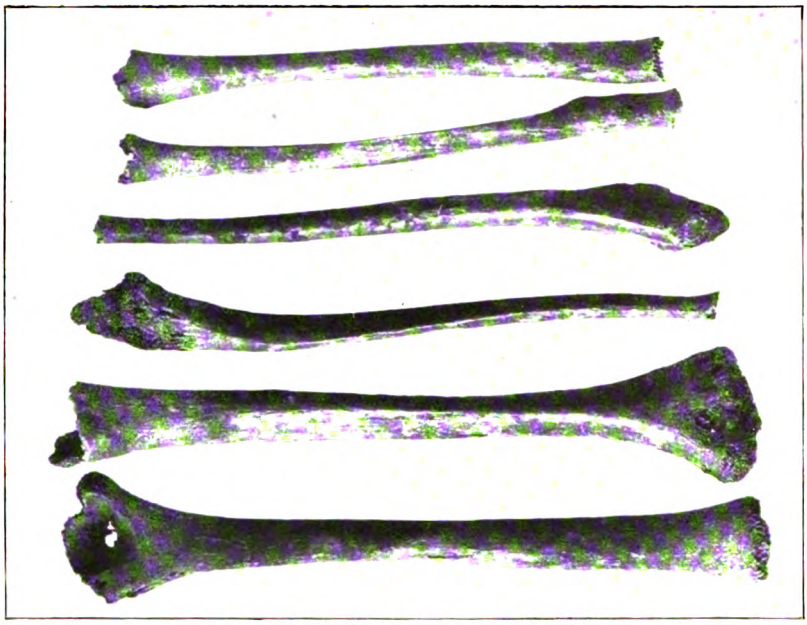


Abb. 23. Die Armknochen des Homo Kiliensis.
1 und 2 = beide Radii 3 und 4 = beide Ulnae, 5 und 6 = beide Humeri.

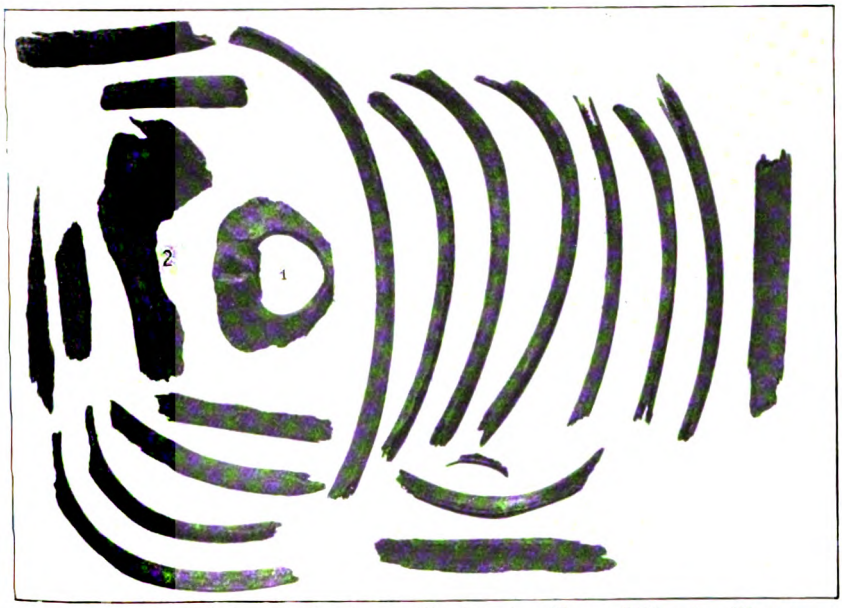


Abb. 24. Die übrigen vorhandenen Knochen des Homo Kiliensis: Rippen.
1. Epistropheus. 2. Oberer Teil des Skapula.

Abb. 25. Der Humerus des Homo Kiliensis mit auffallend starker S-förmiger Krümmung bei sehr schwacher Drehung.

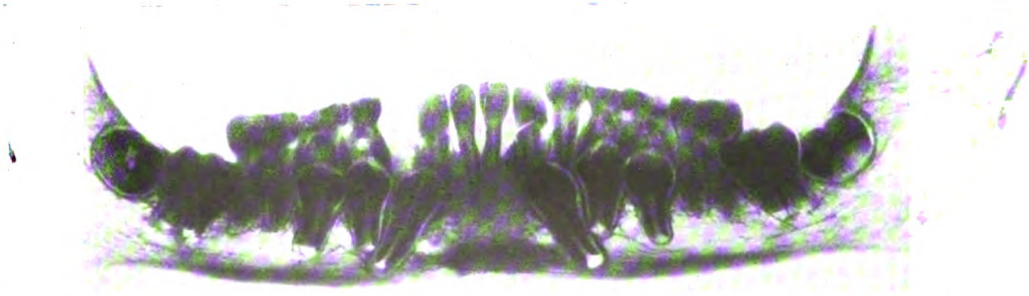


Abb. 26. Röntgenbild des Unterkiefers des Homo Kiliensis. (Aus drei Teilen aneinandergereiht.)

	Periode nach Blytt u. Sernan (Klima	Veränderungen der Seen	Veränderungen der Hochmoore Norddeutschlands	Poppenbrügge bei Kiel
Postglazialzeit		Künstliche Stauungen und Absenkungen	Künstliche Entwässerung	Künstliche Entwässerung
	Subatlantische Periode (Klima feu. und, besonder. Beginn, k.	Steigen des Grundwasserspiegels — Vergrößerung	Bildung des Jüngeren Sphagnum-Torfes	Übergangs-Moor
	Subboreale Periode (Kontinent. trocken und k. wie in Zent. Rußland	Sinken des Grundwasserspiegels — Verkleinerung	Ausbildung des Grenzhorizontes	Bruchwaldtorf mit Quellkalk
	Atlantische Periode (Mildes See- warm und f.	Steigen des Grundwasserspiegels — Vergrößerung	Bildung des Älteren Sphagnum-Torfes	Flachmoortorf — Beginn der Verlandung — Sapropel des Schulenseebeckens [1]
	Boreale Periode (Kontinent. trocken und k. wie in St. Rußland	Kleine Wasserbecken		Graugrüner Mergel in kleinen Becken
Spätglazialzeit	Subarktische Periode (Übergan. klima)			
	Arktische Periode (Klima — bi. d. Allerö. Schwankun. arktisch wi. Süd-Grönl.	Kleine Wasserbecken		Dryas-Tone in kleinen Becken — Stauendmoräne des Hornheimer Riegels und Bändertone des Stausees im Schulensee-becken
Glazialzeit		Stauseen am jeweiligen Eisrand		

[1]) Schicht, in d. Aus Schuster, Postglaziale Quellkalke Schleswig-Holsteins.

Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig.

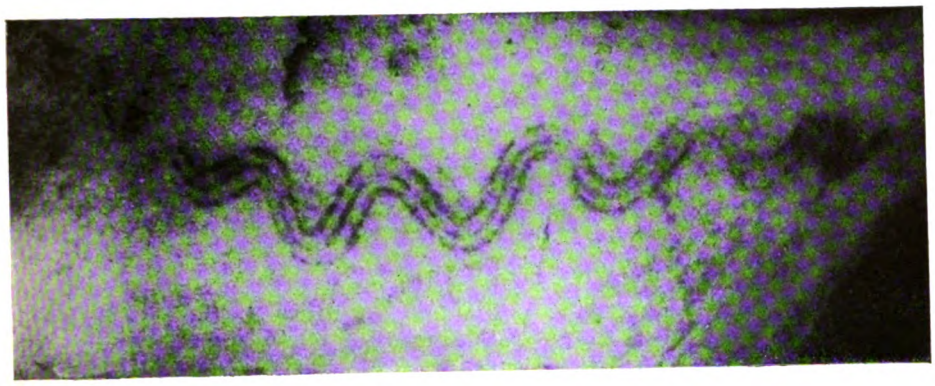


Abb. 2. La Pileta (Malaga). Farbige Linien in Form einer Schlange. Frühes Aurignacien. Nach Breuil, Obermaier und Verner.

Abb. 1. La Pileta (Malaga). Farbige Linien in Tierformen. Frühes Aurignacien. Nach Breuil, Obermaier und Verner.

UNIV. OF MICH.

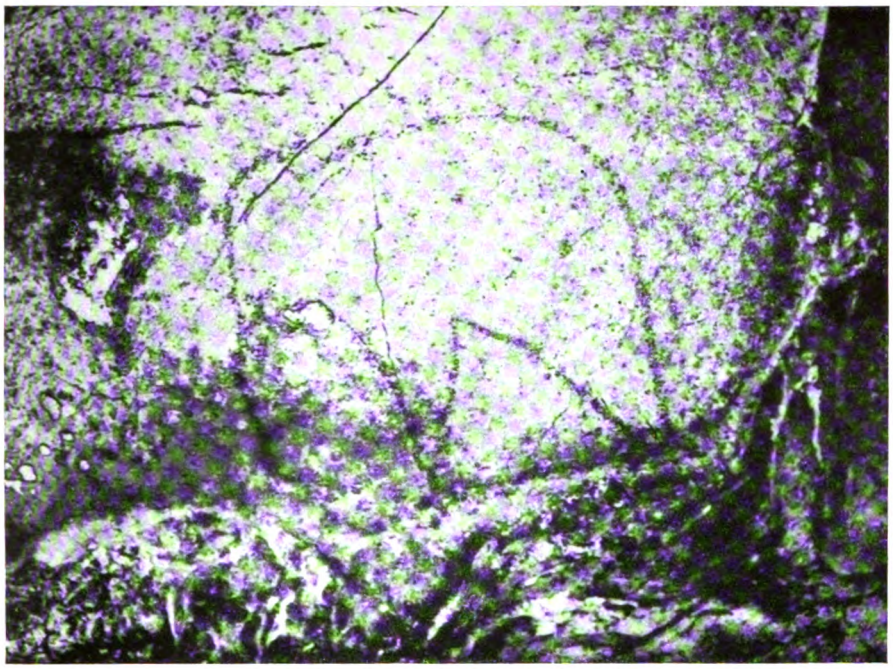


Abb. 3. Castillo (Spanien). Elefant. Zeichnung mit roter Farbe. Aurignacien. Nach Alcalde del Rio, Breuil und Sierra.

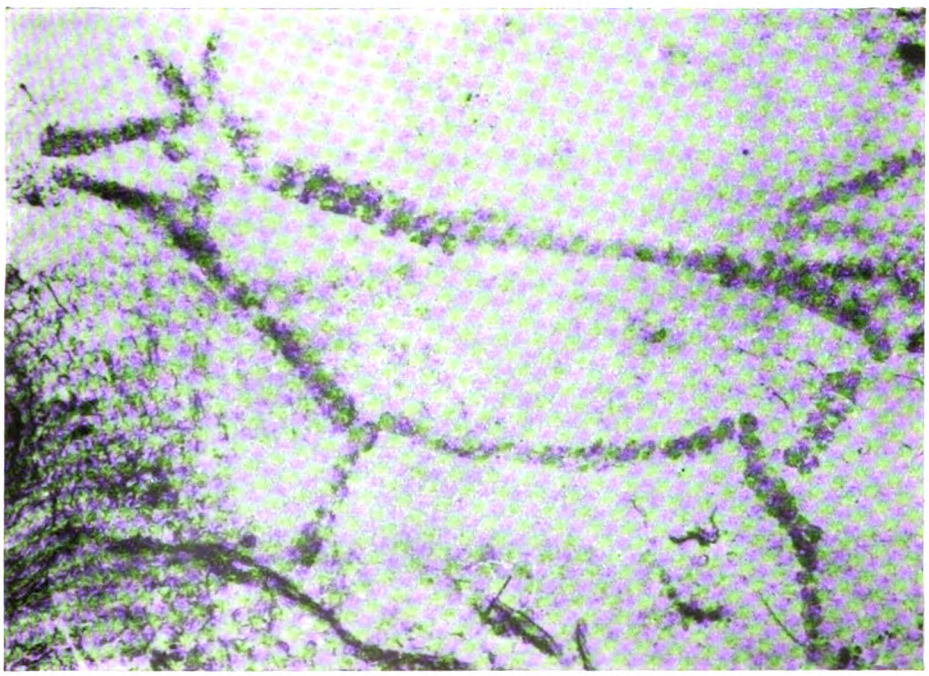


Abb. 4. Covalanas (Spanien). Hirschkuh. Zeichnung mit roter Farbe. Aurignacien. Nach Alcalde del Rio, Breuil und Sierra.

UNIV. OF MICH.

Abb. 5. La Madeleine (Gironde). Renntier mit Jungem, graviert auf Kalkstein. Magdalénien. Länge des Tieres 36 cm. Nach Photographie des Originals.

UNIV. OF MICH.

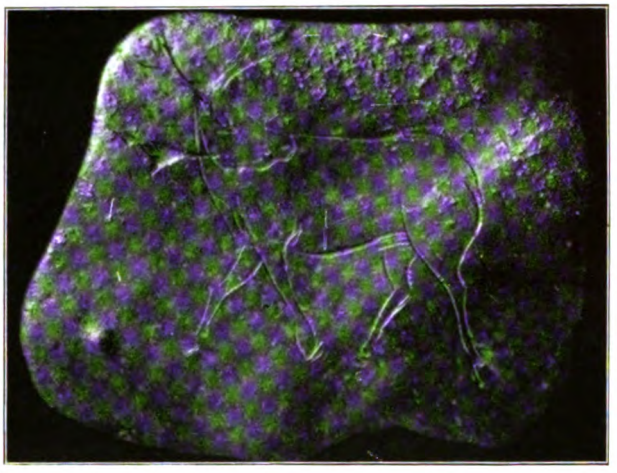


Abb. 6. Laugerie-Bausse. Renntier, sich umsehend. Magdalénien. Natürliche Größe.
Gravierung auf Kalkstein. Sammlung Bourlon.
Nach Photographie des Abgusses im Museum von St. Germain bei Paris.

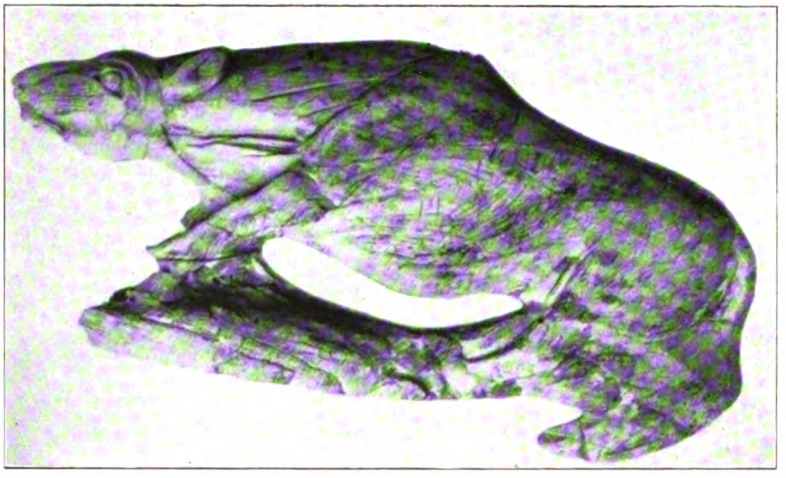


Abb. 7. La Madeleine (Gironde) Hyäne. Elfenbein. Magdalénien. Ungefähr natürliche Größe.
Nach Photographie des Originals.

Abb. 8. Les Hoteaux (Ain) Eilender Hirsch. Gravierung auf einem „Kommandostab". Magdalénien. Nach Photographie des abgerollten Abgusses im Museum St. Germain bei Paris.

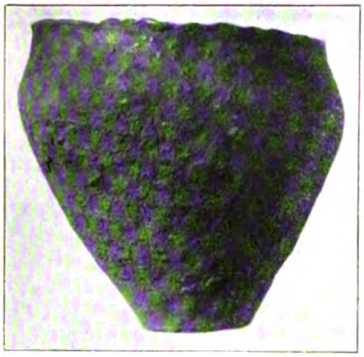
Abb. 9. Lespugue (Haute-Garonne), Grotte des Harpons. Wildpferde. Magdalénien. Ungefähr natürliche Größe. Nach Photographie des Originals. Vgl. St. Périer, Ipek, Jahrbuch für prähistorische und ethnographische Kunst, 1925, Tafel 3.

Abb. 1. $^3/_5$ nat. Größe.

Abb. 2. $^3/_5$ nat. Größe.

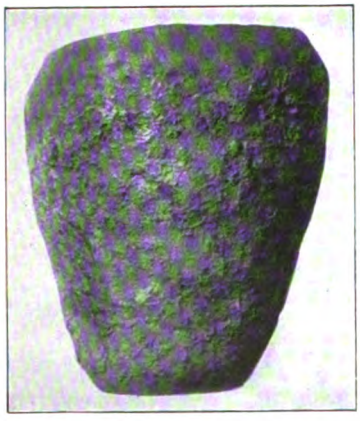
Abb. 3. $^3/_5$ nat. Größe[1]).

[1]) Das Gefäß Abb. 3 hat nicht, wie es nach der Abbildung scheinen könnte, runden Boden, sondern eine ausgesprochene Standfläche.

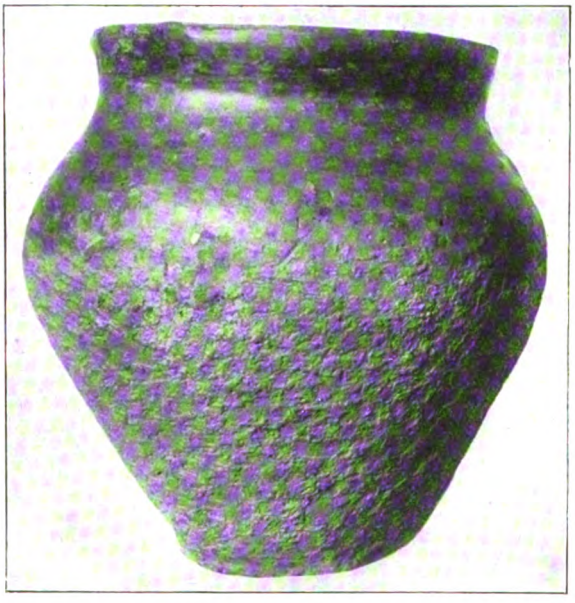


1. 1/6

2. 1/6



3. 1/6



4. 1/4

Abb. 1—3. Gefäße des Harpstedter Stils aus Nienburg a. Weser.
Abb. 4. Gefäß des Nienburger Stils aus Keppeln, Kr. Kleve.

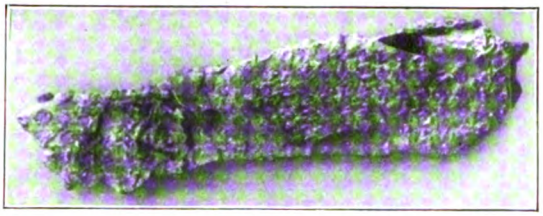


Abb. 1. Eisenmesser mit Stoffauflage. $^3/_4$ nat. Größe.

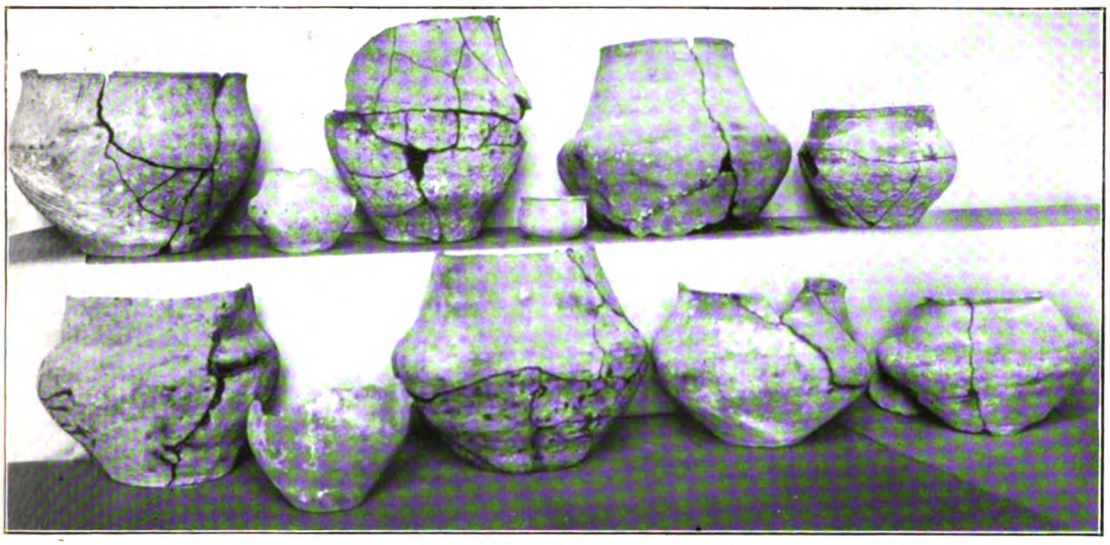


Abb. 2. Begleitgefäße. $^1/_{11}$ nat. Größe.

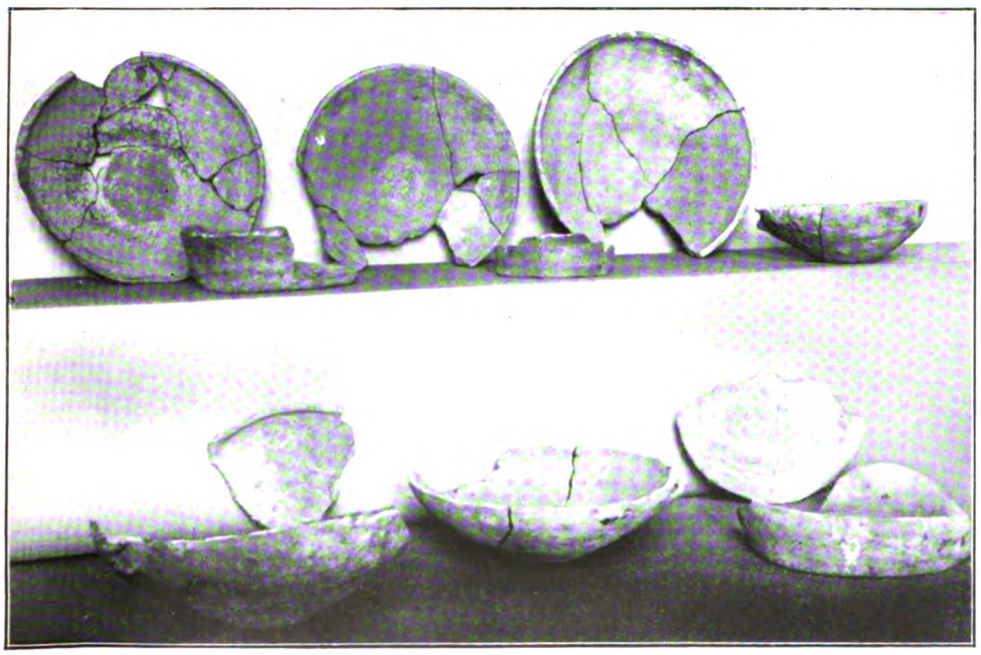


Abb. 3. Deckel. $^1/_7$ nat. Größe.

UNIV. OF MICH.

Abb. 4. Seitenansicht.

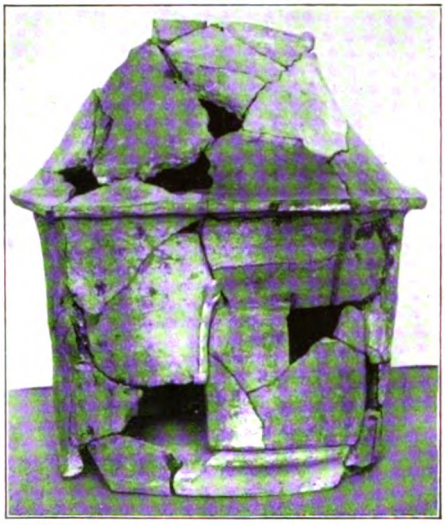


Abb. 6. Vorderansicht mit Tür.

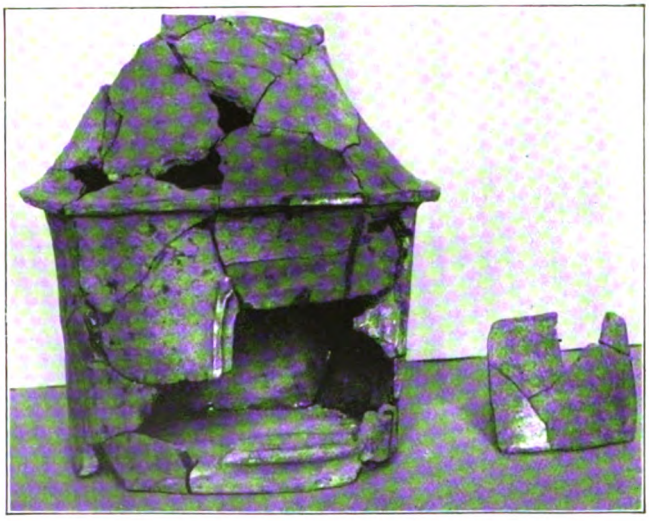


Abb. 5. Vorderansicht mit Türöffnung.

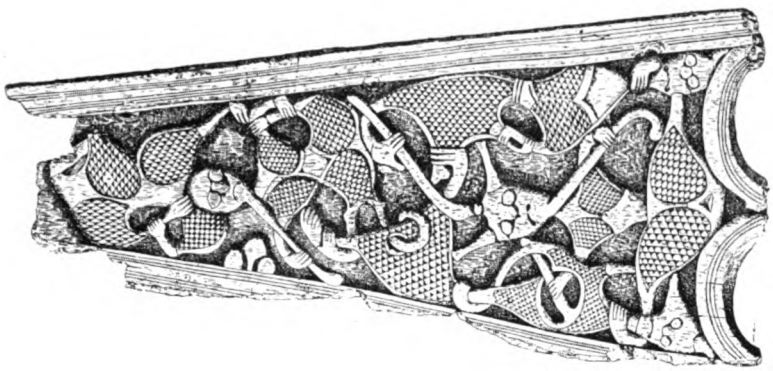


Abb. 3. Tingl (Os. III, 18, Fig. 13). Entspricht Abb. 1e.

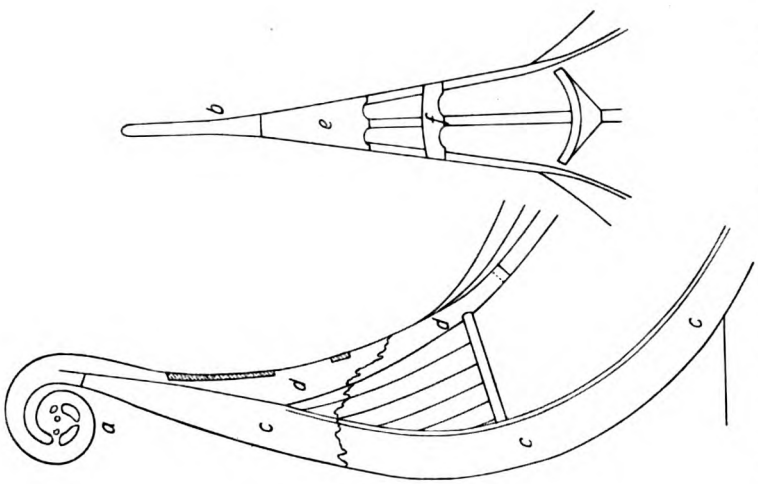


Abb. 1. Aufriß des Stevens des Oseberg-Schiffes (nach Os. I, 339, Fig. 143). Vgl. S. 349, Anm. 3. —

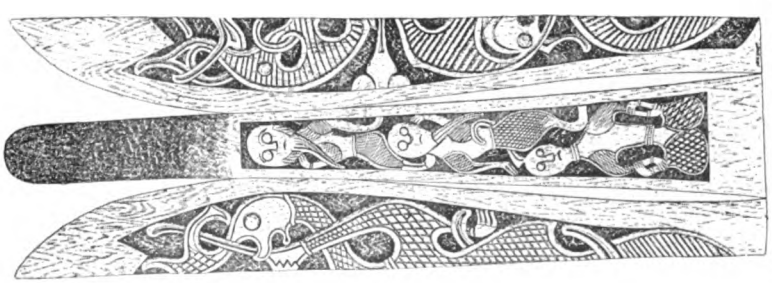


Abb. 2. Oberer Teil des Stevens entfaltet (Os. III, 17, Fig. 12). Entspricht Abb. 1b. —

OF
MICH

Abb. 6. Tierkopf von einem Bettgestelle, Oseberg (Os. III, 214, Fig. 203).

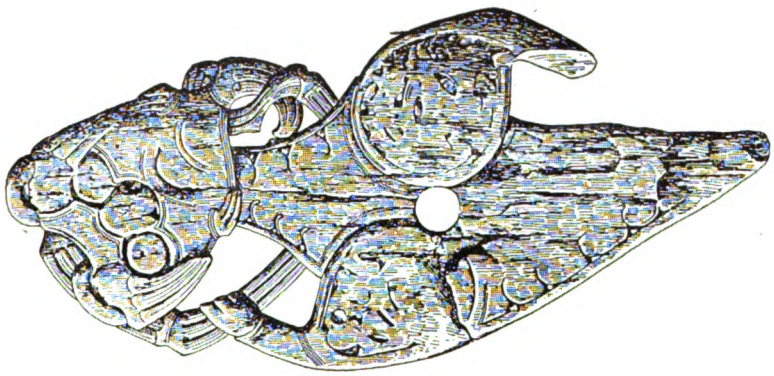


Abb. 5. Der „karolingische Löwe", Oseberg (Os. III, 22, Fig. 16). —

Abb. 4. Schnitzwerk vom Backbord des Achtersteevens (nach Os. III, pl. II). Entspricht Abb. 1c und d. —

UNIV.
OF
MICH.

Abb. 9. Der „akademische" Tierkopfpfosten von Oseberg (Os. III, pl. X). —

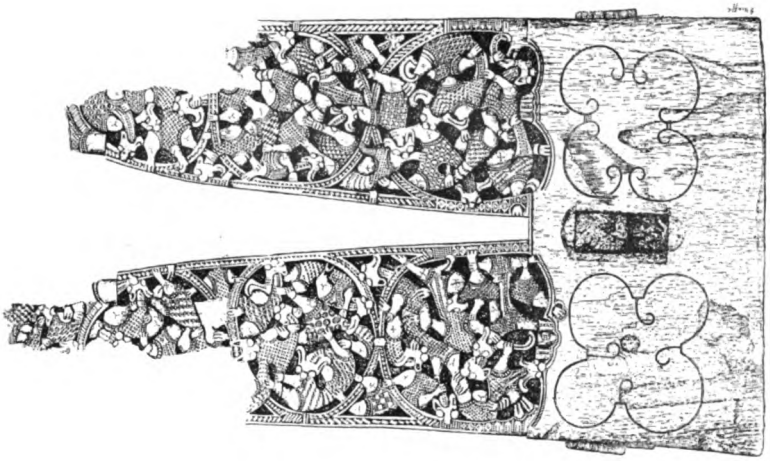


Abb. 8. Hals des „karolingischen" Tierkopfpfostens 5 von Oseberg (Os. III, 119, Fig. 110, 111). —

Abb. 7. Der letzte Tierkopfpfosten des „Barock"-Meisters von Oseberg (Os. III, 152, Fig. 143).

Abb. 11. Der erste „barocke" Tierkopfpfosten von Oseberg (Os. III, 126, Sig. 114).

Abb. 10. Der Tierkopfpfosten 174 von Oseberg (Os. III, 76, Sig. 66). —

UNIV. OF MICH.

Abb. 12. Tierkopf eines Eckpfostens am Kasten von Gustafsons Schlitten, Oseberg (Os. III, 177, Fig. 169a)

Abb. 13. Zierwerk auf dem Schädelfelde des einen Tierkopfes vom Kasten an Gustafsons Schlitten (Os. III, 181, Fig. 174).

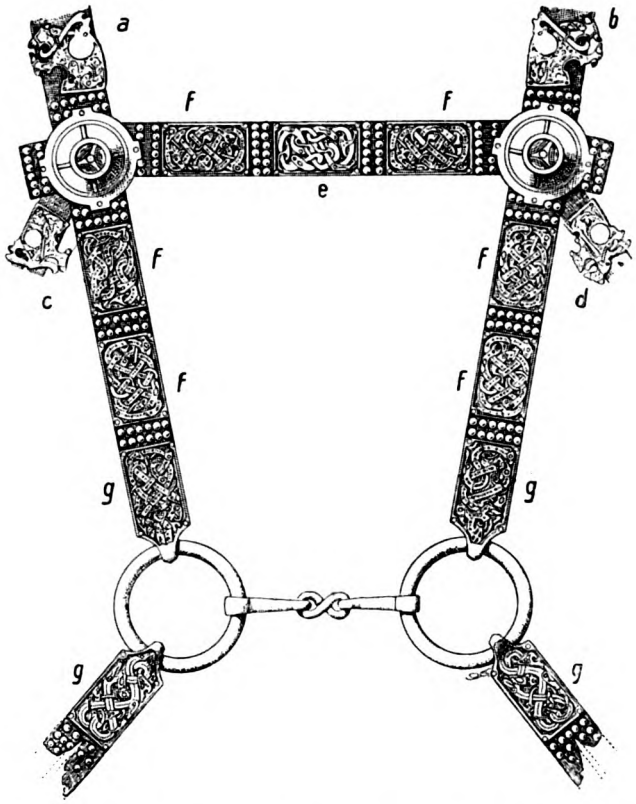


Abb. 14. Pferdegeschirr aus Wendel, Grab VII (Stolpe och Arne, Pl. XIX, Fig. 1). —

Abb. 15. Der linke Tierkopf des Querriemens (Stolpe och Arne, Pl. XIX, Fig. 9). Entspricht Abb. **14**c. —

Abb. 16. Der rechte Tierkopf des Querriemens (Stolpe och Arne, Pl. XIX, Fig. 10). Entspricht Abb. **14**d.

UNIV
OF
MICH

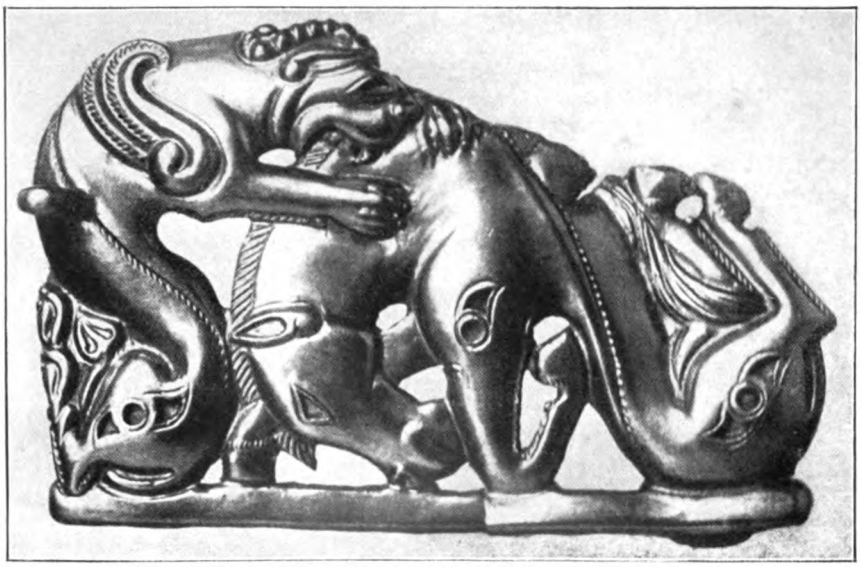


Abb. 20. Durchbruchsarbeit in Gold mit eingelegten Steinen aus Westsibirien, 1. Jahrh. nach Chr. (Rostovtzeff, Iranians and Greeks, Pl. XXV, Fig. 2).—

Abb. 21. Galsted bei Hadersleben, Schleswig. Silber. (Salin, S. 166, Abb. 394).

UNIV. OF MICH.

Abb. 22. Kleine Tierfigur im jüngeren Osebergstile (Os. III, 292, Fig. 300).

Abb. 23. Ziereinheit aus dem letzten Tierkopfpfosten des „Barock"-Meisters (Nach Os. III, 160, Fig. 153). Vgl. Abb. **9** und **26, 27**.

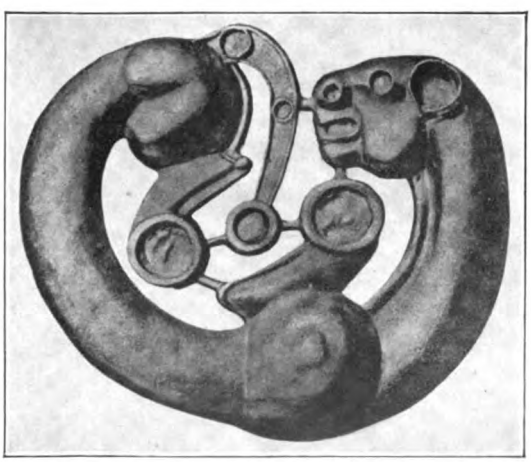


Abb. 24. Goldenes Tier aus Sibirien (Minns, Scythians and Greeks, S. 274, Fig. 194).

Abb. 25. Tierverzierung von einem Pferdegeschirre aus dem Kuban, 6. Jahrh. vor Chr. (Rostovtzeff, Iranians and Greeks, S. 194, Fig. 21b; vgl. S. 237, 14).

UNIV.
OF
CHI.

Dieses Heft bildet den Schluß des 17. Bandes.

Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte

Mannus

PERIODICAL ROOM
GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.

Zeitschrift für Vorgeschichte

begründet und herausgegeben von

Prof. Dr. Gustaf Kossinna

17. Band
Heft 4

Leipzig • Verlag von Curt Kabitzsch
1926

Verlag von Curt Kabitzsch in Leipzig, Salomonstraße 18b.

Inhalt des vorliegenden 4. Heftes des 17. Bandes:

I. Abhandlungen und Mitteilungen.

		Seite
Kadner, Albert:	Homo Kilienſis — Ein nordiſcher Urmenſch. Mit 26 Abbildungen und 1 Tabelle auf Tafel IX—XV	257
Kühn, Herbert:	Urſprung und Entwicklung der paläolithiſchen Kunſt. Mit 9 Abb. auf Tafel XVI—XX	271
Adrian, Walther:	Eine meſolithiſche Siedelung bei Bielefeld. Mit 5 Textabbildungen	279
Krebs, Albert:	Zwei ſpätneolithiſche Becher aus Weſtfalen. Mit 3 Abbildungen auf Tafel XXI	284
Stampfuß, Rudolf:	Das Vordringen der Germanen zum nördlichen Niederrhein und die Ausbreitung der Harpſtedter Kultur. Mit 12 Abbildungen und 1 Karte im Text, ſowie Tafel XXII	287
Rodrian, B.:	Ein Begräbnisplatz früher Eiſen- und Latènezeit im Kreiſe Schweinitz, Prov. Sachſen. Mit 84 Textabbildungen	309
König, M.:	Hausurnenfund bei Froſe in Anhalt. Mit 6 Abbildungen auf Tafel XXIII und XXIV	333
Knoke, Friedrich:	Die Herkunft des Namens Germanen	336
Schultz, Wolfgang:	Tierköpfe mit tierverzierten Feldern in Oſeberg und Wendel. Mit 27 Abbildungen im Text und auf Tafel XXV—XXXII	344
Petſch, W.:	Vineta. Eine Entgegnung	366
Burkhardt, Robert:	Schlußwort zur Entgegnung über Vineta von W. Petſch	368
Prietze, Herm. Albert:	Was man von den Bückeburgern lernen kann	369
Bethge, W.:	Die Abgrabung des Mühlenberges in Oſternienburg, Kr. Köthen	373
	II. Bücherbeſprechungen	376
	III. Nachrichten	394

Geſellſchaft für deutſche Vorgeſchichte.

Förderung der Vorgeſchichte unſeres Volkes iſt jetzt nationale Pflicht, dies kann nicht beſſer geſchehen als durch Beitritt zur genannten Geſellſchaft.

Der Mitgliedsbeitrag der Geſellſchaft für deutſche Vorgeſchichte beträgt für 1926 12 RM.; für Mitglieder der Berliner Zweiggeſellſchaft 1 RM. mehr; die Einzahlung desſelben hat an den Verlag von **Curt Kabitzſch, Leipzig,** Salomonſtraße 18b (Poſtſcheckkonto Leipzig 54228), zu erfolgen. Öſterreichiſche Mitglieder zahlen fürs Jahr 15 Schilling und können den Betrag auf Poſtſparkaſſenkonto Wien No. 156722 des Verlags einzahlen, Mitglieder in der Tſchechoſlovakei zahlen 75 kč für das Jahr und können dieſen Betrag auf das Konto des Verlags Kabitzſch bei der Kreditanſtalt der Deutſchen, Prag, Krakauer gaſſe 11 einzahlen. Im übrigen beträgt der Beitrag für Mitglieder im Ausland 15 RM.

Neuanmeldungen ſowie **Abmeldungen** ſind entweder an den Vorſitzer, Herrn Geh. Regierungsrat **Profeſſor Dr. G. Koſſinna, Berlin-Lichterfelde, Karlſtraſſe 10** oder an den Schatzmeiſter der Geſellſchaft, Herrn **Ernſt Suethlage, Berlin NW 5,** Quitzowſtraße 123 zu richten.

Anſchrift-Änderungen und Zahlungen dagegen an den Verlag von **Curt Kabitzſch, Leipzig,** Salomonſtraße 18b. Poſtſcheckkonto Leipzig No. 54228.

Manuſkripte, Vorlagen uſw. ſind nur an den Herausgeber, Herrn Geh. Regierungsrat **Profeſſor Dr. G. Koſſinna,** Berlin-Lichterfelde, Karlſtraße 10 einzuliefern (Einſchreiben!). Manuſkripte ſollen möglichſt einſeitig beſchrieben ſein, Zeichnungen reproduktionsfähig ausgeführt unter Vermeidung von Bleiſtiftſtrichen oder mit Bleiſtift ausgeführten Schattierungen. Am beſten geeignet ſind **Federzeichnungen,** die jedoch tief ſchwarz gehalten ſein müſſen. Graue Striche erſchweren die Wiedergabe.

Der Bezugspreis des „**Mannus**“, im Buchhandel während des Erſcheinens beträgt RM. 18 für den Band, nach Abſchluß des Bandes wird er erhöht. Ferner ſei auf die **Ergänzungsbände** aufmerkſam gemacht, von welchen 4 bereits vorliegen; Für die erſten 16 Bände iſt der reguläre **Bezugspreis** aufgehoben.

Die Bände I—XVI und **Ergänzungsband** I bis IV können neu eintretende Mitglieder und Abonnenten, ſoweit noch vorhanden, nachbeziehen. Man wende ſich an den Verlag.

Die germanische Familie in der Vorzeit

Von

Prof. Dr. W. Schulz, Halle a. Saale

IV, 37 Seiten mit 26 Abbildungen im Text. 1925

Einzelpreis Rm. 2.50, Vorzugspreis Rm. 2.—*)

Bildet Nr. 3 der Vorzeit-Bücherei herausgegeben von Prof. Hans Hahne, Halle a. S.

Inhalt: Einleitende Bemerkungen über die vorgeschichtlichen Germanen. Der Familienaufbau. — Die Frau. — Die Ehe. — Die Hausgemeinschaft. — Der verwandtschaftliche Zusammenhalt.

Aufgabe dieses Buches ist, in möglichst knapper Form die altgermanischen Familienverhältnisse darzulegen. Vielen steht nicht die Zeit zur Verfügung, große wissenschaftliche Werke durchzuarbeiten, und sie werden dem Verfasser danken, daß er ihnen einen Überblick auf Grund wissenschaftlicher Tatsachen für wenig Geld bietet. Vielfach hat Verfasser die Germania des Tacitus als Quelle heranziehen müssen, die man als übertrieben idealisiert bezeichnet hat. Es scheint jedoch, als sei diese Darstellung sehr oft lebenswahrer, als das Bild des germanischen Familienlebens, das vom juristischen Standpunkt auf Grund der nüchternen Rechtssatzungen entworfen worden ist.

Soeben erschien:

Staat und Gesellschaft in germanischer Vorzeit

Von

Prof. Dr. W. Schulz, Halle a. Saale

IV, 52 Seiten mit 30 Abbildungen im Text und 2 Karten. 1926.

Einzelpreis Rm. 3.50, Vorzugspreis Rm. 2.80*)

Bildet Nr. 4 der Vorzeit-Bücherei herausgegeben von Prof. Hans Hahne, Halle a. S.

Verfasser zieht Staat und Gesellschaft in germanischer Vorzeit in den Kreis seiner Betrachtungen. Er bietet keine neuen Forschungen, sondern das, was die Vorgeschichtswissenschaft als bisherige Ergebnisse buchen kann in knappster Form, aber unter Anfügung eines Schriftenverzeichnisses, sodaß jeder, der Aufschlüsse über Einzelheiten wünscht, diese leicht zu finden vermag. Nicht nur für die gegenwärtigen sozialen Verhältnisse zeigt sich Interesse, man möchte auch etwas über die früheste Zeit der germanischen Länder erfahren und etwas wissen über die damaligen staatlichen Verhältnisse, Entstehung der Völkerschaften, Besiedlung, Völkerzahl, die Oberhäupter, Gerichtswesen, Verwaltung, über Adelige, Freie und Unfreie, Kleidung, Waffen, Würdezeichen, Reichtum, Beschäftigung usw. Hier gibt nun Prof. Schulz willkommene Aufschlüsse und zwar keine Hypothesen, sondern durch die Vorgeschichts- und Geschichtsforschung erwiesene Tatsachen. Es empfiehlt sich, den 3. Band der Vorzeit-Bücherei (Germanische Familie) mitzubeziehen, beide bilden eine knappe Schilderung der altgermanischen Kultur und sind in einem Band zusammengebunden zu haben. Werden auch die ersten beiden Bände der Vorzeit-Bücherei abgenommen, so tritt der um ein Fünftel billigere Vorzugspreis in Kraft.

Verzeichnisse stehen zu Diensten.

Beide Nummern in einem Band gebunden Einzelpreis Rm. 7.50, Vorzugspreis Rm. 6.30.

*) Der Vorzugspreis wird zugestanden, wenn alle 4 bisher vorliegenden Bände der Vorzeit-Bücherei abgenommen werden.

Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig, Salomonstraße 18b.

Die deutsche Vorgeschichte

eine hervorragend nationale Wissenschaft.

Von Geh.-Rat Prof. Dr. Gustaf Kossinna.

Vierte, vermehrte und verbesserte Auflage.

VIII, 255 Seiten mit 516 Abbildungen im Text und auf 62 Tafeln. 1925.
Einzelpreis: RM. 12.—, geb. RM. 14.40. Vorzugspreis: RM. 9.60, geb. RM. 12.—.
(Bildet Nr. 9 der von Geh.-Rat Kossinna herausgegebenen Mannusbibliothek.)

Eine Neuauflage dieses Buches wird die Leser dieser Zeitschrift besonders interessieren. Sie ist ein Beweis für das Vordringen der prähistorischen Wissenschaft in immer weitere Kreise. Tatsächlich gibt es wohl kaum ein Buch, das so geeignet ist wie dieses, uns zu zeigen, daß wir trotz der trüben Gegenwart auf unser Deutschtum stolz sein dürfen. Unsere Leser tragen durch Empfehlungen des Buches mit bei, die Vorgeschichts-Wissenschaft volkstümlich zu machen. Die neue Auflage bietet auch dem Wissenschaftler neues, denn sie ist textlich in manchem verbessert und erhält 12 neue Tafeln mit noch nirgends veröffentlichten Bildern.

Blätter für deutsche Vorgeschichte.

Zeitschrift der Danziger Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte.

Herausgeber: Dr. Wolfgang La Baume, Danzig.

Soeben erschien:

Heft 3, 36 Seiten mit 11 Abbildungen im Text. 1926. Etwa RM. 1.20

Inhalt von Heft 3:

Fr. Hempler, Vorzeitfunde und Volksglauben.
W. La Baume, Germanische Funde der Völkerwanderungszeit aus Nordost-Deutschland.
Chronik der Gesellschaft 1925.

Heft 1, 36 Seiten mit 27 Abbildungen im Text. 1924. RM. 1,40.
Heft 2, 40 Seiten mit 18 Abbildungen im Text. 1925. RM. 1.20.

Diese beiden Hefte enthalten folgende Arbeiten:

Ernst Petersen, Die Bronzezierscheibe aus Borkendorf (Westpr.).
W. La Baume, Wagendarstellungen auf ostgermanischen Urnen der frühen Eisenzeit und ihre Bedeutung.
H. Conwentz, Das Wikingerboot bei Baumgarth.
W. La Baume, Zwei Bronzeschatzfunde a. d. nördl. Pommerellen.

Vorgeschichte des Deutschen Volkes

Von Prof. Dr. Ernst Wahle,
Privatdozent für Vorgeschichte an der Universität Heidelberg.

X und 184 Seiten mit 5 Vignetten. 1924.
Rm. 5,—, geb. Rm. 6,—.

Eine Kulturgeschichte der Deutschen von der Urzeit bis zur Römerherrschaft am Rhein.

„Schlesische Zeitung“: Ein Bild von der Geschichte des wirtschaftlichen, politischen und geistigen Lebens der vorgeschichtlichen Völker auf deutschem Boden. — Ein kundiger und zuverlässiger Führer durch die Urgeschichte unseres Vaterlandes. Dr. M. Jahn, Breslau.

„Blätter für deutsche Vorgeschichte“: Ausser den sachlich so wertvollen textlichen Teilen enthält Wahles Buch eine vorzügliche Übersicht über die vorgeschichtliche Literatur, für welche wir ihm ebenfalls dankbar sind. Prof. Stromme.

Universitätsbuchdruckerei H. Stürtz A.-G., Würzburg.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 07029 0823
BOUND
JUN 19 1928
UNIV. OF MICH.
LIBRARY